00099699

00099699

Digitized with financial assistance from

HT Parekh
FOUNDATION

An Initiative by
HDFC
WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018

F. C. Schloſſer's

Weltgeſchichte

für das

deutſche Volk.

99699

Unter Mitwirkung des Verfaſſers bearbeitet

von

Dr. G. L. Kriegk.

Vierter Band.

Vol 4

Frankfurt a/M. 1846.
Franz Varrentrapp's Verlag.
Ph. Krebs.

99699

Druck von **August Osterrieth**
in Frankfurt a. M.

Inhalt des vierten Bandes.

Geschichte der alten Welt.

Seite

II. Völker der griechisch-römischen Zeit (Fortsetzung: Geschichte der Römer) 1

X. Von Sulla's Tod an bis auf das erste Triumvirat . 3
1. Charakter der letzten Zeit der römischen Republik . . 3
2. Die nächste Zeit nach Sulla's Tod 7
3. Der Krieg mit Sertorius 9
4. Der Sklavenkrieg 12
5. Pompejus und Crassus. 18
6. Der Seeräuberkrieg 23
7. Der letzte Mithridatische Krieg 26
8. Die Catilinarische Verschwörung 39
9. Innere Angelegenheiten von der Catilinarischen Verschwörung an bis auf das erste Triumvirat 46

XI. Von der Bildung des ersten Triumvirats an bis zum Untergange der Republik 52
1. Das erste Triumvirat 52
2. Cäsar in Gallien 62
3. Innere Geschichte Rom's vor dem Ausbruche des zweiten Bürgerkrieges 66
4. Der zweite Bürgerkrieg 73
5. Cäsar als Alleinherrscher 87
6. Von Cäsar's Tod an bis zum zweiten Triumvirat . . 99
7. Von der Bildung des zweiten Triumvirats an bis auf die Schlacht bei Aktium 109

XII. Literatur und Bildung der Römer in der republikanischen Zeit 124
1. Literatur und Bildung in den ersten Zeiten der Republik . 124
2. Literatur und Bildung vom Beginn der punischen Kriege an bis auf Cicero's Zeit 130
3. Literatur und Bildung zu Cicero's Zeit 149

XIII. Die römische Kaiserzeit von Augustus an bis auf Hadrian 168
1. Octavianus Augustus als Alleinherrscher 168
2. Die germanischen Völker und ihre Kriege mit den Römern zu August's Zeit 179
3. Die Regierung der Kaiser aus August's Familie . . . 193
4. Von Nero's Tod an bis auf Vespasian's Thronbesteigung . 227
5. Die letzte Zeit des jüdischen Staats und die Entstehung des Christenthums 236
6. Die Kaiser Vespasianus und Titus 251

Seite

7. Die römischen Provinzen von Augustus an bis auf Vespasian's Zeit und die Verhältnisse der Römer zu den germanischen und brittischen Völkerschaften 260
8. Die römische Kaiserzeit von Titus Tod an bis auf Hadrian 274
9. Der Kaiser Hadrianus 288
10. Rückblick auf den Geist des Lebens und das Staatswesen der ersten Zeit des Kaiserreichs 296
11. Literatur und Bildung von August's Zeit an bis auf Hadrian 309
    1. Das Augusteische Zeitalter der Literatur . . . 309
    2. Die Zeit von Augustus bis auf Hadrian . . . 327
12. Literatur und Bildung zu Hadrian's Zeit 352

XIV. Die römische Kaiserzeit von Hadrian's Tod an bis auf Constantin den Großen 364
1. Allgemeines über den Zustand der römischen Welt in ihren letzten Zeiten 364
2. Antoninus Pius und Antoninus Philosophus 368
3. Die Nachfolger der Antonine bis auf Alexander Severus . 374
4 Alexander Severus und die Entstehung des neupersischen Reiches 389
5. Die Nachfolger des Alexander Severus bis auf Diokletian. 392
6. Diokletian und seine Mitkaiser 409
7. Ausbreitung und Entwickelung des Christenthums bis zur Zeit Constantin's des Großen 421
8. Heidnische Literatur und Bildung von Hadrian's Zeit an bis auf Constantin den Großen 434

XV. Die letzten zwei Jahrhunderte des Alterthums . . . 460
1. Constantin der Große 460
2. Das Christenthum als herrschende Religion im römischen Reiche 466
3. Constantin's des Großen Nachfolger bis auf Valens Zeit . 474
4. Beginn der sogenannten Völkerwanderung 491
5. Von Valens Tod an bis auf Alarich's Einfall in Griechenland 495
6. Die Wanderungen der Gothen und die Geschichte des römischen Reiches während derselben 501
7. Die Wanderungen der Vandalen und Hunnen und die Geschichte des römischen Reiches während derselben . . . 513
8. Der Untergang des weströmischen Reiches 526
9. Odoaker und Theodorich der Große 537
10. Von Theodorich's des Großen Tod an bis zum Untergang des ostgothischen Reiches 541

XVI. Religion, Bildung und Literatur in den letzten zwei Jahrhunderten des Alterthums 555
1. Das Christenthum. 555
2. Literatur und Bildung der letzten Zeiten des Alterthums . 566

Geſchichte der alten Welt.

II. Völker der griechiſch-römiſchen Zeit.

(Fortſetzung.)

X. Von Sulla's Tod bis auf das erste Triumvirat.

1. Charakter der letzten Zeit der römischen Republik.

Die Geschichte der hundert Jahre, welche der Einführung einer Monarchie in Rom vorausgingen, ist in doppelter Hinsicht wichtig und belehrend: sie zeigt uns nämlich zugleich die höchste Blüthe und die größte moralische Entartung des römischen Volkes. Beides ist, wie die Geschichte aller Staaten lehrt, immer mit einander verbunden; allein das Sittenverderbniß ist nicht, wie man gewöhnlich glaubt, eine Folge der blühenden Cultur, sondern eine ihr gleichzeitige und aus denselben Ursachen hervorgehende Erscheinung. Der zunehmende Reichthum einer Nation vermehrt die Mittel des Genusses und die Ungleichheit des Vermögens, er erzeugt also auch eine größere Menge von Genüssen, sowie eine größere Mannichfaltigkeit der Lebensverhältnisse und der geistigen Anregungen. Auf diese Weise erscheint leider bei jedem Volke zu derselben Zeit, in welcher es sich durch Größe des Geistes und der Thaten am meisten auszeichnet, zugleich auch eine große moralische Verdorbenheit. Außerdem sind aber auch gewisse politische Verhältnisse mit strenger Sittlichkeit unvereinbar, wenn anders nicht der Bessere das Opfer des Schlechteren werden soll.

Wenn man diese unbestreitbaren Sätze festhält, so wird man über manche traurigen Erscheinungen dieses Zeitraumes weniger erstaunen. Man muß aber dabei auch den wichtigen Umstand beachten, daß die sittliche Verdorbenheit der höheren Klassen von Griechenland und Rom von uns leicht aus dem Grunde falsch

beurtheilt wird, weil sie weit offenkundiger war, als die Entartung der Aristokratieen und Hauptstädte unserer Tage ist. Die neuere Zeit birgt ihre Sittenlosigkeiten im Dunkel des Schweigens, und sucht auf jede Weise zu verhindern, daß die eigentlichen Triebfedern der Dinge und das innerste Wesen der herrschenden Klasse enthüllt werden. Im Alterthum dagegen erstreckte sich die Öffentlichkeit des Staatslebens auch sogar auf alle Privatverhältnisse, und es werden deshalb, selbst bei einer blos oberflächlichen Betrachtung der alten Geschichte, Dinge sichtbar, welche in neuerer Zeit gewöhnlich nur den Eingeweihten bekannt sind. Deshalb kann nur derjenige unter uns über den moralischen Zustand unserer Zeit im Vergleich mit dem des Alterthums richtig urtheilen, der das Leben und die sogenannten Denkwürdigkeiten der großen Welt kennt. Er muß nicht allein die ganze Reihe der Memoiren, welche in Frankreich in acht und siebenzig Bänden gesammelt worden sind, sondern auch die der Mutter des Regenten, einer pfälzischen Prinzessin, sowie die Denkwürdigkeiten aller Zeitgenossen Ludwig's XV., der Töchter Friedrich Wilhelm's I., der Gräfin Lichtenau und Consorten, die von Lang und viele ähnliche gelesen haben. Er muß ferner die Denkwürdigkeiten aus den Zeiten der beiden letzten Stuart's, die der zwei ersten Regenten aus dem Hannover'schen Hause, des Prinzen von Wales und seiner Gemahlin, der Genossen englischer Orgien, der Henriette Wilson, des berüchtigten Ouvrard und der russischen Günstlinge studirt haben. Er muß endlich den Gerichtsverhandlungen Englands und Frankreichs Schritt vor Schritt gefolgt sein, und das Leben der europäischen Hauptstädte, wie das der deutschen Bäder und Spielhöllen selbst gesehen haben. Wer kann, wer mag dies thun? Wie viele Thorheiten und Schlechtigkeiten könnte aber ein solcher Mann der Welt zeigen, wenn er die Verschwendungen, die Schwelgereien, überhaupt die ganze Lebensweise der höheren Klasse von London, Paris, Neapel, Hamburg und anderen neueren Städten ebenso beschreiben wollte, wie uns die Sitten und Gewohnheiten der alten Römer von ihren eigenen Schriftstellern beschrieben worden sind!

Der moralische Zustand war in der letzten Zeit der römischen Republik nicht schlechter, als er bei ähnlichen Verhältnissen immer zu sein pflegt. Ja, die damalige römische Welt zeigt uns, neben

den in der Natur der Dinge begründeten Gebrechen, ſogar noch große Vorzüge, wie ſie kein civiliſirtes Volk der neueren Zeit uns darbietet. Während nämlich der Staat und die Sitten untergingen, erſchien dagegen die Wirkung, welche die Grundſätze und Verfaſſungen des Alterthums auf den Geiſt des öffentlichen Lebens und auf die Charaktergröße einzelner Männer ausübten, gerade damals im glänzendſten Lichte. Das ſtille häusliche Glück und die allgemein verbreitete bürgerliche Behaglichkeit der chriſtlichen Welt waren freilich weder in Griechenland noch im römiſchen Reiche jemals zu finden; dagegen zeigt ſich aber in der letzten Zeit der römiſchen Republik, ungeachtet aller moraliſchen Verdorbenheit, ein edler Stolz und ein auf Verherrlichung des Vaterlandes gerichteter Patriotismus, die bedeutenden Männer handeln ſtets nach feſten Grundſätzen, und das Leben der höheren Klaſſen wird von Philoſophie erleuchtet, das der niederen von einem geſunden Verſtande geleitet. Wer könnte dies Alles im ganzen neueren Europa wieder finden? Schwerlich hat außerdem irgend eine Regierung der Welt ſo viele Talente und Kenntniſſe in ſich vereinigt, als der römiſche Senat jener Zeit. Große Charakterkraft, hohe Bildung in der herrſchenden Klaſſe, durchdringender Einfluß der Philoſophie auf das Leben erſcheinen ſelbſt unter den Griechen kaum jemals in einem ſo glänzenden Lichte, als unter der römiſchen Ariſtokratie der letzten republikaniſchen Periode. Die Geburt hatte freilich auch damals ihre Geltung, ſie gab aber für ſich allein weder Einfluß noch Schutz, und ohne Bildung, ohne Tüchtigkeit im Leben konnte Keiner emporkommen oder ſich im Beſitze der Macht und des Anſehens behaupten; denn einige hundert Familien kämpften gegen einander mit gleichen Mitteln um den erſten Rang. Geburt, Glanz, Schimmer, hergebrachte Meinung und Vorurtheil der Menge beförderten niemand, ſondern jeder mußte ſich ſelbſt Gott und Schickſal ſein. Dieſe Bedeutung, welche das Talent, die Bildung und ein auf feſte Grundſätze geſtütztes Leben hatten, war ſo groß, daß ungeachtet der herrſchenden ſittlichen Verdorbenheit ſelbſt eine ſtoiſche Strenge, wie ſie Cato der Jüngere beſaß, und die echt römiſche Lebensweisheit eines Caſſius und Brutus allgemeine Anerkennung fanden. Freilich konnte wegen des vorherrſchenden Charakters jener Zeit das auf dieſe

Weise erlangte Ansehen und Übergewicht nicht anders dauernd erhalten werden, als entweder durch einen großen Anhang oder durch den Besitz eines bedeutenden Vermögens, und es war deshalb außer der Bildung durchaus noch erforderlich, daß man entweder an der Spitze eines Heeres gestanden habe, oder daß man unermeßlich reich sei.

Den eigentlichen Grund der hohen Bildung der römischen Aristokratie darf man weder in der einheimischen Rechtswissenschaft, noch in der damals unter den Römern sich verbreitenden Bücherweisheit der Griechen suchen, sondern vielmehr in der Anschauung des menschlichen Lebens selbst, welche dem Römer von einem Ende der Erde bis zum andern dargeboten war, oder mit anderen Worten in der Schule, die der Kriegsdienst und die Verwaltung der Provinzen ihm eröffneten. Das römische Volk kam damals durch Herrschaft oder durch Krieg mit den verschiedenartigsten Völkern in unaufhörliche Berührung, und unzählige Römer wurden als Beamte oder Soldaten in alle Gegenden der bekannten Erde verbreitet. Diese Männer, welche wegen der Leichtigkeit des Sklavenerwerbs von allen gemeinen Beschäftigungen frei waren, und in den Provinzen das Gefühl der Überlegenheit erhielten, erwarben sich leicht die Kenntniß aller Künste und Erfindungen, und lernten das Leben in seinen mannichfaltigen Gestaltungen und Bedürfnissen kennen. Namentlich war Kleinasien eine solche Quelle der Lebenserfahrung und Erkenntniß, weil daselbst, dem Ursitze der Menschheit nahe, die alte asiatische Bildung mit der griechischen zusammentraf, und von dort aus halb barbarische Völker nicht sowohl durch Waffengewalt, als durch die unwiderstehliche Kraft der Civilisation bezwungen wurden.

Bildung, Talent und Charakter waren es, was den römischen Staat groß machte und seine republikanische Freiheit so lange Zeit hindurch erhielt. Sie sind die Lichtseiten des römischen Wesens im Zeitalter der untergehenden Republik, sie geben der Geschichte dieser Periode ihren Hauptreiz, und zeigen uns neben den dunkeln Farben des Privatlebens das Staatsleben dieser Zeit in einem Glanze, wie er selten wieder gefunden wird. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß Ehrgeiz und Habsucht die Seele

dieſes Weſens bildeten, daß das Geld damals eine eigentliche Macht im Staate geworden war, und daß eine unerſättliche Genußſucht die Nation in den Abgrund des Verderbens hinabriß, ſo leuchtet doch andererſeits mitten aus dieſer allgemeinen Verdorbenheit der Geiſt des Alterthums und der Sinn, welcher die Römer groß gemacht hat, aufs glänzendſte hervor. Die letzte Zeit der römiſchen Republik iſt dadurch eine der intereſſanteſten und belehrendſten Perioden der ganzen Weltgeſchichte geworden.

2. Die nächſte Zeit nach Sulla's Tod.

Die römiſche Ariſtokratie hatte durch Sulla's blutige Reformen die verlorene Stärke und den alten Trotz wieder erhalten; feſten Beſtand aber konnte Sulla ebenſowenig dem Adel, als dem Staat überhaupt geben. Im Gegentheil, der Dictator war kaum aus dem Leben geſchieden, als die früheren Scenen ſich wiederholten; ſeine Einrichtungen ſtürzten ſehr bald zuſammen, der Staat ſchwebte von neuem in der beſtändigen Gefahr der Umwälzung, und es begann ein fortdauernder Revolutionszuſtand, der nach den heftigſten Erſchütterungen und nach blutigen Bürgerkriegen mit der Errichtung einer Monarchie endete. Die Männer, welche ſich in Sulla's Erbe theilten, beſaßen nur mäßige Talente, und geriethen bald mit einander ſelbſt in Zwiſt. Ihre Uneinigkeit gewährte einem bei Sulla's Tode noch ganz jungen Manne, Cajus Julius Cäſar, die Möglichkeit, ſich unbemerkt über ſie emporzuſchwingen. Cäſar, der an Geiſt und Talent ihnen Allen weit überlegen war, ſuchte nicht, wie dieſe Männer, unter der Ariſtokratie zu glänzen, ſondern ſich über ſie zu erheben und die Alleinherrſchaft zu erlangen. Er erkannte gleich anfangs aus Sulla's Beiſpiel, daß Rom nur durch dieſelben Mittel unterworfen werden könne, durch welche es ſelbſt den ganzen Erdkreis ſich unterworfen hatte, oder mit anderen Worten, daß ganz allein Volksgunſt, Kriegsthaten und Benutzung des Augenblicks zum bleibenden Beſitze der höchſten Macht führen könnten. An ihn und die vier bedeutendſten Männer aus Sulla's Umgebung knüpft ſich daher vorzugsweiſe die Geſchichte der nächſten dreißig bis vierzig Jahre nach Sulla's Tod an. Dieſe vier Männer, welche unter Sulla's

Herrſchaft etwa dieſelbe Stellung hatten, wie die Marſchälle Napoleon's im franzöſiſchen Kaiſerreiche, waren Lucullus, Pompejus, Craſſus und Metellus Pius. Von ihnen war Pompejus der Mächtigſte, Craſſus der Reichſte, Lucullus der Glänzendſte, Metellus endlich der Edelſte, bis auch er, als Anführer eines Heeres in Spanien, dem Sittenverderbniſſe ſeiner Zeit erlag.

Noch in demſelben Jahr, in welchem Sulla ſtarb, brachen die Unruhen in Rom wieder aus. Einer der beiden Conſuln, Marcus Aemilius Lepidus, wollte den Tod des Alleinherrſchers benutzen, um ſich eine mächtige Partei zu bilden; er machte zu dieſem Zwecke den Antrag, alle von Sulla erlaſſenen Geſetze aufzuheben, die Flüchtlinge und Verbannten zurückzurufen und ihnen ihre eingezogenen Güter wiederzugeben. Ein ſolcher Vorſchlag konnte nicht angenommen werden, ohne daß dadurch zugleich eine neue Revolution hervorgerufen worden wäre, dieſe würde aber gewiß ebenſo blutig geweſen ſein, als die Sullaniſche. Der ganze Senat und Lepidus College, Quintus Lutatius Catulus, widerſetzten ſich daher dem Antrage. Lepidus ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern änderte nur ſeinen Plan. Er begab ſich, noch ehe ſein Conſulat zu Ende war, in die ihm für das nächſte Jahr ertheilte Provinz Cisalpinien (Oberitalien), um dort ein Heer zu rüſten und mit dieſem ſeine Gegner in Rom zu überwältigen. Viele Flüchtlinge und Verbannten ſchloſſen ſich an ihn an, und bald erſchien er mit einem ziemlich ſtarken Heere vor den Thoren der Stadt. Er wurde mit Verluſt zurückgeſchlagen, und ſeine Truppen zerſtreut; er ſammelte aber ſchnell ein neues Heer, und nahm eine feſte Stellung in Etrurien. Nun ward Pompejus, der Haupterbe der Sullaniſchen Militärgewalt, gegen ihn ausgeſchickt, und dieſer dämpfte den Aufſtand mit blutiger Strenge. Lepidus nahm ſich ſelbſt das Leben, die Reſte ſeines Heeres aber begaben ſich unter der Anführung eines flüchtigen Proſcribirten, Marcus Perperna, nach Spanien. Nach römiſchen Geſetzen konnte niemand Oberanführer in einem Kriege ſein, der nicht ein obrigkeitliches Amt bekleidete, Pompejus hatte aber dieſen Krieg nicht allein geführt, ohne Beamter des Staates zu ſein, ſondern ihn auch noch dazu ungemein ſchnell beendigt; er erhielt dadurch eine Stellung, wie ſie in Rom noch nie jemand

gehabt hatte. Er bekam aber zugleich auch eine ungeheuere Einbildung von sich selbst, die ihn auf eine falsche Bahn riß. Schmeichlerische Freunde oder vielleicht auch Sulla selbst hatten ihm schon vorher den Beinamen des Großen gegeben, und er selbst hatte die unselige Grille, sich Alexander den Großen zum Vorbilde zu nehmen. Dabei strebte er sein ganzes Leben hindurch nach Sulla's dictatorischer Gewalt, wollte aber die von diesem gebrauchten Mittel durchaus nicht anwenden, sondern suchte mit Ängstlichkeit immer den Schein zu behalten, als wenn er sich scheue die Verfassung zu verletzen.

Trotz der Unterdrückung des von Lepidus erregten Aufstandes konnte die Ordnung im römischen Staate nicht lange erhalten werden; das Gleichgewicht der Gewalten und das gegenseitige Verhältniß der Familien war zu sehr zerrüttet, als daß ferner an eine dauernde Ruhe gedacht werden konnte. Einzelne Volkstribunen suchten gleich nach Lepidus Besiegung jene alten Vorrechte wieder an sich zu reißen, welche Sulla dem Tribunat genommen hatte. Schon im Jahre 75 v. Chr. ward den Tribunen das Recht, höhere Stellen zu bekleiden, zurückgegeben und auf diese Weise das Tribunat wieder zu einem Mittel gemacht, durch welches ehrgeizige Große sich beim Volk einschmeicheln und also leichter in den Besitz der ersten Staatsämter gelangen konnten. Schon dies allein wäre hinreichend gewesen, um Sulla's aristokratische Verfassung in ihren Grundfesten zu erschüttern.

3. Der Krieg mit Sertorius.

Den Freunden und Erben Sulla's drohte eine noch größere Gefahr von Außen, als Lepidus und die Tribunen in Rom selbst hervorgerufen hatten. In Spanien hatten sich nämlich nach und nach alle Reste der Marianischen Partei gesammelt und eine neue Kriegsmacht geschaffen, welche besonders dadurch furchtbar ward, daß ein tüchtiger Feldherr die Anführung erhielt. Quintus Sertorius, welcher kurz vor Sulla's Rückkehr Statthalter in Spanien gewesen war, hatte (83 v. Chr.) unter dem Consul Lucius Cornelius Scipio Asiaticus gegen Sulla gefochten, und war, als die Truppen des Ersteren zu dem Letzteren übergingen, in Gefangen-

schaft gerathen. Sulla hatte ihm damals die Freiheit geschenkt, und Sertorius war sogleich nach Spanien zurückgekehrt, wo er mit leichter Mühe wieder von seiner Provinz Besitz nahm, weil er sich früher die Zuneigung der Einwohner erworben hatte. Sulla hatte ihn hierauf proscribirt und durch ein gegen ihn abgeschicktes Heer aus Spanien vertreiben lassen. An der Republik verzweifelnd, hatte Sertorius damals den Entschluß gefaßt, aus den Grenzen der bekannten Welt zu fliehen, und auf den sogenannten Inseln der Seligen (den heutigen canarischen Inseln) Rettung und Schutz zu suchen. Unterwegs hatte er aber auf die Nachricht von einer Empörung, welche in Mauretanien ausgebrochen war, seinen Plan geändert, und war an der Küste dieses Königreichs gelandet, um den Empörten Hülfe zu leisten und sich in ihrem Lande einen Zufluchtsort zu verschaffen, welcher der Welt, die er nicht aus den Augen verlieren wollte, näher lag, als jene fast noch ganz unbekannten Inseln. Er schlug nicht nur den mauretanischen König, sondern auch ein römisches Hülfs-Corps, welches Sulla demselben geschickt hatte, und wartete nun in Mauretanien auf bessere Zeiten. Eine willkommene Botschaft rief ihn bald wieder nach Europa zurück. Die streitbaren Lusitanier nämlich, welche von Sulla's Statthalter in Spanien angegriffen wurden, glaubten in dem kriegserfahrenen Sertorius einen neuen Viriathus zu finden, und ließen ihn durch Abgeordnete auffordern, nach Lusitanien zu kommen, um ihre Führung zu übernehmen. Sertorius folgte dem Rufe, und focht mit großem Glück gegen die Truppen des Statthalters. Sulla, welcher anfangs wenig auf ihn geachtet hatte, fand sich zuletzt bewogen, einen seiner tüchtigsten Generale, den Metellus Pius, gegen ihn auszuschicken (79 v. Chr.).

Die Tüchtigkeit, welche Sertorius im Kampfe gegen die Sullaner zeigte, zog in Verbindung mit seinem Glücke bald alle Flüchtlinge und Proscribirte zu ihm; selbst die Reste der von Pompejus in Afrika besiegten Marianer, sowie fünf Legionen, welche unter Perperna's Anführung sich von Lepidus Heere gerettet hatten, sammelten sich um Sertorius. Dieser war bald von einer so großen Zahl geächteter Senatoren umgeben, daß er behaupten konnte, nicht Sulla's neuer Senat in Rom, sondern

der alte, der sich in Spanien gebildet habe, sei die eigentliche Regierungsbehörde des römischen Staates. Sertorius vereinigte mit den Talenten und Erfahrungen eines gebildeten römischen Feldherrn alle Eigenschaften des Viriathus, seine Lebensweise war ganz den Sitten und Gewohnheiten des lusitanischen Volkes angemessen, und dieses hing daher mit großer Zuneigung an ihm. Er bildete neben seinen römischen Truppen ein auf römische Weise disciplinirtes Heer von Spaniern, und ließ den Krieg je nach den Umständen bald von diesen auf die ihnen eigenthümliche Weise, bald von seinen Landsleuten auf römische Art führen. Metellus konnte nichts gegen ihn ausrichten, weil weder er noch seine Soldaten die Beschwerlichkeiten eines solchen Krieges zu ertragen vermochten. Sertorius ward daher für die Aristokraten zu Rom immer gefährlicher, und beunruhigte sie zuletzt so sehr, daß sie den Mann, der von Sulla so hoch gestellt worden war, und so eben den Aufstand des Lepidus unterdrückt hatte, gegen ihn zu schicken beschlossen. Vielleicht hatte man dabei aber auch die geheime Absicht, den allzu mächtig gewordenen Pompejus aus Italien zu entfernen. Pompejus wurde, obgleich er noch immer keines der höheren Ämter bekleidet hatte, an der Spitze eines zweiten Heeres und mit dem Titel eines Proconsuls nach Spanien gesandt (76 v. Chr.), und sollte das Commando mit Metellus theilen. Er erfuhr gleich das erste Mal, als er dem Sertorius gegenüber stand, daß er es diesmal nicht mit einem Papirius Carbo oder Domitius Ahenobarbus zu thun habe; denn er mußte den Versuch, eine belagerte Stadt zu entsetzen, sogleich und mit großem Verlust an Menschen wieder aufgeben. Vier Jahre lang behauptete Sertorius das Feld gegen zwei der größten Generale aus Sulla's Schule. Seine Gegner litten nicht blos durch die Art, wie er den Krieg führte, sondern auch durch die Natur des spanischen Landes selbst; sie sahen sich sogar manchmal außer Stand, ihren Truppen die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen. Pompejus, der einen großen Theil seines eigenen Vermögens an diesen Krieg verwendete, verzweifelte im Jahre 74 v. Chr. an seinem Glück, und wäre damals gewiß nach Italien zurückgekehrt, wenn ihm nicht Lucullus, der ihn seiner eigenen Plane wegen noch länger entfernt haben wollte, mit Aufbietung seines ganzen

Einflusses die nöthigen Verstärkungen und Geldunterstützungen verschafft hätte.

Sertorius ging zwar endlich unter, er erlag aber nicht den Talenten seiner beiden Gegner, sondern dem thörichten Dünkel eines Mannes aus seiner Umgebung. Der ehrgeizige Perperna wußte nämlich nicht blos die Spanier gegen ihn aufzuwiegeln, sondern auch unter seinen eigenen Landsleuten eine förmliche Verschwörung anzuzetteln. Mistrauen und Zwietracht rissen im Heere des Sertorius ein, viele von seinen Leuten gingen zu den Feinden über, er selbst ward bitter, hart und zuletzt sogar grausam, dies vermehrte die Zahl der Unzufriedenen, und endlich räumten ihn Perperna und seine Mitverschwornen bei einem Mahl aus dem Wege (72 v. Chr.). Perperna hatte gehofft, daß er als Oberfeldherr entweder den Krieg mit Glück fortsetzen oder einen günstigen Frieden erlangen könne, er sah sich aber bald in seiner Erwartung getäuscht. Die Spanier wiesen den Mörder ihres Feldherrn mit Abscheu zurück, und mit dem römischen Theile des Heeres allein war er dem Pompejus und Metellus nicht gewachsen. Er ward von dem Ersteren geschlagen, gefangen genommen und ohne Weiteres aus der Welt geschafft. Die mit Sertorius verbündeten spanischen Völkerschaften wurden hierauf ohne große Mühe schnell wieder unterworfen (71 v. Chr.). Pompejus mußte zwar die Ehre, den gefährlichen Krieg beendigt zu haben, mit Metellus theilen, allein die Gunst des Volkes wandte sich ihm vorzugsweise zu; denn ihn hatte das Glück seither überall gekrönt, er verstand es, seinen mittelmäßigen Fähigkeiten den Schein angeborener Geistesgröße zu geben, und der Pöbel aller Stände und aller Zeiten huldigt bekanntlich blos dem Glück und dem Schein, weil er für wahres Verdienst nur wenig Sinn hat.

4. Der Sklavenkrieg.

Während Pompejus in Spanien die Gegner der Aristokratie vernichtete, erwarb sich ein anderer Sullanischer General, Marcus Licinius Crassus, in Italien ein großes Verdienst um den römischen Staat. Er beendigte nämlich einen furchtbaren Sklavenkrieg, der für Rom leicht sehr gefährlich hätte werden können;

denn eines Theils hatten damals die Heere des Staats zu gleicher Zeit mit drei verschiedenen Feinden, mit Sertorius, mit Mithridates und mit den mächtigen cilicischen Seeräubern, zu kämpfen, und anderes Theils gerieth der Ackerbau von Italien nicht blos durch die Empörung der Sklaven an und für sich selbst ins Stocken, sondern konnte sogar auch durch die Besiegung derselben leicht ganz zu Grunde gehen, weil die damit verbundene Tödtung vieler Sklaven die Zahl der Feldarbeiter verringerte. Der unselige Misbrauch, daß die großen Familien von Rom sich auf Kosten des Staates ungeheuere Güter verschafft hatten, und diese durch Tausende von Sklaven bearbeiten ließen, rächte sich jetzt auf eine furchtbare Weise. In Sicilien und Italien war der freie Bauernstand zum größten Theil ausgerottet und durch unzählige Sklaven ebenso ersetzt worden, wie man in unseren Tagen einen großen Theil der Fabrikarbeiter durch Maschinen ersetzt hat. In der letzten Zeit hatte man die Gefahren, mit welchen das Sklavenwesen den Staat bedrohte, noch auf eine andere Weise in hohem Grade gesteigert. Das zunehmende Wohlgefallen des Volkes an den Gladiator-Spielen und das Streben der vornehmen Römer, in diesen grausamen Vergnügungen, die sie dem Volke bereiteten, einander zu überbieten, hatte eine starke Vermehrung solcher Sklaven zur Folge gehabt, welche sich durch die größte Rohheit auszeichneten. Es ward nämlich ein förmliches Gewerbe, in Thracien, Gallien und anderen uncivilisirten Ländern ganze Schaaren von Sklaven einzukaufen, diese für den Gladiatoren-Kampf einüben zu lassen und dann an diejenigen Beamten, welche dem Volke Spiele geben wollten, zum Kampf auf Tod und Leben zu verdingen. Ja, die Sklavenhändler speculirten sogar auch auf die bürgerlichen Unruhen; sie ließen viele starken und frechen Sklaven blos deshalb zu tüchtigen Fechtern einüben, um sie nachher an ehrgeizige Volkstribunen und andere Unruhestifter zu verkaufen, die sich ihrer wie einer Art von Garde bedienten, um ihre Plane mit Gewalt durchzusetzen. Die Hauptanstalten zur Erziehung solcher Fechter waren in Ravenna und Capua, weil an beiden Orten die Lebensmittel viel wohlfeiler waren, als in Rom und in anderen Städten. Wie einträglich dieses Gewerbe sein mußte, geht daraus hervor, daß auch viele freien Leute sich damals

als Gladiatoren verdingten, und daß manche Senatoren und Ritter es nicht unter ihrer Würde hielten, solche Gladiator-Schulen zu halten und persönlich die Einübung der Sklaven zu leiten. Freilich war dieses Treiben der Hauptsache nach nicht viel ärger, als das Boren in England ist, wo es bekanntlich auch förmliche Schulen des Faustkampfes gibt, und wo dieser manchmal gerade in der höchsten Klasse seine größten Kenner und Verehrer hat.

Der furchtbare Sklavenkrieg, welcher 73 v. Chr. ausbrach, ging von einer jener Fechterschulen aus. Drei und siebenzig Sklaven nämlich entflohen aus dem Kerker, in welchem ihr harter Herr, Lentulus Batuatus, sie zu Capua eingesperrt hatte, um sie zu Gladiatoren einüben zu lassen, nahmen in einer mit Metzgerbuden und Garküchen angefüllten Straße die vorhandenen Messer und Bratspieße weg, befreiten mit diesen Werkzeugen ihre zurückgelassenen Unglücksgefährten, und flohen dann aus der Stadt, um entweder irgend eine Freistätte zu erreichen, oder im schlimmsten Falle mit den Waffen in der Hand ihr Leben wenigstens theuer zu verkaufen, statt sich zur Unterhaltung eines grausamen Volkes unter einander morden zu müssen. In geringer Entfernung von der Stadt stießen sie zufällig auf einen Waffen-Transport, der für ihren Herrn bestimmt war; sie bemächtigten sich desselben, und nahmen dann eine feste Stelle am Fuße des Vesuv, wo sie die Landmiliz von Capua, die ihnen nachgesetzt war, zurückschlugen und ihrer Waffen beraubten. Jetzt stellten sie den Thracier Spartacus, welcher den gelungenen Befreiungsversuch angestiftet hatte, an ihre Spitze, und der Zufall wollte es, daß dieser Mann angebornen Beruf zum Führer und Feldherrn besaß, die Gegenden genau kannte, und die Umstände gehörig zu benutzen verstand. Unter seiner Führung erstürmten die Empörer zunächst viele Häuser, in welchen Sklaven eingesperrt waren, und zogen auch viele freien Landleute an sich, die am Rauben Vergnügen fanden oder durch die Noth zur Verzweiflung gebracht waren. In kurzer Zeit waren sie so stark an Zahl, daß sie mehrere campanischen Städte einnehmen und plündern konnten. Bald trieb ihr Beispiel auch die vielen Sklaven zur Empörung, welche im Gebirge und über dasselbe hinaus bis nach Lukanien hin die

Heerden römiſcher Großen bewachten. Dieſe Hirten und die vielen armen Gebirgsbewohner, welche mit ihnen gemeine Sache machten, wurden ihnen um ſo nützlicher, als ſie abgehärtet und zum Krieg im Gebirge trefflich geeignet waren. Die ganze Maſſe der Empörten wuchs zuletzt bis auf ſiebenzigtauſend Mann an. Sie beſtanden ihrer Abkunft nach größtentheils aus Thraciern und Galliern; die Letzteren waren beſonders zahlreich, bildeten unter ihren Führern Oenomaus und Crixus ein eigenes Corps, und übten in Campanien dieſelben Gräuel, wie die erbitterten Volkshaufen des Bauernkriegs und der franzöſiſchen Revolution in Süddeutſchland und Frankreich.

Spartacus ſchlug mehrere römiſchen Heere, welche gegen ihn ausgeſchickt worden waren, und bediente ſich der Waffen derſelben, um ſeine Schaaren gleich einem regelmäßigen Heere auszurüſten. Er ſuchte Ordnung, Disciplin und eine geregelte Verbindung unter ſeinen Horden einzuführen; es gelang ihm dies aber nicht, ja, er vermochte nicht einmal den wilden Verheerungen der rohen Schaaren eine Schranke zu ſetzen. Der Krieg nahm überhaupt, wie alle ſolche Empörungen, einen furchtbaren Charakter an, und Spartacus ſelbſt mußte durch ſchreckliche Grauſamkeiten dem rachgierigen Sinne der Leute, an deren Spitze er ſtand, Genüge zu leiſten ſuchen. Die Sklaven verfuhren mit den Römern ungefähr auf die Weiſe, wie in neuerer Zeit die empörten Neger auf St. Domingo mit den Weißen. Sie gebrauchten ſie zu den nämlichen Zwecken, zu welchen ſie ſelbſt von ihnen gebraucht worden waren, ſie veranſtalteten nämlich zu Ehren der gebliebenen Sklaven Feſtſpiele, und Hunderte von gefangenen Römern mußten dabei als Gladiatoren mit einander auf Tod und Leben kämpfen.

Ungeachtet der Zuchtloſigkeit des Sklavenheeres führte doch Spartacus den Krieg mit ſo großer Geſchicklichkeit, daß er ſich zwei Jahre lang im ungeſtörten Beſitze des ganzen Landſtrichs, der die heutigen Provinzen Baſilicata und Calabrien umfaßt, zu behaupten wußte. Indeſſen erkannte er zuletzt, daß mit dem rohen Haufen auf die Dauer nichts auszurichten ſei, und forderte daher ſein Heer auf, die errungenen Siege blos zur Flucht aus Italien zu benutzen, und ſich vereint bis zu den Alpen durchzuſchlagen, von wo ſie dann mit den erbeuteten Schätzen einzeln in ihre

Heimath zurückkehren sollten. Diesem Vorschlage widersetzten sich die Gallier, und das Heer löste sich in Folge davon in zwei Theile auf. Die Mehrzahl der Gallier wandte sich unter Crixus Führung nach der östlichen Küste von Italien, Spartacus dagegen zog mit den Übrigen am Fuße der Apenninen nach Oberitalien hin. Die Ersteren wurden bald von einem römischen Heere angegriffen und insgesammt vernichtet. Ihr Besieger, der eine der beiden Consuln des Jahres 72 v. Chr., eilte gleich nach der Schlacht, sich mit seinem Collegen zu vereinigen, welcher an der Spitze eines anderen Heeres gegen Spartacus gezogen war; der Letztere verlegte ihm aber den Weg, und brachte an einem und demselben Tage beiden Consuln nach einander eine Niederlage bei. Kurze Zeit nachher schlug er in Oberitalien zwei andere Heere, welche von einem Proconsul und einem Prätor angeführt wurden. Nichts hätte ihn jetzt hindern können, seinen Marsch über die Alpen auszuführen; er ließ sich aber vom Glücke blenden, gab den gefaßten Plan wieder auf, und beschloß gegen Rom selbst zu marschiren. Ein römisches Heer, das sich seinem Marsche widersetzte, ward von ihm völlig geschlagen; dieser Sieg war aber der Gipfel seines Glückes. Die Römer übertrugen nämlich nach der erlittenen Niederlage (72 v. Chr.) die Führung des Krieges dem Marcus Licinius Crassus, einem Manne, der zwar kein besonders geschickter General war, sich aber in Sulla's Schule wenigstens Kriegserfahrung erworben hatte. Crassus gehörte außerdem zu den Häuptern der herrschenden Oligarchie, er konnte sich daher nicht nur ein viel größeres Heer verschaffen, als alle früheren Befehlshaber gehabt hatten, sondern er besaß auch das nöthige Ansehen, um die Kriegszucht wiederherzustellen, welche damals, wie dies in allen unglücklichen Kriegen der Römer zu geschehen pflegte, ganz zerfallen war. Schon diese Verhältnisse würden genügt haben, um dem Krieg eine andere Wendung zu geben; Crassus galt aber damals auch für einen großen General, weil es hieß, daß Sulla ihm seinen letzten und wichtigsten Sieg verdankt habe. Er konnte also Sulla's Veteranen zu den Waffen rufen und durch sie seinem zahlreichen Heer eine Kraft verleihen, welche die Truppen seiner Vorgänger nicht gehabt hatten.

Spartacus erkannte sehr bald, daß er einen anderen Feldherrn und ein anderes Heer vor sich habe, als die früheren gewesen waren. Er mußte gleich anfangs seinen Angriff auf Rom aufgeben, und sich mit seinen Schaaren nach Lukanien ziehen. Crassus folgte ihm auf dem Fuße nach. Eine entscheidende Schlacht vermieden beide Generale mit gleicher Gewandtheit; Crassus vernichtete aber alle einzelnen Abtheilungen der Feinde, die sich vom Hauptheere zu entfernen wagten, schnitt diesem selbst alle Zufuhr ab, und drängte es immer weiter nach Süden. Spartacus trat jetzt mit Seeräubern in Unterhandlung, um sein Heer nach Sicilien übersetzen zu lassen, wo die Masse der Sklaven noch größer war als in Italien.

Die Seeräuber nahmen das Geld, welches ihnen für die Überfahrt versprochen war, entfernten sich aber, als die Schätze der empörten Sklaven auf ihre Schiffe geladen waren, und ließen Spartacus mit seinen Schaaren in Italien zurück. Die Betrogenen zogen sich hierauf in den bruttischen Bergwald Sila. Hier wurde ihr Lager von Crassus mit Wall und Graben so enge eingeschlossen, daß dem Spartacus nichts übrig blieb, als entweder mit seinem Heere durch Hunger umzukommen oder die feindliche Umschanzung stürmend zu übersteigen. Er wählte das Letztere, überraschte die Römer, und gelangte glücklich über ihre Werke hinüber. Die Römer geriethen dadurch anfangs in eine so große Bestürzung, daß sie daran dachten, Pompejus aus Spanien zu Hülfe zu rufen; sie beruhigten sich aber bald wieder, als die bisher einträchtigen Sklaven unter sich zerfielen, und die Gallier sich wieder vom übrigen Heere trennten. Auf die Nachricht davon suchte Crassus schnell eine Entscheidung herbeizuführen, damit Pompejus ihm nicht zur Seite gegeben werde, und dieser da ernte, wo er allein gesäet hatte. Er überfiel zuerst die Gallier und rieb sie völlig auf. Dann brachte er die Übrigen unter Spartacus in eine so verzweifelte Lage, daß ihnen kein anderer Ausweg blieb, als sich selbst in die Hände ihrer Feinde zu liefern oder unter den ungünstigsten Umständen ein Treffen zu beginnen. Spartacus entschied sich für das Letztere, ward aber geschlagen und fand den Heldentod, den er gesucht hatte. Seine zersprengten Schaaren wurden hierauf von Crassus einzeln verfolgt und ohne

Gnade niedergehauen. Der römische Feldherr verschonte selbst die Gefangenen nicht, und ließ sechstausend derselben an den Bäumen der Hauptstraße aufknüpfen, die von Capua nach Rom führte (71 v. Chr.) Die Gesammtzahl der in diesem Kriege umgekommenen Sklaven soll mehr als sechszigtausend betragen haben.

Als Crassus in der Ueberzeugung, den Staat von einer sehr großen Gefahr befreit zu haben, nach Rom zurückkam, ahnete er nicht, daß er dem Pompejus, welcher damals gerade von Spanien her durch Oberitalien heimkehrte, eine Nachlese seiner Ernte übrig gelassen habe. Ein kleiner Rest der empörten Sklaven war nämlich ohne sein Wissen in einer abgelegenen Gegend von Lukanien zurückgeblieben, und einzelne Zerstreute, die aus den letzten Gefechten entkommen waren, vereinigten sich mit demselben, so daß die ganze Schaar bis auf fünftausend Mann anwuchs. Diese Schaar suchte sich über die Alpen zu retten, Pompejus stieß aber zufälliger Weise auf sie, vertilgte sie, und dachte klein genug, wegen dieser That öffentlich einen Theil von Crassus Ruhm in Anspruch zu nehmen. Er meldete dem Senat seine vorgebliche Heldenthat mit dem Zusatze, die Sklaven seien von Crassus in offenen Schlachten besiegt worden, er selbst aber habe die Wurzel des Krieges ausgerottet. Dies mußte einen Zwist zwischen beiden Männern herbeiführen, zumal da sie schon vorher aus Neid und Eifersucht in Spannung gerathen waren.

5. Pompejus und Crassus.

Als Pompejus und Crassus von ihren Siegen nach Rom zurückkamen, war Lucullus, der eine von den Männern, die mit ihnen Sulla's Einfluß getheilt hatten, mit der Bekriegung des Königs Mithridates beschäftigt, der andere aber, Metellus Pius, hatte in Spanien durch Weichlichkeit und Üppigkeit den väterlichen Ruhm der Rechtlichkeit und Sitteneinfachheit verloren, und kam in Folge davon nach und nach um seine ganze Bedeutung. Pompejus und Crassus standen also damals allein an der Spitze der römischen Aristokratie. Jeder von Beiden hatte seinen Anhang im Adel, und verfügte außerdem über die Stimmen der vielen Bürger, die sich unter ihren Fahnen Ruhm und Beute erfochten

hatten; Pompejus hatte aber einen noch größeren Einfluß als Craſſus, weil er durch ſeine glücklichen Unternehmungen der Abgott des Volkes geworden war. Beide Männer bewarben ſich um das Conſulat des folgenden Jahres (70 v. Chr.), und erhielten es. Pompejus hatte, obgleich er als bloßer Privatmann einige Male zum Feldherrn ernannt worden war, ſeither noch kein Staatsamt bekleidet, ja, er hatte ſogar noch nicht einmal das zur Erlangung des Conſulats vorgeſchriebene Alter erreicht. Nichts deſto weniger erhielt er das Conſulat, und ging alſo auf der außerordentlichen Laufbahn weiter, die er von Anfang an betreten hatte und auch ſpäter nicht wieder verließ. Sein Beiſpiel zeigt daher aufs deutlichſte, daß die römiſche Verfaſſung, trotz der Unmenſchlichkeiten, mit denen Sulla ſie von neuem zu befeſtigen geſucht hatte, ſelbſt der bloßen Form nach nicht mehr beſtand. Eine kleine Zahl von Familien, die man als ebenſoviele fürſtlichen Geſchlechter anſehen muß, gebot ohne Rückſicht auf Geſetz und Verfaſſung über das römiſche Reich, und wenn etwa einer aus ihrer Mitte, wie dies damals dem Pompejus gleich nach der Erlangung des Conſulats begegnete, durch die Eiferſucht der Anderen ſich gehemmt ſah, ſo wußte er mit Hülfe ſeines Anhangs im Volke ſein Anſehen gegen ſie zu behaupten. Pompejus beſaß aber die Volksgunſt in ſo ausgezeichnetem Grade, daß ſein Nebenbuhler Craſſus nicht eher gewagt hatte, ſich um das Conſulat zu bewerben, als bis er der Einſtimmung dieſes mächtigen Mannes gewiß war.

Pompejus Anſehen beruhte vorzugsweiſe auf dem Glanze ſeiner außerordentlichen Thaten und auf der Gunſt des Volkes, Craſſus dagegen hatte ſeinen Einfluß auf ganz andere Verhältniſſe gegründet. Er war der reichſte Mann ſeiner Zeit, und beſaß in ſeinem ungeheueren Vermögen eine Macht, durch welche er alles das erſetzte, was ihm an Talent, Volksgunſt und Verdienſt abging. Die Bedeutung, welche ſein Geld ihm verſchaffte, und die Art, wie er dasſelbe vermehrte und anwandte, zeigen uns eine Seite des damaligen Charakters der Römer und ihres Staates, welche immer überwiegender wurde weshalb wir ſein Weſen und Treiben näher ins Auge faſſen müſſen. Das Geld war damals gewiſſermaßen eine Staatsgewalt geworden, und verlieh dem-

jenigen, der es in reichem Maße beſaß eine größere Bedeutung, als Geburt und Verdienſte; auf welche Art man es erworben hatte, war ganz gleichgültig. Craſſus ließ ſich ſein ganzes Leben hindurch von der ſchmutzigſten Habſucht leiten, er opferte ſeiner Geldgier jedes Gefühl von Menſchlichkeit und Ehre; er ward deshalb verachtet und verſpottet, nichts deſto weniger gaben ihm ſeine Reichthümer den erſten Rang im Staat; denn ſie verſchafften und erhielten ihm die Gunſt des Volkes, und machten die meiſten großen Familien, die durch grenzenloſe Verſchwendung in Schulden geſtürzt wurden, von ihm abhängig. Nachdem es im römiſchen Staat einmal dahin gekommen war, konnte freilich die alte republikaniſche Verfaſſung, welche ganz auf Ackerbau und Sitteneinfalt gegründet war, nicht länger beſtehen. Auch iſt es unter dieſen Umſtänden leicht einzuſehen, wie und warum der große Sinn der älteren und die Philoſophie und Bildung der ſpäteren Römer nachher unter den Kaiſern ſo ſchnell in die äußerſte Niedrigkeit und Engherzigkeit ausarten konnte. Die Art, wie Craſſus ſich bereicherte, zeigt uns dies am beſten, ſie gibt zugleich den traurigen Beweis, daß zu ſeiner Zeit nicht Induſtrie und eigentliche Handelsthätigkeiten, ſondern Misbrauch der Staatsgewalt, Raub, Wucher und Niederträchtigkeit die Hauptmittel des Erwerbs geworden waren.

Craſſus Vermögen war faſt ganz ein erworbenes. Er beſaß anfangs nur etwas über ſiebenmal hunderttauſend Gulden oder gegen viermal hunderttauſend Thaler; in der letzten Zeit ſeines Lebens aber hatte er es dahin gebracht, daß er im Stande war, drei Monate lang jedem Bürger das nöthige Brod zu ſchenken und einmal das ganze Volk auf zehntauſend Tiſchen zu ſpeiſen. Ungeachtet ſolcher unerhörter Ausgaben beſaß er doch vor ſeinem parthiſchen Feldzuge, in welchem er das Leben verlor, noch ſiebenzehn Millionen Gulden oder neun und eine halbe Millionen Thaler; was aber dieſe Summe im Vergleich mit dem Geldwerth unſerer Tage bedeuten wollte, kann man aus dem Umſtand ermeſſen, daß zu Craſſus Zeit das Pfund Brod in der Regel nur einen Kreuzer oder drei und einen halben Pfennig preußiſches Geld koſtete. Seine Haupt-Speculation machte Craſſus zur Zeit der Sullaniſchen Proſcriptionen: er kaufte nämlich Güter von Geächteten an

ſich, und da dieſe wegen ihrer Menge natürlich ſehr billig zu haben waren, bei der ſchnell wiederhergeſtellten Ruhe aber bald bedeutend im Preiſe ſtiegen, ſo mußte er dadurch in kurzer Zeit viel Geld gewinnen. Er beſchränkte ſich aber nicht blos auf dieſe Ankäufe, ſondern er ließ auch, wie ein Catilina und andere Männer von der ruchloſeſten Geſinnung, reiche Leute auf die Proſcriptionsliſte ſetzen, um ihre Güter an ſich zu bringen. Außerdem ſuchte er noch auf eine andere Weiſe aus den Gräueln der Sullaniſchen Zeit Gewinn zu ziehen: er benutzte nämlich die Verheerungen, die das Feuer bei Marius und Sulla's Einzug in Rom angerichtet hatte, zu einer Speculation. Er ſchaffte ſich fünfhundert Sklaven an, welche die Bauhandwerke verſtanden, und kaufte dann zerſtörte Häuſer und Straßen der Stadt, die damals ſehr wohlfeil waren. Als bald nachher das geſunkene Vertrauen wieder ſtieg, verſchaffte er ſich durch den Verkauf dieſer Bauplätze und durch die Vermiethung ſeiner Bauleute einen ebenſo großen als ſicheren Gewinn. Eine dritte Speculation, die er machte, beruhte ebenfalls auf dem Sklavenhandel, der überhaupt eines der einträglichſten Geſchäfte in Rom war, wenn man ihn ſo trieb, wie der ältere Cato und Craſſus: er kaufte nämlich viele Sklaven, die er ſo zu ſagen fabrikmäßig zu Bedienten, Schreibern, Vorleſern u. dgl. m. bilden ließ und dann an die vornehmen Familien verhandelte. Auch Bergbau und Landwirthſchaft betrieb er im Großen als Gewerbe. Er benutzte ferner die herrſchende Verſchwendung, um durch Anlehen Geld zu verdienen. Endlich bediente er ſich, wie alle Großen von Rom, auch der Staatsgeſchäfte zu ſeiner Bereicherung. Er ließ ſich z. B. am Ende ſeines Lebens die Führung des parthiſchen Krieges blos aus dem Grund übertragen, damit er in Aſien plündern und rauben könne, und nahm bei dieſer Gelegenheit nicht nur aus dem Tempelſchatze von Jeruſalem über ſechs und zwanzig Millionen Gulden oder fünfzehn Millionen Thaler, ſondern ſchrieb auch in Syrien ungeheuere Lieferungen aus, blos um ſich dieſelben durch große Summen abkaufen zu laſſen. Übrigens war Craſſus, wie alle verſtändigen Wucherer und Speculanten, nicht immer blos aufs Zuſammenraffen bedacht, er machte im Gegentheil aus Klugheit einen großen Aufwand, ſchenkte bedeutende Summen weg, und lieh angeſehenen

Männern ohne Zinſen. Auf dieſe Weiſe verſchaffte er ſich einen bedeutenden Anhang im Volk, brachte einen großen Theil der Ariſtokratie in Abhängigkeit von ſich, und gebot über ſehr viele Familien, die er, wenn er auf Zahlung beſtand, verderben, durch neue Anleben aber retten konnte.

Craſſus ſtand wegen ſeines großen Einfluſſes dem ehrgeizigen Pompejus, der ſein ganzes Leben hindurch immer allein herrſchen wollte, ſehr im Wege und brachte ihn um einen Theil ſeiner Macht. Beide Männer lebten während ihres gemeinſchaftlichen Conſulats in ſtetem Zwiſt, und erſt am Ende desſelben wurden ſie in einer Volksverſammlung zu einer öffentlichen Ausſöhnung bewogen, die aber freilich nur eine ſcheinbare war. Pompejus ſah ſich durch Craſſus und andere Häupter der Ariſtokratie ſogar genöthigt, ſeine ariſtokratiſchen Grundſätze aufzugeben und gegen ſeine Neigung als Demokrat aufzutreten. Er wollte nicht neben, ſondern über einem Craſſus, Lucullus und Metellus ſtehen. Dieſe hatten aber den größten Theil der Ariſtokratie zu Anhängern, er mußte daher ſeinen Einfluß auf den großen Haufen derer ſtützen, die von ihm ihr Glück erwarten konnten, oder mit anderen Worten, er mußte ſich unter den Rittern, in der eigentlichen Bürgerſchaft und in dem gemeinen Volk einen Anhang verſchaffen. Er ward alſo Demagog, und erſchütterte in Folge davon während ſeines erſten Conſulats dieſelben Sullaniſchen Einrichtungen, die er durch Mord und Zerſtörung hatte begründen helfen. Er verſchaffte namentlich den Volkstribunen die ganze Macht wieder, die ſie vor Sulla's Dictatur gehabt hatten, und brachte es dahin, daß die Gerichte zu gleichen Theilen aus den Senatoren, den Rittern und den Plebejern beſetzt wurden. Von dieſem Augenblick an war Pompejus wieder der Abgott des Volkes, er führte ſeitdem in Rom eine ſtille Herrſchaft, und ſein Wille entſchied mehrere Jahre hindurch in allen Angelegenheiten. Er übernahm deshalb auch nicht, wie die Conſuln nach dem Ablaufe ihrer Amtszeit zu thun pflegten, eine Statthalterſchaft, ſondern blieb zwei Jahre lang in Rom, bis das Volk ihm zur Beendigung des Seeräuberkrieges eine Militärgewalt übertrug, von der man bisher noch keinen Begriff gehabt hatte.

6. Der Seeräuberkrieg.

Der Seeraub, der in den griechiſchen Gewäſſern von jeher ſtark getrieben wurde, hatte in der letzten Zeit aus ganz natürlichen Gründen eine ſolche Ausdehnung erhalten, daß die Korſaren eine furchtbare Conföderation bilden konnten, und, gleich den Flibuſtiern des ſiebenzehnten Jahrhunderts, eine eigentliche politiſche Macht wurden. Dieſes ganz außerordentliche Aufblühen der griechiſchen und kleinaſiatiſchen Seeräuberei begann mit der Entſtehung der römiſchen Weltherrſchaft, und die Ausbreitung der Letzteren war eine Haupturſache der vermehrten Macht der Seeräuber. Die Haupt-Seemächte waren früher Rhodus, Korinth und Karthago geweſen; die beiden letzteren Staaten wurden durch die Römer vernichtet, die Rhodier aber, welche bisher im Archipelagus die See-Polizei geübt hatten, ihrer Kriegsflotte beraubt. Die Römer ſelbſt hatten damals, wie man bei Sulla's Mithridatiſchem Feldzuge ſieht, im Oſten des mittelländiſchen Meeres durchaus keine Seemacht. Die Beherrſcher von Egypten und Cypern endlich beſchützten den Seeraub, weil ſie mit den Seleuciden faſt beſtändig in Fehde waren, und auf dieſe Weiſe dem ſyriſchen Handel ſehr ſchaden konnten. Alle dieſe Umſtände erleichterten den Korſaren ihr Treiben, und machten den Seeraub zu einem ſicheren und einträglichen Gewerbe. Die vielen Seeräuber traten endlich in einen Bund, und als um das Jahr 144 v. Chr. ein heftiger Thronſtreit die Kraft des ſyriſchen Reiches völlig lähmte, bemächtigten ſie ſich des bisher den Seleuciden unterworfenen Landes Cilicien, und machten daſſelbe zu ihrem Hauptſammelplatz. Die Römer duldeten anfangs dieſes Unweſen, weil ſie ſelbſt nicht unmittelbar darunter litten. Auch erhielten ſie von den Seeräubern die für ihren Luxus unentbehrlichen Hausſklaven von griechiſcher, kleinaſiatiſcher und ſyriſcher Bildung. Die römiſchen Statthalter in Kleinaſien verbanden ſich ſogar öfters mit den Korſaren, um ſich durch förmliche Contracte einen Antheil an ihrem Gewinne zu verſchaffen. Natürlich ſtockte bald aller Handel im Oſten, und die Bewohner der griechiſchen Inſeln, ſowie die Schiffer der kleinaſiatiſchen, ſyriſchen und egyptiſchen Küſten fingen bei der Störung ihres ſeitherigen Erwerbs an, ſich

ebenfalls auf Kaperei zu legen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß schon zur Zeit des Krieges zwischen Sulla und Mithridates die Seeräuber eine größere Macht besaßen, als der pontische König und die Römer, und daß Lucullus damals mit seiner Flotte wohl dem Ersteren gewachsen war, dagegen aber bei einem Kampfe, den er mit den Seeräubern zu bestehen hatte, seine meisten Schiffe einbüßte.

Seit dieser Zeit steigerte sich das Übel von Jahr zu Jahr immer mehr, und die Seeräuber erhielten eine wahrhaft furchtbare Macht. Sie griffen nicht mehr blos Schiffe an, sondern plünderten auch Seestädte und ganze Küsten, landeten sogar oft in Sicilien und Italien, und schleppten dort reiche Einwohner und selbst vornehme römische Beamten auf ihre Schiffe, um von den Angehörigen derselben großes Lösegeld zu erpressen. Endlich machten sie auch die Zufuhr nach Rom manchmal geradezu unmöglich. Selbst in Ostia, dem Hafen von Rom, erschienen sie einst, und nahmen die dort vor Anker liegende römische Flotte weg. Sie hatten damals eine Conföderation unter sich gebildet, und einen förmlichen Raubstaat organisirt, dessen Mittelpunkt die cilicische Küste war. Erwählte Oberhäupter leiteten auf systematische Weise die Unternehmungen, Bundes-Admirale führten die einzelnen Flotten an, die Conföderation besaß nicht weniger als zwölfhundert große Fahrzeuge, und vierhundert feste Seeplätze wurden nach und nach von ihren Truppen erobert. Eine solche Macht und ein so entsetzliches Raubwesen konnten die Römer zuletzt natürlich nicht länger dulden. Sie begannen im Jahr 78 v. Chr. einen förmlichen Krieg mit den Piraten; der erste Feldherr aber, welcher gegen diese geschickt wurde, wußte die eigentliche Wurzel des Übels nicht zu treffen, und der zweite, des berühmten Redners Marcus Antonius gleichnamiger Sohn, war ohne alle Fähigkeit, suchte sich, statt die Seeräuber zu bekriegen, durch Unterhandlungen mit ihnen auf leichte Weise zu bereichern, und richtete dann in der nämlichen Absicht die ihm anvertraute Macht gegen die Kreter. Marcus Antonius ward von diesen geschlagen, und der Senat mußte nun vor allen Dingen die erlittene Niederlage zu rächen suchen. Er schickte unter einem Vetter des Metellus Pius, welcher davon den Beinamen Kreticus erhielt, eine Flotte gegen die Insel

Kreta. Während die Römer mit den Kretern beschäftigt waren, konnten sie sich um die Seeräuber nicht bekümmern, und diese nahmen daher an Zahl und Macht immer mehr zu. Es kam endlich dahin, daß die Zufuhr nach Rom fast ganz stockte, und eine Theuerung in der Stadt entstand. Dies nöthigte den Senat, Alles aufzubieten, um die Seeräuberei völlig zu unterdrücken, das Volk drang laut auf die Ergreifung der ernstesten Maßregeln, und Pompejus benutzte die herrschende Stimmung, um von neuem in außerordentlicher Weise auftreten zu können. Ein ihm befreundeter Tribun, Aulus Gabinius, machte (67 v. Chr.) der Volksversammlung den Vorschlag, daß Pompejus mit der Leitung des Seeräuberkrieges beauftragt, und zur schnellen Beendigung desselben mit einer Macht bekleidet werde, wie sie noch nie einem Bürger anvertraut worden war. Pompejus sollte nach dem Vorschlage des Gabinius auf drei Jahre das Commando der ganzen Land- und Seemacht des Staates erhalten, über diese ebenso wie über die öffentlichen Kassen unbedingt verfügen dürfen, und, um die Seeräuber an allen Orten zugleich angreifen zu können, auf allen Küsten des Reiches bis zehn deutsche Meilen landeinwärts unumschränkt gebieten. Dieser Antrag ward vom Volke mit lautem Jubel aufgenommen, und die Getraidepreise sanken schon bei der bloßen Bekanntmachung desselben, weil das Zutrauen zu Pompejus unbedingt war. Zwar widersetzten sich die beiden Consuln, sowie zwei Volkstribunen und mehrere andere einflußreichen Männer einem Vorschlage, der die ganze Macht des Staates in die Hände eines einzigen Mannes legen wollte; allein alle ihre Bemühungen waren vergeblich, das Volk verlangte eine augenblickliche Abhülfe der Noth, und Pompejus selbst sorgte dafür, daß seine Anhänger den Marktplatz und die Volksversammlung füllten, um jeden, der einen verständigen Widerspruch zu erheben wagte, in Schrecken zu setzen. Gabinius drang nicht allein mit seinem Antrage durch, sondern Pompejus forderte und erhielt auch fast noch einmal so viel, als jener vorgeschlagen hatte.

Mit einer so ungeheueren Macht war die schnelle Besiegung der Seeräuber nicht schwer. Pompejus vertheilte seine fünfhundert Schiffe und die vier und zwanzig Unter-Admirale, die er sich hatte auswählen dürfen, auf solche Weise, daß die Seeräuber nur

an wenigen Orten Widerstand zu leisten wagten und die meisten sich ihm sogleich freiwillig ergaben. Sie wurden in allen ihren Schlupfwinkeln aufgesucht, und der ganze Krieg in neun und vierzig Tagen zu Ende gebracht. Zehntausend Korsaren wurden getödtet, zwanzigtausend gefangen genommen, und hundert und zwanzig Häfen und Burgen derselben zerstört. Die gemachten Gefangenen siedelte Pompejus theils an einem Orte Achaja's an, theils in der cilicischen Stadt Soli, welche bei dieser Gelegenheit den Namen Pompejopolis erhielt.

Während Pompejus noch mit der Ausführung der von ihm zur völligen Beendigung des Krieges und zur Verpflanzung der Seeräuber getroffenen Maßregeln beschäftigt war, schickten die Kreter, welche von Metellus mit unerhörter Grausamkeit bekriegt wurden, Abgeordnete an ihn, und erboten sich, ihm alle ihre Städte zu übergeben. Pompejus nahm ohne Rücksicht darauf, daß Metellus ein gesetzliches Commando führte, das Anerbieten der Kreter an, und ließ diesem befehlen, von der Fortsetzung des Krieges abzustehen. Als Metellus diesen Befehl nicht beachtete, schickte Pompejus einen seiner Legaten mit einem Corps gegen ihn ab, und es entstand nun auf Kreta ein förmlicher Krieg zwischen Metellus und den Truppen des Pompejus. Der Letztere würde sogar selbst gegen Metellus zu Felde gezogen sein, und ohne Rücksicht auf den lauten Unwillen des römischen Senats die ihm anvertraute Gewalt gegen einen römischen Staatsbeamten geltend gemacht haben, wenn er nicht, gerade als er dies thun wollte, die Führung des Mithridatischen Krieges erhalten hätte.

7. Der letzte Mithridatische Krieg.

Als Sulla nach der Besiegung des Königs Mithridates VI. nach Italien zurückkehrte, ließ er die unruhigen Legionen, die von Fimbria zu ihm übergegangen waren, unter dem Oberbefehl seines Legaten Lucius Licinius Murena in Kleinasien zurück. Dieser fing sogleich einen neuen Krieg mit Mithridates an, weil er, wie jeder römische General jener Zeit, Ruhm und Reichthümer zu ernten wünschte. Ein Vorwand zum Kriege war leicht gefunden, da Mithridates dem Friedensvertrage zuwider viele Gegenden

von Kappadocien besetzt hielt. Murena war dem pontischen König nicht gewachsen, und ward, nachdem er bis gegen dessen Hauptstadt Sinope vorgedrungen war, mit Verlust in die römische Provinz zurückgeschlagen. Sulla schickte darauf an Murena's Stelle einen anderen Legaten nach Asien, und befahl diesem, den Frieden wieder herzustellen, weil er nicht wollte, daß Länder, die er selbst nicht mit dem Reiche vereinigt hatte, von einem Anderen erobert würden (81 v. Chr.). Mithridates fügte sich in die gemachten Forderungen, rüstete sich aber sogleich zu einem neuen Krieg, und benutzte einige Jahre später die Lage der Dinge in Rom und Asien, um seinen alten Plan mit größerer Heeresmacht und unter günstigeren Umständen zu verfolgen. Die Römer hatten damals zugleich mit Sertorius, mit den empörten Sklaven und mit den Seeräubern Krieg zu führen; dadurch erhielten in Asien Mithridates und Tigranes freien Spielraum. Einerseits ward nämlich die Kraft des parthischen Staates durch innere Zwiste gelähmt; andererseits hatte Mithridates noch einen Theil von Kappadocien im Besitz, und Bithynien ward beim Tode des Königs Nikomedes III. von den Römern als Vermächtniß in Anspruch genommen. Das syrische Reich war endlich durch Thronstreitigkeiten so sehr zerrüttet, daß ein Theil desselben in die Hände eines benachbarten arabischen Fürsten fiel, alle nördlichen Provinzen von dem armenischen König Tigranes besetzt wurden, und nur ein ganz kleiner Rest einem Sprößling des Seleukus Nikator verblieb. Mithridates und Tigranes wurden in Folge dieser Verhältnisse die Hauptmächte von Vorderasien. Sie schlossen sich enger an einander an, und verfolgten nach gemeinschaftlichen Beschlüssen ihre herrschsüchtigen Plane. Tigranes fiel in Kappadocien ein, und schleppte mehrere hunderttausend Einwohner dieses Landes mit sich fort, um mit ihnen die verlassenen Gegenden seines Reiches zu bevölkern (76 v. Chr.); Mithridates aber überschwemmte Bithynien mit seinen Truppen (75 v. Chr.).

Mithridates hatte diesmal, ehe er in das Gebiet der Römer einbrach, sich gegen die Ueberlegenheit ihrer Taktik zu sichern gesucht. Auch hatte er die Anhänger der Marianischen Partei bei sich aufgenommen, mit Sertorius einen Vertrag geschlossen, diesem

vierzig Kriegsschiffe und etwa sieben Millionen Gulden oder vier Millionen Thaler gegeben, und dafür Generale und Officiere erhalten, welche sein Heer auf römische Art einübten, und durch ihre Anwesenheit bei ihm seinen Unternehmungen in den Augen der Bewohner der römischen Provinzen das Ansehen gaben, als führe er seinen Krieg in Verbindung mit einem römischen Staat (dem des Sertorius) und im Interesse eines Theiles des römischen Volkes. So wichtig indessen dies Alles für ihn war, so gewährte ihm doch die Hauptsache, die römische Einübung und Bewaffnung seines Heeres, den beabsichtigten Vortheil nicht; denn dieses verlor als eine aus unzähligen Völkern des Orients zusammengelesene Masse seinen asiatischen Charakter nicht, und konnte daher unmöglich etwas gegen Römer und Italiäner ausrichten, sobald dieselben einen fähigen General an ihrer Spitze hatten. Der römische Senat schickte im Jahre 74 v. Chr. die beiden Consuln Lucius Licinius Lucullus und Marcus Aurelius Cotta mit zwei Heeren nach Asien. Der Letztere zeigte sich sehr ungeschickt, und wurde gleich anfangs geschlagen; Lucullus dagegen wußte den pontischen König aus allen seinen Stellungen zu verdrängen und überall, wo dieser im offenen Felde zu erscheinen wagte, in die Flucht zu schlagen. Man übertrug daher bald dem Lucullus allein die Leitung des Krieges, und ließ sie ihm einige Jahre hinter einander. Er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen. Schon im dritten Jahre des Krieges ward Mithridates von ihm dahin gebracht, daß er sein Stammland Pontus den Römern preisgeben und sich nach Armenien zu Tigranes flüchten mußte. Der Letztere befand sich jedoch in keiner besseren Lage; denn obgleich er sein Reich bis an die syrische Küste ausgedehnt hatte, so ward er doch wegen seiner drückenden Herrschaft in allen neu erworbenen Provinzen gehaßt, und konnte sich sogar auf seine angestammten Unterthanen nicht verlassen, weil er Hunderttausende von Fremden unter ihnen angesiedelt hatte, und diese natürlich stets bereit waren, ein eindringendes feindliches Heer auf jede Weise zu unterstützen. Er hätte daher auch gewiß seinen Schwiegervater aufgegeben und mit Lucullus Frieden geschlossen, wenn dieser nicht in der Wahl seines Abgeordneten an ihn einen Misgriff gemacht hätte; denn die Rücksicht auf Verwandtschaft, Treue

und Pflicht galt dem armenischen König ebenso wenig, als dem Beherrscher von Pontus. Lucullus schickte den stolzesten Mann aus der stolzesten Familie Rom's, seinen Schwager Publius Clodius Pulcher, an Tigranes, um mit diesem über einen Friedensvertrag zu unterhandeln. Nach der Meinung der Gelehrten ist dieser Mann der nachher so berühmt gewordene Volkstribun Clodius; er gehörte dem Geschlechte der Claudier an, deren Namen um jene Zeit in die Form Clodier überging. Clodius benahm sich so trotzig und übermüthig, daß Tigranes unmöglich auf seine Forderungen eingehen konnte. Lucullus mußte also zu den Waffen seine Zuflucht nehmen. Er drang mit nicht mehr als zwei Legionen in Armenien ein, marschirte gerades Weges nach Tigranokerta, der Hauptstadt des Landes, und stellte hier auf offenem Felde sein kleines Heer den Myriaden des Tigranes entgegen. Ungeachtet der mehr als zwanzigmal größeren Zahl der Feinde schlug Lucullus dieselben völlig, vernichtete mit Einem Schlage die ganze Macht des Tigranes, und bemächtigte sich der Hauptstadt desselben (69 v. Chr.). Ein solcher Sieg würde unglaublich sein, wenn man nicht den großen Unterschied in Anschlag brächte, welcher zwischen der Beschaffenheit orientalischer Truppen und dem Geiste, der Ordnung und der kriegerischen Tüchtigkeit eines römischen Heeres bestand. Unermeßliche Schätze fielen in die Hände des Siegers: das baare Geld allein, welches Lucullus im königlichen Schatze zu Tigranokerta vorfand, betrug neunzehn und eine halbe Millionen Gulden oder gegen elf Millionen Thaler.

Lucullus schlug bald nach der Einnahme von Tigranokerta die verbundenen Heere des Mithridates und Tigranes noch einmal, und dachte schon an einen Feldzug nach dem Lande Parthien, an dessen Beherrscher sich die beiden besiegten Könige gewandt hatten; allein das höchste Glück ward, wie dies oft der Fall ist, für Lucullus der Anfang seines Unglückes. Es war nicht etwa die wiederauflebende Macht seiner Gegner, was ihn ins Verderben stürzte, sondern die Verhältnisse seines eigenen Vaterlandes und der moralische Geist seiner Zeit. Lucullus hatte, als er beim Beginn des Krieges nach Kleinasien gekommen war, dieses Land in einem wahrhaft verzweifelten Zustand gefunden. Die römischen

Statthalter, Zollpächter und Capitalisten hatten die Einwohner auf eine Weise mishandelt, wie heut' zu Tage nur in Provinzen geschieht, die von türkischen Pascha's regiert werden. Diese Blutsauger waren nicht blos nach ihrer gewohnten Weise verfahren, sondern sie hatten auch noch insbesondere die von Sulla eingetriebene ungeheuere Strafsteuer (s. Thl. III. S. 554) benutzt, um sich auf Kosten des unglücklichen Landes zu bereichern. Sie hatten das Geld dafür zu so unerhörten Zinsen vorgeschossen, daß die Schuld zu der Zeit, als Lucullus in Kleinasien ankam, bis auf das Zehnfache des ursprünglichen Betrags angewachsen war. Da eine so ungeheuere Summe nicht aufzutreiben war, so hatten die Gläubiger die einzelnen Städte zur Verkaufung ihrer Götterstatuen, ihrer Tempelgeräthe und selbst ihrer Kinder gezwungen, viele Bürger zu Sklavendiensten genöthigt und, um das Geld herauszupressen, obrigkeitliche Personen so fürchterlich gequält, daß sie dieselben sogar zur Sommerszeit nackt in glühender Mittagshitze, Winters aber stundenlang mit bloßen Füßen auf dem Eis oder in Sümpfen stehen ließen. Lucullus suchte gleich von Anfang an die armen Kleinasiaten aus ihrer Noth zu retten. Leider war auch er eigennützig und unrechtlich, wie fast alle römischen Grosen jener Zeit, so daß man ihm vorwarf, er sei nicht aus Menschenliebe gegen die Blutsauger aufgetreten, sondern weil er den Raub allein haben wolle. Man darf indessen behaupten, daß er zu viel Einsicht und Bildung hatte, um sein Vermögen auf den Ruin der ihm anvertrauten Provinzen gründen zu wollen, er bereicherte sich daher auch nur theils vermittelst der Tempel und öffentlichen Schatzkammern, theils mit der Beute der Länder des inneren Asiens, welche Jahrhunderte lang nicht geplündert worden waren. Um dem Unwesen der Capitalisten zu steuern, hatte Lucullus die Verordnung erlassen: daß der Theil des Capitals, der aus den angewachsenen Zinsen entstanden war, getilgt werden solle; daß niemand über zwölf Procent Zinsen nehmen und auf mehr, als den vierten Theil der Güter des Schuldners, Beschlag legen dürfe; endlich, daß derjenige, welcher Zins vom Zins erhebe, zur Strafe das Capital selbst verlieren solle.

Diese strengen Verfügungen Lucull's hatten zwar für Kleinasien die Folge gehabt, daß innerhalb vier Jahren alle Schulden der Städte und Staaten getilgt wurden; Lucullus selbst aber hatte

sich dadurch den unversöhnlichen Haß aller der Römer, welche Geldgeschäfte trieben, zugezogen, und mußte bald für seine wohlthätigen Bemühungen büßen. Die einflußreichsten Männer Rom's arbeiteten unaufhörlich an seinem Sturz, und sie konnten ihren Zweck um so leichter erreichen, als Lucullus auch die Mehrzahl seiner Soldaten so sehr gegen sich aufgebracht hatte, daß diese schon längst einen anderen Anführer an seiner Stelle zu sehen wünschten. Die Unzufriedenheit seines Heeres hatte ihren Anfang ebenfalls bereits zu der Zeit genommen, als Lucullus noch in Kleinasien stand. Er hatte den Soldaten das Plündern verboten, und sie dadurch um so mehr erbittert, als der Kern seines Heeres aus den Legionen des Fimbria bestand, welche nur der Beute wegen kämpfen wollten und an Ungehorsam und Aufruhr gewöhnt waren (s. Th. III. S. 552 f.). Dazu kam noch, daß Lucullus auch im Lager stets die strengste Mannszucht gehalten, und gleich im Anfange des Krieges das Heer zwei Winter nach einander unablässig beschäftigt hatte. Lucull's Feinde in Rom suchten seine unzufriedenen Soldaten auf jede Weise aufzuwiegeln, während sie sich zugleich die größte Mühe gaben, seine Abberufung zu bewirken. Sie verbanden sich zu diesem Zwecke mit den Anhängern des Pompejus und mit den Demagogen, welche den echt Sullanischen Aristokraten Lucullus nicht leiden konnten, und dagegen den ehrgeizigen, immer den Umständen dienenden Pompejus fast wie einen Gott verehrten, obgleich derselbe Sulla's Schwert und Dolch gewesen war. Unmittelbar nach Lucull's letztem Siege verwandelte sich die lange zurückgehaltene Unzufriedenheit seines Heeres in offene Auflehnung. Als er die Soldaten nach dem nördlichen Armenien führte, schlossen sie aus allem, was er that, nicht mit Unrecht, daß er die Absicht habe, auch den Parther-König anzugreifen und also den schon so lange dauernden Krieg noch durch einen neuen Feldzug zu verlängern. Dies erbitterte sie im höchsten Grad; denn sie waren durchaus nicht geneigt, sich zur Befriedigung des Ehrgeizes eines verhaßten Feldherrn gebrauchen zu lassen, und das rauhe Klima von Nord-Armenien, sowie die unwegsamen Gebirge dieses Landes und die Rohheit seiner Bewohner dienten ihnen zu einem guten Vorwand ihres Ungehorsams. Sie weigerten sich weiter zu ziehen, und sogar nachdem Lucullus die

beiden verbündeten Könige noch einmal in einer Schlacht besiegt hatte, mußte er dem Willen des Heeres nachgeben. Er wandte sich von Armenien nach Mesopotamien, eroberte hier die reiche Stadt Nisibis, und suchte vergebens sein unzufriedenes Heer durch die Beute derselben, sowie durch den Winteraufenthalt in dem warmen Klima dieser Gegend wieder mit sich auszusöhnen. Um Lucull's Unglück voll zu machen, benutzte der schlaue Mithridates die weite Entfernung desselben zu einem Versuche, sein altes Reich wieder zu erobern. Er ward in Pontus mit Jubel empfangen, und bemächtigte sich nicht nur dieses Landes, sondern besetzte auch das Königreich Kappadocien, und trug über einen der Untergenerale Lucull's einen glänzenden Sieg davon. Lucullus, welcher noch immer gehofft hatte, sein Heer zum Zuge gegen die Parther bewegen zu können, trat hierauf sogleich den Rückmarsch nach Pontus an; allein in Rom war kurz vorher dem Consul Manius Acilius Glabrio die seither von Lucullus verwaltete Statthalterschaft Bithynien übertragen worden, und die Nachricht davon rief unter den Truppen eine förmliche Empörung hervor. Sie verweigerten ihrem Feldherrn den ferneren Gehorsam, und dieser sah sich plötzlich von fast allen seinen Soldaten verlassen (67 v. Chr.). Glabrio selbst wagte weder die Leitung eines Heeres zu übernehmen, in welchem die verwilderten Legionen Fimbria's den Kern bildeten, noch auch fühlte er sich der Führung eines Krieges mit dem siegreich zurückgekehrten Mithridates gewachsen. Da er nun überdies wußte, daß man in Rom die Absicht habe, die Fortsetzung des Krieges dem Pompejus zu übertragen, ihn selbst aber diesem unterzuordnen, so blieb er unthätig in seiner Statthalterschaft Bithynien und ließ den Krieg auf sich beruhen.

Pompejus hatte schon längst nach der Ehre gestrebt, auch die Beendigung des Mithridatischen Krieges an sich zu reißen, wie er die Führung der Kriege mit Sulla's Gegnern in Sicilien und Afrika, mit Sertorius und mit den Seeräubern zu erlangen gewußt hatte. Er befand sich zu der Zeit, als Lucullus von seinem Heere verlassen wurde, an der Spitze der ungeheuren Macht, die ihm zur Besiegung der Seeräuber übergeben worden war, und bewarb sich durch seine Freunde in Rom um die Übertragung des Commando's gegen Mithridates. Einer derselben, der

Volkstribun Cajus Manilius, forderte 66 v. Chr. das Volk durch einen besonderen Antrag auf, ihm dieses Commando und zugleich eine fast grenzenlose Gewalt im Reiche zu geben. Pompejus sollte nach dem Vorschlage des Manilius alle Rechte, die man ihm zur Unterdrückung der Piraten ertheilt hatte, sowie alle ihm bereits anvertrauten Flotten und Heere behalten, außerdem aber noch die in den asiatischen Ländern stehenden Truppen bekommen, und im ganzen Orient überhaupt unumschränkt gebieten. Dies hieß im Grunde ebenso viel, als den gesammten römischen Staat einem einzigen Manne unterwerfen und insbesondere die ganze Aristokratie von ihm abhängig machen. Der Vorschlag des Manilius fand daher heftigen Widerspruch; er ging aber dessen ungeachtet durch, weil Pompejus damals der Abgott des Volkes war, und weil durch die siegreiche Rückkehr des Mithridates nach Pontus und Kappadocien die römischen Ritter und Capitalisten, deren Vermögen größtentheils in Asien angelegt war, in Angst und Schrecken gerathen waren.

Als Pompejus zu seiner bereits so großen Macht noch die unbeschränkte Herrschaft über den Orient erhalten hatte, war es für ihn leicht, den Krieg glorreich zu beendigen. Daß er damit anfing, alles, was Lucullus in Asien verordnet hatte, umzustoßen, war eine seiner unwürdige kleinliche Eifersucht, und hatte eine unversöhnliche Feindschaft zwischen beiden Männern zur Folge. Lucullus feierte zwar in Rom einen glänzenden Triumph, zog sich aber nach seiner Rückkehr fast ganz von den Staatsgeschäften zurück, und lebte dem Genusse seines Reichthums. Er hatte schon nach der Eroberung von Tigranokerta so große Schätze zusammengebracht, daß er von dieser Zeit an sogar alle Kosten des Krieges ohne Zuschuß aus der Staatskasse hatte tragen können. Er hatte sich aber damals zugleich auch zu einem wahrhaft königlichen Luxus fortreißen lassen, und konnte sich seitdem nie mehr gewöhnen, in Pracht und Üppigkeit Anderen nachzustehen. Er legte in Rom die schönsten und ausgedehntesten Gärten an, welche sogar dann noch bewundert wurden, als die Kaiser ganz ungeheuere Anlagen der glänzendsten Art gemacht hatten; er baute große Paläste und Landhäuser, die mit den kostbarsten Gemälden und Statuen ausgeschmückt wurden, er ließ ungeheuere Dämme auf-

führen und große Teiche und Kanäle graben, blos damit er Seefische für seine Tafel mästen könne. Seine Mahlzeiten waren so üppig und verschwenderisch, daß sie für alle Zeiten sprichwörtlich geworden sind. Er ließ nämlich nicht allein für seine Prachtessen die kostbarsten Speisen und Getränke aus allen Weltgegenden zusammenbringen, sondern richtete auch seinen Haushalt so ein, daß er jeden Tag eine Anzahl Freunde mit nach Hause führen und ihnen ohne weitere Vorbereitung ein Essen vorsetzen konnte, dessen Kosten auf etwa fünftausend Gulden oder nahe an dreitausend Thaler geschätzt wurden. Wenn auf diese Weise Lucull's asiatischer Feldzug für die römischen Sitten verderblich geworden ist, so hat sich eben derselbe Mann dagegen auch um die Vermehrung der Annehmlichkeiten des Lebens im Abendland und um die Ausbreitung der realen Wissenschaften verdient gemacht. Lucullus hat nämlich nicht nur die Kirschen und andere in Kleinasien einheimischen Obstsorten nach Europa verpflanzt, sondern namentlich auch manche nützliche Erfindung des Orients in seiner Heimath eingeführt. Er wußte Wissenschaft und Kunst auch im Kriege zu ehren, und brachte Kunstwerke, Bücher und mechanische Apparate, die er in den griechischen Städten von Pontus fand, nach Rom.

Der Ausgang des Kriegs, welchen Pompejus gegen Mithridates und Tigranes unternahm, konnte durchaus nicht zweifelhaft sein, da dem neuen Oberfeldherrn eine zehnfach größere Macht, als sein Vorgänger gehabt hatte, zu Gebote stand. Außerdem begann Pompejus auch seine Unternehmungen damit, daß er einen Vertrag mit dem Parther-Könige Phrahates III. zu Stande brachte, durch welchen Tigranes und Mihridates jeder Aussicht auf Hülfe beraubt wurden. Dazu kam endlich noch, daß damals Tigranes, welcher zwei seiner Söhne hatte tödten lassen, auch mit dem dritten in Zwist gerathen war, und durch die offene Empörung desselben in seinem Stammlande zurückgehalten wurde. Pompejus wandte zunächst seine ganze Macht gegen Mithridates. Er zwang ihn in der Nähe des Euphrat zu einer entscheidenden Schlacht, und tödtete oder zersprengte sein ganzes Heer (66 v. Chr.). Mitbridates mußte nach dieser Niederlage seine asiatischen Provinzen preisgeben, und rettete sich in sein bosporanisches Reich (s. Th. III. S. 548). Pompejus eilte nicht ihn zu verfolgen,

sondern gründete, gleich einem orientalischen Herrscher, sich selbst zu Ehren eine große Stadt, welche auf dem Schlachtfeld erbaut und Nikopolis oder Siegesstadt genannt wurde. Um sie zu bevölkern, ergriff er dieselben Maßregen, welche Nebukadnezar und Tigranes zur Vergrößerung ihrer Hauptstädte ergriffen hatten: er zwang Schaaren von Bewohnern anderer Gegenden, ihren Wohnsitz nach Nikopolis zu verlegen. Außerdem siedelte er auch viele Römer, die er versorgen wollte, in der neuen Stadt an.

Mit Tigranes wurde Pompejus sehr leicht fertig. Er knüpfte mit dem empörten Sohne desselben, der seinem Vater schon den größten Theil von Armenien entrissen hatte, Unterhandlungen an, und brachte dadurch den alten Tyrannen, der ebenso niederträchtig im Unglück als übermüthig im Glück war, zur Verzweiflung. Sobald Pompejus gegen die Festung Artarata, in welcher sich Tigranes befand, heranrückte, ging dieser als demüthig Bittender ihm entgegen, und überließ sich und das Seinige der Willkür des römischen Feldherrn. Pompejus wollte den jungen Tigranes nicht auf Kosten des alten groß und mächtig machen, er gewährte daher dem Letzteren den Besitz seines ererbten Reiches unter der Bedingung, daß er den früher gemachten Eroberungen für immer entsage und seinem Sohn einen kleinen Theil von Armenien abtrete. Als sich der jüngere Tigranes getäuscht sah, bemächtigte er sich schnell einer Festung, um sich selbst das zu erkämpfen, was die arglistige Politik der Römer ihm versagte; er ward aber gefangen genommen, und nachher von Pompejus mit nach Rom geführt.

Pompejus zog aus Armenien gegen den Kaukasus hin, um Mithridates in seinem bosporanischen Reich aufzusuchen. Er gab jedoch schon am südlichen Fuße des Kaukasus seinen Vorsatz wieder auf, weil er nicht den Muth hatte, sich durch die kräftigen Bergvölker und ihre wilden Schluchten hindurchzuschlagen, und kehrte über Armenien nach Pontus zurück. In der Stadt Amisus versammelte er viele kleinasiatische Fürsten und Abgeordneten um sich, und erließ wie ein Kaiser Dekrete über die Verhältnisse ihrer Staaten. Er hob einzelne Fürstenthümer auf, errichtete an ihrer Stelle neue, und vertheilte Diademe wie Spielmarken. Obgleich er im Allgemeinen uneigennütziger war, als

Lucullus, und weit mehr seine Soldaten als sich selbst zu bereichern suchte, so wurde doch durch seine Anordnungen die Lage der Kleinasiaten verschlimmert; denn er stürzte die Fürsten des Landes in Schulden, und gab die Staaten und Städte wieder den habgierigen römischen Rittern Preis. Von Amisus zog er nach Syrien, wo sich ihm die Aussicht auf leichte Eroberung und auf große Beute eröffnete. Derjenige Theil von Syrien, welchen Tigranes beherrscht hatte, war von diesem den Römern abgetreten worden; um einen anderen stritten zwei Brüder des makkabäischen Hauses, Johann Hyrkanus II. und Aristobul II.; in einem dritten herrschte der Seleucide Antiochus XIII. Asiaticus. Pompejus machte Syrien zu einer römischen Provinz, und ließ nur einige kleinen Fürstenthümer und Städte als tributpflichtige Vasallenstaaten bestehen. Antiochus erhielt nämlich das Ländchen Komagene im nordöstlichen Syrien; ein andrer Prinz bekam die Gegend von Chalcis am Orontes-Flusse als Fürstenthum; Johann Hyrkanus ward an die Spitze der Juden gestellt, mußte aber den Königstitel aufgeben und sich mit dem Namen eines Hohenpriesters begnügen; einige Städte endlich wurden mit größerer oder geringerer Freiheit beschenkt. Unter den Letzteren ist die Stadt Edessa, welche östlich vom Euphrat in der mesopotamischen Landschaft Osroëne, an der Stelle des jetzigen Orfa lag, die bemerkenswertheste; denn der Staat von Edessa blieb bis über die Zeiten der Kreuzzüge hinaus bestehen, und behauptete im Mittelalter, sogar mitten unter dem Drucke der byzantinischen Regierung, unter dem Fanatismus der arabischen Khalife und unter der rohen Herrschaft seldschuckischer Horden, seine griechische Einrichtung und Bildung.

Alle syrischen Fürsten und Völkerschaften, selbst die arabischen Emir's des Landes, ließen sich die Entscheidungen des römischen Feldherrn gefallen; nur Aristobul, der Fürst der Juden, widersetzte sich den Geboten desselben. Aristobul war dadurch König geworden, daß sein älterer Bruder, Johann Hyrkanus, ihm die Regierung freiwillig abgetreten hatte; später aber hatte sich der Letztere von dem Statthalter Antipater, dem Vater des nachherigen Königs Herodes des Großen, bewegen lassen, die Herrschaft seinem Bruder wieder zu entreißen. Als Pompejus erschien,

belagerte Ariſtobul ſeinen Bruder in Jeruſalem. Beide Prinzen wandten ſich zu gleicher Zeit an den römiſchen Feldherrn, und dieſer entſchied zu Gunſten Johann Hyrkan's. Ariſtobul fügte ſich anfangs nicht in den Willen des Pompejus; als dieſer aber mit ſeinem Heere gegen Jeruſalem zog, ergab er ſich ſelbſt ihm freiwillig; ſeine Anhänger dagegen verweigerten die Übergabe von Jeruſalem und zogen in die höheren Theile der Stadt zurück. Sie vertheidigten ſich mit ſo großer Hartnäckigkeit, daß Pompejus ſie drei Monate lang vergeblich belagerte, und endlich erſt durch Benutzung der ſtrengen Sabbath-Feier die Stadt erſtürmen konnte. Viele tauſend Juden verloren dabei das Leben (63 v. Chr.). Pompejus drang damals zum großen Ärgerniß der Frommen in das Allerheiligſte des Tempels ein, fand ſich aber eben ſo getäuſcht, wie jeder, der die Weihe von Myſterien oder geheimen Geſellſchaften in der Hoffnung ſucht, ein Geheimniß zu erfahren, welches andern Menſchen unzugänglich iſt. Übrigens rührte er den Tempelſchatz nicht an.

Während Pompejus in Syrien über das Loos der Fürſten und Völker entſchied, befreite ihn die Gunſt des Schickſals von ſeinem gefährlichſten Feinde. Mithridates hatte, ſobald das Glück von ihm gewichen war, mit Verräthereien ſeiner nächſten Angehörigen zu kämpfen. Er ließ einen ſeiner Söhne umbringen, weil derſelbe ihm verdächtig geworden war; deſſen ungeachtet knüpfte bald nachher ein anderer Sohn, den er zum König von Bosporus ernannt hatte, mit den Römern Unterhandlungen an, und nahm ſich dann aus Furcht vor der Rache des Vaters ſelbſt das Leben. Einen dritten Sohn tödtete Mithridates, weil die Mutter desſelben eine ihr anvertraute Feſtung mit beträchtlichen Schätzen dem Pompejus übergeben hatte. Mithridates konnte ſeitdem niemanden aus ſeiner Umgebung mehr trauen, und war in ſteter Lebensgefahr; denn ſeine eigenen Söhne und Weiber unternahmen oder leiteten die Verſuche, ihm das Leben zu nehmen. Nachdem er alle dieſe Empörungen entdeckt und jedes Mal einen Theil ſeiner Familie umgebracht hatte, trachtete ihm auch ſein Lieblingsſohn, Pharnaces, nach dem Leben. Mithridates verzieh ihm, der undankbare Sohn ſtiftete aber von neuem eine Verſchwörung an, und belagerte den Vater in der Burg von Panti-

kapäum. Obgleich schon drei und siebenzig Jahre alt, focht Mithridates bei dieser Gelegenheit doch wie ein junger Mann. Als er sah, daß sein Kampf erfolglos bleiben werde, tödtete er sich selbst (63 v. Chr.). Pharnaces lieferte die Leiche seines Vaters dem Pompejus aus, unterwarf sich selbst der Willkür desselben, und ward dafür als Beherrscher des bosporanischen Reiches anerkannt.

Mit dem Tode des Mithridates war der ganze Feldzug des Pompejus beendigt, und der eitle Sieger kehrte mit einem so stolzen Selbstbewußtsein nach Rom zurück, daß seine Prahlereien ihm nachher oft den Spott der vornehmen Kreise zuzogen. Er verließ Asien im Jahre 62 v. Chr., und feierte im folgenden Jahre einen Triumph, der alle früheren in Schatten stellte, und bei welchem Pompejus sich die ärgsten Übertreibungen erlaubte. Auf vorangetragenen Tafeln waren die Namen von tausend Festungen und neunhundert anderen Orten, die er eingenommen hatte, sowie von neun und dreißig wiederhergestellten oder neu gegründeten Städten und von achthundert eroberten Kriegsschiffen zu lesen. Eine Menge Waffen und Kostbarkeiten und viele Millionen Geld wurden zur Schau getragen. Unter den Kostbarkeiten befanden sich unter Andern ein mit Edelsteinen besetztes goldenes Trinkgeschirr für neun Schenktische, drei goldene Statuen, ein goldener Berg mit Thieren und Obstbäumen, eine Grotte von Perlen, an welcher eine Sonnenuhr angebracht war, und ein prachtvolles Becken mit dem größten Edelstein, von dem man je gehört hatte. Der junge Tigranes, mehrere Söhne des Mithridates, der Juden-König Aristobul und viele kleineren Fürsten mußten als Gefangene den Triumphzug verherrlichen. Pompejus selbst war mit Alexander's des Großen Waffenrocke geschmückt, und fuhr auf einem mit Edelsteinen verzierten Wagen. Welche Schätze durch ihn aus Asien nach Rom gebracht wurden, kann man aus dem Umstand ermessen, daß bei Gelegenheit seines Triumphs jeder seiner Soldaten mit mindestens sechshundert fünfzig Gulden oder dreihundert zwei und siebenzig Thalern beschenkt ward, und außerdem noch als Belohnung für die Besiegung der Piraten fünfhundert zwei und siebenzig Gulden oder dreihundert sieben und zwanzig Thaler erhielt.

Schon aus diesen wenigen Angaben läßt sich erkennen, wie verderblich die Unterwerfung des Orients auf die Sitten der Römer einwirken mußte. Die Reichthümer und der ganze Luxus der östlichen Völker wurden auf einmal nach der neuen Hauptstadt der Welt versetzt, und zugleich Hunderttausende von verdorbenen Asiaten als Sklaven in die römischen Familien gebracht. In den unterworfenen Ländern aber, welche als die Provinzen Asien, Bithynien, Cilicien und Syrien dem Reiche einverleibt wurden, fingen die römischen Statthalter, Zollpächter und Capitalisten ihr habgieriges Treiben an, und sogen das Mark dieser Länder aus. Die kleinen Könige und Fürsten, denen man ihr Land gelassen hatte, mußten, um sich behaupten zu können, irgend eine der vornehmen Familien oder einen einzelnen Mann aus der herrschenden Klasse als ihre Herren anerkennen, und den Schutz, den diese ihnen gewährten, zum Theil mit fast unglaublichen Geldsummen bezahlen. Pompejus z. B., dessen Uneigennützigkeit doch gegen die Habgier eines Lucullus und anderer Großen so sehr absticht, ließ sich von einem kappadocischen Könige monatlich mehr als fünf und sechszigtausend Gulden oder sieben und dreißigtausend Thaler bezahlen; dieser König besaß aber weder einen Schatz noch Domänen, und mußte also seine Unterthanen bis aufs Blut drücken, um seinen Schützer zufrieden stellen zu können. Übrigens kann man Männer, welche, wie Pompejus, Lucullus und Andere, Könige zu ihren Klienten hatten, natürlich nicht als Privatleute ansehen; sie spielten die Rolle von Monarchen, umgaben sich mit monarchischem Glanz, und waren gleichsam die Häupter von einer Anzahl Dynastieen, welche in Rom zusammen wohnten und die Herrschaft der Welt unter sich getheilt hatten.

8. Die Catilinarische Verschwörung.

In demselben Jahre, in welchem Pompejus den Mithridatischen Krieg beendigte (63 v. Chr.), gerieth die Stadt Rom in die Gefahr, vom Auswurfe der Aristokratie aufs schrecklichste mishandelt zu werden. Diese Gefahr entsprang aus dem unerhörten Luxus und der dadurch bewirkten Geldverlegenheit eines großen Theiles

der vornehmen Welt. Die Reichthümer und Genüsse des Orients waren nach Rom versetzt worden, und rissen gleich einem Strudel Alles in den Abgrund des Verderbens. Schaaren von Sklaven, welche die erstorbenen Sinne durch Künste der Wollust zu erwecken oder den müßigen Verstand durch Spitzfindigkeit zu beschäftigen verstanden, waren an die Stelle der früheren Genossen des ländlichen Herdes getreten; statt der derben Possen und ländlichen Feste, an welchen die Vorfahren sich ergötzt hatten, waren Prunkzüge, Gladiatorspiele und Thierhetzen die Lieblingsunterhaltung des Volkes geworden; Luculliſche Schwelgereien hatten die einfachen Mahle der alten Zeit längst verdrängt; die thönernen Geschirre mit einfacher Malerei, wie die Etrusker und Campaner sie verfertigt hatten, waren durch Gefäße von kostbarer orientalischer Stein-Composition und durch Becken von Silber, Gold und Edelstein-Verzierung ersetzt worden; kurz, das ganze Leben hatte einen orientaliſch-griechiſchen Anstrich erhalten, statt daß es früher zuerst den einfachen samnitiſchen und dann den der Natur noch nahe stehenden, ungesucht schönen griechiſch-europäiſchen Charakter gehabt hatte. Schwelgerei und Luxus ohne Gleichen waren Mode geworden, und selbst solche Männer der Aristokratie, welche wie Cicero weder ein besonderes Vergnügen daran fanden, noch auch großen Reichthum besaßen, mußten des Anstandes halber die herrschenden Thorheiten mitmachen. Diese Verschwendungen beschränkten sich nicht blos auf das Privatleben, sondern auch die Verwaltung der höheren Staatsämter war für jeden, der sie bekleidete, mit dem größten Aufwand an Geld verbunden. Die Spiele, welche die Aedilen dem Volk auf ihre Kosten geben mußten, wurden immer prächtiger und großartigen, so daß man unermeßliche Summen haben mußte, wenn man seinen Vorgängern gleich kommen, geschweige denn sie übertreffen wollte. Marcus Aemilius Scaurus der Jüngere z. B., der Sohn des im Jugurthiniſchen Kriege berüchtigt gewordenen gleichnamigen Mannes, ließ als Aedil im Jahr 58 v. Chr. ein Theater erbauen, welches ihn viele Hunderttausende kostete, und doch nur für die kurze Zeit seiner Amtsthätigkeit bestimmt war; denn es wurde, nachdem Scaurus seine Spiele darin hatte halten lassen, wieder abgerissen. Dieses Theater, welches nicht weniger als

sechszigtausend Zuschauer faßte, war unter Andern mit dreihundert und sechszig Marmorsäulen und dreitausend Statuen von Bronze geschmückt. Die Decorationen und die Garderobe entsprachen der Pracht des Gebäudes, sie waren von Scaurus in solcher Fülle angeschafft worden, daß allein das, was davon nicht gebraucht ward, über hunderttausend Gulden oder sieben und fünfzigtausend Thaler werth war.

Solchen Verschwendungen konnten natürlich nur wenige Familien auf die Dauer gewachsen sein, und Schulden waren daher an der Tagesordnung. Der berühmte Cajus Julius Cäsar z. B. gerieth durch die Spiele, die er als Aedil dem Volke gab, in eine Schuldenlast von mehr als drei und zwanzig Millionen Gulden oder dreizehn Millionen Thaler. Zwar wußten sich die vornehmen Herren später als Statthalter oder Feldherrn auf Kosten der unterworfenen Völker wieder zu erholen; allein sogar diese unerhörten Erpressungen und Kriegs-Contributionen reichten bei den Meisten nicht lange aus. Ein großer Theil der Aristokratie blieb daher nicht allein immer verschuldet, sondern sank auch, weil er dem herrschenden Luxus nicht entsagen wollte und konnte, immer tiefer herab. Bei der herrschenden Grundsatzlosigkeit kannten die Verschuldeten in Bezug auf die Art, wie sie zu Geld kommen konnten, keine Rücksicht. Hatte ja doch schon ein Consul des Jahres 86 v. Chr. sich nicht gescheut, eine gesetzliche Verfügung durchzusetzen, nach welcher den verschuldeten Wüstlingen der vornehmen Klassen drei Viertel ihrer Schulden gestrichen werden sollten (s. Th. III. S. 554)! Auch das zu Sulla's Zeit so häufig gegebene Beispiel, daß man durch Plünderungen im Krieg und durch Theilnahme an den Unruhen und Mordscenen in der Vaterstadt sich auf leichte Weise ein Vermögen machen konnte, mußte in einem moralisch entarteten Volke schreckliche Wirkungen haben. Was ein Crassus bei Gelegenheit von Sulla's Proscriptionen im Großen that, das thaten Catilina und Andere im Kleinen: sie bedienten sich der Ächtungen, um die Habe von Mitbürgern an sich zu bringen; und wie Lucullus sich als Feldherr in Asien unermeßliche Reichthümer gesammelt hatte, so verschafften sich einzelne Officiere niederen Ranges, wie z. B. der Sullanische Centurio Luscius, manchmal in einem einzigen Feldzug ein Vermögen von

einer Million Gulden oder fünfmal hundert fünfzigtausend Thalern.

Aus diesen Verhältnissen ging die im Jahre 63 v. Chr. unterdrückte Catilinarische Verschwörung hervor; denn die Anstifter derselben wollten nicht sowohl die Form des Staates ändern und eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, als vielmehr die Gräuel der Sullanischen Zeit erneuern, um dadurch ihrer Schulden ledig zu werden, sich auf Unkosten ihrer Mitbürger zu bereichern, und zugleich ihre Feinde zu vertilgen. Lucius Sergius Catilina, der Urheber und Leiter dieser Verschwörung, gehörte zu jenen Männern von vornehmer Geburt, welche durch Ausschweifungen aller Art ihr Vermögen durchgebracht hatten, und, wie in neuerer Zeit Mirabeau, mehr ihre ungeheuere Schuldenmasse, als den Staat und seine Gerichte fürchteten. Er hatte schon früher mit eigener Hand grausenhafte Mordthaten verübt und seinen eigenen Bruder erschlagen (s. Th. III. S. 559), war dessen ungeachtet im Jahr 69 v. Chr. Prätor geworden, und bewarb sich zugleich mit dem Redner Marcus Tullius Cicero um das Consulat des Jahres 63, und zwar nicht ohne die Hoffnung seinen Zweck zu erreichen. Er trat zu eben derselben Zeit mit dem frechsten Gesindel von Rom und Italien in Verbindung, um mit Raub, Mord und Brand gegen seine eigene Vaterstadt zu wüthen und sich dadurch die Mittel zu seinen Lastern und Verschwendungen zu verschaffen. Er suchte und fand die Genossen seiner frevelhaften That nicht etwa blos in der Hefe des Volkes, nein, so tief war die Aristokratie von Rom gesunken, daß ein großer Theil seiner Mitverschworenen sogar aus Männern der ersten Klasse bestand. Elf Senatoren, fünf Volkstribunen, zwei Quästoren und selbst der vornehmste von den Prätoren hatten sich mit ihm verbunden, und auch sogar der Mitconsul Cicero's, Cajus Antonius Hybrida, obgleich er nachher die Verschworenen mit den Waffen in der Hand verderben half, stand im Verdacht, daß er das Gelingen des Anschlags nicht ungern gesehen haben würde. Ebenso war auch Crassus der Theilnahme verdächtig, und Cajus Julius Cäsar, der in demselben Jahre Oberpriester wurde, zeigte sich wenigstens nicht gerade sehr thätig, um den Ausbruch der Verschwörung zu hindern oder die Urheber

derselben zu bestrafen. Wie traurig mußte es mit einer aristokratischen Regierung, die nach Außen so glänzend dastand, in ihrem Inneren beschaffen sein, wenn die ersten Männer der ersten Familien sich bei einem auf Mord und Raub gerichteten Unternehmen betheiligen konnten! und wie sehr war bei einer solchen Entartung der herrschenden Klasse den Römern die monarchische Staatsform Bedürfniß geworden!

Über ein Jahr lang schwebte die Gefahr über der Stadt; sie war aber nicht etwa ein Geheimniß, sondern vielmehr aller Welt bekannt. Der bessere Theil der Aristokratie wußte, daß einige der ersten Staatsbeamten mit dem verworfensten Gesindel in Verbindung getreten seien, daß die Verschworenen in der Stadt selbst ihre Mordversammlungen hielten, und daß Catilina sogar Aussicht habe, Consul zu werden; man mußte daher einen rechtlichen Mann unter denen suchen, die keine patricischen Ahnen hatten. Die Aristokraten, welche sonst so eifersüchtig waren, beförderten Cicero's Wahl zum Consul, weil er Catilina's Feind war und zu den wenigen rechtlichen Männern Rom's gehörte. Cicero ward nebst Antonius Hybrida erwählt, und richtete sogleich seine ganze Thätigkeit auf die Unterdrückung der Verschwörung. Die Hauptschwierigkeit bestand für ihn darin, daß man, nach dem in Rom geltenden Recht, ohne einen förmlichen gerichtlichen Beweis weder die Urheber durch das, was wir die hohe Polizei nennen, zur Rechenschaft ziehen, noch den Fortgang der Verschwörung hemmen konnte. Schon unterhandelten die Verschworenen mit der gallischen Völkerschaft der Allobroger, deren Gesandte damals zufällig in Rom anwesend waren, um bewaffnete Hülfe, schon hatten sie die in Italien angesiedelten Veteranen Sulla's, die das Ihrige durchgebracht hatten, für sich gewonnen, und doch war es noch nicht möglich gewesen, einen Beweis gegen sie zu erhalten. Cicero half sich endlich, wie sich englische und französische Minister in unsern Tagen oft geholfen haben. Er stand mit losen vornehmen Damen sehr gut, und brachte durch eine derselben einen Verschworenen dahin, daß er seine Genossen verrieth. Auf diesem Wege erlangte er den gewünschten gerichtlichen Beweis, so daß er am zwanzigsten October Catilina im Senat öffentlich zur Rede stellen und überführen konnte. Hierauf ließ er sich und

seinem Collegen, welcher jetzt die Sache des Vaterlandes nicht mehr verrathen konnte, den in bedenklichen Zeiten gebräuchlichen Auftrag geben, durch jedes mögliche Mittel den Staat zu retten. Ungeachtet dieses Senatsbeschlusses, welcher den Consuln eine Art von dictatorischer Machtvollkommenheit verlieh, war die Sache noch immer schwierig; denn Catilina war bei seiner ungemeinen Frechheit und Kühnheit nicht einzuschüchtern, Sulla's Soldaten hatten in Verbindung mit anderen verzweifelten Menschen, die sich mit ihm vereinigt hatten, in Etrurien bereits die Waffen ergriffen, und die Verschworenen in Rom warteten nur auf die Ankunft derselben, um dann Rom an allen Ecken anzuzünden und Cicero nebst dem größten Theile der Senatoren zu ermorden.

Unter diesen Umständen wirkte Cicero's Beredsamkeit Wunder. Er wußte durch seine berühmten Catilinarischen Reden den alten römischen Sinn sogar in den Herzen, in welchen das Gefühl für Vaterland und Ehre erstorben zu sein schien, von neuem zu entflammen, so daß selbst diejenigen, die den Catilina insgeheim begünstigten, ihn sogleich aufgaben, weil sie fürchteten, ebenfalls als Gebrandmarkte zu erscheinen. Gleich die erste Rede, welche Cicero im Senat gegen Catilina hielt, machte eine solche Wirkung, daß Catilina sich genöthigt sah, noch an demselben Tag die Stadt zu verlassen. Er begab sich zu den mitverschworenen Truppen in Etrurien, wo er sogleich die Insignien des Consulats anlegte. Bald nachher entdeckten die allobrogischen Gesandten dem Consul die Anforderungen, welche die Verschworenen an sie gemacht hatten; sie setzten auf Cicero's Rath die Unterhandlungen mit den Verschworenen fort, und verschafften sich Urkunden, welche staatsverrätherische Plane enthielten, und mit den Unterschriften der vornehmsten Verschworenen versehen waren. Durch diese Papiere wurden die Häupter der Verschwörung ihres Verbrechens überführt; Cicero ließ sie verhaften, und trug im Senat darauf an, daß sie sogleich ohne weitere Untersuchung hingerichtet würden. Dieser Antrag widerstritt jedoch einem alten Gesetze, nach welchem jeder Bürger, der zu einer Criminalstrafe verurtheilt worden war, das Recht hatte, an die Volksversammlung zu appelliren. Daran hielt sich Cäsar, welcher in einer langen Rede die Unrechtmäßigkeit eines solchen Verfahrens aus einander setzte, und statt dessen

verlangte, daß die Verschworenen nur zu lebenslänglicher Bewachung und zum Verlust ihres Vermögens verurtheilt werden sollten. Ein großer Theil des Senats neigte sich zu Cäsar's Meinung, und Cicero's Beredsamkeit würde schwerlich durchgedrungen sein, wenn nicht für seinen Antrag ein Mann aufgetreten wäre, der zu allen Zeiten weit mehr durch seinen Charakter, als durch sein Talent wirkte. Dies war Marcus Porcius Cato der Jüngere, ein Urenkel des Cato Censorius. Cato der Jüngere oder, wie man ihn zum Unterschied von seinem berühmten Ahnen auch nennt, Cato von Utika war der einzige von seinen Landsleuten, der die Staatsgeschäfte aus reinen Motiven und ohne Rücksicht auf Privatvortheil betrieb. Alle Anderen waren, wenn sie auch mitunter eine bessere Richtung einschlugen, nicht fest und standhaft darin, weil sie nur von einem vorübergehenden Eifer oder, wie Cicero, von vorherrschender Liebe zu Ehre und Ruhm, nicht aber von wahrhaft edelem Sinne und von eingepflanzter Tugend geleitet wurden; Cato dagegen, der den strengen Lehrsätzen der stoischen Philosophie huldigte, war mitten in dieser verdorbenen Zeit das Bild eines alten Römers, er behauptete, trotz der allgemeinen Entartung, die Gesinnungen und die einfachen Sitten der Vorfahren, und besaß wahre Seelengröße, vermöge deren er stets gegen den Strom zu schwimmen vermochte, während alle Anderen von demselben mit fortgerissen wurden. Ein solcher Mann hatte in der Reinheit und Festigkeit seines Sinnes selbst eine Macht, die gerade dann, wenn das Übel am größten war, sich am wirksamsten zeigen mußte; denn es liegt eines Theils in der Natur des menschlichen Wesens, daß eine von Grund aus gesunde Organisation, wenn sie erkrankt ist, sich vermittelst der noch übrigen besseren Elemente von selbst wieder herstellt, und anderes Theils haben einzelne kräftige Charaktere und der wahre Patriotismus in Verbindung mit dem gesunden Menschenverstande, der überall in der Masse des Volks nur schwer untergeht, in freien Staaten stets eine wunderbare Gewalt. Was daher Cicero mit allem seinem Talente nicht erreichen konnte, das bewirkte Cato durch den Eindruck seiner echt römischen Gesinnung: er führte, als er für Cicero's Meinung auftrat, in der Catilinarischen Angelegenheit die Entscheidung herbei. Der ganze Senat sprach

die Todesstrafe gegen die Verschworenen aus. Cicero ließ dieses Urtheil sogleich vollziehen. Das Volk empfing ihn mit Jubel, als er am Abend dieses wichtigen Tages nach Hause zurückkehrte: er ward von der zahllosen Menge, die sich auf dem Markt gesammelt hatte, wie im Triumphe zu seiner Wohnung geleitet, und als Retter des Staates mit dem Namen Vater des Vaterlandes geehrt.

Von jetzt an bestand die weitere Verfolgung der Sache nur in militärischen Maßregeln. Diese wurden nicht von Cicero betrieben, sondern sein College Antonius zog an der Spitze eines Heeres den Truppen Catilina's entgegen. Ein blutiges Treffen entschied den Kampf. Catilina und seine Soldaten fochten heldenmüthig, und wurden erst nach einer verzweifelten Gegenwehr besiegt: sie blieben größtentheils auf dem Schlachtfeld, unter ihnen auch Catilina (62 v. Chr.). Die Sache schien damit noch nicht zu Ende gebracht zu sein; denn die Creaturen des Pompejus suchten aus dem Umstande, daß Cicero römische Bürger, ohne ihnen die Berufung ans Volk zu gestatten, hatte hinrichten lassen, Vortheil für ihren Schützer zu ziehen. Ein Legat des Pompejus, Quintus Cäcilius Metellus Nepos, der aus Asien zurückgekehrt und zu einem der Volkstribunen des Jahres 62 erwählt worden war, hatte noch vor Catilina's Besiegung dem Retter der Stadt aus diesem Verfahren laut und öffentlich ein Verbrechen gemacht, und unter Cäsar's Mitwirkung den Antrag gestellt, daß Pompejus eiligst nach Rom gerufen werde, um die Maßregeln gegen Catilina zu leiten und die durch Cicero gestörte Ordnung wiederherzustellen. Metellus gebrauchte, um seinen Vorschlag durchzusetzen, sogar Gewalt: er umgab sich mit bewaffneten Schaaren, lieferten seinen Gegnern förmliche Gefechte auf dem Marktplatz, und ruhte nicht eher, als bis der Senat den Consuln die Vollmacht gegeben hatte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Hierauf floh Metellus zu Pompejus nach Asien.

9. Innere Angelegenheiten von der Catilinarischen Verschwörung an bis auf das erste Triumvirat.

Pompejus, welcher im Anfang des nächsten Jahres (61 v. Chr.) aus Asien zurückkam, hatte durch die ihm anvertraute Gewalt und

durch die glückliche Beendigung der Kriege im Osten eine Stellung von ganz außerordentlicher Art erhalten. Er stand an der Spitze eines siegreichen Heeres, das er im Kriege bereichert hatte, brachte große Beute mit, und besaß die nöthigen Mittel, um seine Creaturen durch Ehrenstellen und Schätze, das Volk aber durch Geschenke, Spiele und Gepränge noch mehr an sich zu fesseln. An das Fortbestehen der Verfassung und Freiheit konnte unter solchen Umständen Keiner mehr glauben; es fragte sich vielmehr jetzt nur, ob Pompejus im ruhigen Besitze seiner stillen Oberherrschaft bleiben, oder ob ein Anderer die Macht desselben an sich reißen werde. Pompejus verstand es nicht, sich auf der Höhe zu behaupten, zu welcher vor ihm noch nie ein Römer ohne revolutionäre Mittel gelangt war. Er hatte nicht Entschiedenheit genug, und wollte eine Stellung, die nur durch die Gewalt der Waffen behauptet werden konnte, auf friedliche und scheinbar gesetzliche Mittel stützen. Man hatte allgemein erwartet, daß er mit seinem Heer in Rom einrücken werde; er entließ dasselbe aber, sobald er in Italien gelandet war, und ersuchte die Soldaten nur, sich zum Triumph wieder einzufinden. Wie sehr erstaunte er, als er die Verhältnisse in Rom ganz verändert fand, und schon mit seiner ersten Forderung zurückgewiesen wurde, er, der in Asien als unumschränkter Gebieter über das Schicksal von Königreichen entschieden hatte! Crassus, Lucullus und Metellus Kreticus waren seine persönlichen Feinde, und suchten an der Spitze eines großen Theils der Aristokratie seine Übermacht zu brechen; Cato belebte alle echt römischen Seelen im Senat mit dem Geiste der besseren Zeiten, und trat dem Pompejus und seinem Anhang aufs kräftigste entgegen; Cicero hatte sich an die Partei des Letzteren angeschlossen, und gab derselben ein großes Gewicht, weil er durch seine Beredsamkeit und durch den bei der Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung erworbenen Ruhm eine Bedeutung erlangt hatte, wie niemals zuvor ein Anderer durch bloße Künste des Friedens. Pompejus fand daher die Zahl der Stimmen, über welche er sonst im Senat geboten hatte, sehr vermindert. Man erkannte ihm zwar die gewünschten Ehrenbezeugungen zu; allein die Hauptsache, die unbedingte Bestätigung seiner im Orient gemachten Anordnungen und die Vertheilung von Landereien an

seine Soldaten, ward ihm nicht gewährt. Er wandte sich daher an das Volk. Auch hier arbeiteten ihm seine Feinde mit dem größten Nachdruck entgegen, und er sah bald ein, daß sich die Sache ohne offene Gewalt nicht durchsetzen lasse. Dazu konnte er sich jedoch nicht entschließen, er nahm seine Forderungen lieber zurück. Jetzt war Pompejus in Gefahr, die ganze Frucht seiner bisherigen Laufbahn, d. h. die stille Herrschaft über das römische Reich, zu verlieren. Er sah sich daher nach einem Mittel um, sein wankendes Ansehen wieder zu befestigen, und fand es in der Verbindung mit Cäsar.

Cajus Julius Cäsar, welcher damals mit Hülfe des Pompejus sich an die erste Stelle im Staate zu drängen suchte, ward jetzt der wichtigste Mann seiner Zeit; wir müssen deswegen den Faden der Erzählung für einige Augenblicke unterbrechen, um den früheren Lebenslauf dieses Mannes zu betrachten. Cäsar war im Jahre 100 v. Chr. geboren, und stammte aus einer alten patricischen Familie. Schon als ganz junger Mann zeigte er gegenüber dem allmächtigen Sulla eine Entschiedenheit und Festigkeit, wie sie Pompejus damals nicht zu äußern wagte. Der Letztere hatte auf Sulla's Befehl seine Gemahlin verstoßen, um des Dictators Stieftochter zu heirathen. Auch von Cäsar verlangte Sulla, daß er sich von seiner Gemahlin trenne, weil sie eine Tochter Cinna's war. Cäsar gehorchte nicht, obgleich Sulla ihm mit dem Tode drohte. Er floh aus Rom und hielt sich so lange versteckt, bis ihm Sulla auf die dringenden Fürbitten Anderer verziehen hatte, kehrte aber vorsichtiger Weise erst nach Sulla's Tode nach Rom zurück. Er begann dann seine politische Laufbahn auf die gewöhnliche Art mit der Vertheidigung seiner Clienten vor Gericht. Bald darauf reiste er nach Rhodus, um unter der Leitung des berühmten griechischen Rhetors Molon sich in der politischen Beredsamkeit zu vervollkommnen. Gleich nach seiner Rückkehr ergriff er die Volks- oder Opposition-Partei; denn so wenig er seiner Geburt, seiner Bildung und seinem ganzen Wesen nach plebejisch war, so sah er doch schon früh ein, daß in Rom die Demagogie in Verbindung mit der Anführung im Kriege der einzige Weg zur Alleinherrschaft sei. Im Jahre 68 v. Chr. ging er als Quästor nach Lusitanien. Drei Jahre nachher war er

Aedil, und suchte sich das schaulustige Volk durch so prachtvolle Spiele zu gewinnen, daß er dadurch tief in Schulden gerieth. Kurz nachher erhielt er das Oberpriesteramt und die Prätur. So wie er zu jener Zeit bei Gelegenheit der Catilinarischen Verschwörung die strengen Maßregeln laut misbilligte und der Schonung und Milde das Wort redete, so unterstützte er gleich nachher, weil er zu seinem weiteren Emporkommen des Pompejus bedurfte, die Unruhen, welche der Tribun Metellus Nepos im Interesse desselben zu erregen suchte. Er ward deshalb vom Senate zugleich mit Metellus seines Prätor-Amtes entsetzt; das Volk wollte ihn zwar mit Gewalt wieder in dasselbe einsetzen, er war aber klug genug, diese Hülfe auszuschlagen, weil sie ihm nur einen vorübergehenden Triumph bereitet und ihn dagegen für immer mit der Aristokratie entzweit haben würde. Der Senat dankte ihm dafür öffentlich und übergab ihm das entzogene Amt wieder. Nach dem Ablaufe desselben ward er als Proprätor nach Spanien gesandt, konnte aber seiner vielen Schulden wegen nicht eher abreisen, als bis Crassus einem von seinen Gläubigern eine Bürgschaft von etwa zwei Millionen Gulden oder elfmal hunderttausend Thalern geleistet hatte. Wie von allen einzelnen Begebenheiten seines Lebens, so erzählt man auch von seiner Reise nach Spanien eine jener Anekdoten, deren Wahrheit um so mehr zu bezweifeln ist, je besser und kürzer sie den Charakter eines Mannes bezeichnen. Es heißt, daß Cäsar, als einer seiner Begleiter in einem kleinen gallischen Orte die Frage aufgeworfen, ob auch wohl in diesem elenden Städtchen ebenso wie in Rom Streit um die Leitung der Verwaltung herrsche, demselben zugerufen habe: „Ich für meine Person möchte lieber der Erste in diesem Städtchen, als der Zweite in Rom sein.“ Cäsar benutzte, wie alle römischen Großen, seine Statthalterschaft, um sich zu bereichern, und brachte in Spanien so viel Geld zusammen, daß er, als er im nächsten Jahr nach Rom zurückkam, alle seine Schulden bezahlen konnte.

Seit dieser Zeit strebte Cäsar danach, das Consulat und unmittelbar nach demselben die Führung eines Heeres zu erhalten, um sich dadurch den Weg zu seinem eigentlichen Ziele, der Allein-

herrſchaft in Rom, zu bahnen. Er beſaß zwar die Volksgunſt in hohem Grade, und war von dieſer Seite her des Erfolges gewiß; allein er ſah auch recht wohl ein, daß er eines Theils ohne eine Verbindung mit dem ſeitherigen Haupte des Staates nie die Möglichkeit erhalten werde, ein und dasſelbe Heer Jahre lang anzuführen und es dadurch ganz zu dem ſeinigen zu machen, und daß anderes Theils dieſelben Männer im Senat, welche den allzu mächtig gewordenen Pompejus zu ſtürzen ſuchten, ſich auch ſeinen eigenen Planen entgegenſetzen würden. Er ſuchte alſo Pompejus zu einer Verbindung mit ſich zu bewegen. Dieſer war leicht gewonnen, weil er hoffen konnte, mit Cäſar's Hülfe die Beſtätigung ſeiner aſiatiſchen Anordnungen und die Verſorgung ſeiner Soldaten durchzuſetzen, und weil er in ſeiner Kurzſichtigkeit nicht bedachte, daß die große Maſſe der Menſchen nicht die ſinkende, ſondern die aufgehende Sonne anbetet. Indeſſen würde eine Verbindung zwiſchen Cäſar und Pompejus allein für die Zwecke beider Männer nicht genügend geweſen ſein; ſie mußten durchaus auch Geld haben, um ſowohl die Führer des Volkes von ſich abhängig zu machen, als auch die ſogenannten Füßler zu zwingen, d. h. die urtheilsloſen, blos bei der Abſtimmung thätigen Mitglieder der höchſten Reichsbehörde, die man im franzöſiſchen Nationalconvent den Bauch zu nennen pflegte und jetzt das Centrum nennt. Cäſar wandte ſich daher an Craſſus. Er gewann denſelben durch die Ausſicht, ohne große Anſtrengung die Herrſchaft mit ihm und Pompejus theilen zu können, ſöhnte ihn mit Letzterem aus, und brachte ſo das erſte ſogenannte Triumvirat (d. h. den Bund der drei Männer) zu Stande. Durch dieſe Verbindung, welche das Geld, den Anhang und die Volksgunſt der drei einflußreichſten Männer von Rom mit einander vereinigte, waren Cäſar, Pompejus und Craſſus allen Ciceronen, Catonen, Metellen, ſowie dem ganzen Senat und der Volksverſammlung überlegen. Daß dieſelbe aber zuletzt nur dem Cäſar zu Statten kommen mußte, und daß dieſer den Bund blos in der Abſicht geſchloſſen hatte, ſeine Mitverbündeten als Werkzeuge zu ſeiner eigenen Erhebung zu gebrauchen, das ſah weder Pompejus noch Craſſus ein. Mit dem Triumvirat, welches im Jahre 60 v. Chr. geſchloſſen wurde, ward die alte Verfaſſung des römiſchen Staates vernichtet,

und eine Art von Monarchie an ihre Spitze geſetzt. Freilich war die monarchiſche Gewalt zwiſchen drei Männern getheilt, dies war aber blos zufällig, und dauerte nur ſo lange, bis der Eine von ihnen ſeinen Antheil an der Macht des Staates genug vergrößert hatte, um ſich ſeiner Genoſſen ohne Gefahr entledigen zu können.

XI. Von der Bildung des ersten Triumvirats an bis zum Untergange der Republik.

1. Das erste Triumvirat.

Pompejus, Crassus und Cäsar beabsichtigten, als sie die Verbindung schlossen, welche man das erste Triumvirat nennt, nicht eine dauernde Beherrschung des römischen Reichs, sondern sie verfolgten dabei bestimmte einzelne Zwecke. Cäsar suchte das Consulat zu erhalten, und wollte sich dann mit Hülfe der beiden anderen Mitverbündeten auf längere Zeit eine Statthalterschaft und die Führung eines Heeres verschaffen. Crassus strebte als Triumvir nach keinem anderen Ziel, als nach der Befriedigung seiner Habgier. Pompejus endlich wünschte die Bestätigung seiner asiatischen Einrichtungen und die Vertheilung von Ländereien unter seine Soldaten durchzusetzen. Die beiden letzteren Männer hatten daher auch, als sie den Bund mit Cäsar schlossen, keineswegs die Absicht, die aristokratische Partei, der sie angehörten, verderben zu helfen; und ebenso wenig wollte Cäsar dem Volk und seinen Tribunen die Macht zurückgeben, die ihnen der Verfassung nach gebührte. Pompejus und Crassus erreichten durch ihren Bund mit Cäsar zwar ihre Zwecke, sie schadeten sich selbst aber mehr, als sie sich nützten; denn sie verschafften dadurch, ohne es zu wissen und zu wollen, dem herrschsüchtigen Cäsar die Mittel, durch welche er sich über sie emporschwingen und zum Besitze der Alleinherrschaft gelangen konnte.

Cäsar erhielt durch des Crassus Geld und durch des Pompejus Einfluß das Consulat, obgleich Lucullus, Cato, Cicero und andere Freunde der Verfassung Alles aufboten, um seine Erwählung zu hintertreiben. Dagegen setzten die Aristokraten durch, daß zugleich ein Mann ihrer Partei, Marcus Calpurnius Bibulus, zum Consul ernannt wurde. Zwei einander feindliche Männer standen also im Jahre 59 v. Chr. als Collegen an der Spitze des Staates; es war aber der Eine von ihnen nicht allein viel fähiger, gewandter und kräftiger als der Andere, sondern er besaß auch von Anfang an einen weit größeren Anhang. Die Folge davon war ein fortdauernder Streit beider Consuln, welcher damit endigte, daß die großen Herren, denen ihre glänzenden Hofhaltungen, ihre Prachtessen und Fischteiche weit mehr am Herzen lagen, als die Interessen des Vaterlandes, in der Unterstützung ihres Parteihauptes bald ermatteten, sich und ihren Consul lächerlich und verächtlich machten, und dadurch ihrem Feinde Cäsar Gelegenheit gaben, sich in der Gunst des Volkes zu befestigen. Cäsar verfolgte unaufhaltsam und mit der größten Schlauheit sein Ziel. Die Behutsamkeit, mit welcher er dabei immer den Schein vermied, als wenn er seinen eigenen Vortheil suche, läßt uns deutlich den großen Geist erkennen, der den Augenblick opfert, um die Zukunft zu gewinnen.

Cäsar trat zuerst mit dem Vorschlage zu einem Ackergesetz auf. Vergebens strengte die senatorische Partei alle ihre Kräfte an, um in der Volksversammlung die Annahme desselben zu hintertreiben, vergebens verkündigte Bibulus einen Stillstand der Staatsgeschäfte, Cäsar gewann mit Crassus und Pompejus Hülfe die Mehrzahl der Stimmen für sich, und ein von ihm abhängiger Tribun, Vatinius, brachte Cäsar's Collegen mit Gewalt zum Schweigen. Bibulus ward mitten in der Volksversammlung überfallen, nach Hause gejagt und dort von den Schaaren des Vatinius belagert gehalten. Auch nachher zwang dieser den aristokratischen Consul, bei allen wichtigen Begebenheiten zu Hause zu bleiben, und machte ihn dadurch für das ganze Jahr unschädlich. Durch sein Ackergesetz hatte Cäsar seine Verpflichtungen gegen Pompejus erfüllt und zwanzigtausend arme Bürger mit Staatsländereien versorgt; ein anderer Gesetzvorschlag, den er durchsetzte, verschaffte ihm die

Unterstützung des Ritterstandes für seine übrigen Plane. Er bewog nämlich das Volk, den Pächtern der Staatseinkünfte ein Drittel der Pachtsumme zu erlassen. Dann brachte er es ohne die mindeste Schwierigkeit dahin, daß die Volksversammlung die asiatischen Einrichtungen des Pompejus bestätigte.

Sobald Bibulus nicht mehr öffentlich auftreten konnte, war Cäsar alleiniger Consul in Rom; Pompejus aber ward von der aristokratischen Partei getrennt, und machte sich zugleich durch die abhängige Stellung, in welche ihn sein unnatürlicher Bund mit Cäsar gebracht hatte, verächtlich. Der Umstand, daß er damals Cäsar's Tochter Julia heirathete, mußte ihm noch mehr das Ansehen der Selbstständigkeit rauben. Andererseits konnten die Aristokraten nichts gegen Cäsar ausrichten, weil sie theils zu schlaff waren, um mit Nachdruck zu handeln, theils durch Cäsar auf schlaue Weise unschädlich gemacht wurden. Dem Cicero bot Cäsar eine Stelle in der mit der Vertheilung der Ländereien beauftragten Commission an, und jener überlegte lange, ob er sie annehmen und sich an Cäsar anschließen solle; als er endlich die Stelle ablehnte, verband sich Cäsar in der Stille mit dessen Todfeind Clodius, der ihn dann im nächsten Jahr aus der Stadt trieb. Cato war noch weit weniger als Cicero ein Mann, der sich gewinnen ließ, Cäsar gebrauchte daher Gewalt gegen ihn. Er ließ ihn, als er bei der Berathung des Ackergesetzes den drei verbundenen Großen zu widersprechen wagte, auf dieselbe Weise wie Bibulus aus der Volksversammlung treiben. Ohnmächtige Witze und Declamationen waren das Einzige, was den Gegnern der Triumvirn übrig blieb. Diese ließen dagegen fürs nächste Jahr zwei Consuln erwählen, die ihnen ganz ergeben waren, und als der Senat den Cäsar dadurch zu kränken suchte, daß er ihm am Ende seines Consulats anstatt eines Commando's oder einer Statthalterschaft die Aufsicht über Straßen und Wälder übertrug, ließ er sich durch die Volksversammlung zum Statthalter von Oberitalien und Illyrien ernennen. Ja, er schaffte die Vorschrift des Gracchischen Gesetzes, daß die Statthalterschaften alle Jahre neu vertheilt werden sollten, ab, und ließ sich diese beiden Provinzen gleich auf einen Zeitraum von fünf Jahren übertragen. Jetzt zeigte sich die ohnmächtige Rache in ihrer ganzen Erbärmlichkeit: als nämlich Cäsar noch

eine dritte Provinz, das jenseitige Gallien, zu erhalten wünschte, ertheilte ihm der erschrockene Senat dieselbe von freien Stücken, weil er wenigstens verhindern wollte, daß die Volksversammlung sich noch einmal das ihm allein zustehende Recht, die Statthalterschaften zu vergeben, anmaße und dadurch sein Ansehen untergrabe.

Cäsar überließ nachher seinen beiden Collegen die Angelegenheiten der Stadt, und zog mit einem Heere nach Oberitalien und Gallien, blieb aber in fortwährender Verbindung mit jenen, und arbeitete unausgesetzt für die Befestigung ihrer gemeinschaftlichen Macht. Das nächste Ziel der drei Männer war die Vertreibung Cato's und Cicero's. Beide hatten durch die Bildung des Triumvirats an Einfluß und Bedeutung gewonnen, weil sie sich nicht, wie Andere, von der Rücksicht auf Privatvortheil oder von Leidenschaften leiten ließen, und weil die aristokratische Partei, deren Häupter sie damals waren, wegen der von den Triumvirn drohenden Gefahr fester zusammenhielt. Beide mußten daher unschädlich gemacht werden; dazu ward der aus dem Mithridatischen Kriege nicht gerade rühmlich bekannte Publius Clodius Pulcher (s. oben S. 29) gebraucht. Dieser haßte Beide in den Tod, und war von Cicero einige Jahre zuvor schwer beleidigt worden. Die Geschichte des Verhältnisses zwischen Clodius und Cicero wirft ein so klares Licht auf den Charakter jener Zeit, daß wir die Art, wie diese Feindschaft entstanden war, nicht übergehen dürfen. Es läßt sich aus derselben namentlich erkennen, daß oft die herrschenden Parteien aus Staatsklugheit einen recht unruhigen Mann auftreten ließen, um das Bedürfniß des Schutzes recht fühlbar zu machen: gerade wie in neuerer Zeit die französische Regierung manchmal selbst Emeuten veranstaltet hat, um eine Partei unschädlich zu machen. Clodius gehörte einer der ältesten patricischen Familien an, und besaß zugleich alle Vorzüge und alle Laster der damaligen Aristokratie. Er war bei der Catilinarischen Verschwörung für die Unterdrückung derselben thätig gewesen, hatte sich aber gleich nachher an Cäsar angeschlossen, weil die Eiferer für die Sitten im Senat ihn seiner Ausschweifungen wegen haßten und verfolgten. Diese Gegner benutzten eine seiner vielen Frechheiten, um ihn zu ver-

derben. Er hatte sich nämlich zu einem weiblichen geheimen Gottesdienste gedrängt, bei welchem kein Mann gegenwärtig sein durfte, und darauf begründete man eine Anklage, vermöge deren er als Frevler gegen die Sitten und gegen die Staatsreligion vor Gericht gezogen wurde. Clodius suchte sich anfangs dadurch zu helfen, daß er Verwirrungen und Unruhen erregte, und als endlich doch das Gericht gehalten wurde, schüchterte er die Richter theils durch seinen Anhang im gemeinen Volk ein, theils gewann er sich ihre Stimmen durch Geld. Er ward freigesprochen und durch diese Freisprechung erst recht gefährlich; denn er war seitdem der allmächtige Liebling des Volkes. Bei jenem Processe war Cicero gegen Clodius aufgetreten, das vergaß ihm der leidenschaftliche Lüstling nie. Um sich an ihm und dem ganzen Senate rächen zu können, suchte er das Tribunat zu erlangen, und da kein Patricier dasselbe bekleiden durfte, so beschloß er, sich von einem Plebejer an Kindesstatt annehmen zu lassen. Dies war jedoch an bestimmte Formen gebunden, welche von der Aristokratie abhängig waren und es seinen Feinden leicht machten, die Sache zu hintertreiben. Clodius würde daher seinen Zweck nicht erreicht haben, wenn sich nicht die Triumvirn seiner angenommen hätten, um Cicero zu verderben. Sie verhalfen ihm, mit gänzlicher Vernachlässigung jener Formen, zur Adoption, und verschafften ihm dann das Tribunat des folgenden Jahres (58 v. Chr.).

Dieses Tribunat war eines der unruhigsten in der ganzen letzten Zeit der Republik. Clodius suchte vor allen Dingen das Volk durch sehr demokratische Maßregeln für sich zu gewinnen. Er setzte unter Andern vier Gesetze durch, von welchen jedes irgend eine Einrichtung der guten alten Zeit umstieß. Zuerst ließ er ein bestehendes Gesetz aufheben, vermittelst dessen es den Augurn und Staatsbeamten möglich gemacht war, bedenkliche Volksversammlungen aus religiösen Gründen verschieben zu lassen. Das zweite seiner Gesetze verordnete, daß das Getraide, welches früher den Armen nur um einen geringen Preis ausgetheilt ward, ihnen ganz umsonst gegeben werden sollte. In Folge dieser Verordnung wurde nicht nur die jährliche Ausgabe des Staats um sechszehn bis zwanzig Millionen Gulden (neun bis elf Millionen Thaler) vermehrt, sondern auch eine Menge müßigen Volkes in

die Stadt gezogen und also gerade derjenige Theil der Bevölkerung vermehrt, welcher der Ruhe am gefährlichsten war. Das dritte Gesetz war das verständigste von allem, was Clodius that. Er beschränkte nämlich die censorische Gewalt, die in einer Zeit, wo der Haß und das Interesse der Parteien allen anderen Rücksichten vorangingen, eine allzu gefährliche Macht war, und entzog den einzelnen Censoren die Möglichkeit, einen Bürger willkürlich seines politischen Einflusses zu berauben, indem er verordnen ließ, daß die Censoren einen Senator nur dann aus dem Senat ausstoßen dürften, wenn sie beide darüber einstimmig wären und vorher eine förmliche Untersuchung veranstaltet hätten. Die vierte Neuerung des Clodius war die verderblichste; denn sie schlug dem aristokratischen Elemente der Verfassung eine tiefe Wunde, und blieb leider bestehen, während die anderen Gesetze bald nach Clodius Tribunat aufgehoben wurden. Sie betraf die Zusammenkünfte einzelner Innungen zu gemeinschaftlichen Festen oder zu bestimmten politischen Zwecken. Solche Vereine sind eine der gefährlichsten Sachen, die in einem aristokratischen Staate gedacht werden können, weil sie den Unruhestiftern freien Spielraum gewähren, und den Widerstand gegen die Behörde, der dem Einzelnen unmöglich ist, von Seiten ganzer Massen erleichtern. Sie waren daher in Rom verboten, und durften nur dann gebildet werden, wenn der Senat eine besondere Erlaubniß dazu gegeben hatte. Clodius hob diese Beschränkung auf, und stellte dadurch nicht allein die frühere Verbindung der einzelnen Zünfte und anderer Genossenschaften wieder her, sondern veranlaßte auch die Entstehung von neuen Vereinen und eigentlichen Klubbs, welche einen Staat im Staate bildeten, und zur Durchsetzung von bestimmten politischen Zwecken gebraucht wurden.

Um seine Plane leichter verwirklichen zu können, machte es Clodius ebenso, wie es in Rom alle gewaltthätigen Tribunen zu machen pflegten: er reizte den großen Haufen zu Gewaltthaten, und hielt bewaffnete Schaaren von Sklaven und gemeinen Bürgern. Sobald er sich mächtig genug fühlte, suchte er sich seiner beiden Hauptgegner zu entledigen. Er schlug zu diesem Zwecke zwei verschiedene Wege ein: den Cato entfernte er auf eine scheinbar ehrenvolle Weise aus Rom, gegen Cicero aber erhob er eine ge-

richtliche Klage, und ruhte nicht eher, als bis er die Verbannung desſelben durchgeſetzt hatte. Cato ward auf Clodius Antrag von der Volksverſammlung nach Cypern geſchickt, wo damals einer der Ptolemäiſchen Prinzen herrſchte, der den Clodius früher beleidigt hatte. Da dieſer König von einem Theile ſeiner Unterthanen in Rom verklagt wurde, ſo beredete Clodius die Volksverſammlung, die Cyprier von ſeiner Herrſchaft befreien zu laſſen und dieſes Geſchäft dem ſtandhaften Freunde republikaniſcher Freiheit, Cato, zu übertragen. Damit aber Cato nicht ſo bald wieder nach Rom zurückkehren könne, ſo wurde ihm auf den Antrag des Tribunen noch ein zweites auswärtiges Geſchäft gegeben: er ſollte nämlich einen Theil der Bürger von Byzanz, der von den Anderen vertrieben worden war, wieder in ſeine Vaterſtadt zurückführen und die Zwiſtigkeiten in dieſer Stadt beilegen. Gegen Cicero zog Clodius ein altes Geſetz hervor, nach welchem jeder des Todes ſchuldig war, der einen Bürger hatte hinrichten laſſen, ohne demſelben zuvor die Berufung ans Volk zu geſtatten. Cicero bot Alles auf, um die Abſichten ſeines Feindes zu vereiteln, und erniedrigte ſich in ſeinem Kleinmuth ſogar zu Fürbitten beim Volke, obgleich er ſich dadurch ſelbſt für ſchuldig erkannte. Er war jedoch nicht zu retten, da die Triumvirn den Clodius insgeheim unterſtützten, und Pompejus bei dieſer Gelegenheit der ariſtokratiſchen Partei zeigen wollte, daß ſie ſich an ihn halten müſſe, wenn ſie nicht kühnen Anführern des Pöbels erliegen wolle. Cicero kam der Verurtheilung durch freiwillige Verbannung zuvor, er verließ am letzten März (58 v. Chr.) die Stadt und begab ſich nach Theſſalonich. Clodius brachte hierauf einen Volksbeſchluß zu Stande, durch welchen Cicero geächtet und bis auf vierhundert römiſche (gegen achtzig deutſche) Meilen aus Rom verbannt wurde. Auch ließ er das Vermögen desſelben einziehen und ſein Haus niederreißen.

Cicero erhielt ſchon im folgenden Jahre die Erlaubniß zur Rückkehr, weil Clodius dem Pompejus bald zu gefährlich wurde, als daß dieſer ihm nicht hätte entgegenarbeiten müſſen. Clodius wurde nämlich nach Cato's und Cicero's Entfernung immer kühner, ſuchte ſeine Partei mit der ariſtokratiſchen gegen Pompejus zu vereinigen, und ließ dieſem ſogar durch ſeine bewaffneten Schaaren

nachstellen, so daß derselbe die Volksversammlung nicht mehr besuchen konnte. Schon im Oktober machten daher Cicero's Freunde einen Versuch, das Volk zur Zurücknahme des Verbannungsgesetzes zu bewegen, sie konnten damals aber noch nicht durchdringen. Sie schritten daher zur Gewalt und bekämpften Clodius mit seinen eigenen Waffen. Titus Annius Milo, ein Todfeind desselben, nahm eine Anzahl Gladiatoren in Dienst, und es kam zwischen diesen und den Banden des Tribunen zu häufigen Gefechten in den Straßen und auf dem Markt. Im Anfange des folgenden Jahres wiederholte einer der neuen Consuln den Antrag auf Cicero's Zurückberufung, und Milo, welcher an Clodius Stelle Tribun geworden war, unterstützte denselben mit sieben seiner Collegen. Clodius hintertrieb die Sache in der Volksversammlung selbst durch einen förmlichen Kampf, in welchem einer der Tribunen tödtlich verwundet wurde und viele Menschen das Leben verloren. Auch nachher erfüllte er die Stadt noch ein halbes Jahr lang mit Gewaltthätigkeiten und Gefechten, und erst am vierten August gelang es den Freunden Cicero's mit Hülfe des Pompejus, das Volk zur Zurücknahme des Verbannungsspruches zu bewegen. Cicero's Rückkehr ward eine Quelle neuer Bewegungen. Er selbst schnaubte Wuth und Rache gegen jeden, der sich im mindesten zweideutig gegen ihn benommen hatte, und Clodius fuhr fort, ihn und seine übrigen Feinde mit Waffengewalt zu verfolgen. Als Cicero, den der Senat für die Einziehung seines Vermögens entschädigt hatte, sein zerstörtes Haus wieder aufbaute, ließ Clodius die Arbeiter überfallen; Cicero selbst wurde, so oft er sich auf der Straße sehen ließ, von den Schaaren seines Feindes angegriffen, und gerieth mehrmals in offenbare Lebensgefahr. Er stellte dagegen den Antrag, daß alle durch Clodius bewirkten Verordnungen für ungültig erklärt werden sollten. Die Annahme dieses Vorschlages ward jedoch von Cato hintertrieben, welcher die ihm aufgetragenen Geschäfte beendigt hatte, und natürlich nicht zugeben konnte, daß in Folge eines solchen Gesetzes auch das, was er selbst in Cypern angeordnet hatte, umgestoßen werde.

Die Unruhen dauerten bis in das folgende Jahr hinein fort. Pompejus machte sich durch die Rolle, die er dabei spielte, in Aller Augen verächtlich, was weit ärger war, als wenn er sich

verhaßt gemacht hätte. Er ſchwankte bei der herrſchenden Unordnung und Verwirrung hin und her, und ergriff immer nur halbe Maßregeln. Was half es ihm, daß er ſich (57 v. Chr.) bei Gelegenheit einer Theuerung auf fünf Jahre mit der oberſten Leitung des Getraideweſens beauftragen, und zu dieſem Zweck eine noch größere Gewalt ertheilen ließ, als er früher beim Seeräuberkrieg erhalten hatte? Er verſtand nie ſeine Macht gehörig zu gebrauchen, und blieb immer von den Umſtänden abhängig. Unterdeſſen ſchritt Cäſar in Gallien, wo er ruhmvolle Kriege führte, feſt und ſicher ſeinem Ziel entgegen: er übte und gewann ſich ſeine Truppen und erweckte durch ſeine Siege und verſtändige Vertheilung der gemachten Beute Achtung, Zuneigung und Vertrauen in der römiſchen Bürgerſchaft. Er bedurfte noch einiger Zeit, um die Macht, die er ſich in Gallien ſchuf, zu befeſtigen, und kam daher mit Freuden den Wünſchen der beiden anderen Triumvirn entgegen, als dieſe Anſtalten trafen, ſich um das Conſulat des nächſten Jahres zu bewerben, um dann als Proconſuln ebenfalls ein Heer und eine Provinz zu erhalten. Im April des Jahres 56 v. Chr. hielt Cäſar mit Pompejus und Craſſus eine Zuſammenkunft in der Stadt Lucca. Wie tief der römiſche Adel geſunken, und wie ſehr der Staat damals ſchon das Eigenthum der Triumvirn oder vielmehr des kräftigſten und verſtändigſten unter ihnen geworden war, geht daraus hervor, daß viele römiſchen Großen nach Lucca reiſten, um ſich dem mächtigen Cäſar und ſeinen Verbündeten zu empfehlen. Es fanden ſich daſelbſt mehr als zweihundert Senatoren ein und ſo viele Beamten, die das Recht hatten, ſich von Lictoren begleiten zu laſſen, daß man nicht weniger als hundert und zwanzig Lictoren zählte. Die Triumvirn erneuten ihren Bund, und faßten den geheimen Beſchluß, daß Cäſar eine Verlängerung ſeiner Statthalterſchaft auf weitere fünf Jahre, Pompejus und Craſſus aber das Conſulat des nächſten Jahres und nach Ablauf desſelben ein Heer und eine Provinz erhalten ſollten.

Pompejus und Craſſus erreichten ihren Zweck nur mit ſehr großer Mühe, ungeachtet Cäſar ſeinen ganzen Einfluß für ſie verwendete. Cato und viele andere Ariſtokraten, unter ihnen auch einer der regierenden Conſuln, arbeiteten ihnen mit dem größten

Nachdruck entgegen, und die beiden Triumvirn mußten, aus Furcht durchzufallen, die Wahlen so lange zu hintertreiben suchen, bis die Amtszeit des ihnen feindlichen Consuls abgelaufen war. Die Parteien geriethen oft auf den Straßen an einander, und das neue Jahr begann, ohne daß Consuln gewählt waren. Endlich setzten Crassus und Pompejus ihre Erwählung durch. Sie fingen ihre Amtsverwaltung damit an, daß sie durch ganz öffentliche Bestechungen die Erwählung Cato's zum Prätor verhinderten, weil derselbe sich mit der bestimmt ausgesprochenen Absicht, ihre Plane zu hintertreiben, um dieses Amt bewarb. Auch in den Comitien, in welchen die Aedilen gewählt wurden, trugen sie den Sieg davon, obgleich ihre Gegner dabei mit Bewaffneten erschienen und mehrere Bürger im Handgemenge erschlugen. Es verbreitete sich sogar die falsche Nachricht, Pompejus selbst sei erschlagen worden, und Julia, Cäsar's Tochter und Pompejus Gemahlin, erschrack darüber so sehr, daß sie in Folge davon erkrankte und ein Jahr später starb. Crassus und Pompejus hatten nicht sobald den Besitz des Consulats erlangt, als sie sich desselben zu ihrem Zwecke bedienten. Sie ließen durch den ihnen ergebenen Tribunen Trebonius die in Lucca getroffenen Verabredungen zu einem Volksbeschluß erheben. Zwar versuchten Cato und Andere auch damals ihre Plane zu vereiteln, allein alle Bemühungen derselben waren fruchtlos, da Pompejus und Crassus sich sogar nicht scheuten, ihre Gegner durch die Lictoren gewaltsam aus der Volksversammlung vertreiben zu lassen. Cäsar's Statthalterschaft wurde ihm auf weitere fünf Jahre verlängert, Crassus erhielt die Statthalterschaft von Syrien, Pompejus aber die von Spanien; den beiden Letzteren wurde außerdem das Commando, welches sie als Statthalter erhielten, auf fünf Jahre übertragen und endlich noch das Recht gewährt, zu ihren Kriegen so viele Truppen, als ihnen gut scheine, aufzubieten.

Crassus begab sich nach dem Ende seines Consulats in seine Provinz Syrien, Pompejus aber benutzte die ihm früher auf fünf Jahre übertragene Sorge für die Lebensmittel der Hauptstadt, um in Rom zurückbleiben zu können, und ließ Spanien durch seine Legaten verwalten. Crassus hatte sich Syrien aus keinem anderen Grunde geben lassen als weil er, wie einst Lucullus, sich

durch einen Krieg in Aſien zu bereichern wünſchte. Er machte einen Zug gegen die Parther, täuſchte ſich aber über den Charakter der Feinde, und betrieb das ganze Unternehmen auf eine ſehr ungeſchickte Weiſe. Schon gleich im erſten Jahre ſeines Krieges kehrte er, gerade als die Dinge ſich für ihn günſtig geſtalteten, zum Überwintern nach Syrien zurück, und ſtatt hier die nöthigen Vorbereitungen zum zweiten Feldzuge zu machen, dachte er nur daran, wie er ſich auf Koſten der Provinzbewohner und ihrer Tempel bereichern könne (ſ. oben S. 21). Im folgenden Jahre ließ er ſich durch einen verrätheriſchen Fürſten in eine ihm gelegte Falle locken, und erlitt bei der meſopotamiſchen Stadt Karrä eine ſchreckliche Niederlage. Er ward dann auf der Flucht gefangen genommen und getödtet (53 v. Chr.). Die Sage berichtet, daß die Parther ihm geſchmolzenes Gold in den Mund gegoſſen hätten.

2. Cäſar in Gallien.

Während Pompejus in Rom nach und nach einen großen Theil ſeines früheren Anſehens einbüßte, Craſſus aber ſich zuerſt bei ſeinen Mitbürgern immer mehr verhaßt machte und dann in Parthien Leben, Ehre und ein vortreffliches Heer verlor, bahnte ſich Cäſar durch ſeine Unternehmungen in Gallien den Weg zur Alleinherrſchaft. Von dem Augenblick an, wo er als Statthalter auf fünf Jahre nach Gallien gezogen war, zeigt die römiſche Geſchichte eine auffallende Ähnlichkeit mit der Geſchichte der Franzoſen während der erſten Unternehmungen Bonaparte's in Italien. Beide Male erblicken wir in der Hauptſtadt eine ſchwache republikaniſche Adminiſtration, die durch ewige Unruhen gequält wird, an deren Fortdauer den verſchiedenen Parteien mehr liegt, als an Frieden und Ruhe; beide Male ſehen wir andererſeits einen General mit kaiſerlicher Gewalt unumſchränkt über ein großes Land gebieten, und dieſer zeigt ſich als ein Mann von überlegenem Geiſte, von rückſichtsloſer Entſchloſſenheit und, wenn es ſein muß, von furchtbarer Grauſamkeit; er verfährt unter dem Scheine demokratiſcher Geſinnung ganz monarchiſch, richtet die Provinz nach ſeinem Willen ein, und erwirbt ſich durch Sieg und Er-

oberung, durch Blut und Raub eine unbedingte Gewalt über sein Heer.

Cäsar hatte nur etwa vierzigtausend Mann mit nach Gallien genommen, er wußte aber die Nothwendigkeit einer öfteren Verstärkung dekselben so geschickt herbeizuführen, daß er mit Einwilligung des Senats die Zahl seiner Truppen nach und nach bis auf das Dreifache vermehrte. Dieses Heer ward von ihm an strenge Kriegszucht und an alle Arten von Entbehrungen gewöhnt, zugleich aber auch so sehr an seinen Führer gefesselt, daß es demselben unbedingt vertraute und gehorchte. Cäsar zeigte in seinen gallischen Kriegen alle Eigenschaften eines großen Feldherrn, und breitete seine Statthalterschaft, welche in Gallien blos die südlichen Küstenländer in sich begriff, allmälig bis nach Britannien hin und bis an die Grenzen der Niederlande aus. Übrigens wurden ihm seine Unternehmungen durch die Gallier selbst erleichtert, weil diese unter sich in ewige Streitigkeiten verwickelt waren und daher stets fremder Hülfe bedurften. Auch ist es als eine besondere Gunst des Glückes anzusehen, daß Cäsar gerade zu der Zeit nach Gallien kam, als die mit den Römern verbündeten gallischen Völker durch die Angriffe der Helvetier und Germanen sehr ins Gedränge gebracht wurden.

Die Helvetier, ein keltisches Volk, welches im Osten des Jura wohnte, hatten damals aus unbekannten Gründen beschlossen, mit Weibern und Kindern ihr Land zu verlassen und sich in Gallien neue Wohnsitze zu erkämpfen. In einer Masse von nicht weniger als dreimal hundert und fünfzigtausend Menschen, unter welchen freilich nur etwa neunzigtausend kampffähige Männer waren, überströmten sie das Land der benachbarten gallischen Völkerschaften. Diese riefen das römische Heer zu Hülfe, und Cäsar, der ihr Gesuch sehr gern erfüllte, beseitigte die ganze Gefahr mit einem einzigen Schlage. In einer blutigen Schlacht besiegte er die Helvetier, vernichtete einen großen Theil derselben, und machte die übrigen unschädlich. Gleich darauf bot sich ihm eine zweite Gelegenheit dar, die Gallier gegen die Schrecken einer Völkerwanderung zu schützen. Die Sequaner hatten in einem Kriege mit ihren Nachbarn, den Aeduern, Germanen zu Hülfe gerufen, und es war von diesen eine Schaar über den Rhein gezogen,

welche hundert und zwanzigtausend Mann stark war und unter einem erwählten Anführer, Arioviſt, stand. Diese Deutschen benutzten die Ohnmacht des Volkes, welches sie zu Hülfe gerufen hatte, um ihm einen Theil seines Landes zu nehmen, und sich in demselben anzusiedeln. Die Sequaner wandten sich, um der lästigen Gäste los zu werden, an Cäsar, und dieser ließ sich nicht zweimal bitten. Arioviſt war den Römern schon aus früherem Verkehr bekannt. Cäsar selbst hatte ihm als Consul vom Senat den Ehrentitel eines Freundes der Römer verschafft. Er versuchte daher mit ihm zu unterhandeln, ehe er zu den Waffen griff; der Deutsche wies aber die Forderung, die der Römer mit trotzigem Stolz an ihn machte, ebenso trotzig zurück. Eine Schlacht mußte also entscheiden. Sie ward (58 v. Chr.) nicht weit von dem jetzigen Besançon geliefert. Arioviſt erlitt eine völlige Niederlage, und floh dann mit dem Reste seiner Schaaren über den Rhein zurück.

Cäsar ließ nachher seine Truppen mitten unter den befreiten Völkerschaften in befestigten Lagern überwintern, um, wie es hieß, das Land gegen die Germanen zu schützen und den Frieden zwischen den einzelnen Völkern zu befestigen. Die Ausbreitung der römischen Macht in Gallien erweckte Besorgniß bei den Völkerschaften des nordwestlichen Frankreichs, welche wahrscheinlich aus einer Mischung von Kelten und Germanen entsprungen waren, unter einander in einer gewissen Vereinigung standen, und von den Römern mit dem gemeinschaftlichen Namen der Belgen belegt wurden. Diese tapferen Stämme, die zwischen der Seine und dem Niederrhein wohnten, und von denen die Nervier und Bellovaken am berühmtesten geworden sind, rüsteten sich, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Cäsar suchte ihnen zuvorzukommen, griff die belgischen Völkerschaften einzeln an, und unterwarf sie nach hartnäckigen Kämpfen der römischen Herrschaft. Auch die Aquitanen und andere Völker des westlichen Frankreichs wurden unterjocht. Doch zog sich der Krieg sehr in die Länge, weil die Gallier, wie alle halbwilden Völker, wiederholte und zum Theil höchst unvorsichtige Versuche machten, sich einzeln von der römischen Herrschaft loszureißen, und weil Cäsar selbst jede Gelegenheit zu neuen Feindseligkeiten gern ergriff. Im Jahre

52 v. Chr. erhoben sich die gallischen Völkerschaften sogar in Masse, und suchten unter der Anführung des Vercingetorix, eines Häuptlings vom Volke der Arverner, die Römer aus ihrem Lande zu vertreiben; sie erlagen aber ungeachtet des großen Heldenmuthes, den sie im Kampfe bewiesen, der Kriegskunst und Tapferkeit des römischen Heeres und dem ausgezeichneten Feldherrn-Talente Cäsar's. Im siebenten Jahre nach Cäsar's Ankunft war die Kraft der Gallier völlig gebrochen, und ihr Land dem römischen Volke ganz unterworfen. Cäsar bildete sich in diesem Eroberungskriege nicht blos ein tüchtiges Heer, sondern er erbeutete oder erpreßte auch große Schätze, mit welchen er sowohl seine Truppen zu seinem Eigenthume machen, als auch die feilen Bürger in Rom für seine Interessen gewinnen konnte.

Er bezauberte nachher seine militärische Nation, die sich gern selbst bewunderte und gleich den Franzosen durch rhetorische Berichte von den Wunderthaten eines Generals leicht zu gewinnen war, noch durch zwei Züge in Länder, welche bis dahin nur durch dunkle Sagen bekannt geworden waren. Diese Länder waren Germanien und Britannien. Von den Bewohnern des Ersteren wußte man nichts, als daß sie eine Art von Riesen und durch Wildheit ausgezeichnet wären, die Britten aber bewohnten nach der Meinung der Römer den äußersten Norden, welcher diesen nur durch seine Zinngruben bekannt war. Cäsar unternahm also seine Feldzüge auf dem rechten Rheinufer und jenseit des Canals la Manche, ohne davon unmittelbare Vortheile für den römischen Staat zu erwarten, blos weil ihm ein Zug in ganz unbekannte Länder beim römischen Volk einen größeren und allgemeineren Ruhm verschaffen mußte, als alle seine Kriege in Gallien. Beide Unternehmungen gaben dem Berichte von seinen Zügen das Anziehende der Entdeckungsreisen, seinen Kriegen das Wunderbare ritterlicher Abenteuer und seinen Planen das Großartige der Entwürfe eines Alexander. Cäsar's Unternehmungen diesseit des Rheins bestanden übrigens nur aus kurzen Streifereien. Er hatte nämlich, nach Ariovist's Vertreibung, im Jahre 55 v. Chr. noch einmal in Gallien selbst mit deutschen Schaaren zu kämpfen; diese bestanden aus mehr als viermal hunderttausend Tenchtheren und Usipetern, welche in das belgische Gallien einbrachen und von

Cäsar über den Rhein zurückgejagt wurden. Dieser verfolgte sie bis über den Rhein, und griff auf seinem Zuge auch die Sigambrer an, welche zwischen der Lahn und der Sieg wohnten, und die fliehenden Usipeter und Tenchtherer bei sich aufgenommen hatten. Er schlug zwischen Coblenz und Bonn eine Brücke über den Rhein, und setzte durch einen dreiwöchentlichen Streifzug die Sigambrer in Schrecken, kehrte aber dann auf die Nachricht, daß die benachbarten Sueven ihre ganze Volksmacht rüsteten, wieder über den Rhein zurück. Zwei Jahre nachher zog er, als die Sueven einen Streifzug nach Gallien machten, noch einmal an den Rhein, baute oberhalb der ersten Brücke eine zweite, und trieb die Feinde über den Fluß zurück. Nach Britannien setzte Cäsar zwei Jahre nach einander (55 u. 54 v. Chr.) über. Er fand hier Völkerschaften, welche viel roher waren, als die Germanen und Gallier, und überwältigte die im Süden der Insel wohnenden Stämme. Da er aber seine Plane im eigenen Vaterlande nicht aus den Augen verlieren durfte, so hielt er es für gerathen, weder selbst zu lange jenseit des Oceans zu verweilen, noch auch einen Theil seines Heeres zur Bewachung der Unterworfenen daselbst zurückzulassen. Er gab also die in England gemachten Eroberungen freiwillig wieder auf, und begnügte sich mit dem Ruhme, daß die Römer zuerst durch ihn das nördliche Weltmeer und ein bis dahin blos dem Namen nach bekanntes Land kennen gelernt hatten.

3. Innere Geschichte Rom's vor dem Ausbruche des zweiten Bürgerkrieges.

Während Cäsar unablässig beschäftigt war, sein Heer in Gallien zu verstärken und für sich zu gewinnen, während er sich beim römischen Volke den Ruhm erwarb, ganz Ungewöhnliches unternommen zu haben, während er in den unwegsamsten Gegenden Krieg führte und Märsche machte, wie sie kein römischer Feldherr vor ihm gemacht hatte, blieb sein Auge unverwandt auf Rom gerichtet, wo Pompejus sich in Partei-Streitigkeiten einmischte, und zur Freude Cäsar's ganz außer Acht ließ, daß sein eigener Ruhm in demselben Grade dahinwelkte, in welchem der seines Nebenbuhlers emporblühte, und daß zur Erlangung und Behauptung

der Alleinherrschaft nicht ein großer Anhang in der Stadt, sondern ein ergebenes tüchtiges Heer das entscheidende Werkzeug sei. Einige Zeit hindurch erhielt sich das freundliche Verhältniß zwischen beiden Nebenbuhlern, auch nachdem der Tod der Julia das Band der Verwandtschaft gelöst hatte; der Gang der Dinge selbst aber mußte über kurz oder lang einen Bruch herbeiführen.

In Rom herrschte einige Zeit hindurch Unordnung und Verwirrung. Im Jahre 54 v. Chr. konnten deshalb die Consul-Wahlen nicht zu Stande kommen, und auch im darauf folgenden dauerte es sieben Monate, bis endlich Consuln ernannt wurden. Pompejus spielte dabei eine klägliche Rolle. Der Ehrgeiz des Clodius und Milo und die zwischen ihnen bestehende Feindschaft war damals die Hauptursache der Unruhen. Beide strebten nach einem höheren Staatsamte, der Eine nach der Prätur, der Andere nach dem Consulat, sie lieferten sich förmliche Schlachten auf den Straßen, und brachten die Stadt in die größte Aufregung. Pompejus blieb des Clodius Freund, weil derselbe einem seiner nächsten Angehörigen zum Consulat zu verhelfen versprach, und doch wollte er auch nicht offenbarer Gegner Milo's sein, weil dieser vom Senat kräftig unterstützt wurde. Die ganze Ordnung im Staate schien damals sich auflösen zu wollen. Der frühere Tribun Aulus Gabinius setzte als Statthalter von Syrien gegen den ausdrücklichen Befehl des Senats einen vertriebenen egyptischen König gewaltsam wieder in sein Reich ein, und ließ sich dafür unermeßliche Geschenke geben. Im Jahre 55 v. Chr. verpflichteten sich sogar die beiden regierenden Consuln durch einen schriftlich und rechtskräftig abgefaßten Vertrag, den sie mit zwei anderen Großen schlossen, zum schändlichsten Betruge gegen den Staat. Sie übernahmen es nämlich, den Männern, die den Vertrag mit ihnen geschlossen hatten, zum Consulate zu verhelfen, und erhielten dagegen das Versprechen, daß dieselben ihnen vermittelst eines falschen Zeugnisses gewisse Provinzen verschaffen wollten. Obgleich die Sache dem Senat angezeigt und der Vertrag selbst öffentlich vorgelegt wurde, so blieb das Verbrechen doch unbestraft. Auch Gabinius wurde, als er wegen seines Vergehens angeklagt worden war, freigesprochen, und zwar aus keinem anderen Grund, als weil man damals fürchtete, Pompejus möchte diesen Proceß

benutzen, um sich zum Dictator machen zu lassen. Man hatte aus Furcht vor einer Dictatur Leute zu Richtern gewählt, welche bereit waren gegen Pflicht und Gewissen zu handeln. Bedarf es neben solchen Vorfällen noch eines besonderen Beweises, daß die republikanische Verfassung nicht länger bestehen konnte? Die Gerichte sind eine der stärksten Grundlagen jeder freien Verfassung, weil ihr Ausspruch die Verkündigung des Gesetzes ist, und weil also durch sie die Gesetze selbst erhalten werden. Es kommt dabei nicht darauf an, ob manchmal aus menschlicher Schwäche oder aus mangelhafter Kenntniß des Rechtes ein ungerechtes Urtheil ausgesprochen wird, wenn nur im Allgemeinen die Richter untadelhaft und die Gerichte dem Einflusse der Parteien entzogen sind. Dies war aber in Rom durchaus nicht mehr der Fall. Wollte man übrigens bei der Beurtheilung des damaligen Zustandes von Rom das Beispiel Englands herbeiziehen, so würde man sich sehr täuschen: denn hier sind zwar ebenfalls Bestechungen und solche Unruhen, wie Clodius sie erregte, nicht selten, allein da in England der regierende Theil fest steht und immer monarchisch verfährt, so müssen dergleichen Verwirrungen jedes Mal wieder der Ordnung weichen, in Rom dagegen war Alles schwankend, und oft wurden die Unruhen von der Obrigkeit selbst erregt.

Von allen den vielen Frevelthaten, welche damals in Rom begangen wurden, war der an Clodius verübte Mord die folgenreichste. Clodius und Milo, Beide von Gladiatoren begleitet, trafen eines Tages zufälliger Weise auf der Landstraße zusammen, die von Rom nach dem latinischen Städtchen Bovillä führte. Es entspann sich sogleich ein Kampf zwischen ihren Leuten, und Clodius wurde dabei getödtet (im Anfang des Jahres 52 v. Chr.). Dieser Mord brachte in Rom die größte Bewegung hervor. Zwei Tribunen ließen die Leiche des Clodius vor der Rednerbühne hinstellen, und reizten den Pöbel durch ihre Reden auf; dieser trug die Leiche in das Rathsgebäude, und verbrannte sie dort auf einem aus den Bänken errichteten Scheiterhaufen. Das ganze Gebäude ging bei dieser Gelegenheit in Flammen auf, auch einige benachbarten Häuser brannten ab, und Milo's Wohnung ward nur mit Mühe gegen die Zerstörungswuth des großen Haufens

vertheidigt. Die Sicherheit der Stadt gerieth durch die Gewaltthätigkeiten bewaffneter Schaaren in die größte Gefahr, die Consulatswahlen, welche im vorigen Jahre nicht zu Stande gekommen waren, konnten auch jetzt wieder mehrere Monate hindurch nicht vorgenommen werden, und der Pöbel forderte mit Ungestüm den Pompejus bald zum Dictator, bald zum Consul. Endlich kam es dahin, daß Pompejus zum Consul erwählt wurde, und zwar ohne einen Collegen zu erhalten (im März 52 v. Chr.). Er besaß also jetzt eine Art von königlicher Gewalt, und gebrauchte dieselbe zunächst, um durch die Unterdrückung Milo's die Ruhe wieder herzustellen. Das Gericht, welches über diesen gehalten wurde, drohte den ganzen Staat umzustürzen. Milo und seine Freunde ließen durch ihre Gladiatoren einen Sklaven, der gegen sie zeugen sollte, gewaltsam aus dem Hause eines Kriminalrichters fortschleppen, sie hielten einen Bürger einige Monate lang auf einem Landgut eingesperrt, damit er nicht gegen sie zeugen könne, und als endlich das Gericht gehalten werden sollte, bedrohten sie das Leben der Richter, ja sogar des Consuls mit ihren Bewaffneten. Pompejus ließ daher Soldaten in die Stadt einrücken, und stellte sie auf dem Marktplatze auf, wo das Gericht gehalten wurde. Es kam zu einem förmlichen Kampfe zwischen ihnen und den Schaaren Milo's und viele Bürger verloren dabei das Leben. Endlich gelang es, die Richter durch die Soldaten vollkommen zu schützen, und die Sache konnte in Ruhe entschieden werden. Milo, welchen Cicero später besser in einer geschriebenen, als damals durch seine im Anblick der Soldaten gehaltene Rede vertheidigte, ward für schuldig erklärt und ging nach Marseille in die Verbannung.

Pompejus wurde durch seine Erhebung zum alleinigen Consul von Cäsar getrennt und wieder zur aristokratischen Partei gezogen. Er hatte seine Erwählung nicht blos den Clodianern, die seine Abneigung gegen Milo kannten, zu verdanken, sondern auch der Aristokratie, welche von ihm Schutz gegen den Pöbel erwartete. Diese fühlte also das Bedürfniß einer festen Hand, die das Ruder des Staates führe; ein großer Theil derselben war, wie ein alter Geschichtschreiber sich ausdrückt, zu der Überzeugung gekommen, daß man sich einem einzigen Arzte anvertrauen müsse,

und gab dem Pompejus den Vorzug, weil er offenbar derjenige war, welcher nur gelinde Mittel anwenden würde. Auch Pompejus wandte ſich der Ariſtokratie wieder mit Entſchiedenheit zu, ſobald dieſe ihm unbedingtes Vertrauen ſchenkte und freiwillig die höchſte Macht in ſeine Hände zu legen ſchien; denn theils ſah er ſelbſt ein, daß er nur in Verbindung mit ihr dem Cäſar werde widerſtehen können, theils erhielt die Tochter des eifrigen Ariſtokraten Cäcilius Metellus Scipio, welche er um jene Zeit zur Gemahlin nahm, den größten Einfluß auf ihn, und trieb ihn zu dieſer Verbindung. Sobald er ſich wieder mit der Ariſtokratie ausgeſöhnt hatte und ihr unentbehrlich geworden war, ſchien ſeine Macht feſt gegründet zu ſein: er erhielt eine unbedingte Herrſchaft in Rom und die Verlängerung ſeiner Statthalterſchaft Spanien auf fünf weitere Jahre. Was half ihm aber alle dieſe Macht da er durch ſeine Verbindung mit der Ariſtokratie die ganze Kraft der Volkspartei auf Cäſar's Seite hinüberdrängte, und außerdem gehindert wurde, im äußerſten Nothfalle die alten Formen des Staates zu verletzen und nach ſeinem eigenen Willen zu handeln! Cäſar dagegen beſaß eine Macht, über welche er unbedingt verfügen konnte. Sein Heer, das er nach und nach bedeutend vermehrt hatte, ſtand zu ihm in demſelben Verhältniſſe, wie Bonaparte's Garde zu dieſem: die Soldaten hatten wirkliche perſönliche Anhänglichkeit an ihn, ſie kannten gewiſſermaßen nur ſich und ihren General, und waren bereit, für ihren Führer und für die kriegeriſche Ehre, welche dieſer zum Götzen ſeines Heeres gemacht hatte, Alles zu unternehmen.

Cäſar erwartete ruhig einen Anlaß, um den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen, und die Ariſtokraten in Rom beförderten gleichſam wetteifernd den Ausbruch eines Krieges, zu deſſen Führung ſie doch durchaus keine Anſtalten trafen. Der Senat machte zuerſt mehrere Verordnungen, welche verſteckt gegen Cäſar gerichtet waren, dann ließ er durch einen Cenſor eine große Zahl Senatoren, welche zur Partei desſelben gehörten, aus der Liſte ſtreichen; ja, er ging ſelbſt ſo weit, daß er (51 v. Chr.), zum großen Ärger aller Gemäßigten und Beſonnenen, durch den Conſul Marcus Claudius Marcellus den Antrag ſtellen ließ, es ſolle über Cäſar's Provinzen ſchon ein Jahr früher, als die Zeit

seiner Verwaltung abgelaufen sei, verfügt werden. Das Letztere mußte man freilich bald wieder fallen lassen. Pompejus stellte sich, als wenn er an diesen Dingen keinen Antheil habe, und doch wußte man allgemein, daß er mit im Spiele sei; selbst seine Freunde bedauerten daher den schwachen Mann, der mit halben und also auch falschen Maßregeln einen entschlossenen und des Beistandes seiner Truppen sicheren General angreifen wollte. Cäsar sah dem Äußersten ruhig entgegen, und wartete, bis die Unvorsichtigkeit seiner Gegner ihm den Vorwand zu militärischen Maßregeln geben werde. Unterdessen warb er sich durch Bestechungen in den Reihen seiner Feinde selbst Anhänger. Er gewann auf diese Weise im Jahre 50 v. Chr. unter Anderen seine seitherigen heftigen Gegner Lucius Aemilius Paullus und Cajus Scribonius Curio, von welchen jener damals Consul, dieser Volkstribun war. Dem Letzteren bezahlte er alle seine Schulden, die nach der geringsten Angabe etwa eine Million Gulden oder eine halbe Million Thaler, nach der wahrscheinlicheren höchsten aber fünf und eine halbe Millionen Gulden oder drei Millionen Thaler betrugen.

Unglücklicher Weise war Cicero zu jener Zeit als Statthalter der Provinz Cilicien von Rom abwesend, sonst hätte sein Einfluß den Ausbruch der Feindschaft vielleicht noch einige Zeit verzögert. Die Aristokraten drängten aber die Sache zur Entscheidung. Cäsar wollte nach Rom kommen und sich um das Consulat bewerben, noch ehe die Zeit seiner Statthalterschaft zu Ende gegangen war, und also auch sein Heer sich noch nicht aufgelöst hatte. Man hatte im Jahr 52 ihm dies zugestanden, jetzt aber wollte man es wieder zurücknehmen, und verlangte, daß er durchaus zuerst sein Heer entlasse. Das ganze Jahr (50) hindurch wurde diese Frage behandelt, bis endlich Curio im Senat den Antrag stellte, daß Beide, Pompejus und Cäsar, ihr Heer entlassen sollten. Die große Mehrzahl der Senatoren sprach sich für diesen Vorschlag aus, allein dessen ungeachtet kam man wieder auf die frühere Forderung zurück. Cäsar, der sich, um so nahe als möglich zu sein, an die Südgrenze seiner Provinz Oberitalien begeben hatte, machte dagegen das schriftliche Anerbieten, er wolle sein Heer entlassen, wenn Pompejus das Gleiche thue; seine Anhänger

konnten es aber kaum dahin bringen, daß ſein Brief im Senat vorgeleſen wurde. Vergebens boten Curio und die beiden von Cäſar gewonnenen Tribunen Quintus Caſſius Longinus und Marcus Antonius Alles auf, um die Annahme dieſes Vorſchlages durchzuſetzen; vergebens ſuchte der verſtändige Marcus Claudius Marcellus, welcher kein Freund Cäſar's war, den Senat zu bewegen, daß man nicht eher einen feindlichen Entſchluß faſſe, als bis man eine Truppen-Aushebung vorgenommen und ein Heer aufgeſtellt habe; vergebens trugen zwei andere Männer darauf an, daß Pompejus ſich in ſeine Provinz Spanien begeben ſolle, damit Cäſar keinen Vorwand zum Kriege habe, — der Haß der ariſtokratiſchen Partei ließ ſich nicht länger beſchwichtigen; wer nicht für einen Verräther gelten wollte, mußte ſchweigen, und Pompejus war ſo ſehr von ſich eingenommen, daß er auf die Frage, was für Truppen er denn dem Cäſar, wenn dieſer gegen Rom ziehen würde, entgegenſtellen wolle, die übermüthige Antwort gab: er brauche nur mit dem Fuße auf den Boden zu ſtampfen, um Legionen genug hervorzurufen. Der Senat ließ ſich von der Leidenſchaft fortreißen, und faßte (im Januar 49 v. Chr.) einen Beſchluß, vermöge deſſen Cäſar, wenn er nicht bis zum erſten März ſein Heer entlaſſen habe, im voraus für einen Feind des Vaterlandes erklärt ward. Die Tribunen Antonius und Caſſius legten ihr Veto gegen dieſen Beſchluß ein, man nahm aber keine Rückſicht darauf, obgleich ſelbſt Sulla, als er den Tribunen alle ihre Vorrechte ſchmälerte, ihnen doch das Recht gelaſſen hatte, jeden Senatsbeſchluß durch ihre Einſprache ungültig zu machen. Einer der beiden Conſuln forderte ſogar die Tribunen drohend auf, ſich aus der Rathsverſammlung zu entfernen, und der Senat faßte in ſeiner Übereilung einen Beſchluß, den man ſonſt nur in der äußerſten Noth zu faſſen pflegte: er erklärte das Vaterland in Gefahr, und gab den Conſuln nebſt allen übrigen Beamten den Auftrag, durch außerordentliche Mittel für die Rettung desſelben Sorge zu tragen. Zu gleicher Zeit ward Pompejus zum Oberfeldherrn mit unumſchränkter Macht ernannt. Antonius, Caſſius und Curio ergriffen mit Freuden den ihnen durch dieſes Verfahren gegebenen Vorwand, nach Revenna, wo Cäſar ſich befand, zu gehen und ihn im Namen des Volkes aufzufordern, die

Verfaſſung aufrecht zu erhalten. Dieſer beſann ſich nicht lange, weil ſeine Gegner noch nicht gerüſtet waren, und ſo begann im Frühjahr des Jahres 49 v. Chr. der Krieg zwiſchen Cäſar und der Ariſtokratie.

4. Der zweite Bürgerkrieg.

Noch ehe es zum Kampfe ſelbſt kam, zeigte ſich der große Unterſchied, der zwiſchen den beiden kriegführenden Theilen und ihren Kräften beſtand. Auf der einen Seite waltete die Leidenſchaft und der Stolz einer Partei, in welcher jeder befehlen und leiten wollte; der Leiter des Ganzen durfte ſeine Unterbefehlshaber nicht nach den Fähigkeiten, ſondern nur nach dem Range wählen; jeder ſeiner Beſchlüſſe ward vielfach beklügelt, und im beſten Falle ſehr langſam ausgeführt. Außerdem waren, um das Unglück voll zu machen, auch gar keine Anſtalten im voraus getroffen worden. Auf der anderen Seite dagegen gebot der Wille eines einzigen Mannes; keiner durfte reden als er; Alles war zu einem entſcheidenden Schlage gehörig vorbereitet, und die Kriegsbedürfniſſe brauchten nicht erſt, wie bei den Pompejanern, zuſammengeſucht und von den Bewohnern Italiens erpreßt zu werden. Der einzige Vortheil, welchen Cäſar's Gegner vor ihm voraushatten, beſtand darin, daß ſie die Staatskaſſe, die Flotte und alle Provinzen des Reiches außer Gallien und Oberitalien in ihrer Gewalt hatten; dagegen war aber die ganze revolutionäre Kraft der Zeit auf Cäſar's Seite. Er hatte außerdem den Vorzug der perſönlichen Überlegenheit, und beſaß ein geübtes und ſchlagfertiges Heer, während ſeine Feinde das ihrige erſt neu bilden mußten. Pompejus ließ ſchnell in ganz Italien Truppen werben und allenthalben mit Gewalt Geld, Getraide und Waffen beitreiben; er verſchonte dabei ſelbſt die Tempelſchätze nicht. Die Truppen-Aushebungen und die Bewachung der verſchiedenen Theile Italiens wurden einer Anzahl Senatoren übertragen; unter dieſen befand ſich auch Cicero, welcher kurz vorher aus ſeiner Statthalterſchaft zurückgekommen war, und ſich vergebens bemüht hatte, den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Er ſo wenig, als die meiſten anderen Unterbefehlshaber taugten zu Führern oder auch nur zu bloßen Rathgebern im Kriege.

Cäſar hatte in Ravenna nur eine einzige Legion bei ſich; da aber ein großer Theil ſeiner übrigen Truppen bereits in Eilmärſchen nach Oberitalien zog, ſo trug er kein Bedenken, den Krieg ſogleich zu beginnen, um ſeinen Gegnern zuvorzukommen. Rhetoriſche Geſchichtſchreiber haben die Eröffnung dieſes zweiten Bürgerkrieges für die Unterhaltungsſucht dadurch intereſſanter zu machen geſucht, daß ſie Cäſar's Einzug in Italien auf poetiſche Weiſe ausſchmückten. Nach ihren Erzählungen verſank Cäſar, als er mit ſeiner Legion am Rubikon, dem Grenzfluſſe ſeiner Statthalterſchaft, angekommen war, in tiefes Nachdenken, und ſagte zu ſeinen Begleitern: „Noch iſt es Zeit, umzukehren; einen Schritt weiter, und der Bürgerkrieg iſt erklärt!“ Nach einigen Augenblicken aber faßte er ſich wieder, und ſetzte mit den Worten: „Die Würfel ſind gefallen!“ über den Fluß. Cäſar ſelbſt, der uns eine Geſchichte des zweiten Bürgerkrieges hinterlaſſen hat, erzählt nichts der Art, und auch einige andere Geſchichtſchreiber des Alterthums ſchweigen davon, und die ganze Erzählung widerlegt ſich ſelbſt, weil Cäſar das, was er damals that, längſt beſchloſſen hatte, und weil er durchaus nicht der Mann war, der in demſelben Augenblicke, wo er den Krieg begann, ſein Heer durch die Äußerung von Bedenklichkeiten entmuthigt hätte. Cäſar fand überall, wohin er kam, die günſtigſte Aufnahme, vertrieb allenthalben die Truppen ſeiner Gegner, und rückte unaufhaltſam auf Rom los. Die Nachricht von ſeinem Einfall in Italien verbreitete Schrecken und Verwirrung unter ſeinen Gegnern, zumal da die erſten Truppen, die man ihm entgegen ſchickte, ſogleich zu ihm übergingen. Alles gerieth in die größte Beſtürzung; die Führer zeigten ſich unentſchloſſen und verzagt, die neugeworbenen Truppen liefen aus einander, und die vornehmen Herren, welche noch kurz vorher von Pompejus Alles gehofft hatten, meiſterten ihn jetzt mit ſpöttelndem Witze, ſtatt ihm zu gehorchen. Die ariſtokratiſche Partei erkannte, daß ſie Italien gegen Cäſar's Heer, welches im vollen Anmarſch war, nicht würde vertheidigen können. Sie beſchloß daher, die Halbinſel vorerſt ganz aufzugeben und den Krieg nach Griechenland zu verſetzen, und glaubte dies um ſo eher thun zu können, als ſie die Flotte des Staates, den ganzen Oſten des Reiches und die Provinzen Afrika und Spanien beſaß, und alſo Italien auf

allen Seiten von der See her angreifen konnte. Cäſar verſuchte dies zu hindern, und eilte nach Brunduſium, wo Pompejus ſeine Truppen einſchiffte, er kam aber zu ſpät; denn Pompejus hatte, weil ſein ganzes Heer nicht auf einmal eingeſchifft werden konnte, die Stadt ſtark befeſtigen laſſen, und ſich dadurch in den Stand geſetzt, die einzelnen Theile ſeines Heeres nach Griechenland hinüberzubringen, ehe Cäſar, der dazu noch keine Schiffe hatte, eine förmliche Belagerung beginnen konnte. Die eingebildeten vornehmen Herren der ariſtokratiſchen Partei machten freilich dem Pompejus, den ſie durchaus nur als ihr Werkzeug anſahen, Vorwürfe, weil er mit den wenigen und höchſt unzuverläſſigen Truppen, die bei Cäſar's Ankunft ſich noch in Brunduſium befanden, nicht gegen die ſechs Legionen alter Soldaten, mit welchen Cäſar ihn angriff, Stand hielt; allein dieſer Tadel zeigt nur, wie übel ein Mann daran war, der für Leute handeln ſollte, die ſich aufs Reden und Berathſchlagen beſſer verſtanden, als aufs Ausführen.

Cäſar war jetzt Herr der ganzen Halbinſel, in welche er erſt vor zwei Monaten eingerückt war; Sardinien und Sicilien ließen ſich nach dem Verluſte von Italien nicht behaupten, und die Ariſtokraten räumten daher dieſe Inſeln ebenfalls. Der Sieger beſchloß, ſich zunächſt nach Spanien zu begeben, damit er die ganze weſtliche Hälfte des Reiches unterworfen habe, ehe er ſeine Waffen gegen den Oſten wende. Pompejus hatte in Spanien ein tüchtiges Heer alter Truppen ſtehen, ſchon die Klugheit gebot daher ſeinem Gegner, vor allen Dingen Italien von dieſer Seite her ſicher zu ſtellen: Cäſar mußte nach den Worten, welche ihm die Geſchichtſchreiber in den Mund legen, zuerſt das Heer ohne Feldherrn beſiegen, weil es ihm dann leicht war, auch den Feldherrn ohne Heer zu überwältigen. Ehe er nach Spanien aufbrach, begab er ſich nach Rom, wo er ſchnell einige nöthigen Anordnungen machte, und ſich der von Pompejus in der Eile zurückgelaſſenen Staatskaſſe bemächtigte. Er ließ gleich nach ſeiner Ankunft das Volk und den Reſt des Senats zuſammenkommen, um ſeine Mitbürger durch Äußerungen der Milde zu beruhigen. Er zeigte Achtung für die beſtehenden Formen, und bewies ſich aus Klugheit ſelbſt gegen diejenigen ſchonend und mild, welche, wie der Tribun Lu-

cius Cäcilius Metellus, ihn an Dingen hindern wollten, zu denen er selbst freilich kein anderes Recht hatte als das der Waffen, die aber eben deßhalb ihm nicht verwehrt werden konnten. Metellus wollte nicht zugeben, daß Cäsar sich des Staatsschatzes bemächtigte, und stellte sich, als seine Protestationen nichts halfen, vor die Thür der Schatzkammer, um sie gleichsam mit seinem Leibe zu schützen; Cäsar ließ ihn bei Seite schieben, bestrafte ihn aber für seine Widersetzlichkeit nicht. Man pries und lobte daher seine Milde und Freundlichkeit überall, gleich nach seiner Entfernung aus Rom aber bewies er durch sein Verfahren gegen die Stadt Massilia (Marseille), daß diese große Milde eine Frucht der Klugheit gewesen sei, und daß er, wo es ihm nützlich dünkte, auch hart und grausam sein könne. Als er nämlich auf seinem Marsche nach Spanien sich der Stadt Massilia näherte, verschlossen ihm die Bürger derselben die Thore, weil sie bis zu beendigter Sache neutral bleiben wollten; Cäsar brauchte aber ihren Hafen und ihre Schiffe, er schloß daher die Stadt ein, ließ einen Theil seiner Truppen zur Belagerung zurück, und bestrafte die Massilier, als sie sich nach langer und hartnäckiger Vertheidigung ergeben mußten, auf eine äußerst grausame Weise. In Spanien hatte er einen schwierigen Kampf zu bestehen, und es gelang ihm nur mit Mühe, die Pompejanischen Legionen zu besiegen und sich das Land zu unterwerfen.

Nach glücklicher Beendigung des spanischen Krieges kehrte Cäsar nach Rom zurück, und ließ sich zum Dictator ernennen, um auf gesetzmäßige Weise einige ihm nöthig scheinenden Gesetze geben zu können. Er gewährte allen Verbannten mit Ausnahme Milo's die Erlaubniß zur Rückkehr, ertheilte den Bewohnern von Oberitalien das römische Bürgerrecht, und brachte das Schuldenwesen durch die Verfügung in Ordnung, daß die verpfändeten Güter nach einer billigen Taxation gerichtlich geschätzt und die gezahlten Zinsen vom Kapital abgezogen werden sollten. Er hatte sich lange bedacht, ehe er die Würde eines Dictators annahm, denn sie war verhaßt und erinnerte an Sulla, der zuerst die Dictatur zu einem unbeschränkten Königthume gemacht hatte. Schon nach elf Tagen legte er daher dieses Amt wieder nieder, und ließ dagegen sich und einen seiner Anhänger zu Consuln wählen. Bald

nachher schiffte er einen Theil seines Heeres in Brundusium ein, um seine Gegner in Griechenland aufzusuchen. Diese waren, während er Italien, Sicilien, Sardinien, Massilia und Spanien unterworfen, die Dinge in Rom geordnet und ein Heer unter Curio nach Afrika abgeschickt hatte, sehr saumselig gewesen, und hatten nichts weiter gethan, als daß sie den Publius Cornelius Dolabella, welcher Dalmatien für Cäsar besetzen sollte, von dort vertrieben und einen anderen feindlichen Führer, der demselben Hülfe leisten sollte, gefangen nahmen. Cäsar landete ungehindert an der Ostküste des adriatischen Meeres, bemächtigte sich eines großen Theils von Epirus, und verschanzte sich dann, um die Ankunft seiner übrigen Truppen aus Brundusium abzuwarten, in der Nähe der Stadt Dyrrhachium, welche von den Pompejanern besetzt war. Als die erwarteten Verstärkungen zu lange ausblieben, bestieg er einst in einer stürmischen Nacht ein Boot, um nach Brundusium zu fahren, und hier war es, wo er, als der Steuermann umkehren wollte, ihm das berühmte Wort zurief: „Fürchte dich nicht, denn du trägst Cäsar und sein Glück!" Doch mußte er sich zur Rückkehr entschließen, ohne Brundusium erreicht zu haben. Nach langer Zeit kamen endlich die sehnlich erwarteten Truppen bei ihm an. Nun lagerte er sich dem feindlichen Heere gegenüber, und suchte dasselbe durch Verschanzungen ganz einzuschließen; Pompejus zeigte aber alle Erfahrungen eines alten Feldherrn, bekämpfte List mit List, und bewies sich nicht allein durch die Wahl und den Wechsel seiner Stellungen seinem Gegner gewachsen, sondern lieferte ihm auch sechs Hauptgefechte, welche meistens zu seinen Gunsten ausfielen. Cäsar konnte sich zuletzt nicht mehr in der Nähe der Küsten halten, da er Mangel an Lebensmitteln litt und seine Feinde die See beherrschten. Er entzog sich daher seinem Gegner durch schnelle und geschickte Märsche, und gelangte auf schwierigen Wegen nach Thessalien. Pompejus beging den großen Fehler, ihm zu folgen, statt daß er von seiner aus fünfhundert Schiffen bestehenden Flotte hätte Vortheil ziehen und nach Italien übersetzen sollen.

Auch in Thessalien, wo beide Heere in der Nähe der Stadt Pharsalus ihre Lager aufschlugen (im Sommer des Jahres 48 v. Chr.) hätte Pompejus gern eine Schlacht vermieden; denn sein Vortheil

war offenbar zu zaudern, während Cäsar die erste Gelegenheit ergreifen mußte, die Sache zur Entscheidung zu bringen; allein Pompejus konnte nicht seinen eigenen Ansichten folgen. Er war von zweihundert Senatoren umgeben, die auch in Thessalien den römischen Senat vorstellen wollten, und hatte eine Menge vornehme Herrn in seinem Lager, welche sich nach Rom zurücksehnten und nicht daran gewöhnt waren, ihren Willen und ihre Meinung der besseren Einsicht eines Anderen unterzuordnen. Diese stolzen Aristokraten zweifelten in ihrem leidenschaftlichen Übermuth so wenig am Siege, daß sie schon über die Früchte desselben berathschlagten und gegen ihre Feinde eine Proscription mit Gütereinziehungen beschlossen. Die Folge ihres Unverstandes war nicht etwa blos der Verlust der Schlacht, sondern auch der Untergang der republikanischen Verfassung selbst. Pompejus führte ein aus römischen Junkern und aus ganz ungeübten jungen Soldaten bestehendes Heer den kampfgewohnten nud abgehärteten Legionen entgegen, welche Cäsar sich in einem langen Kriege gebildet und mit echt militärischem Geiste beseelt hatte. Wie hätte bei dieser großen Verschiedenheit der beiden Heere der Ausgang des Kampfes zweifelhaft sein können? und was konnte es den Pompejanern nützen, daß sie der Zahl nach den Truppen Cäsar's um das Doppelte überlegen waren? Die Ersteren erlitten eine völlige Niederlage, und wenn man Cäsar's eigenen Angaben nur einigermaßen Vertrauen schenken darf, so ward selten eine entscheidende Schlacht mit so leichter Mühe gewonnen; denn er selbst verlor nur zweihundert und dreißig Mann, während auf Seiten seiner Gegner nicht nur viele Tausende umkamen, sondern auch das Lager derselben und mehr als vier und zwanzigtausend Gefangene in die Hände des Siegers fielen. Was nicht getödtet oder gefangen genommen wurde, zerstreute sich fliehend nach allen Seiten hin. Pompejus selbst entkam und war glücklich genug, das Meer zu erreichen. Cäsar entehrte seinen Sieg nicht durch grausame Rache; denn er konnte auf sein Heer und auf seine eigene persönliche Überlegenheit fest vertrauen, und durfte deshalb schonend verfahren.

Pompejus, der schon in der Schlacht gleich Anfangs den Kopf verloren hatte, erlangte auch nachher die Besonnenheit nicht

wieder; sonst hätte er sich auf seine Flotte begeben, die noch immer das Meer behauptete, und wäre nach Afrika gegangen, wo seine Unterfeldherren in Verbindung mit dem Könige Juba von Numidien ein sehr bedeutendes Heer gesammelt hatten. Die Flotte hatte zwar einige Zeit zuvor ihren Ober-Admiral, Marcus Calpurnius Bibulus, durch den Tod verloren, war aber im Kampfe mit Cäsar's Flotte seither immer glücklich gewesen, und hatte derselben einige bedeutende Niederlagen beigebracht. Übrigens bestand des Pompejus Seemacht hauptsächlich aus egyptischen, phönicischen und griechischen Schiffen, und diese fuhren nach der Schlacht bei Pharsalus größtentheils in ihre Heimath zurück. Pompejus wandte sich nach Asien, also gerade in solche Länder, deren Bewohner durchaus nicht geneigt sein konnten, sich für ihn aufzuopfern; denn sein Schwiegervater Metellus Scipio hatte im vorhergehenden Jahre als Proconsul von Syrien dort grausam gehaust und die meisten kleinasiatischen Fürsten waren an Pompejus so tief verschuldet, daß ihnen jede Gelegenheit, diese Schuld los zu werden, willkommen sein mußte. Cäsar kannte diese Verhältnisse sehr gut, und hielt deshalb für das Rathsamste, dem Pompejus nach Kleinasien nachzusetzen. Dieser erfuhr schon in Cypern, daß die Rhodier seine Freunde abgewiesen, die syrischen Städte aber allen seinen Anhängern bei Todesstrafe den Eintritt verboten hatten. Er mußte also seinen Plan ändern, und kam zu seinem eigenen Verderben auf den unseligen Gedanken, sich nach Egypten zu wenden. Auch dorthin folgte ihm Cäsar nach; denn er sah wohl ein, daß er seinem Gegner keine Zeit lassen dürfe, sich ein neues Heer zu sammeln, und daß sein Kampf mit der elenden römischen Aristokratie beendigt sein werde, sobald er ihren Lenker und Leiter gefangen oder getödtet haben würde.

In Egypten herrschte der dreizehnjährige König Ptolemäus XII. Dionysos unter vormundschaftlicher Leitung von drei jener verschmitzten Leute, welche die Wissenschaft und Bildung ihrer Zeit zu ihrem eigenen Vortheile zu gebrauchen verstanden. Diese drei Männer, Theodotus, Achillas und Pothinus, handelten, als Pompejus an der Küste des Landes ankam und um Aufnahme bat, nach jenem alten Grundsatze der orientalischen Staatskunst, nach welchem man dem Sieger, der sich eines Thrones bemächtigen

will, nicht besser dienen zu können glaubt, als wenn man den Gegner desselben aus dem Wege räumt. Sie beschlossen, Pompejus unter dem Schein einer freundlichen Aufnahme ans Land zu locken und dann sogleich umzubringen. Achillas fuhr in Begleitung einiger Officiere auf einem kleinen Boot an des Pompejus Schiff, um ihn abzuholen, indem er sich des Vorwandes bediente, daß man wegen der Seichtigkeit des Wassers nicht wagen könne, sich mit dem Schiffe selbst dem Ufer zu nähern. Pompejus achtete der Warnungen seiner Freunde und Begleiter nicht, sondern stieg mit vier von seinen Leuten in das Boot. Kaum war dieses gelandet, als Achillas mit den Seinigen im Angesicht der Gemahlin des Pompejus, die sich auf dem Schiffe befand, über ihn herfiel und ihn zusammenhieb. An Hülfe war nicht zu denken; selbst der Leiche konnte man sich nicht bemächtigen, weil die in der Nähe liegende egyptische Kriegsflotte das Pompejanische Schiff zu schleuniger Flucht nöthigte. Die egyptischen Minister ließen dem Ermordeten den Kopf abschneiden, um ihn für Cäsar aufzubewahren; den Rumpf bestattete ein Freigelassener des Pompejus an der Meeresküste. Als einige Tage nachher Cäsar landete, reichte Achillas ihm das Haupt des Pompejus dar. Cäsar wandte sich mit Abscheu von dem gräßlichen Anblicke hinweg, brach in Thränen aus, und beschloß den Getödteten an seinen Mördern zu rächen. So berichten einige Schriftsteller des Alterthums, und man würde höchst ungerecht gegen Cäsar sein, wenn man mit dem englischen Geschichtschreiber Ferguson an der Wahrheit ihrer Erzählung zweifeln und nicht zugeben wollte, daß der Gedanke an ehemalige Freundschaft und das Gefühl, wie gebrechlich jede menschliche Größe sei, dem Sieger beim Anblicke des bleichen Hauptes eine Thräne wahrer Rührung habe entlocken können, so wenig empfindsam Cäsar sonst auch sein mochte.

Cäsar war bei der Verfolgung des Pompejus von Thessalien nach dem Hellespont und von da über Rhodus nach Egypten gesegelt, und die Leichtigkeit, mit der er überall sein Ansehen geltend machte, zeigt am besten, wie wenig Festigkeit und Einheit die Partei und folglich auch die Macht des Pompejus hatte. Kaum war Cäsar am Hellespont erschienen, so übergab der Pompejaner Cajus Cassius Longinus die ihm anvertrauten siebenzig

Schiffe dem siegreichen Feinde; kaum hatte er einige Legionen in Bithynien ans Land gesetzt, so unterwarf sich ihm ganz Kleinasien. Cäsar gewährte den Asiaten einen Nachlaß an ihren Steuern, traf schnell einige nöthigen Anordnungen, und eilte dann nach Egypten. Hier zeigte er den verschmitzten und treulosen Regenten, daß sie sich in seinem Charakter geirrt hatten; denn er trat als Herr und Gebieter auf, nahm sich der Schwester des Königs, der Kleopatra, an, welche durch die Leute, die sich des jungen Königs bemächtigt hatten, von dem ihr gebührenden Antheil an der Regierung ausgeschlossen worden war, und ließ Pothinus, der einen Anschlag auf sein Leben machte, hinrichten. Kleopatra stand damals in der Blüthe ihrer Jahre, sie zeichnete sich nicht sowohl durch große Schönheit, als durch ungemeine Anmuth aus, und hatte alle jene Buhlerkünste des Orients erlernt, die ihr für einen Wollüstling, wie Cäsar war, einen unwiderstehlichen Reiz geben mußten; sie gewann daher diesen völlig für sich, und wurde von ihm als Mitregentin in ihrem Lande eingesetzt. Achillas begann hierauf an der Spitze des egyptischen Heeres einen förmlichen Krieg mit Cäsar, von welchem uns Hirtius, einer der Generale Cäsar's, eine ausführliche Beschreibung hinterlassen hat. Da Cäsar nur einige tausend Mann Soldaten bei sich hatte, so schien es leicht ihn zu besiegen, und wirklich hielt ihn auch dieser sogenannte alexandrinische Krieg neun Monate lang in Egypten zurück. Erst als Verstärkungen aus Asien gekommen waren, konnte er die Sache beendigen. Er schlug das egyptische Heer völlig: der junge König, Achillas und die übrigen Theilnehmer an Pompejus Ermordung, mit Ausnahme des Theodotus, verloren dabei das Leben. Cäsar erhob Kleopatra zur Herrscherin des Landes, ließ einen Theil seiner Truppen in Egypten zurück, und begab sich dann, ehe er nach Rom ging, zuerst nach Kleinasien. In dieses Land riefen ihn die glücklichen Unternehmungen, welche Pharnaces, der Sohn und Mörder Mithridates des Großen, gemacht hatte. Dieser war im vorhergehenden Jahr aus seinem Reiche Bosporus hervorgebrochen, um den römischen Bürgerkrieg zur Eroberung der von seinem Vater beherrschten Länder zu benutzen. Er hatte Kappadocien, Armenien und Pontus in Besitz genommen, und Cäsar's Statthalter in Bithynien besiegt. So

sehr daher Cäsar auch eilen mußte nach Rom zu kommen, so fühlte er doch die Nothwendigkeit, sich selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen, um Pharnaces aus Kleinasien zu treiben und nach dem Bosporus zurückzujagen. Nur auf diese Weise konnte er sich, wie einst Pompejus nach dem Siege über Mithridates, in Asien als unumschränkter Gebieter des römischen Reiches zeigen. Cäsar führte das ganze Unternehmen mit ungemein großer Schnelligkeit aus. Er ordnete auf seinem Marsche nach Pontus die Angelegenheiten der asiatischen Fürsten und Städte, schlug dann Pharnaces in einer Schlacht, nöthigte ihn zur eiligen Flucht nach dem Bosporus, und beendigte die Sache in so kurzer Zeit, daß er den ganzen Krieg in die drei, später sprichwörtlich gewordenen Worte fassen konnte: Veni, vidi, vici (ich kam, sah und siegte).

In Rom, wohin Cäsar im December des Jahres 47 v. Chr. zurückkam, hatte unterdessen eine schreckliche Verwirrung geherrscht. Er selbst war vom Volke gleich nach der Schlacht bei Pharsalus auf immer zum Volkstribunen, auf fünf Jahre zum Consul und auf ein Jahr zum Dictator erwählt worden, und hatte den Marcus Antonius, der bei Pharsalus einen Flügel seines Heeres angeführt hatte, als seinen Magister equitum oder Stellvertreter nach Rom gesandt, weil die Stadt eines militärischen Regenten bedurfte. Antonius verband mit großen Fähigkeiten so wenig Grundsatz und Sittlichkeit, daß er vielmehr wegen seiner Ausschweifungen und wegen seiner Neigung zu Gewaltthätigkeiten als einer der verworfensten und lasterhaftesten Menschen seiner Zeit anzusehen ist. Er trug in Rom seine Laster öffentlich zur Schau, und empörte ganz Italien durch seinen unanständigen Aufzug, seine Gelage und seine rücksichtslosen Freveltaten. Nächst ihm leitete der eben so unmoralische Volkstribun Publius Cornelius Dolabella in Cäsar's Namen die Staatsgeschäfte, dieser besaß aber nicht einmal Talent. Beide Männer waren tief verschuldet, und Dolabella beschloß, die Lage der Dinge zu benutzen, um sich seiner Gläubiger mit Gewalt zu entledigen. Er trug auf eine allgemeine Schuldentilgung an. Als sich einer seiner Collegen und der gesammte Senat seinem Vorschlage widersetzten, kam es zu den schrecklichsten Scenen. Die Parteien kämpften auf den

Straßen und in der Volksversammlung mit einander, das Blut floß in Strömen, wie einst zur Zeit des Saturninus und Sulpicius, und mehrere hundert Bürger verloren dabei ihr Leben. Antonius zog zwar Truppen in die Stadt, und nahm einen gebieterischen Ton an, es war ihm aber dabei nicht, wie er vorgab, um die Beilegung der Unruhen zu thun, sondern er wollte nur seine Rolle behaupten. Die Gährung dauerte daher bis zu Cäsar's Ankunft fort. Dieser fand die ganze Stadt bereit, alles zu thun und zu leiden, was er fordere oder auferlege; Kronen, Statuen, das Recht, Krieg und Frieden zu machen, und viele andere Ehren und Vorrechte ertheilte ihm der feige Senat von freien Stücken. Er selbst suchte damals vor allem Anderen seine Freunde durch Gnadenbezeugungen zu befriedigen, und sich die Mittel zu dem bevorstehenden afrikanischen Feldzug zu verschaffen. Das Letztere erreichte er durch scheinbar freiwillige Anlehen von reichen Bürgern und durch die Einziehung der Güter aller derer, welche noch immer die Waffen gegen ihn trugen, das Erstere aber dadurch, daß er seine Günstlinge mit Geld beschenkte und zu Ehrenstellen beförderte, bei deren Besetzung er weder auf das gesetzliche Alter, noch auf die vorgeschriebene Zeitfolge der Ämter oder die bisherige Zahl ihrer Verwalter Rücksicht nahm.

Sobald die Umstände es erlaubten, schiffte sich Cäsar mit einem Theile seines Heeres nach Afrika ein. Curio, den er gegen die dortigen Pompejaner und ihren Verbündeten, den König Juba von Numidien, geschickt hatte, war von diesen besiegt und mit seinem Heere vernichtet worden. Nach der Schlacht bei Pharsalus hatten sich die Reste der Pompejanischen Macht größtentheils nach Afrika begeben, während die beiden Söhne des Pompejus, Cnäus und Sextus Pompejus, eine neue Flotte sammelten. An der Spitze des afrikanischen Heeres der Pompejaner stand als Oberfeldheer Metellus Scipio; einzelne Abtheilungen befehligten Cato der Jüngere, Labienus, Afranius und einige andere Männer. Auch der König Juba blieb mit Cäsar's Feinden verbündet, und leistete ihnen mit seiner ganzen Kriegsmacht Hülfe. An Zahl der Truppen stand daher Cäsar den Pompejanern weit nach, dagegen mangelte es diesen an Männern, die sich auf die Leitung des Krieges verstanden, obgleich ihre Generale als untergeordnete Führer zum Theil recht tüchtig waren. Als Cäsar erschien, suchten die Pompejaner sein Heer durch den kleinen Krieg nach und nach

aufzureiben, und Cäsar gerieth während der sechs Monate, die sein afrikanischer Feldzug erforderte, mehrmals in eine bedenkliche Lage, wußte sich aber stets zu helfen. Endlich gelang es ihm, die Feinde bei der Stadt Thapsus zu einem entscheidenden Treffen zu nöthigen (46 v. Chr.). Er nahm nämlich nahe bei Thapsus eine solche Stellung ein, daß seine Gegner entweder diese Stadt, in welcher eine bedeutende Besatzung lag, preisgeben oder eine Hauptschlacht wagen mußten. Sie thaten das Letztere, und wurden, wie bei Pharsalus, nicht blos größtentheils aufgerieben, sondern Cäsar erstürmte auch ihr Lager und machte durch diesen einzigen Sieg jeden ferneren Widerstand unmöglich. Nur ein kleiner Theil des Pompejanischen Heeres entrann nach Spanien. Metellus, Juba und andere Anführer tödteten sich selbst. Dasselbe that auch Cato der Jüngere, der edelste Mann von der ganzen aristokratischen Partei. Er hatte sein ganzes Leben hindurch mit rastloser, uneigennütziger Thätigkeit für die Erhaltung der alten republikanischen Sitten und der alten freien Verfassung gearbeitet (s. oben S. 45). Er selbst ward im ganzen späteren Alterthum und im Mittelalter als Ideal des Gerechten, sein philosophischer Selbstmord als Ermunterung zum Kampfe für wahre Freiheit, wie Christi Tod als der Antrieb zur Barmherzigkeit betrachtet. Der Dichter Dante, der im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, unter der Allegorie einer Reise durch die Hölle, durchs Fegefeuer und durch die himmlischen Sphären, das menschliche Leben in seiner tiefsten Verworfenheit, in seiner büßenden Rückkehr zur ersten Reinheit und in seiner Erhebung zum Schauen der Gottheit besungen hat, macht Cato zum Wächter des Berges, auf dessen Höhen das irdische Paradies ist. Cato allein wird neben den Patriarchen von Christus aus dem Vorhofe der Hölle erlöset, damit er den nach Reinheit strebenden Seelen den Weg zur Binse christlicher Demuth zeige. Sein Antlitz strahlt vom Glanze der vier Sterne der vier Cardinaltugenden, wie vom Sonnenlicht. Er, heißt es, wisse, was wahre Freiheit werth sei, denn er habe um ihretwillen das Leben geopfert. Außer diesem Gedanken folgte der edle Stoiker dem Grundsatze der stoischen Philosophie, daß man sich selbst den Tod geben müsse, wenn man nicht frei leben könne, und daß die Pflicht und wahre Größe des Menschen darin bestehe, so zu sterben, wie man gelebt habe. Er traf zuerst die nöthigen Maß-

regeln, um in der Stadt Utika, deren Vertheidigung er während des Krieges geleitet hatte, die Ordnung zu erhalten, und trug für die Rettung derer Sorge, welche nicht wie er den Tod der Unterwerfung vorziehen wollten. Hierauf versammelte er seine Freunde um sich, brachte in ihrem Kreise den letzten Abend seines Lebens mit philosophischen Gesprächen zu, zog sich nachher in sein Schlafgemach zurück, beschäftigte sich einen Theil der Nacht mit der Lesung einer Platonischen Schrift über die Unsterblichkeit der Seele, und durchbohrte sich dann mit einem Dolche. Sein Selbstmord muß nach christlichen Ansichten anders beurtheilt werden, als das Alterthum ihn beurtheilt hat; Cato handelte aber dabei dem alten römischen Sinne gemäß, dem das Vaterland und seine Freiheit über Alles ging, und folgte einer Lebensansicht und Überzeugung, die alle edlen Männer von Griechenland und Rom geleitet hat. Wie unendlich weit ein solcher Mann in sittlicher Hinsicht über seine Zeitgenossen hervorragte, das sieht man am besten, wenn man die Festigkeit und Ruhe, mit welcher er die alten Formen verfocht und bei ihrem Untergang in den Tod ging, mit dem Benehmen eines Cicero vergleicht. Auch Cicero besaß Vaterlandsliebe, aber sie war bei ihm schwächer, als die Eitelkeit, und diese brachte ihn dahin, daß er sich, aller seiner patriotischen Begeisterung ungeachtet, den Umständen fügen und nicht besser sein wollte, als seine Zeit. Er dachte gleich nach der Schlacht bei Pharsalus nur daran, wie er die Gnade des Siegers erlangen könne, und brachte fast ein ganzes Jahr angstvoll in Brundusium zu. Als endlich Cäsar aus Egypten zurückkehrte, begab sich Cicero zu ihm und ward freundlich aufgenommen. Er suchte dann mit kriechendem Sinne sich alle diejenigen geneigt zu erhalten, welche bei Cäsar etwas galten. „Ich höre, schrieb er damals an einen seiner Freunde, nicht auf, allen den Leuten Besuche zu machen, die jetzt am Ruder sind; denn was bleibt mir anders übrig? Man muß sich nach den Umständen richten.“ Nichts desto weniger gerieth Cicero, wiewohl ganz ohne Noth, noch einmal in große Angst, als Cäsar sich durch dieselbe Klugheit, die ihn sonst so mild und gnädig machte, bewogen fand, in Afrika ein Beispiel der Strenge zu geben, als er nämlich nicht blos die Soldaten, welche gegen ihn gestritten hatten, sondern auch einige gefangenen

Führer unter seinen Augen niederhauen ließ. Das ist offenbar nicht alterthümlicher Sinn, sondern die Alltäglichkeit eines Beamtenlebens; es ist Kriecherei der Salons und Hofmoral der vornehmen Welt, welche freilich lacht, wenn man ihr von Cato's männlichem Sinn und von seiner unwandelbaren Treue gegen sich selbst redet.

Mit der Besiegung der Pompejaner in Afrika war der Krieg noch nicht ganz zu Ende gebracht; denn die Reste der geschlagenen Partei sammelten sich noch einmal in Spanien, und es entspann sich dort ein neuer Kampf, welcher gefährlicher wurde, als irgend einer der früheren Kriege gewesen war. Mehrere spanischen Städte hatten sich, erbittert über Cäsar's tyrannische Statthalter, während des afrikanischen Krieges empört und von den Pompejanern Besatzungen angenommen; sogar ein großer Theil der dortigen Truppen Cäsar's hatte den Gehorsam aufgekündigt und sich aus Furcht vor der Strafe für die Gegenpartei erklärt. Die entschlossensten Officiere, die besten Soldaten des durch die Schlacht bei Thapsus vernichteten Heeres hatten sich hierauf nach Spanien gewendet, und Sextus Pompejus war von den empörten Truppen an ihre Spitze gestellt worden. Cäsar sah ein, daß seine persönliche Gegenwart durchaus erforderlich sei. Er eilte von Rom, wohin er erst vier Monate zuvor aus Afrika zurückgekehrt war, nach Spanien, und sein Glück verließ ihn auch auf diesem Kriegszuge nicht. Er lieferte, nach einigen kleineren Unternehmungen, den Feinden bei Munda eine entscheidende Schlacht, in welcher er siegte (im März des Jahres 45 v. Chr.). Doch hatte er hier den härtesten Kampf zu bestehen; denn der Kern der kräftigen spanischen Nation und die besten Soldaten des römischen Volks, lauter Leute, welche nur in der Verzweiflung ihr Heil suchten, standen ihm gegenüber. Sein erster Angriff ward völlig zurückgeschlagen, und er selbst sah sich, wie einst Sulla bei Orchomenos, genöthigt, zur Rettung seiner Sache sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen. Er sprang vom Pferde, stürzte sich, um erkannt zu werden, mit entblößtem Haupt unter die zurückweichenden Veteranen, drang mit dem Schwert auf die Feinde ein, und rief dabei den Seinigen die Worte zu: „Wollt ihr euren Feldherrn einem Knaben überliefern?“ Es gelang ihm, den gesunkenen Muth seiner Soldaten

wieder aufzurichten; er würde aber dessen ungeachtet am Ende doch noch die Schlacht verloren haben, wenn seine Gegner bei dem Angriffe, den Cäsar's numidische Reiterei auf ihr Lager machte, ruhig geblieben wären, und nicht, um ihr Gepäck zu retten, die Schlachtordnung verlassen hätten. Die Pompejaner erlitten hierauf eine so große Niederlage, daß die Zahl ihrer Todten auf drei und dreißigtausend angegeben wird. Auch Cnäus Pompejus fiel auf der Flucht. Sein Bruder Sextus, welcher an der Schlacht keinen Theil genommen hatte, fand im inneren Spanien eine Zufluchtsstätte, sammelte die Trümmer der besiegten Partei, und erschien nach Cäsar's Tode wieder im Besitze einer bedeutenden Macht.

5. Cäsar als Alleinherrscher.

Cäsar war nach der Schlacht bei Munda im unbestrittenen Besitze der Alleinherrschaft über das römische Reich, und hoffte diesen durch dieselbe persönliche Überlegenheit, die ihm die Herrschaft verschafft hatte, für immer befestigen zu können. Die ganze Geschichte des Bürgerkrieges zeigt uns auf's deutlichste, daß Cäsar alle seine Zeitgenossen an Geist und Kraft übertraf, und deshalb berufen war, über sie zu herrschen. Wenn Jemand noch daran hätte zweifeln können, so würden es die übertriebenen, zum Theil lächerlichen Auszeichnungen, Ehren und Vorrechte, welche Senat und Volk dem Sieger unmittelbar nach seinem afrikanischen Krieg aufdrangen, hinreichend bewiesen haben. Der Senat übertrug ihm noch vor seiner Rückkehr aus Afrika die Dictatur, welche er seither nur auf je ein Jahr erhalten hatte, für die Dauer von zehn Jahren, sowie die Censur auf drei Jahre; er ließ ihm eine Statue mit der Inschrift „dem Halbgott!" errichten, und zur Feier seines Sieges über Juba ein vierzigtägiges Dankfest halten. Der Senat beschloß außerdem noch, daß Cäsar bei seinem Triumph, wie einst Camillus (s. Th. III. S. 232), in einem mit weißen Rossen bespannten Wagen fahren und von zwei und siebenzig Lictoren begleitet werden solle. Er erkannte ihm noch viele andere Ehrenbezeugungen dieser Art zu, von welchen Cäsar selbst einen großen Theil ablehnte. Nach der Rückkehr aus Afrika feierte Cäsar vier Triumphe, dem Namen nach aber nicht über die besiegten Mit-

bürger, sondern über die Gallier und über die Könige von Egypten, Pontus und Numidien. Die erbeuteten Schätze, welche dabei zur Schau getragen und dann in die Staatskasse niedergelegt wurden, sollen allein an baarem Gelde hundert neun und fünfzig Millionen Gulden (über acht und achtzig Millionen Thaler) betragen haben; dazu kamen noch zweitausend acht hundert zwei und zwanzig goldene Kränze, welche zwanzigtausend vierhundert und vierzehn Pfund wogen. Die Bahren, auf welchen diese Schätze getragen wurden, sowie die Abbildungen von Massilia und die Gemälde des personificirten Rheins, der Rhone und anderer Flüsse oder Städte, welche den Zug zierten, waren aus Schildpatt oder aus den seltensten Hölzern verfertigt. Unter den Gefangenen, welche gefesselt dem Triumphwagen Cäsar's voranzogen, waren der gallische Fürst Vercingetorix, die Schwester der Kleopatra und des Königs Juba Sohn die vornehmsten. Nachdem die vier Triumphe gehalten waren, beschenkte Cäsar das Volk und die Soldaten aufs freigebigste, und befriedigte die Schaulust seiner Mitbürger durch prachtvolle Festspiele. Er ließ das Volk an zwei und zwanzig tausend Tischen bewirthen, und außerdem unter wenigstens hundert und fünfzigtausend Bürger je zehn Pfund Öl, etwas über einen Berliner Scheffel Getraide und eine Gesammtsumme von mindestens sechs Millionen Gulden (gegen drei und eine halbe Millionen Thaler) vertheilen. Von den Soldaten bekam jeder gemeine Infanterist etwas mehr als zweitausend Gulden (zwölfhundert Thaler), jeder Centurio das Doppelte, jeder Kriegstribun das Vierfache; außerdem wurden allen Veteranen noch Ländereien geschenkt. Endlich hielt Cäsar zur Einweihung eines neuen Tempels der Venus, der vorgeblichen Stammmutter seiner Familie, die glänzendsten Spiele, bei welchen unter Andern vierhundert Löwen erschienen und ein Seegefecht nebst einem Scheintreffen von achthundert Mann und von zwanzig Elephanten geliefert ward.

Zeigt schon dies Alles den glänzenden Gebieter der Welt, so gab sich seine Alleinherrschaft noch bestimmter nach seiner Rückkehr aus Spanien kund. Nicht blos der Senat und das Volk überboten sich von diesem Augenblick an in Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen, sondern auch Cäsar selbst begann damals nach dem

Glanze der Monarchie zu streben, statt daß er früher nur nach ihrer Macht gestrebt hatte, weil er ebenso, wie Alexander der Große und Bonaparte, nicht stark genug war, die höchste Gunst des Glücks zu ertragen, ohne noch Höheres zu suchen, welches dann leerer Glanz war. Der Senat ließ ihm als einem Gott und als dem zweiten Gründer der Stadt Statuen errichten, welche gleich denen der anderen Götter geehrt werden sollten. Er übertrug ihm die Dictatur, die Censur und die Oberpriesterwürde auf Lebenszeit, und ertheilte ihm außerdem für immer den Titel Imperator oder Feldherr, der seither als bloßer Ehrentitel den siegenden Feldherrn gegeben, aber nach der Feier des Triumphes immer wieder abgelegt worden war, von Cäsar's Zeit an aber nach und nach die Bedeutung der kaiserlichen Oberhoheit und Machtvollkommenheit erhielt. Der Senat verlieh dem neuen Gebieter des Reiches außerdem das Recht, das Purpurgewand und den Lorbeerkranz, die beiden Hauptzierden beim Triumph, immer zu tragen, sowie im Senat und beim Rechtsprechen auf einem goldenen Sessel zu sitzen. Er erklärte ihn ferner für heilig und unverletzlich, ließ sein Bild auf die Münzen prägen, eine Ehre, welche in Rom noch nie einem Lebenden zuerkannt worden war, benannte den Monat, in welchem Cäsar geboren war, nach dem Namen seines Geschlechtes den Julius, und erwies ihm noch viele andere Schmeicheleien von ähnlicher Art. Cäsar nahm diese Ehrenbezeugungen nicht allein an, sondern suchte auch selbst die Vergötterung, die man mit ihm trieb, noch mehr zu befördern. Er zog, obgleich er keine förmliche Leibgarde hielt, mit militärischer Begleitung umher, rühmte sich der Abstammung von der Göttin Venus, von Romulus und von den mythischen Königen von Alba Longa, ließ dieselbe auf dem Gepräge seines Siegels andeuten, und gab in seinem Benehmen gegen den Senat und die Tribunen eine wahre Verachtung der noch bestehenden republikanischen Formen zu erkennen; kurz, er zeigte sich in allen Stücken als König und Herr, während er vorher den Schein angenommen hatte, als wenn er nur einstweilen die oberste Gewalt in seine Hände nehmen wolle, um die eingerissenen Misbräuche abzustellen. Daß dies nicht mehr seine Absicht war, daß er dem römischen Leben keine Freiheit und Bewegung mehr lassen wollte, zeigte er

zuerſt bei dem Triumphe, welchen er nach ſeinem ſpaniſchen Feldzuge hielt, und der aus dieſem Grund alle Beſſeren in Rom aufs tiefſte betrübte. Bisher hatte er ſich geſcheut, einen Triumph über die beſiegten Republikaner zu feiern; jetzt aber hielt er einen glänzenden Einzug in die Stadt, bei welchem er zuerſt von allen Römern über Mitbürger triumphirte. „Nicht als Überwinder von fremden Fürſten und Völkern, ſagt ein Geſchichtſchreiber des Alterthums, kehrte er triumphirend nach Rom zurück, ſondern als der Beſieger der Söhne des angeſehenſten römiſchen Bürgers. Mehr als irgend etwas Anderes, was er that, ſchmerzte dies das römiſche Volk. Man hielt es für ſchrecklich, daß Cäſar ſeines Vaterlandes Unglück glänzend entfaltete, und laut über Thaten frohlockte, die vor Göttern und Menſchen nur dadurch zu entſchuldigen waren, daß ſie ein unvermeidliches Übel geweſen."

Cäſar erlag ſeinem Glücke, ſtürzte aber dadurch ſowohl ſich ſelbſt, als ſein Vaterland, das er durch die Errichtung einer conſtitutionellen Monarchie hätte retten können, in den Abgrund des Verderbens. Er zeigte zwar große Milde und Schonung gegen die Perſonen, und erneuerte die ſchrecklichen Scenen nicht, durch welche einſt Sulla ſein Syſtem hatte befeſtigen wollen; aber er ſuchte zu dem königlichen Anſehen, das er ſich errungen hatte, auch den äußeren Glanz des Königthums hinzuzufügen, verachtete alle alten Staatsformen, und untergrub dadurch die Grundpfeiler, auf welche eine dem Bedürfniſſe der Zeit entſprechende, von Despotie und orientaliſchem Hofweſen freie Monarchie hätte gegründet werden können. Sein ganzes Verfahren und alle Plane, die er als Alleinherrſcher verfolgte, deuten darauf hin, und zeigen aufs deutlichſte, daß mit ihm eine ganz neue Periode beginnen ſollte; er verdarb aber gerade dadurch Alles auf dieſelbe Weiſe, wie in neuerer Zeit die Republikaner der franzöſiſchen Revolution, weil er die Macht der Gewohnheit nicht in Anſchlag brachte. Rieſenmäßige Plane, wie orientaliſche Despoten und hierarchiſche Kaſten-Regenten ſie zu entwerfen pflegten, ſollten die neue Aera bezeichnen. Zu dieſen ungeheueren Entwürfen gehörte z. B. die Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe, die Durchgrabung der Landenge von Korinth, die Vergrößerung von Rom, welches eine ungeheuere Hauptſtadt der Welt werden ſollte, und endlich

ein Kriegszug gegen die Parther, der durch die unbekannten Länder des Nordens gehen und also zugleich ein Weltentdeckungszug sein sollte. Um die Römer aus freien Bürgern zu Unterthanen zu machen, die republikanischen Ämter und Würden in bloße Hofstellen oder Kanzleiämter umzuwandeln und die Consuln, Prätoren, Aedilen und Senatoren zu Ministern und Regierungsräthen herabzudrücken, vermehrte er die Zahl der Beamten, erhöhte die Mitgliederzahl des Senats bis auf neunhundert, nahm Leute ohne Ansehen und Vermögen in denselben auf, und machte, wie dies bei uns leider überall eingeführt ist, aus Stellen leere Titel und Ehren. So ertheilte er z. B. Leuten, welche nie ein Amt bekleidet hatten, den Titel Prätor, Consular, Proconsular und dgl. m., und ernannte einmal, als ein Consul am letzten Tage des Jahres starb, für den Rest dieses Tages noch einen neuen Consul, weil er sich des Consulats gerade so bediente, wie die Fürsten der neueren Zeit der Ordenszeichen. Wie sehr er sich in seiner Willkürlichkeit über alle Rücksichten hinwegsetzte, kann man daraus erkennen, daß er manchmal im Senat einen Vortrag durch Männer halten ließ, welche von der vorgetragenen Sache durchaus nichts verstanden, und daß er zuweilen, um den Beschlüssen seines Senats Würde und Form zu geben, in der Einleitung zu denselben Senatoren als anwesend anführte, welche meilenweit von Rom entfernt waren. Ungeachtet dieses Verfahrens war er jedoch kein bloßer Despot, kein Herrscher, der nach Laune handelte und von seiner Umgebung abhing, wie die meisten der Kaiser, welche bald nach ihm über das römische Reich geboten; allein es kann nicht geleugnet werden, daß er seine Aufgabe verkannte, und dadurch sowohl die Schrecken des Bürgerkrieges von neuem herbeiführen half, als auch die Entstehung derjenigen Art monarchischer Regierung erleichterte, deren wohlthätige oder verderbliche Wirkung ganz von der Persönlichkeit des Regenten und seiner Hofleute abhängt.

Cäsar wandte übrigens seine gebietende Stellung im Staat auch zu wohlthätigen Verbesserungen an. Er schärfte die Strafen auf Unterschleif und andere Verbrechen, und fügte dem Rechte der freiwilligen Verbannung, welches von jeher dem angeklagten Bürger gewährt worden war, die Einziehung des Vermögens hinzu. Er traf

ferner neue und bessere Bestimmungen in Betreff der Provinzverwaltung. Er setzte die Zahl der Bürger, welche Getraidespenden vom Staat in Anspruch nehmen konnten, auf hundert und fünfzigtausend herab. Er ordnete das Schuldenwesen, und schlug, wie bereits oben angegeben ist, zur Milderung der dadurch entstandenen Noth einen Mittelweg ein, der die Verschuldeten rettete, ohne die Gläubiger zu verderben. Auch dem Luxus suchte er zu steuern: er verbot nämlich schon nach seiner Rückkehr aus dem Osten der ärmeren Klasse den Gebrauch des Purpurs, der Perlen und Sänften, und ließ strenge Aufsicht über die Verschwendungen für die Tafel führen. Freilich verhielt es sich mit diesem Gesetze gerade so, wie mit den ähnlichen Verordnungen Sulla's: durch bloße Gesetze war ein Übel nicht auszurotten, welches in dem allgemeinen Zustande der Sitten wurzelte. Diese Verordnungen des Imperators konnten um so weniger fruchten, da derselbe Mann, der eine größere Einfachheit des Lebens einzuführen suchte, durch sein eigenes Beispiel und durch die Schwelgereien, die er einem Antonius und anderen Männern seiner Umgebung gestattete, die Sitten verdarb. Cäsar suchte endlich nicht blos die entartete römische Welt durch Gesetze gründlich zu verbessern und dem Staate monarchischen Ton und monarchische Richtung zu geben, sondern er erwarb sich auch zu derselben Zeit durch die Verbesserung des Kalenders ein Verdienst um das bürgerliche Leben und um die Geschäfte desselben. Diese Kalenderverbesserung gereichte dem gesammten christlichen Europa und einem Theile des Orients anderthalb Jahrtausende hindurch zum größten Nutzen. Die Römer hatten seit dem Decemvirat statt des früheren Mondenjahres ein Sonnenjahr eingeführt, welches nicht genau astronomisch bestimmt war, so daß man durch öftere Einschaltungen bewirken mußte, daß bestimmte Monate fortdauernd bestimmten Jahreszeiten entsprachen. Diese Einschaltungen waren jedoch nicht nur an und für sich sehr unbequem eingerichtet, sondern die Oberpriester, welche sie zu besorgen hatten, verfuhren auch dabei sehr willkürlich, und gaben oft zu Gunsten der Statthalter oder Zollpächter oder aus anderen Gründen dem Jahr absichtlich eine größere Länge oder Kürze. In Folge davon war eine solche Unordnung eingetreten, daß das Jahr 46 v. Chr. nicht um die Zeit des Winter-Sonnenstillstands,

sondern zur Herbst-Nachtgleiche seinen Anfang nahm. Um dieser Verwirrung für immer abzuhelfen, gab Cäsar in jenem Jahre dem Kalenderwesen eine ganz neue Einrichtung. Er führte eine Jahrform ein, die sich nicht blos durch die spätere Zeit des Alterthums hindurch erhielt, sondern auch nachher von allen christlichen Völkern angenommen wurde, bei ihnen bis zum Jahre 1582 unserer Zeitrechnung allgemein gebräuchlich blieb, und noch jetzt bei allen griechischen, koptischen und nestorianischen Christen die übliche Jahresrechnung ist. Sie wird gewöhnlich der Kalender des alten Styls oder nach dem Namen ihres Gründers der Julianische Kalender genannt. Diese Verbesserung des Kalenders, bei welcher sich Cäsar der Hülfe des alexandrinischen Astronomen Sosigenes bediente, bestand darin, daß die Monate diejenige Zahl von Tagen erhielten, welche sie bei uns noch jetzt haben, und daß eine alle vier Jahre Statt findende Einschaltung von Einem Tage verordnet wurde. Der Julianische Kalender hat nur den einzigen Mangel, daß, da der Lauf der Erde um die Sonne nicht ganz einen Vierteltag mehr als dreihundert fünf und sechszig Tage umfaßt, die vierjährige Einschaltung eines Tages um ein Geringes zu viel ist. Die dadurch eingetretene Verschiebung der Jahreszeiten, welche im Julianischen Kalender gegenwärtig bis zu zwölf Tagen gestiegen ist, hat im Jahr 1582 den Papst Gregor XIII. zu einer neuen Verbesserung veranlaßt, auf welcher der bei den protestantischen und katholischen Völkern eingeführte Gregorianische Kalender beruht.

So vortrefflich auch die von Cäsar gemachten Einrichtungen und Gesetze zum Theil sein mögen, so wünschenswerth auch die Befestigung und Erhaltung der Ordnung im Staate war, so konnte dies seine Zeitgenossen doch nicht mit der von ihm beabsichtigten Einführung eines unumschränkten Königthums aussöhnen. Sein sichtliches Streben danach setzte ihn vielmehr mit dem ganzen Geist ihrer Staatsverfassung, ihres Lebens, ihrer Literatur und Poesie in Widerspruch. Sein parthischer Zug, der ihn mehrere Jahre von Rom entfernt halten konnte, und der Umstand, daß er als seine Stellvertreter drei Männer zurücklassen wollte, die bei jedem rechtlichen Mann Angst und Schrecken erwecken mußten, deuteten auf eine bevorstehende militärische Despotie von fürchter-

licher Art. Dieſe Männer waren: der ausſchweifende, aller Freiheit feindliche und zu jeder Gewaltthat geneigte Antonius, den er als Conſul einſetzte, der wilde und dabei ganz talentloſe Dolabella, den er zu deſſen Collegen ernannte, und der zum Magiſter equitum erwählte Marcus Aemilius Lepidus, der durch ſeine Trägheit und Unfähigkeit ebenſo gefährlich war, als die beiden Anderen durch ihre unſinnige Liebe zu Verſchwendungen und Gewaltthätigkeiten. Ein allmächtiger Dictator, welcher abenteuernd auf Welteroberung auszog, zwei Conſuln, die bereits früher die blutigſten Unruhen erregt hatten, jederzeit zum Ärgſten bereit waren, und noch dazu unter einander in offener Feindſchaft lebten, und ein Stellvertreter des Dictators, der, gerade weil er träge und unbedeutend war, ſich zum willenloſen Inſtrument eines Gewalthabers vortrefflich eignete — welch eine Ausſicht für die noch an Freiheit gewöhnten Römer! Der Gedanke an die ſchreckliche Despotie, welche nahe bevorſtand, erweckte in einem Theile von Cäſar's eigenen Freunden und in einigen anderen angeſehenen Männern den bereits faſt ganz verſchwundenen Patriotismus, die alte Freiheitsliebe und die noch übrigen Reſte jenes republikaniſchen Stolzes, der zwar aus der großen Maſſe des Volkes völlig gewichen war, dafür aber in einem ganz kleinen Theile der Ariſtokratie um ſo tiefere Wurzeln geſchlagen hatte. Es war damals, wie in allen Zeiten großer Bildung und Verweichlichung, auch in Rom das innere Leben und die Geiſteskraft des kleineren Theiles um ebenſo viel ſtärker und edler, als die Entartung aller Anderen größer war. Jene beſſeren Männer der römiſchen Ariſtokratie verſchworen ſich zur Ermordung des Dictators und zur Wiederherſtellung der Republik. Jeder Verſtändige wird, wie ſchon Dante vielleicht etwas zu ſtark gethan hat, dieſes Unternehmen als das Werk eines unverſtändigen Enthuſiasmus anſehen, und die Ausführung desſelben tief beklagen, wenn auch nicht, wie Dante, mit dem Verrathe, den Judas am Heiland der Welt beging, in eine Reihe ſtellen. War doch die römiſche Welt von der Freiheit, die man zurückzuführen ſuchte, ſchon ſeit der Gracchen Zeit für immer entfernt worden, und verlor ſie doch durch die Vernichtung des kleinen beſſeren Theiles der Nation, welche die nothwendige Folge dieſer Verſchwörung war, mit Einem Streiche faſt alles dasjenige,

was ſich vom altrömiſchen Weſen und Charakter noch bis in dieſe traurige Zeit hinein erhalten hatte!

Mehr als ſechszig Männer, die Blüthe des römiſchen Adels, verbanden ſich insgeheim zum Sturze Cäſar's. Die berühmteſten derſelben waren: der damalige Prätor Marcus Junius Brutus, ein Pompejaner, mit deſſen Mutter der Dictator in ſtetem freundſchaftlichem Verkehr lebte, und der, nachdem Cäſar ihn auf dem Schlachtfeld von Pharſalus begnadigt hatte, bei demſelben ſehr in Gunſt ſtand; Cajus Caſſius Longinus, der bald nach der Schlacht bei Pharſalus mit der ihm anvertrauten Flotte zu Cäſar übergetreten war, und zur Zeit der Verſchwörung ebenfalls das Amt eines Prätors in Rom bekleidete; der damalige Prätor von Oberitalien, Decimus Junius Brutus, von jeher ein Freund und Anhänger Cäſar's; endlich Publius Servilius Caſca, welcher gleichfalls ſtets zu Cäſar's Partei gehört hatte, und für das Jahr 43 zum Volkstribunen ernannt worden war. Der Redner Cicero nahm, obgleich er nachher die Mörder Cäſar's lobpries, keinen Theil an ihrer Verbindung; denn er war der Mann nicht, den man zu einer Sache hätte einladen können, bei welcher es nicht aufs Denken und Reden, ſondern auf entſchloſſenes und rückſichtsloſes Handeln ankam. Von den genannten Häuptern der Verſchwörung zeichneten ſich Caſſius und Marcus Brutus durch Größe des Charakters und der Geſinnung vor faſt allen ihren Zeitgenoſſen aus; denn ſie waren Männer, welche echt römiſche Grundſätze mit griechiſcher Philoſophie verbanden. Bonaparte hat ihnen zwar alles Verdienſt abgeſprochen und ſie mit dem gemeinen ariſtokratiſchen Haufen zuſammengeworfen; allein es fehlte ihm zu ſehr an Kenntniß der Alten und an einem inneren Maßſtab, als daß er ein Urtheil über Männer hätte haben können, die nach Geſinnungen und Grundſätzen zu handeln gewohnt waren, und mit dem Studium der Philoſophie Kenntniß des Lebens verbanden. Es haben ſich von beiden Männern einige Briefe erhalten, aus denen aufs klarſte hervorgeht, daß ſie von dem ariſtokratiſchen Sinne, welchen Bonaparte ihnen zuſchreibt, und der allerdings bei der Mehrzahl der ſenatoriſchen Partei herrſchte, weit entfernt waren, und nicht im mindeſten daran dachten, ihre Grundſätze und Erfahrungen zu Gunſten ariſtokratiſcher Strenge

oder für Parteizwecke überhaupt gebrauchen zu wollen. „Es ist edler," schreibt Brutus in einem dieser Briefe dem Redner Cicero, der damals den Senat leitete und ihm über die den Gegnern bewiesene Milde und Schonung Vorwürfe gemacht hatte; „es ist edler und den Pflichten der Bürger eines freien Staates angemessener, die unterliegende Gegenpartei nicht zu drücken und zu verfolgen, als seinen mächtigen Freunden stets ihre unbegrenzten Forderungen zu gewähren und dadurch ihre Habsucht zu steigern." An einer anderen Stelle dieser in bewegter Stimmung und also ohne Verstellung und Declamation geschriebenen Briefe ruft Brutus aus: „Ist nicht das Höchste im Leben erreicht, wenn der Mensch, erfüllt von dem Bewußtsein, daß er recht gehandelt und die Freiheit um ihrer selbst willen geliebt habe, jedes andere irdische Gut verachtet?" Wie wenig dies bloße Redensarten waren, wie gut Brutus das Wissen vom Leben, Grundsätze und Ansichten vom Handeln unterscheidet, zeigt eine dritte Stelle: „Alle jenen großen Vorzüge Cicero's," sagt Brutus, „haben wenig Bedeutung in meinen Augen. Macht er doch von allem dem, was er so vortrefflich über Vaterlandsliebe, über edles Selbstbewußtsein, über Armuth, Verbannung und Tod geschrieben hat, auf sich selbst keine Anwendung!" Wie Brutus, so spricht auch Cassius in einem Briefe an eben denselben Cicero aufs bestimmteste die Ansicht aus, daß die richtige Vorstellung vom wahren Vergnügen mit dem Begriffe der echten, im Leben erreichbaren Tugend zusammentreffe, daß die Schule weit vom Leben entfernt sei, und daß die am Buchstaben klebenden elenden Nachbeter philosophischer Systeme nur einen sehr geringen Werth hätten. Beide Männer huldigten übrigens zwei entgegengesetzten Lebensansichten, Brutus der stoischen, Cassius der epikureischen Philosophie. Beide schöpften aber aus diesen Lehren dieselbe Kraft für das politische Leben, und an Beiden erkennen wir, daß Streben nach edlem und wahrem Genuß im Leben und Versunkensein im Gefühle der Pflicht zu einem und demselben Ziele führen, daß alle tüchtigen Menschen, je nach der Verschiedenheit ihres geistigen und körperlichen Zustandes, stets entweder vollen, aber zugleich edlen und reinen Genuß des äußeren Lebens in der Welt, oder die Seligkeit des innern Bewußtseins der Tugend und der Selbstbetrachtung suchen werden. Die

Schwachen am Geiste thun dagegen sehr wohl, wenn sie mit der Menge sich immer in der Mitte halten, weil sie an den äußersten Enden sich zu sehr allein fühlen würden. Es wird übrigens erzählt, daß Cassius und die anderen Verschworenen den Marcus Brutus, weil er Cäsar's Günstling war, nur auf eine sehr vorsichtige Weise in das Geheimniß einzuweihen und zur Theilnahme herbeizuziehen gesucht hätten. Ob sie aber wirklich zu den Mitteln, welche einige Geschichtschreiber berichten, ihre Zuflucht nahmen, muß sehr bezweifelt werden. Sie legten, wie es heißt, eines Morgens auf seinen Prätor-Stuhl einen Zettel nieder, auf welchem die Worte: „Brutus du schläfst!" standen, und schrieben an die Statue des Stifters der Republik, als des angeblichen Stammvaters von Brutus: „O, daß du jetzt lebtest!"

Die That der Verschworenen wurde durch Cäsar's unseliges Streben nach dem äußeren Glanze der Herrscherwürde und durch seine unvorsichtigen Versuche, das Volk an den Gedanken eines Königthumes zu gewöhnen, beschleunigt. Der Consul Antonius überreichte ihm bei einem Feste vor dem versammelten Volk ein Diadem, das Volk verhielt sich aber stumm, anstatt, wie man gehofft hatte, der Sache zuzujauchzen, und Cäsar fand es gerathen, den dargebotenen Königsschmuck zurückzuweisen. Ein anderes Mal ward Cäsar's Statue mit dem Diadem gekrönt und gleich nachher er selbst bei einem feierlichen Aufzuge von einigen Leuten laut als König begrüßt. Zwei Tribunen ließen die Thäter verhaften, wurden aber dafür auf Cäsar's Befehl ihres Amtes entsetzt, weil sie selbst, wie es hieß, jene Auftritte veranlaßt hätten, um ihn zu verdächtigen. Endlich wurde von den Beamten, welche die sibyllinischen Bücher (s. Th. III. S. 209) zu bewachen hatten, angezeigt, daß nach einer in denselben enthaltenen Prophezeiung das römische Volk nur unter der Anführung eines Königs über die Parther siegen könne; und nun hieß es, der Senat müsse den Beschluß fassen, daß dem Dictator zur glücklichen Führung des parthischen Krieges gestattet sei, außerhalb Italiens sich König nennen zu lassen. Alle diese Dinge bewogen die Verschworenen, Cäsar's Ermordung eher zu vollbringen, als sie anfangs willens gewesen waren. Sie beschlossen übrigens die That in der Mitte des versammelten Senats selbst auszuführen, obgleich dieser größten-

theils aus Cäsar's Creaturen zusammengesetzt war; denn sie wollten dadurch dem römischen Volke beweisen, daß von ihnen kein Meuchelmord geübt worden sei, sondern daß sie, die ersten Bürger von Rom, im Angesichte der ganzen Welt für ein an der Verfassung begangenes Verbrechen die außerordentliche Strafe vollzogen hätten, die sie auf gewöhnlichem Wege nicht hätten bewirken können, weil der Verbrecher durch seine Soldaten den Staat selbst und seine Gerichte in Fesseln gehalten. Sie hätten jedoch, nachdem sie einmal Mord und Blut als Mittel zu ihrem Zwecke wählen zu müssen geglaubt hatten, sich durchaus entschließen müssen, zu gleicher Zeit auch den Antonius umzubringen; ihre That würde dann wenigstens nicht so unmittelbar traurige Folgen gehabt haben, als dieselbe nachher leider hatte. Auch kam wirklich die Ermordung dieses gefährlichsten von allen Anhängern Cäsar's unter ihnen zur Sprache; da aber einer der Verschworenen, der demselben Dank schuldig war, seine Zustimmung verweigerte, so ließ man die Sache wieder fallen.

Der Senat ward von Cäsar, welcher wenige Tage nachher zum parthischen Feldzug abreisen wollte, auf den fünfzehnten März (44 v. Chr.) zu einer Sitzung in den geweihten Saal des von Pompejus erbauten Theaters beschieden, und diese Gelegenheit beschlossen die Verschworenen zur Ausführung ihrer That zu benutzen. Cäsar soll, wie es heißt, durch einen Traum seiner Gemahlin und durch andere Vorbedeutungen gewarnt worden sein, sich aber seinem entschlossenen Charakter gemäß darüber hinweggesetzt haben. Wahrscheinlich beruhen alle diese Erzählungen auf dem doppelten Umstande, daß die Lage der Dinge an und für sich selbst Befürchtungen für Cäsar's Leben erweckte, und daß alle folgenreichen Begebenheiten von den Menschen gern mit außerordentlichen Erscheinungen in Verbindung gebracht werden; denn die Verschwörung selbst ward nicht verrathen, und nur erst auf dem Gange zur Senats-Sitzung soll Cäsar neben vielen anderen Eingaben auch eine schriftliche Anzeige davon erhalten haben, die er aber natürlich nicht mehr lesen konnte. Jeder der Verschworenen hatte einen Dolch unter seiner Toga verborgen. Als die Sitzung eröffnet war, trat einer von ihnen vor Cäsar, und bat um die Begnadigung seines verbannten Bruders, die Anderen näherten

sich dem Dictator ebenfalls unter dem Scheine, als wollten sie dieses Gesuch durch ihre Fürbitten unterstützen. Casca fiel zuerst über Cäsar her, verwundete ihn aber nur leicht. „Verruchter, was beginnst du?" schrie Cäsar aufspringend, und packte den Mörder am Arm. Sogleich drangen die Übrigen mit ihren Dolchen auf ihn ein. Vergebens suchte der wehrlose Mann Widerstand zu leisten, er verhüllte, als er sich unrettbar verloren sah, sein Haupt, und sank von drei und zwanzig Wunden bedeckt vor der Statue des Pompejus nieder. Jener Zuruf an Casca war sein letztes Wort gewesen. Zwar berichten Einige, er habe, als er den Brutus unter seinen Mördern erblickte, diesem schmerzvoll zugerufen: „Auch du, mein Sohn?"; allein diese Angabe wird nicht nur schon von anderen Geschichtschreibern des Alterthums geradezu als ungegründet verworfen, sondern sie würde auch die Wahrheit einer Sage voraussetzen, die ganz gewiß eine bloße Erdichtung ist. Da nämlich Cäsar mit der geistreichen Mutter des Brutus in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand, so gab dies zu der Sage Anlaß, daß Brutus Cäsar's Sohn sei, obgleich der Letztere nur fünfzehn Jahre älter war, als der Erstere. Diese geringe Verschiedenheit des Alters und die Rücksicht auf das, was die Klugheit von Cäsar erheischte, erlauben auch nicht anzunehmen, daß Cäsar sich im Verkehr mit Brutus des Wortes Sohn blos als eines Ausdruckes seiner freundschaftlichen Gesinnung gegen ihn bedient habe.

6. Von Cäsar's Tod an bis zum zweiten Triumvirat.

Der Senat floh, als Cäsar in seiner Mitte ermordet wurde, bestürzt aus einander. Auch in der Stadt, in deren Straßen die Mörder sogleich ihre Mitbürger zur Freiheit aufriefen, verbreitete Cäsar's Ermordung Schrecken und Verwirrung. Der große Haufen, welcher von einem monarchischen Leiter des Staates Schauspiele, Geschenke, überhaupt größere Genüsse und mehr Freiheit im Genießen erwartete, nahm den Aufruf der Befreier mit Gleichgültigkeit auf, nur wenige Bürger schlossen sich an dieselben an, viele beklagten sogar mit lauter Stimme den Tod des Dictators. Die Verschworenen hatten vor ihrer That beschlossen gehabt, durch einen Volksbeschluß erklären zu lassen, daß Cäsar sich

unrechtmäßige Gewalt angemaßt habe, daß also seine Gesetze und Einrichtungen aufgehoben, seine Güter eingezogen und sein Leichnam in die Tiber geworfen werden müßten; allein daran war jetzt nicht mehr zu denken. Sie mußten im Gegentheil sich selbst gegen einen Ausbruch der Wuth des Pöbels zu sichern suchen, und begaben sich daher mit den Gladiatoren, welche Decimus Brutus für die bevorstehenden Spiele zusammengebracht hatte, auf das Capitol. Ihre Bestürzung stieg noch höher, als Antonius, der sich anfangs versteckt hatte, den Magister equitum Lepidus dahin brachte, daß dieser die in der Nähe befindlichen Truppen in die Stadt einrücken ließ und sich bereit erklärte, an ihrer Spitze jenen zu unterstützen. Die Verschworenen bildeten, um sich zu schützen, aus ihren Gladiatoren eine Art von Heer. Beide Theile durften sich jedoch nicht eher zur Anwendung der Gewalt entschließen, als bis sie über die Stärke ihrer Parteien ganz im Klaren waren; Beide neigten sich daher zu Unterhandlungen, sie bedurften diplomatischer Künste, und dies war ein günstiger Augenblick für Cicero, um wieder eine Rolle zu spielen. Er rieth am siebenzehnten März in einer Sitzung des Senats zum Frieden, schlug eine Amnestie vor, und brachte wirklich eine scheinbare Aussöhnung zu Stande. Es ward erklärt, daß das Geschehene der Vergessenheit übergeben werden solle.

Dieser Schein von einer Aussöhnung mußte bald der Wirklichkeit weichen. Schon wenige Tage nachher benutzte Antonius Cäsar's Leichenfeier zur Aufreizung des Volkes gegen die Mörder. Das Leichenbegängniß ward mit dem größten Pompe gefeiert, und Antonius bot in der Rede, die er dabei auf dem Forum hielt, sein ganzes Talent auf, um die Gemüther des großen Haufens durch die Erinnerung an Cäsar's glänzende Verdienste, an seine Liebe zum Volk und an die zu dessen Gunsten gemachten Vermächtnisse zu erhitzen. Er breitete Cäsar's blutigen Mantel vor den Augen der versammelten Menge aus, und deutete auf die drei und zwanzig Wunden, welche Cäsar zum Dank für seine Verdienste erhalten habe. Die erbitterte Volksmenge begleitete zuerst die Leiche zum Scheiterhaufen und zündete diesen an, dann nahm sie brennendes Holz von demselben, um auch die Häuser der Mörder niederzubrennen. Die Bedrohten trieben freilich den

wüthenden Haufen mit Hülfe ihrer Sklaven zurück, bald nachher aber regte Antonius Cäsar's Veteranen zur Rache auf. Er zog Tausende derselben in die Stadt oder in deren Nähe, und bildete aus ihnen eine Art von Leibwache. Dabei wußte er durch Künste der Heuchelei, in denen er ein Meister war, die Verschworenen von entschiedenen Maßregeln abzuhalten. Er trat eine Zeitlang zum Scheine gegen Cäsar's Anhänger auf, machte Anträge im Sinne der alten Verfassung u. dgl. m. Bald kam es jedoch wieder zu heftigen Scenen zwischen ihm und seinen Gegnern. Diese glaubten sich endlich in der Stadt nicht mehr sicher, und ihre beiden Häupter, Marcus Brutus und Cassius, welche als Stadt-Prätoren ihren Wohnsitz in Rom haben mußten, suchten beim Senat um die Erlaubniß nach, die Stadt verlassen zu dürfen, nachdem Decimus Brutus und einige Andere schon abgereist waren, und sich in ihre Provinzen begeben hatten. Diese Erlaubniß wurde ihnen zwar ertheilt, Antonius wußte aber zu bewirken, daß damit der höchst unbedeutende Auftrag, Korn für die Stadt zu kaufen, verbunden ward.

Kurz vorher hatte Antonius durch seinen Einfluß auf Cäsar's Wittwe alle Papiere und Briefschaften desselben an sich zu bringen gewußt, er hatte außerdem Cäsar's Geheimschreiber in seine Dienste genommen, und sich einer sehr bedeutenden Summe Geld bemächtigt, welche von Cäsar in einem Tempel niedergelegt worden war. Er setzte nun im Senat den Beschluß durch, daß alle Verordnungen Cäsar's, selbst die noch nicht bekannt gemachten, die sich in seinen hinterlassenen Papieren finden würden, Gesetzeskraft haben sollten, und darauf gestützt, verordnete er alles, was ihm gut dünkte, unter dem Vorwande, daß es in Cäsar's Papieren gefunden worden sei. Zugleich vermehrte er durch die geraubten Millionen die Zahl seiner Anhänger. Er war, nachdem die Verschworenen und auch Cicero sich aus der Stadt entfernt hatten, bald Alles in Allem, und der feige Senat verstummte vor ihm, wie er vor Cäsar verstummt war. Um jene Zeit erschien Cajus Julius Cäsar Octavianus, Cäsar's Schwesterenkel, den dieser adoptirt und zu seinem Haupterben eingesetzt hatte, in Rom, um sein Erbe in Anspruch zu nehmen. Er war für Antonius eine sehr unwillkommene Erscheinung, und fand in ihm einen

99693

heftigen Gegner. Dieser junge Mann benahm sich, obgleich er erst neunzehn Jahre alt war, mit großer Schlauheit, und da er durch Spiele, die er halten ließ, und durch die Auszahlung der von Cäsar gemachten Vermächtnisse bald im Volk einen Anhang erhielt, so ward er dem Ansehen des Antonius sehr gefährlich und nützte für kurze Zeit den Feinden desselben. Dies verschaffte dem Senat von neuem einiges Gewicht, und Cicero säumte nicht, jetzt seine Rednertalente wieder geltend zu machen. Er erschien im Senat und hielt am Ende des Monats August die erste von den vierzehn Reden gegen Antonius, welche aus einem früher (Th. II. S. 146) angegebenen Grunde Philippiken genannt wurden. Als Antonius diesen Angriff am neunzehnten September durch eine harte und bittere Rede vergalt, schrieb Cicero seine zweite Philippika, die an Heftigkeit seinen Reden gegen Catilina nichts nachgibt, und als Flugschrift verbreitet einen ungeheueren Eindruck auf das römische Publikum machte. Antonius, gegen den überdies Octavian die Soldaten aufzuwiegeln begann, sah sich jetzt durch die veränderten Verhältnisse zum Äußersten gedrängt. Er hatte bereits früher vier Legionen, die in Macedonien lagen, nach Italien beschieden, und reiste im Anfange Octobers ihnen nach Brundusium entgegen. Drei derselben weigerten sich aber, ihm zum Angriff auf Rom zu folgen, und zwei von ihnen erklärten sich sogar für Octavian. Antonius änderte daher seinen Plan. Er hatte einige Zeit vorher die Provinz Oberitalien dem Decimus Brutus nehmen und sich selbst zutheilen lassen, und marschirte jetzt mit den von ihm gesammelten Truppen in diese Provinz, um den abgesetzten Statthalter zu vertreiben.

Antonius hatte kaum die Stadt verlassen, als die aristokratische Partei ihr Haupt wieder emporhob. Sie machte mit Octavianus, der aus den Veteranen seines Großoheims und aus Neugeworbenen ein kleines Heer gebildet hatte, gemeine Sache, ließ dieses eigenmächtige Verfahren des jungen Mannes durch den Senat loben und bestätigen, und erhob ihn zur Würde eines Senators und Proprätors. Cicero wurde damals das leitende Haupt der aristokratischen Partei, ja des Staates selbst, und spielte unstreitig die glänzendste Rolle seines ganzen Lebens. Es ist in der That einzig in der Geschichte des römischen Staates, und bezeichnet

aufs überraschendste die eigenthümliche Größe Cicero's, daß damals ein Mann ohne militärischen Ruhm, ohne Geldeinfluß, ohne Familienverbindung und Parteianhang blos durch den Ruhm seiner Talente und durch seine Beredsamkeit an die Spitze des Staates gelangen, und sich einige Zeit in dieser Stellung behaupten konnte. Cicero war damals, wie einst Demosthenes im Kampfe mit Philipp von Macedonien, durch sein Rednertalent mächtiger, als Antonius durch sein Heer, er raubte diesem durch seine Philippiken sogar die Popularität, die derselbe seither unter Cäsar's Anhängern gehabt hatte, und schadete ihm so sehr, daß Antonius ihn von dieser Zeit an für seinen gefährlichsten Feind hielt und bis zum Tode verfolgte. Im Anfange des Jahres 43 v. Chr. wurden Octavian und die beiden Consuln Aulus Hirtius und Cajus Vibius Pansa an der Spitze von drei Heeren gegen Antonius ausgeschickt, welcher den Decimus Brutus in der Stadt Mutina (Modena) belagerte, und auf Cicero's Betreiben für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden war. Der Kampf war sehr hartnäckig und schwierig; Antonius zeigte damals, wie bei anderen Gelegenheiten, daß er der Wahl Cäsar's würdig sei, sobald er sich nur zu ermannen und von seinen Lüsten loszureißen vermöchte. Er schlug nach einander den Consul Pansa und Octavian, und tödtete dabei den Ersteren. Bald nachher ward er jedoch wider Willen zu einer Schlacht mit Octavian und Hirtius genöthigt, in welcher er selbst völlig geschlagen ward: auch Hirtius verlor in diesem Kampfe das Leben. Antonius mußte sein Heil in der Flucht suchen, er eilte mit den Überbleibseln seines Heeres nach Gallien, und die Republik schien jetzt wirklich zu triumphiren; denn auch Brutus und Cassius, die sich in ihre Provinzen Macedonien und Syrien begeben hatten, waren im Kampfe mit den Anhängern und Truppen des Antonius glücklich gewesen, und hatten sich des ganzen Ostens bemächtigt. Allein die kaum wiederhergestellte Herrschaft der Republikaner ward durch einen Mann, von welchem man es am wenigsten erwartet hatte, ebenso schnell wieder vernichtet.

Octavian und seine Freunde sahen wohl ein, daß sie sich niemals bleibend mit den Republikanern würden vereinigen können, und hatten jetzt die besten Aussichten, zur höchsten Macht im

Staate zu gelangen. Octavian besaß ein größtentheils aus Cäsar's Veteranen bestehendes Heer, auch die zerstreuten Leute von Antonius Heer und die Truppen der gefallenen Consuln traten in seinen Dienst, die Statthalter von Spanien und Gallien, Lepidus, Cajus Asinius Pollio und Lucius Munatius Plancus, benahmen sich gegen die Republikaner sehr zweideutig, und alle römischen Truppen im Abendlande schienen wenig geneigt, für die Aufrechthaltung der Republik zu kämpfen. Zu allem diesem kam nun noch hinzu, daß die republikanische Partei nach der Besiegung des Antonius sich Octavian's entledigen zu können glaubte, und ihn dadurch tödtlich beleidigte. Der Senat übertrug nämlich die Fortsetzung des Krieges nicht ihm, sondern dem Decimus Brutus, er ertheilte dem Letzteren wegen des errungenen Sieges Lob und Ehre, und gedachte dabei Octavian's mit keiner Sylbe, und als dieser sich um das Consulat bewarb, ward er von seinen seitherigen Verbündeten zurückgewiesen. Er gab daher eine Partei, die ihn nur als Werkzeug für ihre Zwecke gebrauchen wollte, ganz auf, und schloß sich dagegen an diejenigen Männer an, welche eben so wie er selbst nach der Alleinherrschaft strebten, und deshalb so lange, als die Aristokraten noch eine Macht bildeten, seine natürlichen Bundesgenossen waren. Octavian verband sich insgeheim mit Antonius und Lepidus, die sich in Gallien mit einander vereinigt hatten, und von denen der Letztere kurz vorher durch den Senat ebenfalls für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden war. Noch ehe Octavian eine Übereinkunft mit Antonius und Lepidus traf, marschirte er mit seinen Truppen auf Rom los, um das Consulat zu erzwingen, und da man kein Heer hatte, das man ihm entgegenstellen konnte, so erhielt er alles, was er verlangte. Man gewährte ihm nicht nur das Consulat, sondern er bewirkte auch, daß ungeachtet der ausgesprochenen Amnestie eine Untersuchung über Cäsar's Mord verhängt, alle Theilnehmer an demselben vor Gericht geladen und, als sie sich nicht stellten, geächtet wurden. Auch die Führung des Krieges gegen Antonius und Lepidus ließ er sich übertragen. Beide waren mit ihren Truppen nach Oberitalien aufgebrochen, und es hatten sich auch Munatius Plancus und Asinius Pollio an sie angeschlossen. Octavian setzte sich mit seinem Heere gegen sie in Beweg-

ung, nicht um sie zu bekriegen, sondern um mündlich mit ihnen unterhandeln zu können, und trug daher auch Sorge, daß gleich nach seinem Abmarsch die gegen Beide gefaßten Senatsbeschlüsse aufgehoben wurden. Nach seiner Ankunft in Oberitalien vereinigte er sich mit Antonius und Lepidus. Decimus Brutus wurde dadurch sich selbst überlassen, und suchte sich, da er seinen Feinden nicht gewachsen war, nach Macedonien zu Marcus Brutus zu retten. Allein alle seine Soldaten fielen von ihm ab. Er ergriff hierauf die Flucht, ward aber von Reitern des Antonius eingeholt und erschlagen.

Auf einer Insel, welche in einem kleinen Flusse bei Bologna lag, hielten Octavian, Antonius und Lepidus eine Zusammenkunft, und berathschlagten zwei Tage lang mit einander. Sie schlossen einen Bund, der zugleich die Vernichtung der republikanischen Partei und die Vertheilung der höchsten Staatsgewalt unter die Verbündeten zum Zweck hatte (im November des Jahres 43 v. Chr.). Dies ist das sogenannte zweite Triumvirat. Octavian, Antonius und Lepidus maßten sich, unter dem Namen der drei mit der Ordnung des verwirrten Staatswesens bevollmächtigten Männer, auf fünf Jahre die Herrschaft des Reiches an, und theilten die westlichen Provinzen desselben unter sich so, daß Lepidus Spanien und den Südwesten von Gallien, Antonius das übrige Gallien und Oberitalien, Octavian Afrika, Sicilien und Sardinien erhielt. Der nächste Zweck ihrer Vereinigung war jedoch nicht diese Theilung der Herrschaft, die sie gleich nachher öffentlich bekannt machten, sondern die Besiegung und Vertilgung der republikanischen Partei. Eine Aussöhnung mit derselben war unmöglich, das hatte der junge Mann, dessen frühe Klugheit, kein zur Erreichung seiner Zwecke nöthiges Verbrechen zu unterlassen und kein unnöthiges zu begehen, eine außerordentliche Erscheinung ist, längst eingesehen; er schloß daher mit Antonius und Lepidus einen Bund, weil jene Partei nur dadurch völlig vernichtet werden konnte. Da es den drei Männern an den zur Bestreitung der Kriegskosten und zur Bereicherung der Soldaten nöthigen Summen fehlte, so ward zwischen ihnen außerdem eine Maßregel verabredet, durch welche sie zugleich zu Geld gelangten, und sich ebensowohl aller ihrer Feinde, als auch der schwachen

und zweideutigen Freunde entledigten. Es wurde von ihnen nämlich beschlossen, das von Sulla gegebene Beispiel der Proscriptionen und Gütereinziehungen zu wiederholen. Die Art, wie sich die drei Männer bei den Berathschlagungen darüber benahmen, gibt uns besser, als alles Andere, ihren verschiedenen Charakter zu erkennen. Lepidus, ein ehrgeiziger und bereits alter Mann, spielte dabei die traurigste Rolle: die beiden Anderen hatten ihn nur deswegen als Bundesgenossen angenommen, damit sie von seinem Namen und von dem Einflusse, den ihm Cäsar gegeben hatte, Nutzen ziehen könnten, sie theilten den Haß der beschlossenen Verbrechen mit ihm, waren aber durchaus nicht Willens, ihn an den Früchten derselben Theil nehmen zu lassen. Antonius war zu allen Zeiten mehr auf augenblicklichen Genuß, als auf künftigen Vortheil bedacht, er folgte deshalb auch damals vorzugsweise den Trieben seiner ungezügelten Leidenschaften. Octavianus allein verfolgte ein in der Ferne liegendes bestimmtes Ziel, und erwartete mit einer Schlauheit, wie man sie kaum bei einem erfahrenen Greise zu finden gewohnt ist, den Ausgang des bevorstehenden Kampfes, um den eintretenden Umständen gemäß seine Maßregeln zu nehmen. Übrigens wurde von den Triumvirn in Betreff des Krieges mit den Republikanern beschlossen, daß die Führung desselben dem Octavian und Antonius übertragen, Rom und Italien aber während desselben zur Aufsicht und Verwaltung an Lepidus überlassen werden sollten. Der Treue des Heeres versicherten sie sich durch das Versprechen, daß ihnen nach der Beendigung des Krieges alle Ländereien und Gebäude von achtzehn italiänischen Städten und außerdem noch jedem gemeinen Soldaten fünftausend Drachmen oder mehr als zweitausend Gulden (zwölfhundert Thaler) gegeben werden sollten.

Die Verbündeten marschirten von Bologna nach Rom, machten hier ihre Übereinkunft durch ein Manifest bekannt, und setzten die beschlossenen blutigen Maßregeln sogleich ins Werk. Bei dieser Gelegenheit wiederholten sich alle Gräuel der Sullanischen Zeit, Ermordungen, Plünderungen und Gütereinziehungen füllten den ganzen Rest des laufenden Jahres aus, und das Schicksal des edelsten Theiles der römischen Nation ward so durchaus in die Hände des Auswurfes derselben gelegt, daß die Despotie und

Grausamkeit, welche bald nachher unter den Kaisern geübt ward, nichts Auffallendes mehr haben kann, weil sie als ein Erzeugniß der ausgearteten letzten Generationen der Republik erscheint. Ueberall Leichen der Gemordeten, in den Häusern der Geächteten, auf den Straßen, kurz, wo nur immer den Unglücklichen der Dolch des Mörders antraf. Wie an den Pforten des Serails zu Konstantinopel, so wurden damals auf dem Marktplatze von Rom die Köpfe der edelsten Bürger aufgesteckt. Es war jedem Sclaven, der einen Proscribirten ermordete, das Bürgerrecht und eine Summe von viertausend dreihundert Gulden (zweitausend vierhundert Thalern), jedem Freien aber gegen elftausend Gulden oder sechstausend Thaler versprochen worden, und dadurch ward die ganze Masse des schon längst an Blutvergießen gewöhnten und habgierigen gemeinen Volkes zum Mord aufgereizt. Doch regte sich auch damals, wie zu allen Zeiten der Entartung, in den wenigen noch unbefleckten Seelen um so stärker der edlere Theil der menschlichen Natur, und es werden uns neben den allgemeinen Scenen des Entsetzens auch einige schöne Züge von aufopfernder Treue und Liebe berichtet: hier rettete ein Sohn seinen Vater unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren durch die Flucht; dort legte ein Sklave die Kleidung seines Herrn an, und bot sich an der Stelle desselben den Mördern zum Opfer dar; Cicero's Bruder, Quintius Tullius Cicero, ward von seinem Sohne versteckt, die Mörder spannten den Letzteren vergebens auf die Folter, als aber der Vater den gemarterten Sohn jammern hörte, trat er hervor und gab sich zur Rettung desselben den Mördern preis. Die drei Verbündeten hatten bei der Abfassung der Proscriptions-Listen einander ihre nächsten Anverwandten und Freunde geopfert, so daß des Lepidus Bruder Paulus Aemilius Lepidus, des Antonius Mutterbruder Lucius Julius Cäsar und Octavian's Gönner Cicero diejenigen Männer waren, deren Namen das Verzeichniß der Geächteten eröffneten. Octavian hatte nur ungern, und blos weil er sich von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt hielt, in die Proscriptionen eingewilligt, und rettete nachher viele der Geächteten, Lepidus half wenigstens seinem Bruder durch, den er den anderen Beiden hatte preisgeben müssen, Antonius aber sprach allen Gefühlen der Menschlichkeit Hohn. Dieser schreckliche Wüstling ver-

folgte nicht blos die Proscribirten, sondern auch jeden, der ihnen etwa zu helfen geneigt sein mochte, er ließ sogar die Köpfe seiner Feinde bei Tische vor sich aufstellen, und seine Gemahlin Fulvia, eine wahre Furie, ächtete aus Rache oder um des Geldes willen für sich allein Viele, die ihr Mann gar nicht kannte. Es bedurfte vieler Bitten seiner Mutter, ehe Antonius sich dazu verstand, seinen Oheim durchschlüpfen zu lassen; sonst verzieh er nur solchen, die ihm beweisen konnten, daß er aus ihren Gütern nie so viel Geld zusammenbringen werde, als sie ihm vor ihr Leben bezahlen wollten. Auch Cicero ward ein Opfer seiner Rachgier. Octavian hatte denselben vergebens zu retten gesucht. Doch konnte es diesem nicht gerade sehr schwer fallen, ihn dem Antonius preiszugeben, weil Cicero in der letzten Zeit sich höchst zweideutig gegen ihn benommen hatte. Auch mußte, nachdem man einmal beschlossen hatte, jede Art von Unabhängigkeit und jedes feindliche Talent zu vertilgen, gerade Cicero vorzugsweise geopfert werden. Cicero irrte eine Zeitlang flüchtig umher, ohne zu einem Entschlusse kommen zu können, wohin er sich wenden sollte. Nahe bei Cajeta (Gaëta) traf, als er in einer Sänfte nach dem Meere getragen wurde, eine der ausgeschickten Banden auf ihn, deren Führer Popillius Länas einst bei einer schweren Anklage durch Cicero's Beredsamkeit vom Tod errettet worden war. Der rohe Mörder hatte kein Gefühl der Dankbarkeit: er ließ dem vier und sechszigjährigen Manne den Kopf abschlagen, eilte mit demselben zu Antonius nach Rom, und ward von diesem reich belohnt. Antonius ließ Cicero's Haupt auf der Rednerbühne aufstellen, nachdem seine entsetzliche Gemahlin, wenn anders dies nicht eine bloße Anekdote ist, sich an dem Anblicke desselben geweidet und die todte Zunge mit Nadeln durchstochen hatte.

Die Gesammtzahl der Getödteten ist unbekannt. Von den Senatoren sollen nach einer Angabe dreihundert, nach einer anderen nur hundert und dreißig proscribirt und umgebracht worden sein. Von der reichen Klasse oder den Rittern wurden zweitausend geopfert, aus den geringeren Ständen aber eine noch weit größere Zahl. Die ganze alte Aristokratie oder mit anderen Worten fast die ganze gebildete Klasse von Rom wurde damals ausgerottet, und das Vermögen der römischen Nation in andere Hände

gebracht. Übrigens nährten diese Ermordungen und Plünderungen zwar das Heer, und dienten als Mittel es an die Triumvirn zu fesseln, welche den Soldaten alle ihre Forderungen gewährten; allein zum Kriege mit Cassius und Brutus reichten die geraubten Summen um so weniger hin, als Antonius so unmäßig schwelgte und verschwendete, daß ihn Octavian noch vor dem Abzug aus Italien mit seinem eigenen Vermögen unterstützen mußte. Die drei Männer halfen sich daher durch drückende Steuern, die sie den Bewohnern Italiens auferlegten: sie erhoben unter Andern von allen Häusern in ganz Italien den Miethzins eines ganzen Jahres als Abgabe. Wie sehr Italien durch diese Erpressungen zu leiden hatte, kann man aus dem Umstand ermessen, daß schon im vorhergehenden Jahre, zur Ausrüstung des gegen Antonius abgeschickten Heeres, eine Steuer ausgeschrieben worden war, nach welcher nicht nur viele Städte und Privatleute Waffen und Kriegsbedürfnisse unentgeldlich liefern mußten, sondern auch jedermann ein Procent von seinem Vermögen, die Senatoren aber von jedem Ziegel ihrer Wohnungen fast fünf Kreuzer oder einen guten Groschen und die Reicheren sogar noch mehr zu zahlen hatten.

7. Von der Bildung des zweiten Triumvirats an bis auf die Schlacht bei Aktium.

Als Octavian, Antonius und Lepidus den Krieg mit Brutus und Cassius begannen, standen sich beide Theile ungefähr gleich: die drei ersteren besaßen die westliche, die beiden Anderen die östliche Hälfte des Reichs. Auch hatten die Letzteren ein Heer gesammelt, welches dem der Ersteren an Zahl und an Tüchtigkeit völlig gewachsen war; denn da die römischen Truppen seit Sulla's Zeit kein Vaterland mehr kannten, sondern nur ihren Vortheil und den commandirenden General, so waren fast alle Legionen, welche unter Anhängern der republikanischen Partei gedient hatten, diesen gefolgt. Außerdem hatten die systematischen Ermordungen und Gütereinziehungen der Triumvirn auch den größten Theil der Reichen und Gebildeten genöthigt, sich an die Republikaner anzuschließen. Brutus und Cassius waren noch von Cäsar für die nächste Zeit nach ihrer Prätur zu Statthaltern von Macedonien und Syrien ernannt worden, Antonius hatte aber im vorher-

gehenden Jahre den Senat dahin gebracht, daß statt ihrer sein eigener Bruder Cajus Antonius die Provinz Macedonien und der Consul Dolabella Syrien erhielt. Die beiden Häupter der Aristokratie hatten sich jedoch dieser Verfügung nicht unterworfen, sondern die verschiedenen Legionen, welche im Osten des Reiches standen, an sich gezogen und mit denselben im Herbste des Jahres 44 v. Chr. ihre beiden Gegner besiegt. Cajus Antonius ward nach dem Verlust einer Schlacht von seinen Truppen dem Brutus ausgeliefert, von diesem eine Zeitlang in einer Art von freier Haft gehalten, nachher aber, als er die Soldaten desselben zu verführen suchte, hingerichtet; Dolabella wurde von Cassius in einer Stadt eingeschlossen, und brachte sich, als er keine Möglichkeit der Rettung mehr sah, selbst ums Leben. Brutus und Cassius unterwarfen sich hierauf den ganzen Osten des Reiches, verloren aber darüber viele Zeit, und konnten namentlich von den Vortheilen, die der Krieg um Mutina ihnen darbot, keinen Nutzen ziehen. Auch sie verschafften sich, wie ihre Gegner, die nöthigen Kriegsgelder durch die härtesten Erpressungen, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht die römischen Bürger, sondern die armen Provinzbewohner bedrückten. Brutus vernichtete sogar damals wegen der elenden Summe von nicht ganz viermal hunderttausend Gulden (etwas über zweimal hunderttausend Thalern) eine Freiheit, welche von den Persern, von den Macedoniern und seither auch von den Römern erhalten und geschützt worden war. Die Lycier bildeten nämlich seit uralter Zeit eine freie Eidgenossenschaft, deren Hauptstadt Xanthus war, Brutus verlangte jene Summe von ihnen, und als sie die Bezahlung derselben verweigerten, belagerte er sie in Xanthus, wo das tapfere und freiheitliebende Volk nach einer heldenmüthigen Vertheidigung seine Stadt zerstörte und sich, wie einst die Numantiner, unter die Trümmer derselben begrub. Ebenso hart verfuhren die republikanischen Feldherrn, von Geldmangel gedrängt, auch an anderen Orten: in der Hauptstadt von Rhodus z. B. erpreßte Cassius nicht weniger als zwanzig Millionen und achtmal hunderttausend Gulden (elf und eine halbe Millionen Thaler).

Cassius und Brutus waren auf diese Weise zu lange in Asien zurückgehalten worden, und die Triumvirn hatten daraus Nutzen

gezogen und durch vorausgeschickte Truppen ganz Macedonien besetzen lassen. Als endlich im Herbste des Jahres 42 v. Chr. die Ersteren mit ihren Heeren zusammen nach Europa übersetzten, eilten Antonius und Octavianus ihnen entgegen. Bei der thracisch-macedonischen Stadt Philippi trafen sie mit ihren Gegnern zusammen, Octavian lagerte sich mit seinen Truppen dem Brutus, Antonius dem Cassius gegenüber. Beide Theile waren an Zahl einander gleich, und hatten zusammen zweimal hunderttausend Mann römischer Truppen unter ihren Befehlen. Diese entschieden in zwei Schlachten, die sie in der Ebene von Philippi einander lieferten, das Schicksal ihres Staates. In der ersten Schlacht blieb der Vortheil im Ganzen auf der Seite der republikanischen Feldherrn; Cassius wurde zwar von Antonius zurückgeschlagen und verlor sein Lager, allein Brutus brachte unterdessen dem Heer Octavian's eine völlige Niederlage bei, eroberte das Lager desselben, nahm ihn selbst beinahe gefangen, und eilte dann seinem Freunde zu Hülfe. Er würde wahrscheinlich auch den anderen Gegner geschlagen haben, wenn nicht Cassius einer unzeitigen Verzweiflung Raum gegeben hätte. Als dieser nämlich die vorausgeschickte Reiterei des Brutus herannahen sah, hielt er sie unglücklicher Weise für feindliche Truppen, schloß aus ihrer Erscheinung auf eine Niederlage seines Freundes, und endete, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, sein Leben durch Selbstmord. Brutus vereinigte die Reste des geschlagenen Heeres mit dem seinigen, und lieferte zwanzig Tage später seinen Gegnern eine zweite Schlacht, ward aber völlig geschlagen. Nach der Niederlage gab er sich, wie einst Cato, den Grundsätzen seiner stoischen Philosophie gemäß, ebenfalls den Tod. Sein Heer wurde theils vernichtet, theils dem der Gegner einverleibt. Antonius ließ die Leiche des Brutus verbrennen, und die Asche der Mutter desselben zuschicken.

Mit dem Siege der Triumvirn bei Philippi (42 v. Chr.) ging die Freiheit des römischen Volkes für alle Zeiten unter; denn die noch übrigen Reste der republikanischen Partei wurden leicht vernichtet, und der Kampf zwischen Antonius und Octavian, um den sich die Begebenheiten der nächsten elf Jahre hauptsächlich drehen, entschied nicht über die Verfassung des Staates, sondern

nur darüber, wer von beiden Männern der Herr desselben werden sollte. Die große Wichtigkeit, welche auf diese Weise die Besiegung des Brutus und Cassius erhielt, hat, in Verbindung mit der Charaktergröße beider Männer, zu romantischen Ausschmückungen Anlaß gegeben, wie sie der nach dem Interessanten und Rührenden haschende Sinn der Menschen bei allen folgereichen und glänzenden Begebenheiten der Geschichte erdacht hat. Dichter und Rhetoren haben von diesen Anekdoten häufig Gebrauch gemacht, um der Phantasie schöne Scenen und Bilder vorzuführen, schlaffe Seelen durch starke Eindrücke aufzuregen, und schwache Geister vorübergehend zu großartigen Gedanken zu erheben. So vortrefflich sich die Ausschmückungen der geschichtlichen Ereignisse zu diesem poetischen und declamatorischen Gebrauche eignen, so störend wirken sie auf die Belehrung des Verstandes ein, die der alleinige Zweck der Geschichtschreibung ist. Der Untergang eines Freistaates, der durch die Kraft seiner Bürger sich die Herrschaft der Welt errungen hat, und das blutige Ende von Männern, die für eine Idee gelebt und ihre Grundsätze bis zum Tode behauptet haben, sind an und für sich selbst so großartige Erscheinungen, daß sie weder des Schmuckes hochtrabender Phrasen, noch der Erdichtung von rührenden Nebenumständen bedürfen, um im Inneren jedes unverdorbenen Menschen ein tiefes Interesse zu erwecken. Der ganze Gewinn aber, den die Betrachtung vergangener Dinge dem Geiste gewährt, schwindet dahin, wenn den Gebilden der Phantasie neben der schlichten Darstellung der Wahrheit Raum gegeben und das Gemüth auf Kosten des Verstandes angeregt wird. Die Ereignisse selbst, nicht die Art ihrer Einkleidung, der wirkliche innere Zusammenhang der Begebenheiten, nicht das künstliche Gewebe, durch welches man denselben zu einem rührenden Roman zu machen sucht, sind die Mittel, durch welche allein die Geschichte als eine Lehrerin der Menschheit wirkt. Wir würden daher alle jene interessanten Erzählungen vom Untergange der beiden großen Führer der republikanischen Partei mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht einige derselben zu häufig angeführt würden, als daß sie dem Publikum, für welches dieses Werk bestimmt ist, unbekannt bleiben dürften. Sie werden uns aber auch zugleich Gelegenheit geben, zu zeigen, wie

oft sich witzige Anekdoten durch sich selbst widerlegen. Weil Brutus und Cato's Tod auf einer und derselben Lebensansicht beruhte, so haben einige Schriftsteller des Alterthumes auch Porcia, die Tochter des Letzteren und Gemahlin des Ersteren, durch Selbstmord sterben lassen, obgleich aus den hinterlassenen Schriften ihrer Zeitgenossen fast mit Gewißheit hervorgeht, daß diese Frau schon einige Zeit vorher an einer Krankheit gestorben war. Ferner wird das Ende des Brutus von einigen Anekdotenjägern dadurch tragischer gemacht, daß sie ihn an allem Höheren verzweifeln und folgende Worte eines griechischen Dichters ausrufen lassen: „O Tugend, ich habe dich für ein wirkliches Wesen gehalten, du bist aber nur ein leerer Schein oder doch wenigstens eine Sklavin des Glückes!" Wenn auch nicht der Bericht, welchen ein Augenzeuge von den letzten Augenblicken des Brutus gegeben hat, gegen eine solche Behauptung spräche, so würde doch das ganze Wesen und Leben dieses Mannes eine Anekdote widerlegen, welche sogar gerade dasjenige aufhebt, was den Brutus zum Selbstmorde bewog. Die berühmteste jener rhetorischen Erdichtungen endlich ist die keiner Widerlegung bedürfende Erzählung von einem Traumgesichte, welches dem Brutus zwei Mal erschienen sein soll. Um die Zeit der Überfahrt des republikanischen Heeres von Asien nach Europa erschien dem Brutus, wie es heißt, in der Nacht eine große Gestalt, welche ihm die Worte zurief: „Ich bin dein böser Genius, bei Philippi wirst du mich wiedersehen!" In der Nacht, die der letzten Schlacht des Brutus voranging, soll dann dieselbe Gestalt ihm noch einmal erschienen sein, ohne jedoch etwas zu reden. —

Nach der Vernichtung des Brutus und Cassius behandelten Antonius und Octavianus ihren Collegen Lepidus so, wie er es verdiente; sie gaben ihm eine untergeordnete Rolle, und suchten ihn nach und nach ganz bei Seite zu schieben. Sie selbst zogen, der Eine nach Asien, um die Unterwerfung des Ostens zu vollenden und das den Soldaten zur Belohnung versprochene Geld einzutreiben, der Andere nach Italien, um den letzten Rest der republikanischen Partei zu vernichten und die verheißenen Ländereien unter die Soldaten auszutheilen. Antonius, der die Unterwerfung von Asien übernommen hatte, ergab sich von diesem Augenblick an ganz seinen Lüsten, und erlag dadurch dem Octavian, der ihm

an Genie weit nachstand, aber keine gewaltsamen Leidenschaften hatte, und deshalb allein von Beiden im Stande war, nicht nur die Herrschaft des römischen Reichs zu erlangen, sondern auch die Welt von der republikanischen Ordnung zur monarchischen hinüberzuführen. Der leichtsinnige Antonius schwelgte zuerst in Kleinasien auf eine so tolle Weise, daß er mit seinem liederlichen Gefolge sogar als Bacchus einherzog. Die nöthigen Summen verschaffte er sich durch noch weit ärgere Brandschatzungen, als Sulla sie einst dem unglücklichen Land auferlegt hatte; denn er soll von den armen Kleinasiaten, welche kaum erst dem Brutus und Cassius die Unterhaltungskosten ihres großen Heeres hatten bezahlen müssen, zweimal hunderttausend Talente oder vierhundert neun und achtzig Millionen Gulden (fast zweihundert zwei und siebenzig Millionen Thaler) erpreßt haben, eine Summe, die nur dann glaublich wird, wenn man eine Null wegläßt, oder das Wörtchen, welches im Griechischen die Summe um eine Null vergrößert, umändert. In Cilicien beschied Antonius die egyptische Königin Kleopatra, welche dem Brutus und Cassius Beistand geleistet hatte, vor seinen Richterstuhl. Kleopatra erschien aber nicht um sich zu verantworten, sondern um den üppigen Wüstling zu blenden und in ihre Netze zu verstricken. Sie verstand sich besser, als irgend ein anderes Weib jener entarteten Zeit, auf Buhlerkünste, und erreichte ihren Zweck vollkommen. Antonius zog mit ihr nach Egypten, und versank dort ganz in den Lüsten, welche seit einigen Jahrhunderten an den Höfen von Syrien und Egypten so weit getrieben wurden, als die menschliche Erfindsamkeit sie zu treiben vermag. Er sprach seitdem aller Zucht Hohn, und schwelgte auf eine wahrhaft unsinnige Weise. Sein Koch mußte z. B. die verschiedenen Gerichte in jeder Stunde frisch zurichten, damit sie Antonius beständig auf demjenigen Punkte der Zubereitung erhalten könne, den der dies erzählende Geschichtschreiber den kurzen Augenblick der Reife nennt. Sein noch sehr junger Sohn schenkte einst einem fremden Schmeichler einen ganzen Tisch voll goldener und silberner Gefäße, und der Haushofmeister war höchst befremdet, als der Beschenkte zweifelte, ob ein Sohn des Antonius ohne Weiteres über die Schätze seines Vaters verfügen könne. Antonius verläugnete zuletzt in seiner Lebensweise

und in seinem Benehmen das Römische völlig. Er zeigte also der Welt deutlich, daß man von ihm keine Schonung der Sitte, keine Art von Rücksicht, sondern nur eine unbedingte und unbegrenzte Despotie zu erwarten habe, und machte es sich dadurch selbst unmöglich, den Platz zu behaupten, den seine Talente im römischen Reiche verdienten. Ganz natürlich mußte er dem Octavian weichen, dessen Mittelmäßigkeit, Kälte und Schlauheit viel besser den Umständen angepaßt waren! Dieser versäumte auch nicht, aus des Antonius Verfahren den besten Nutzen zu ziehen, und fing damit an, daß er sich des Namens desselben bediente, um alles Gehässige, was er verordnen mußte, auf seinen entfernten Collegen zu schieben.

Octavian hatte in Italien keine leichte Aufgabe zu vollbringen. Er mußte die Bewohner ganzer Gegenden von Italien verjagen, um den Soldaten die versprochenen Ländereien verschaffen zu können. Diesen Auftrag führte er mit rücksichtsloser Härte aus, er gerieth aber dabei in nicht geringe Verlegenheit; denn die Soldaten glaubten größtentheils nicht genug erhalten zu haben, und die vertriebenen Einwohner setzten sich an einigen Orten zur Gegenwehr, und wurden dadurch, daß sie als Bettler und Räuber im Lande umherzogen, eine große Last für das Volk und für die Regierung. Er selbst litt Mangel an Geld, und wußte in einer Zeit, wo die Staatskasse leer war, wo alle Staatseinnahmen stockten und jeder, der etwas besaß, es sorgfältig verborgen hielt, die Unzufriedenen nicht zufrieden zu stellen. Dies benutzte des Antonius schreckliche Gemahlin, Fulvia, welche gern alle Treulosigkeiten ihres Gemahls übersah, wenn sie nur unter seinem Namen regieren und schauderhafte Grausamkeiten begehen konnte. Sie wollte nicht zugeben, daß Octavian in Italien ein willkürliches Regiment führe, und hatte außerdem vielleicht auch die Absicht, durch die Erregung eines Zwistes mit Octavian ihren Gemahl zur Rückkehr nach Italien zu bewegen, um durch ihn herrschen zu können. Genug, sie verband sich mit ihrem Schwager Lucius Antonius, welcher damals gerade Consul war, gegen Octavian. Beide nahmen sich der vertriebenen Italiäner und der unzufriedenen Soldaten an, und schienen sogar geneigt, sich mit Sextus Pompejus zu verbinden, der die Reste der republik-

anischen Partei gesammelt und die Insel Sicilien besetzt hatte. Lucius Antonius erklärte sich endlich wirklich für die Herstellung der alten Verfassung, und rief alle Freunde derselben zu den Waffen. Auf diese Weise kam es zu einem förmlichen Kriege. Octavian ließ zu den vier Legionen, welche er um sich hatte, schnell noch sechs andere aus Spanien kommen, bemächtigte sich zur Bestreitung der Kriegskosten der italiänischen Tempelschätze, und nöthigte Lucius Antonius, Rom zu verlassen. Dieser warf sich in die Stadt Perusia, ward aber dort von Octavian sogleich enge eingeschlossen und von aller Verbindung mit Sextus Pompejus abgeschnitten. Er litt bald Mangel an Lebensmitteln, versuchte sich vergebens mehrere Male durchzuschlagen, und ward endlich durch Hunger zu einer Capitulation gezwungen (40 v. Chr.). Octavian gewährte ihm selbst freien Abzug, ergriff aber begierig diese Gelegenheit, um alle Leute von guter Familie, die noch an der alten Verfassung hingen, zu vernichten. Nicht blos der ganze Senat und die Beamten von Perusia wurden auf seinen Befehl getödtet, sondern Octavian ließ auch vierhundert römische Bürger, die in seine Gefangenschaft gerathen waren, unter ihnen die angesehensten Männer vom Senatoren- und Ritterstande, kaltblütig niedermetzeln. Fulvia entzog sich ihm durch die Flucht nach Griechenland, die anderen Anhänger des Antonius begaben sich theils zu diesem, theils zu Sextus Pompejus.

Antonius, der in Egypten sich selbst ganz vergessen hatte, ward damals auch von einer anderen Seite her aus seinem Schlummer geweckt. Die Parther brachen nämlich mit zwei großen Heeren gegen Vorderasien auf, sie verwüsteten unter der Anführung des Thronerben Pacorus Syrien und Palästina, während ein anderes parthisches Heer, an dessen Spitze der römische Republikaner Labienus stand, in Kleinasien umherzog. Antonius ermannte sich, als er zugleich von dem Unglücke seiner Verwandten und Anhänger in Italien und von den Verheerungen der Parther hörte. Er marschirte zuerst gegen die Letzteren, glaubte aber, noch ehe er in ihre Nähe gekommen war, Octavian's Unternehmungen in Italien für wichtiger halten zu müssen, und wandte sich nach dem Westen. In Griechenland traf er mit seiner Gemahlin zusammen. Sie ward von ihm nichts weniger als freundlich aufgenommen, und

ſtarb kurze Zeit nachher. Ehe Antonius hierauf an der Spitze einer Flotte von zweihundert Segeln nach Italien überfuhr, bot ihm Sextus Pompejus einen Bund an; er lehnte es Anfangs ab, als aber Octavian Miene machte, ihm den Eintritt in Italien zu verwehren, vereinigte er ſich mit Pompejus. Die Verbündeten begannen nun eine Blokade der Halbinſel, und bedrohten dieſelbe zugleich mit den Schrecken des Hungers und des Bürgerkrieges. Dies trieb die Freunde des Antonius und Octavianus zu dem Verſuche, eine Ausſöhnung zu Stande zu bringen. Ihre Bemühung hatte den gewünſchten Erfolg. Antonius gab Sextus Pompejus auf, und vereinigte ſich mit Octavian über eine neue Theilung des Reichs. Ihm ſelbſt ward dabei der Oſten, dem Octavian der Weſten zuerkannt, Lepidus aber behielt die Provinz Afrika, welche der ſchlaue Octavian ſchon früher ihm abgetreten hatte, um ihn an ſein Intereſſe zu feſſeln. Der neue Bund ward durch eine Heirath befeſtigt. Octavian, welcher bereits durch ſeine Gattin, eine Stieftochter des Antonius, mit dieſem verwandt war, vermählte ſeinen Collegen und Nebenbuhler mit ſeiner trefflichen Schweſter Octavia (40 v. Chr.). Sextus Pompejus ward bei dieſer Verbindung aufgeopfert. Er begann daher einen Krieg mit den beiden Männern, welche jetzt ſeine Gegner waren, eroberte Sardinien und Korſika, und hemmte durch ſeine bedeutende Seemacht die Zufuhr nach Italien. Als in Folge davon eine Hungersnoth entſtand, ruhte das gedrückte Volk nicht eher, als bis Antonius und Octavian, welche damals fünf Vierteljahre zuſammen in Rom verweilten, mit Pompejus Unterhandlungen anknüpften (39 v. Chr.). Sie geſtanden demſelben nicht nur den Beſitz der drei italiäniſchen Inſeln zu, ſondern ſie traten ihm auch den Peloponnes ab, verſprachen ihm eine Entſchädigung für ſeine verlorenen väterlichen Güter, und gewährten ſeinen Anhängern die Erlaubniß zur Rückkehr nach Rom, wogegen Pompejus ſich verpflichtete, Italien mit Getreide zu verſorgen. Antonius begab ſich hierauf nach dem Oſten, wo er durch einen ſeiner Befehlshaber, Ventidius Baſſus, die Parther in ihr Reich zurücktreiben ließ.

Von jetzt an betraten die beiden Nebenbuhler, Octavian und Antonius, zwei ganz verſchiedene Wege, die ſie zu einem ganz

verschiedenen Ziele führten, den Einen zum Untergange, den Anderen zur Alleinherrschaft. Antonius unternahm einen unglücklichen Kriegszug nach Parthien, versank wieder in die früheren Torheiten, gab sich ganz in die Gewalt der Kleopatra und mishandelte die treffliche Octavia. Dagegen benutzte Octavian mit großer Besonnenheit die Umstände zur Erreichung seines Zweckes, der Herrschaft über das ganze römische Reich. Seiner Unfähigkeit sich bewußt, erhob er den als General und Staatsmann ausgezeichneten Marcus Vipsanius Agrippa, einen Mann von ganz niedriger Herkunft, nach und nach zu den höchsten Würden, vertraute ihm die oberste Leitung im Kriege an, und bediente sich seines Rathes in allen verwickelten Staatsangelegenheiten. Ihm überließ er auch die Führung des Heeres, als im Jahr 38 v. Chr. ein neuer Krieg mit Pompejus ausbrach. Pompejus wurde damals nicht nur von Octavian bekriegt, sondern auch Lepidus führte von Afrika her seine Legionen gegen ihn. Von allen Seiten mit überlegener Macht angegriffen, mußte Pompejus erliegen; denn er besaß weder Entschlossenheit noch Feldherrn-Talent, und hatte seine ganze seitherige Macht und Bedeutung nur dem Umstande verdankt, daß alle Anhänger der alten Staatsverfassung, alle Verbannten und alle noch übrigen Offiziere von Brutus und Cassius Heeren sich zu ihm begeben hatten. Er ward nach kurzem Kampfe völlig besiegt (36 v. Chr.), entfloh nach Asien und wurde dort auf Befehl des Antonius getödtet. Gleich nach der Vertreibung des Pompejus entledigte sich Octavian auch des Lepidus. Dieser wollte den Krieg mit Pompejus benutzen, um eine größere Bedeutung zu erlangen. Er hatte deßhalb bereits vor der entscheidenden Schlacht mit Pompejus unterhandelt, und verlangte nach der Besiegung desselben den Besitz von Sicilien. Octavian betrog ihn aber nicht allein um seinen Antheil an der Beute, sondern nahm ihm auch das, was er bisher besessen hatte. Er bedurfte dazu gar keiner Anstrengung. Lepidus war ein so unbedeutender Mann, daß Octavian nicht einmal an die mindeste Anhänglichkeit der eigenen Soldaten desselben glaubte, und sich in dieser Hoffnung von Wenigen begleitet in das Lager des Lepidus begab, um die Truppen zum Abfall zu bereden. Darin betrog er sich freilich; denn die über seine Dreistigkeit er-

bitterten Soldaten empfingen ihn mit Steinwürfen und Pfeilen, und er entging nur mit genauer Noth dem Tode. Als aber hierauf Lepidus von ihm eingeschlossen ward und keinen entscheidenden Kampf wagte, ließen sich seine Soldaten einzeln gewinnen, und gingen zu Octavian über. Dieser hatte nicht nöthig, seinen seitherigen Nebenbuhler zu tödten, da derselbe ihm nicht im mindesten mehr schaden konnte; er entzog ihm sogar die Oberpriesterwürde nicht, weil in Rom von jeher der Grundsatz gegolten hatte, daß die höchste priesterliche Würde nur mit dem Leben derer, die sie bekleideten, endete. Lepidus lebte nachher als Privatmann zurückgezogen bis zu seinem Tod im Jahre 13 v. Chr.

Sobald Octavian auf diese Weise Herr der ganzen westlichen Hälfte des Reichs geworden war, traf er die nöthigen Vorbereitungen, um sich durch Besiegung des Antonius auch den Osten zu unterwerfen. Antonius selbst arbeitete ihm dabei in die Hände. Er opferte theils auf seinen Kriegszügen seine Ehre und seine Truppen auf, theils schwelgte und prunkte er zu Alexandria als Sklave der Kleopatra. Die Parther hatten, während er in Rom verweilte, einen neuen Einfall in das römische Asien gemacht, waren aber durch Ventidius wieder mit großem Verluste zurückgeschlagen worden. Antonius behandelte seinen siegreichen General mit Undankbarkeit und Kälte, und wollte selbst die Früchte des von diesem erfochtenen Sieges ernten, er konnte aber durchaus nichts ausrichten. Ein Jahr später unternahm er zwei Züge nach einander in den Osten; er büßte dabei den größten Theil seines Heeres ein, weil er sich durch verbündete Fürsten täuschen ließ, keine Rücksicht auf die Jahreszeit nahm, und die Schwierigkeiten, welche die Bodenbeschaffenheit der angegriffenen Länder ihm entgegensetzte, nicht in Anschlag brachte. Die Besetzung von Armenien und die hinterlistige Gefangennehmung des armenischen Königs waren die einzigen glücklichen Ergebnisse dieser beiden Unternehmungen. Antonius gab während derselben in Asien allerlei Verordnungen, durch welche er sich den Römern sehr verhaßt machte, und theilte nachher mit höchst lächerlichem Theaterpomp ganze Länder an asiatische Günstlinge aus, sowie an seine mit der Kleopatra erzeugten Kinder. Octavian hatte unterdessen eine große Heeresmacht gesammelt, welche um so zuverlässiger war,

als er die unruhigen Köpfe theils fortgeschickt, theils in Colonieen angesiedelt, theils ums Leben gebracht hatte. Es fehlte ihm nur noch ein guter Vorwand, um den entscheidenden Kampf mit Antonius zu beginnen. Die edle Octavia suchte vergebens den Sturm zu beschwören, Antonius selbst wies ihre Bemühungen auf beleidigende Weise zurück. Sie war von ihrem Gemahl in Rom zurückgelassen worden, und hatte schon einmal ihren Bruder mit Antonius ausgesöhnt. Jetzt eilte sie zu dem Letzteren und nahm Waffen und Geld für ihn mit; sie erhielt aber unterwegs von ihrem Gemahl den Befehl, nicht weiter zu reisen. Als sie ihm hierauf freundlich schrieb, er möchte ihr wenigstens anzeigen, wohin sie ihm die mitgebrachten Geschenke schicken sollte, blieb dieser Edelmuth nicht ohne Wirkung; allein Kleopatra wußte den leichtsinnigen Mann bald wieder zu umstricken. Sie wandte ihre Buhlerkünste an, stellte sich krank, that, als wenn sie ohne Antonius nicht leben könne, und nannte seine Ehe mit Octavia eine bloße diplomatische Verbindung, durch welche Octavian ihn an seine herrschsüchtigen Plane haben fesseln wollen. Octavia mußte auf Antonius Befehl nach Rom zurückkehren. Sie vergalt die erlittene Beschimpfung mit neuen Aufopferungen: sie verließ das Haus des Antonius nicht, obgleich ihr Bruder es verlangte, und als endlich Antonius ihr auf Kleopatra's Betreiben den Scheidebrief zuschickte, behielt sie den ihrem Gemahl von der Fulvia geborenen Sohn, welchen Antonius in Rom zurückgelassen hatte, bei sich, und erzog ihn mit mütterlicher Liebe; ja, sie nahm sich später, nach dem Tode des Antonius und der Kleopatra, sogar der Kinder dieser Beiden aufs sorgsamste an.

Octavian versuchte lange vergebens, den römischen Senat, in dessen Mitte Antonius viele Freunde hatte, zu feindlichen Maßregeln gegen diesen zu bewegen. Es gelang ihm erst dann, als Antonius den Sohn Cäsar's von der Kleopatra, Cäsarion, für den rechtmäßigen Sohn und Erben des Dictators erklärte, beim Senat auf die Bestätigung seiner willkürlichen asiatischen Verfügungen und Schenkungen antrug, und deutlich genug zu erkennen gab, daß er die römische Welt unter das Joch der egyptischen Königin beugen wollte. Seine Abhängigkeit von Kleopatra schadete ihm mehr als alles Andere in Rom; denn sie war verhaßt und

gefürchtet, seitdem sie kurz vor Cäsar's Ende bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Rom sich übermüthig betragen, und Miene gemacht hatte, die Königin des römischen Volkes zu spielen. Als der Senat dem Begehren Octavian's endlich nachgab, war die Rücksicht gegen Antonius noch so groß, daß man nicht ihm, sondern der Kleopatra den Krieg erklärte, und ihm selbst nur den Oberbefehl in Asien entzog (32 v. Chr.). Der Ausgang des Kampfes konnte um so weniger zweifelhaft sein, als Octavian unstreitig die besten Truppen besaß, und durch den Einfluß der Kleopatra die treuesten Freunde des Antonius gekränkt wurden. Überdies ward der Letztere durch seine Weichlichkeit gehindert, rasch zu handeln und seinem Gegner, der noch nicht ganz gerüstet war, zuvorzukommen. Er zögerte und tändelte lange in Ephesus, ließ sich durch Schwelgereien in Samos aufhalten, und vergeudete dann in Athen die kostbare Zeit mit Aufzügen und Festen zu Ehren der Kleopatra. Als er endlich dessen ungeachtet noch vor dem Herbst in Epirus ankam, versuchte er keine Landung an der italiänischen Küste, sondern ließ seine Truppen die Winterquartiere beziehen, und schwelgte, während diese Mangel litten, bis zum nächsten Frühjahr, wo Octavian mit seiner Land- und Seemacht über das adriatische Meer setzte. Am ambracischen Meerbusen, welcher Akarnanien von Epirus trennt, traf Octavian's Flotte auf die des Antonius, und die Landheere Beider lagerten sich daselbst auf der Küste ebenfalls einander gegenüber. Die Flotten geriethen zuerst in Kampf und es kam nach einigen kleineren Gefechten zu einer entscheidenden Seeschlacht, und zwar unter Umständen, die für Antonius sehr ungünstig waren. In dieser Schlacht, welche bei dem akarnanischen Vorgebirge Aktium geliefert wurde, trug Octavian oder vielmehr sein Feldherr Agrippa einen glänzenden Sieg davon (2. September 31 v. Chr.). Auch hier war wieder die Liebe zu Kleopatra, zwar nicht die Ursache, aber doch eine Hauptveranlassung zum Verderben des Antonius. Kleopatra war in der Schlacht zugegen; sie ergriff, als die Sache zum Nachtheile des Antonius auszugehen schien, mit allen ihren Schiffen die Flucht. Die egyptischen Schiffe bildeten einen wesentlichen Theil der ganzen Flotte, und der Sieg hatte sich bereits auf die Seite der Gegner zu neigen begonnen, Antonius

verzweifelte daher an seiner Sache und floh ebenfalls, obgleich der entscheidende Augenblick noch nicht gekommen war. In seinem Eifer, die egyptische Königin einzuholen, verlor Antonius so sehr alle Besinnung, daß er weder für die Flotte, noch auch selbst für das auf der benachbarten Küste stehende kampflustige Landheer Verhaltungsbefehle zurückließ. Die Flotte ward hierauf völlig geschlagen, das Landheer wartete sieben Tage auf Antonius Rückkehr und ergab sich dann dem Sieger.

Octavian segelte von Aktium sogleich nach Kleinasien, bestrafte daselbst die Städte und Fürsten, welche seinem Feinde Hülfe geleistet hatten, durch Geldbußen, durch Entziehung von Rechten und durch Absetzungen. Ein Aufstand seiner Truppen, die nach Italien zurückgeführt worden waren und wegen der verlangten Belohnungen auf eine andere Zeit hatten vertröstet werden müssen, nöthigte ihn wieder umzukehren. Er beschwichtigte die Soldaten schnell durch Geld und neue Versprechungen, und eilte dann in den Orient zurück, weil er in Egypten wahrscheinlich mehr Widerstand zu finden fürchtete, als er nachher fand. Antonius war mit Kleopatra geradeswegs nach Egypten gegangen, und hatte sich dort sogleich zu dem Heere begeben, welches an der Grenze dieses Landes lag. Die Truppen nahmen aber weder ihn noch seine Boten auf, sondern erklärten sich für seinen Gegner. Er eilte daher zu seiner Geliebten zurück. Kleopatra wollte hierauf eine Flotte auf dem rothen Meer errichten, allein die dort errichteten Werften wurden auf Anstiften der syrischen Befehlshaber Octavian's von den benachbarten Arabern verbrannt. An der Möglichkeit des Widerstandes verzweifelnd, ergaben sich Antonius und Kleopatra dem betäubenden Genuß, und als Octavian zugleich von der afrikanischen und asiatischen Seite her Egypten anzugreifen drohte, boten sie ihm Unterhandlungen an. Octavian ging, um Beide sicher zu machen, darauf ein, zog aber die Sache recht in die Länge. Kleopatra gab jetzt, um sich selbst zu retten, den Antonius insgeheim auf. Sie knüpfte für sich allein Unterhandlungen mit dem Sieger an, und als dieser in Egypten einbrach, veranlaßte sie wahrscheinlich die Übergabe der wichtigen Grenzfestung Pelusium. Endlich raffte sich Antonius auf, und beschloß, wenigstens sein Leben theuer zu verkaufen. Sein erster

Angriff auf den gegen Alexandria heranziehenden Octavian fiel glücklich aus; beim zweiten Versuche verließ ihn aber seine Reiterei verrätherischer Weise in demselben Augenblick, als er sie gegen den Feind führte, und auch die egyptische Flotte ergab sich dem Octavian ohne Widerstand. Kleopatra suchte sich dadurch zu retten, daß sie Antonius zum Selbstmorde trieb; sie ließ ihm in dieser Absicht die Nachricht hinterbringen, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Obgleich Antonius seit den letzten Vorfällen den Verdacht der Verrätherei gegen sie hegte, so durchbohrte er sich doch bei dieser Nachricht mit dem Schwert, und ließ sich, als er erfuhr, daß dieselbe voreilig gewesen sei, sterbend zu Kleopatra bringen. Er hauchte in ihren Armen sein Leben aus. Kleopatra hoffte auf Octavian denselben Eindruck zu machen, den sie auf Cäsar und Antonius gemacht hatte, versah sich aber, als Octavian nach seiner Ankunft in Alexandria ihr die Bitte einer persönlichen Zusammenkunft gewährte, für den entgegengesetzten Fall mit einem starken Gifte, das sie wahrscheinlich in einer Haarnadel verborgen hielt. Sie erkannte bald, daß trotz aller ihre Künste in Octavian keine heftigen Leidenschaften zu erwecken seien, und da sie aus seinen Anordnungen nicht mit Unrecht schloß, daß Octavian die Absicht habe, seinen Triumph durch sie zu verherrlichen, so tödtete sie sich (30 v. Chr.). Octavian ließ ebensowohl den Cäsarion, als den Sohn des Antonius und der Fulvia umbringen, die Kinder des Antonius und der Kleopatra aber ließ er nach Rom bringen, wo Octavia sie in ihr Haus aufnahm und mit den ihrigen erzog.

XII. Literatur und Bildung der Römer in der republikaniſchen Zeit.

1. Literatur und Bildung in den erſten Zeiten der Republik.

Die Bildung der älteſten italiäniſchen Zeit beruhte durchaus auf religiöſem Grunde. Alles Wiſſen und alle geiſtigen Erfahrungen waren ein Eigenthum der Prieſter; dieſen war ſogar die Anwendung der Wiſſenſchaft auf das praktiſche Leben überlaſſen. Es beſtand z. B. bei den Samniten eine beſondere geiſtliche Brüderſchaft, die den Feldbau leitete, und bei den Etruskern beſorgten ja die prieſterlichen Lukumonen die Verfertigung des Kalenders, das Bauweſen und alle anderen Geſchäfte, zu welchen wiſſenſchaftliche Kenntniſſe erforderlich waren. Den nämlichen religiöſen und prieſterlichen Charakter hatte auch die Bildung der Römer während ihrer Königszeit; doch fand dabei von Anfang an der wichtige Unterſchied Statt, daß durch die kriegeriſche Richtung des römiſchen Staates die Adels- und Prieſterkaſte der Patricier der Wiſſenſchaft und Kunſt immer mehr entfremdet wurde, und daß man daher ſchon frühe, ſo oft man Beider bedurfte, ſeine Zuflucht zu den Etruskern und nachher zu den Griechen in Unteritalien nehmen mußte. Mit dem Beginne der republikaniſchen Zeit verſchwand der ältere italiäniſche Geiſt des Lebens ſehr bald ganz aus dem römiſchen Volk, und an ſeine Stelle trat eine andere Art von Bildung, die von ihrem Urſprung an bis zu ihrer höchſten Entwickelung auf der vorherr-

schenden Richtung der Nation beruhte. Das ganze Leben der Römer war ein fast blos äußerliches, auf Ackerbau, Staatsverwaltung und Krieg gerichtetes Leben, in welchem stets das Praktische, das Reelle, das Dürre, aber dabei Verständige und Handgreifliche das Übergewicht hatte. Bejahrte Männer, die in den Geschäften des Kriegs, der Justiz und der Verwaltung ergraut waren, führten die Regierung des Staats; die Gesetze schlossen jeden vor einem bestimmten Alter von den Ämtern aus; das Volk ward fast alle Jahre in den Krieg geführt, und hatte während der kurzen Zwischenzeiten des Friedens mit dem Landbau, mit der Herstellung des im Kriege zerrütteten häuslichen Standes, mit den Streitigkeiten über Schulden und mit dem Kampfe gegen patricische Vorrechte zu thun, — wo wäre da für Wissenschaft und Kunst Raum geblieben? wie hätte da ein eigentlicher Sinn für die Schöpfungen der Phantasie und für theoretische Geistesbeschäftigung entstehen können? Dieses Übergewicht des Nützlichen und praktisch Verständigen über das rein Geistige ist für alle folgenden Zeiten dem römischen Wesen und Leben eigenthümlich geblieben Es hat zur Folge gehabt, daß die rein nationalen Geistesbeschäftigungen der Römer sich auf die Rechtswissenschaft und die systematische Landwirthschaft beschränkten, alle anderen Arten von Bildung aber nicht in und aus ihnen selbst entwickelt, sondern von fremden Völkern entlehnt wurden. Andererseits war jedoch aus demselben Grunde das Leben der früheren republikanischen Zeit zwar rauh und roh, es hatte aber dagegen auch einen gediegenen, ernsten Ton und eine bewunderungswürdige Einheit, so daß das Innere dem Äußeren nicht blos entsprach, sondern mit diesem innig verschmolzen war. Die Geschäfte des Hauses waren unter Mann und Frau getheilt, die Hausmutter war eine geehrte Matrone, der Mann aber ein fleißiger Landbauer, ein rüstiger Krieger und ein praktischer Staatsmann, der die Dinge nur nach dem Werthe schätzte, den sie für seine einfache Lebensweise hatten, und dessen Tugend in der Unbekanntschaft mit dem Laster bestand.

Die vorherrschende Verstandesrichtung zeigt sich auch in dem römischen Cultus und seiner Geschichte. Sie war namentlich schuld, daß sich aus diesem nicht, wie bei den Griechen, eine

vollendetere Nationalpoesie und eine im Geist des Volkes wurzelnde Philosophie entwickeln konnte. Die Religion war bei den Römern von den ältesten Zeiten her eine bloße politische Maschine, zu deren klugem Gebrauche sich die wenigen Familien, die den Staat leiteten, fest verbunden hatten. Ein aus vier Männern bestehendes aristokratisches Collegium, das sich selbst ergänzte und den Pontifex maximus oder höchsten Priester von Rom zum Präsidenten hatte, leitete alle Ceremonien, und war die Oberbehörde für die übrigen Priesterschaften. Die fünf Mitglieder dieses Collegiums waren lauter Männer, welche Staatsbeamte gewesen waren und fortwährend blieben, sie gehörten also nicht dem geistlichen Stand an, der überhaupt im alten Rom niemals zu finden war. Sie standen unter dem Senat und, als später auch Plebejer zu Mitgliedern ihres Collegiums gewählt werden durften, unter der Volksversammlung, man konnte von ihren Aussprüchen an diese beiden höchsten Behörden appelliren, und ihr ganzes Walten war also von Senats- und Volksbeschlüssen abhängig. Ein zweites geistliches Collegium bildeten die Augurn oder die vornehmsten weissagenden Priester, welche nach einer Art von Wissenschaft, vor der das Volk tiefen Respect hatte, aus dem Fluge oder dem Fraße der Vögel den göttlichen Willen erforschten, während andere Priester aus der Opferschau und aus den sibyllinischen Büchern weissagten. Die Augurn waren nicht Gaukler, nicht Pfaffen, sondern Staatsmänner, deren Alter und Ansehen den alten Aberglauben unter dem Volk aufrecht erhielt und im Interesse der Regierung nutzbar machte. Auch alle übrigen Priester waren keine Geistlichen im heutigen Sinne des Wortes, sondern bürgerliche Beamte, die das Volk durch abergläubige Vorstellungen, durch Feste, durch Opfer bei den alten Sitten erhielten oder zu dem Ziele hinführten, welches die Obrigkeit sich vorgesteckt hatte. Wie die Leitung des Gottesdienstes ganz und gar eine Sache der Regierung war und von dieser als eine weltliche Angelegenheit betrieben wurde, so war auch jede einzelne Ceremonie an bestimmte Gesetze und Vorschriften gebunden. Der Cultus bestand also dem Wesentlichen nach aus bloßen Formen, und diese wurden ebenso ängstlich genau beobachtet, wie in England die vielen kleinlichen Gerichtsformen. Jedes Opfer mußte in der durch bestimmte

Staatsgesetze angeordneten Weise gehalten werden, selbst Musik und Tanz beim Gottesdienste waren ebenso genau vorgeschrieben, als die Formeln des Gebets. Von Mysterien und anderen Lehren oder Gebräuchen, welche die Phantasie anregten und den Geist mit erhabenen Vorstellungen erfüllten, war in Rom keine Rede. Wie hätte ein solcher Cultus der Poesie eine Stätte gewähren, oder gar, wie bei den Griechen, zur Entwickelung des Drama's Anlaß geben können? Heitere Feste mit ländlicher Musik und Poesie konnten freilich, der Natur des italiänischen Landlebens nach, in einer Zeit, wo kein harter Steuerdruck den Landmann unglücklich machte, nicht fehlen; aber sie waren dem leichten, vorübergehenden Genusse des Augenblickes gewidmet, und konnten deshalb nicht auf die Entwickelung einer höheren Bildung einwirken. Das Religionswesen der Römer hatte also eine solche Einrichtung, daß zwar dem priesterlichen Truge für immer der Eingang versperrt war; aber es war damit auf der anderen Seite auch der Nachtheil verknüpft, daß die Poesie und Wissenschaft sich nicht, wie bei den Griechen, des Volksglaubens bedienen konnten, um den Formen und Gebräuchen einen tieferen Sinn unterzulegen, und auch die gemeinen Seelen über das alltägliche Leben und dessen Geschäfte zu erheben.

Die ersten Anfänge der Literatur waren bei den Römern, wie bei allen anderen Völkern, poetisch. Sie bestanden, soweit wir von ihnen Nachrichten haben, aus mehreren Gattungen von Liedern, von denen aber nur unbedeutende Bruchstücke auf unsere Zeit gekommen sind. Die erste Klasse bildeten Festlieder, die bei Opfern und öffentlichen Gastmählern gesungen wurden. Sie sind weit weniger wichtig, als die drei anderen Gattungen von Gedichten, weil sie zu sehr an fest bestimmte Formen des Gottesdienstes und an herkömmliche Sitten und Gebräuche gebunden waren, als daß sich in ihnen der Charakter der verschiedenen Zeiten des römischen Volkes hätte abspiegeln können. Die zweite Gattung bestand aus Spottliedern, welche gegen bestimmte Personen und Verhältnisse gerichtet waren und bei festlichen Gelegenheiten gesungen wurden. Solche Gedichte finden sich zwar auch bei anderen Völkern, wie z. B. bei den Arabern, bei den Slaven und sogar bei den Wilden der Südseeinseln, sie sind aber von

jeher in keinem Lande von Europa so beliebt gewesen, als in Italien, wo zu allen Zeiten viel Sinn für das Burleske herrschte. In Rom ließen es sogar die Soldaten bei keinem Triumph an Liedern dieser Art fehlen, sie erlaubten sich in ihnen die derbsten Witze gegen denselben General, dessen Ruhm durch den Triumph verherrlicht wurde. Was sich von diesen Gedichten erhalten hat, ist uns meistens unverständlich, weil sich solche Poesieen immer auf das Besonderste beziehen. Aus dem nämlichen Grunde stehen sie aber auch mit der allgemeinen Bildung und ihrem Gang in keinem Zusammenhang. Ebendasselbe gilt von der dritten Gattung römischer Gedichte, welche sehr frühe entstanden sind und sich als Volkspoesie durch die ganze republikanische Zeit hindurch und zum Theil sogar noch länger erhalten haben. Dieses sind die sogenannten Atellanen, eine Art dramatischer Possenspiele mit Charaktermasken. Sie waren in der früheren Zeit nicht in der lateinischen, sondern in der oskischen Sprache abgefaßt. Neben diesen rohen Gattungen von Volkspoesie zeigt uns die ältere Zeit der Römer zwei bedeutendere Arten von geistigen Erzeugnissen. Die Eine bestand in mahnenden und belehrenden Sprüchen, deren Inhalt der strengen Sittenlehre des samnitischen Volkes entlehnt war. Die andere war eine historische Poesie und bestand aus Heldenliedern, welche die Thaten berühmter Männer der Vorzeit verherrlichten. Wie die Griechen zur Cither, so sangen die ältesten Römer zum Tone der Flöte die ruhmvollen Unternehmungen ihrer Vorfahren, und aus diesen Liedern, welche später zum Theil niedergeschrieben wurden, sind alle Nachrichten über die römische Königszeit und über die ersten Jahrhunderte der Republik geflossen.

Diese verschiedenen Arten von Poesieen bilden zwar die ersten Anfänge, aber keineswegs die Grundlage der späteren römischen Bildung; denn sie wurden dadurch, daß man später die griechische Bildung in Rom einführte, ganz in die niederen Kreise des Lebens zurückgedrängt, und konnten also weder auf das innere Leben der gebildeten Klasse, noch auf die Entwickelung der römischen Cultur und Literatur überhaupt einen Einfluß ausüben. Es ging mit ihnen gerade so, wie im Anfange des Mittelalters mit den alten deutschen Volksliedern, welche neben der eindringenden lateinischen

Bildung sich nur im Volk erhielten. Statt auf diesen ersten Erzeugnissen geistiger Thätigkeit fortzubauen, überließen die höheren Stände von Rom dieselben der ungebildeten Klasse des Volkes, und nahmen dagegen eine fremde Cultur an. Nicht einmal die dem kriegerischen und patriotischen Sinne der Römer so sehr angemessenen Heldenlieder haben zu einem nationalen epischen Meisterwerke geführt, wie die Heldengesänge der alten Deutschen zu dem Niebelungenlied oder wie die ältesten Heldenlieder der Griechen zu den beiden Dichtwerken Homer's. Ebenso wenig haben sich aus den anderen frühesten Erzeugnissen geistiger Thätigkeit, wie dies bei den Griechen der Fall war, eine höhere lyrische und dramatische Dichtkunst oder eine nationale Philosophie entwickelt. Die historische Poesie der Vorzeit ward in Rom nicht einmal zu einer vollendeten Geschichtschreibung ausgebildet, während diese bei den Griechen auf ganz naturgemäße Weise nach und nach aus den epischen Gedichten hervorging.

Wenden wir uns von den ältesten römischen Poesieen zu der bildenden Kunst, so finden wir in den ersten Jahrhunderten der Republik kaum einen Sinn für dieselbe. Die Kunst konnte keine Stätte bei einem Volke finden, welches beständig mit Kriegszügen oder mit dem Streit über Mein und Dein und über die Rechte der verschiedenen Stände beschäftigt war. Die Römer schleppten damals zwar aus den eroberten etruskischen und griechisch-italiänischen Städten Kunstwerke nach Rom, um ihre Tempel und öffentlichen Plätze mit ihnen zu schmücken, aber sie thaten dies nicht aus Wohlgefallen an der Kunst, sondern weil sie sich beim Anblicke der Kriegesbeute ihrer Überlegenheit bewußt wurden. Sie nahmen daher damals auch in der Berührung mit den gebildeteren unterworfenen Völkern keinen Kunstgeschmack an, und riefen ebenso wenig die Künstler dieser Völker herbei, um von ihnen neue Kunstwerke in Rom verfertigen zu lassen. Dagegen zeigt sich bei den Römern vor ihrer Bekanntschaft mit den Griechen ein selbstständiger Anfang in den realen Geistesbeschäftigungen. Sie machten nämlich schon früh einige schwache Versuche, die Art Wissenschaft, welche sie kannten, auf das Leben anzuwenden. Dies geht daraus hervor, daß sie schon früh die Feldmeßkunst trieben, und sowohl das Jahr, als die Tageszeiten auf bestimmte Weise einzutheilen

verstanden. Doch gingen sie hierin nicht über die rein praktische Mathematik hinaus. Nur in der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Kriegskunst zeigt sich ein größerer Fortschritt (s. Th. III. S. 259). Fragen wir endlich noch nach dem ersten Anfange der Redekunst, die später der eigentliche Kern und Mittelpunkt der römischen Bildung wurde, so war diese im älteren Rom ebenso wenig zu finden, als in Sparta, obgleich die Beschaffenheit des Staatswesens und das tägliche Bedürfniß Beredsamkeit erforderte. Wir hören zwar von berühmten Reden, welche, wie die von Appius Claudius gegen den Frieden mit Pyrrhus gehaltene (siehe Th. III. S. 292), auf die Beschlüsse des Senats oder der Volksversammlung einen entscheidenden Einfluß ausübten; aber dies war stets nur die Wirkung der natürlichen Beredsamkeit, nicht der Regel oder der Kunst, von welcher man in den ersten Jahrhunderten der Republik durchaus nichts wußte.

2. Literatur und Bildung vom Beginn der punischen Kriege an bis auf Cicero's Zeit.

Erst dadurch, daß die Römer mit den Griechen bekannt wurden, erhielten außer dem Rechtswesen und dem Landbau auch andere Zweige des Wissens eine Bedeutung in Rom. Dieses Eindringen einer fremden Bildung begann zu der Zeit, als die Verfassung demokratischer, die Ungleichheit des Vermögens und der Lebensweise größer wurde, und die Weltherrschaft der Römer sich so schnell ausbreitete, daß die Entwickelung des äußeren Lebens mit dem zunehmenden Bedürfniß einer umfassenderen Bildung nicht gleichen Schritt halten konnte (s. Th. III. S. 474). Diese fand sich damals bei den Griechen so durchaus vollendet vor, daß sie allen den Anforderungen entsprach, welche die verfeinerten Verhältnisse des Lebens und die verwickelter gewordenen Geschäfte der Staatsleitung an die vornehme römische Welt machten. Daher war es ganz natürlich, daß man in Rom seit der Unterwerfung von Unteritalien und Sicilien die griechische Bildung aufnahm. Diese konnte aber nur bei den höheren Klassen von Rom Eingang finden; denn sie war ein Bedürfniß für die Staatsgeschäfte und für das feinere gesellige Leben, nicht ein natürlicher Erfolg fortschreitender Volksentwickelung. Wie das Eindringen

dieser fremden Bildung in Rom eine Parteiung unter der Aristokratie hervorrief, ist bereits früher aus einander gesetzt worden (Th. III. S. 475 ff.). Die wichtigste Folge, welche die Aufnahme der griechischen Bildung in Rom hatte, ist unstreitig, daß sie stets Eigenthum der vornehmen römischen Welt blieb, daß sie also den einen Theil der Nation auf eine neue Bahn der Entwickelung hinleitete, auf welcher ihm der andere nicht folgen konnte. Die große Masse des Volkes wurde dadurch in Bezug auf geistige Entwicklung von der gebildeten Klasse der Nation ebenso getrennt, wie dies vor hundert und fünfzig Jahren in Deutschland geschah, als die Höfe sich von allem Nationalen lossagten und französische Sitte und Denkweise annahmen. Hätte das deutsche Volk damals nicht bereits eine nationale Bildung und Literatur gehabt, so würde ebendasselbe eingetreten sein, was in Rom eintrat: die veränderte Richtung der vornehmeren Klasse hätte keinen anregenden und fortbildenden Einfluß auf das Wesen der großen Masse ausüben können, und diese wäre in Folge davon immer mehr in Rohheit versunken.

Will man die Zeit, in welcher diese wichtige Veränderung der römischen Bildung eintrat, in einer bestimmten Jahreszahl angeben, so wird man dazu am passendsten das Jahr 270 v. Chr. wählen, weil damals die Griechen in Unteritalien unterworfen wurden, und also die Berührung zwischen römischer und griechischer Sitte dauernd zu werden begann. Doch verhält es sich mit dieser Angabe ebenso, wie mit allen chronologischen Bestimmungen in der Geschichte der Literatur und Kunst: die geistige Entwickelung nimmt überall nicht plötzlich, sondern nur nach und nach eine neue Richtung. Daß die Römer schon früher mit der griechischen Literatur nicht ganz unbekannt waren, kann sogar aus besonderen Umständen nachgewiesen werden. Die römischen Gesandten z. B., welche elf Jahre früher nach Tarent geschickt wurden, bedienten sich dort vor der Volksversammlung der griechischen Sprache, und Pyrrhus würde gewiß statt des Philosophen und Staatsmannes Cineas einen seiner Generale an die kriegerischen Römer gesandt haben, wenn nicht die griechischen Ansichten vom Leben und vom Staate bereits in der römischen Aristokratie Eingang gefunden hätten.

Derjenige Zweig der griechischen Literatur, welcher zuerst in die römische Nation oder vielmehr in den aristokratischen Theil derselben eindrang, war die Dichtkunst. Dies hatte einen ganz natürlichen Grund. Die griechische Philosophie bot den Römern, welche damals noch mit dem ererbten gesunden Menschenverstand und mit der in Rom einheimischen derb praktischen Klugheit vollkommen ausreichten, keine Seite dar, durch die sie sich ihnen hätte empfehlen können. Ebenso bedurften sie zu jener Zeit der politischen Theorien und der Redekunst der Griechen nicht, weil ihre Herrschaft sich noch nicht über ganz fremdartige Völker erstreckte, und weil die, unter langen inneren Kämpfen zu Stande gebrachte, Ausbildung ihrer Verfassung allen Klassen des Volkes eine praktische und gewissermaßen instinctmäßige Staatsweisheit eingepflanzt hatte, welche besser wirkte und schönere Früchte brachte, als die griechische Staatswissenschaft je einem griechischen Staate gebracht hatte. Das Civilrecht endlich, sowie das Gerichtswesen und die Religions-Ceremonien beruhten auf uralten Überlieferungen, die sich den Bedürfnissen der Zeit gemäß entwickelt hatten, und man bedurfte daher auch hierin des griechischen Unterrichts nicht. Ganz anders verhielt es sich dagegen mit der leichten Literatur und den schönen Künsten. Hierin bot sich dem vornehmen Römer, der gerade damals zu feinerem Lebensgenuß überging, zu Hause nichts Genügendes dar; denn die rohen und derben Späße der Volkspoesie konnten ihm unmöglich zusagen. Die vielen gebildeten Griechen aus Unteritalien, welche als Schützlinge mit den römischen Großen in Verkehr kamen, suchten sich daher diesen dadurch angenehm zu machen, daß sie römische Gedichte im feineren griechischen Geschmack verfaßten. Auf diese Weise ward zuerst die Poesie der Römer durch den eindringenden griechischen Geist umgewandelt, und die ersten Dichter, welche in der neuen römischen Literatur auftraten, waren geborene Griechen.

Diese Männer waren Livius Andronikus, Cnäus Nävius und Quintus Ennius. Die beiden Ersteren lebten um das Jahr 235 v. Chr., der Letztere etwa dreißig Jahre später. Livius Andronikus, welcher wahrscheinlich in Tarent geboren war, gerieth als römischer Kriegsgefangener in Sklaverei, ward aber von seinem Herrn freigelassen, und suchte sich bei den vornehmen Gönnern,

die er in Rom erhielt, durch Übersetzungen und Nachbildungen griechischer Tragödien und Komödien beliebt zu machen. Die Aufführung eines seiner Stücke im Jahre 241 oder 240 v. Chr. war der erste Versuch, dem griechischen Drama einen Platz neben den einheimischen Atellanen zu verschaffen. Cnäus Nävius, ein in Campanien geborener Grieche, scheint der begabteste von den genannten drei Männern gewesen zu sein. Er schlug einen anderen Weg ein, als Livius Andronikus, stürzte sich aber dadurch selbst ins Verderben. Er suchte nämlich die römische Literatur aus der aristokratischen Richtung, welche sie so eben erst erhalten hatte, zurückzuleiten und wieder volksthümlich zu machen. Er schrieb also nicht für die vornehmen Familien, sondern für die Volksklasse, und wagte es, die ganz politische Komödie eines Aristophanes nach Rom zu verpflanzen. Er brachte die Metelle, die Scipionen und andere Männer ersten Ranges auf die Bühne, und schwang die Geißel der Satyre über sie. Da er aber als ein Fremder, den keine vornehme Familie beschützte, der Willkür der regierenden Klasse preisgegeben war, so ließen ihn seine Feinde in den Kerker werfen und später aus Rom verbannen. Sein Beispiel schreckte nachher jeden Anderen ab, ein Volksdichter sein zu wollen oder seine Fähigkeiten auf etwas Anderes zu wenden, als auf das, was der regierenden Klasse angenehm war. Schon gleich der nächste Nachfolger des Nävius, Quintus Ennius, welcher in der griechischen Stadt Rudiä in Apulien geboren war, als griechischer Sprachlehrer nach Rom kam, und hier der Freund und Schützling des älteren Scipio Afrikanus, des Cato Censorius und anderer angesehenen Männer wurde, schlug den ganz entgegengesetzten Weg ein, und gelangte dadurch nicht allein für sich selbst zu Ansehen und Behaglichkeit, sondern bewirkte auch, daß die neue griechisch-römische Bildung in den höheren Klassen von Rom recht eigentlich Mode ward. Selbst der heftige Feind derselben, Cato der Ältere, ließ sich noch in seinen alten Tagen von Ennius überzeugen, daß Rom mit der alten samnitischen und latinischen Bildung nicht länger ausreichen könne. Übrigens wußte der schlaue Grieche seine literarische Waare den vornehmen Herren von Rom noch auf andere Weise zu empfehlen. Ennius zeigte ihnen nämlich, daß eine Verwandtschaft

zwischen der lateinischen, der oskischen und der griechischen Sprache bestehe, und daß sich das Lateinische ohne Kenntniß der beiden anderen Sprachen nicht gründlich erlernen lasse. Dies verschaffte den griechischen Studien ein großes Gewicht in Rom, weil den Männern der herrschenden Klasse Alles daran lag, ihrer Sprache ganz mächtig zu sein. Ennius verfertigte außerdem ein Heldengedicht auf die Kriegsthaten des älteren Scipio, und gewann dadurch der neuen Literatur noch mehr Boden; denn die hohen Familien wurden durch dieses Gedicht zu dem Gedanken gebracht, daß es für ihren Ruhm mit den bloßen Thaten nicht genug sei, sondern daß sie auch der Lobredner in Poesie und Prosa bedürften. Da es damals noch durchaus nicht, wie in den Tagen des Kaisers Augustus, eine Menge hungriger Dichter gab, die mit dem Versemachen ein Gewerbe trieben, so mußte das von Ennius gegebene Beispiel nothwendig sehr viel dazu beitragen, der neuen Art von Literatur Eingang zu verschaffen. Ennius brachte ferner die Geschichte der Römer in Verse; dieses Werk war ebenfalls ganz für die Leute, welche damals die Dichter beschützten, berechnet, und paßte zugleich zur römischen Nationalbildung. Weniger glücklich war Ennius in dem Gedanken, die Tragödien des Euripides ins Lateinische zu übersetzen, weil gerade bei diesen das Hauptverdienst in der Form, der Sprache, dem Versbau besteht, und weil die Römer für das Verständniß derselben noch nicht reif waren; allein er traf doch darin die richtige Wahl, daß Euripides sich wegen seines oratorischen Charakters am meisten von allen besseren griechischen Tragikern für die Römer eignete.

Durch Ennius und seine Gönner ward die neue Richtung des geistigen Lebens in Rom vollkommen befestigt und unter den Männern der vornehmen Klasse herrschend gemacht. Damit trat indessen eine Änderung ein, welche bereits oben angedeutet worden ist, und die man nicht genug beachten kann, um das Wesen der römischen Literatur und Bildung richtig zu verstehen. Es erfolgte nämlich dasselbe, was unter den Deutschen im achtzehnten Jahrhundert nach dem Eindringen der französischen Literatur erfolgt ist: die vornehmen Familien nahmen an dem Treiben des Volkes, dieses aber an dem geistigen Leben von jenen durchaus keinen Antheil mehr, das eigentlich Nationale trat also auch aus der

Literatur immer mehr zurück, und die römische Bildung, statt sich unter dem Volke zu verbreiten, ward ein Eigenthum der Kreise und Gesellschaften der höheren Welt. Dieser kleinere Theil der Nation formte die ganze Literatur nach seinen Bedürfnissen und Interessen um, er erlangte eine immer größer werdende Feinheit des Tones und erhöhte seinen Lebensgenuß durch Kunst und Wissenschaft; er ward aber durch den ausschließenden Besitz der höheren Bildung vom übrigen Volke getrennt, dieses sank dadurch immer tiefer, seine Literatur erhielt keine Anregung und Fortbildung, sondern jeder Fortschritt ward gehemmt, und die große Masse der Römer ward um so mehr zu größerer Rohheit gedrängt, als die Aristokratie es sich angelegen sein ließ, sie durch Kriegsscenen, durch das Schauspiel grausamer Triumphe, durch blutige Gladiatorkämpfe und Thierhetzen immer weiter von ländlicher Sitte und Einfalt zu entfernen. Wie groß die Kluft war, welche durch die eingeführte griechische Bildung zwischen dem Volk und der regierenden Klasse entstand, und wie schnell diese Trennung des römischen Volkes in zwei ganz verschiedene Theile eintrat, zeigt sich recht deutlich, wenn man die beiden berühmtesten römischen Komödienschreiber, Plautus und Terentius, mit einander vergleicht, weil sie kurz nach einander lebten, und doch in ihrem Streben und in ihrem ganzen Ton eine so große Verschiedenheit zeigen, daß man glauben möchte, es läge ein ganzes Jahrhundert zwischen ihnen.

Marcus Attius Plautus, welcher zu gleicher Zeit mit Ennius lebte und 184 v. Chr. starb, war in einem umbrischen Dorfe von armen Eltern geboren, und blieb in so großer Armuth, daß er nicht etwa blos vom Verkaufe seiner Komödien leben mußte, sondern sogar oft genöthigt war, sich zum Mahlen von Handmühlen und zu anderen gemeinen Arbeiten zu verdingen, um sein Leben zu fristen. Von seinen Komödien haben sich zwanzig erhalten. Die berühmteste derselben, welche den Titel Aulularia führt und eine Satyre auf den Geiz enthält, ist deshalb vorzugsweise wichtig, weil ihr Gegenstand sowohl von Moliere in seinem Geizhals, als auch von Lessing bei seinen ersten Versuchen für das deutsche Theater in seinem Schatze benutzt worden ist, so daß sich also auch in der neueren Zeit die Verbesserung

des Lustspiels an ihn anknüpft. Alle Lustspiele des Plautus sind Bearbeitungen griechischer Komödien, und zwar vorzugsweise der Werke des Diphilus und Philemon (s. Th. III. S. 106). Er behielt die griechischen Sitten und Charaktere bei, wandelte sie aber oft plötzlich in römische um, und gab manchmal auch dem Ganzen eine römische Färbung. Witz und Sprache sind echt römisch und gehören ihm selbst an. In Plautus Zeit muß es noch möglich gewesen sein, allen Klassen des römischen Volkes eine gemeinsame geistige Unterhaltung darzubieten; denn seine Stücke sind volksthümlich und doch zugleich auch für die vornehme Welt berechnet. Er selbst billigte es laut, daß Nävius den Versuch gemacht habe, dem römischen Volk einen Antheil an der halbgriechischen Bildung der Vornehmen zu gewähren und dieser soviel als möglich eine nationale Bedeutung zu verschaffen; aber da ihm des Nävius Schicksal vor Augen schwebte, so suchte er sein Publikum auf eine weniger gefährliche Weise zu unterhalten. Er brachte nämlich zwar oft wunde Stellen der Sitten und Bestrebungen aus der Mitte des ihn umgebenden Lebens auf die Bühne, aber er hütete sich dabei wohl, jemand persönlich zu verletzen. Durch platte und gemeine Späße, zu denen er sich, wie Aristophanes, oft herabließ, suchte er dem Geiste der niederen Volksklasse zu genügen; den feiner gebildeten Zuschauer entschädigte er dafür durch echten Humor, gediegenen Witz und kräftige Darstellung.

Wenn man bedenkt, daß den Italiänern zu allen Zeiten ein hoher Grad von Derbheit eigen war, und daß ihre Natur in Bezug auf unzarte Witze viel vertragen kann, so wird man den Versuch des Plautus, den geistigen Genuß der zwei äußersten Theile der römischen Nation mit einander in Verbindung zu bringen, nicht gerade für etwas durchaus Unausführbares halten. Dessen ungeachtet war schon zur Zeit des Terentius daran nicht im mindesten mehr zu denken. Im Gegentheil, die römische Bühne hörte damals auf, zur Unterhaltung des Volkes zu dienen, und ward eine Anstalt der Ergötzung und Unterhaltung für die höhere Gesellschaft. Publius Terentius Afer wurde 193 v. Chr. in Karthago geboren, und kam als Sklave eines Senators nach Rom. Von diesem freigelassen, erhielt er Zutritt in die angesehensten Häuser der Stadt, und ward mit dem jüngeren

Scipio Afrikanus und mit Cajus Lälius dem Weisen nahe befreundet. Er starb schon im neun und dreißigsten Jahre seines Alters. Seine Stücke, von denen sich nur sechs erhalten haben, sind freie Bearbeitungen des Menander, welchen Plautus verschmäht hatte, weil er für sein Publikum zu fein war (s. Th. III. S. 106) In den wenigen Jahren, welche zwischen der Zeit des Plautus und dem ersten Auftreten des Terentius lagen, hatte sich das Wesen der Aristokratie in hohem Grade verändert und war der Bildung der Volksmasse weit vorausgeeilt. Die großen Familien hatten den Charakter fürstlicher Häuser angenommen, und jede von ihnen hatte in der Stadt und auf ihren Landsitzen recht eigentlich einen Hof um sich gebildet, jede hielt für die Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst besondere Sklaven von griechischer Abkunft, und ließ in ihren Gesellschaften Stücke, die aus dem Griechischen bearbeitet waren, vorlesen oder auch wohl aufführen. Auf diese Weise waren die höheren Stände durch ihre Umgebungen und durch die Art ihres Lebens von den Bedürfnissen des Volkes sehr weit entfernt und in ihrem Tone sehr verfeinert worden. Terenz konnte daher nicht mehr, wie Plautus, danach streben, beiden Theilen der Nation zu genügen. Zwar wurden seine Stücke noch öffentlich aufgeführt, aber das Volk hatte keinen Gefallen an ihrem für die vornehme Welt berechneten feinen Ton, und konnte keinen lebendigen Antheil daran nehmen; es lief sogar einst aus der Vorstellung eines dieser Stücke hinweg, um sich zu den Gladiatorspielen zu begeben. Terenz blieb übrigens seinen griechischen Originalen weit mehr treu, als Plautus, und schon dieser Umstand beweist, daß er an die vernachlässigte Masse des Volkes nicht dachte. Man vermißt überhaupt in ihm gar häufig den scharfen und treffenden Witz, der sich auf die Verhältnisse der Mitlebenden bezieht und aus der Eigenthümlichkeit des Dichters und seiner Nation hervorgeht. Dagegen besaß er einen so hohen Grad von Gewandtheit und Feinheit des Ausdrucks, daß man diesen Vorzug nicht mit Unrecht größtentheils seinem Verkehr mit Scipio und Lälius zuschreibt, in deren Kreisen er sich tagtäglich befand, und mit denen er jedes seiner Stücke durchging.

Das Theater konnte, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, in Rom unmöglich emporkommen; ja, es ward sogar bald nach

Terenz die öffentliche Aufführung von Tragödien und Komödien immer seltener. Obgleich dabei auch andere Ursachen mitgewirkt haben, so lag doch der Hauptgrund in der Beschaffenheit der Stücke aller Dichter und in dem Charakter der Aristokratie, welche diese Stücke und ihre Verfasser begünstigte. Die römischen Dramen führten mit Ausnahme weniger einzelnen Züge nur griechische Charaktere und Zustände vor, sie konnten daher nur zur Unterhaltung der griechisch gebildeten Aristokratie dienen, und wurden in Folge davon auch bald ganz in die Säle der Vornehmen verbannt. Es ist aus diesem Grunde nicht nöthig, die anderen Dichter anzuführen, welche zur Zeit des Plautus und Terentius oder gleich nach ihnen Tragödien oder Komödien verfaßten, wie Pacuvius, Cäcilius Statius und Attius. Sie vermochten ebenso wenig, als Plautus und Terenz, ein nationales Theater in Rom zu schaffen. Dagegen haben alle diese Männer von einer anderen Seite her ein großes Verdienst um die römische Bildung gehabt. Sie schufen die Sprache ganz um, bereicherten sie mit neuen Wendungen, und beförderten dadurch das gründliche grammatische Studium derselben, welches von Ennius bereits angeregt worden war, und in der nächsten Zeit den Weg zu dem bahnen half, was das Grundwesen und der eigentliche Charakter der römischen Literatur geworden ist; denn dieser bestand weniger in der eigenthümlichen Behandlung des Stoffes, als in der Form der Behandlung. Ehe wir jedoch auf die Entstehung und Ausbildung des rhetorischen Charakters der römischen Literatur übergehen, müssen wir erst zwei andere Seiten derselben hervorheben, welche noch der älteren Zeit angehören, nämlich den echt römischen Geist, der sich in einigen Schriften geltend machte, und die Fortschritte der realen Wissenschaften in Rom.

Zu den Schriften der echt-römischen Bildung gehören die Werke des älteren Cato, der auch noch dadurch eine besondere Bedeutung hatte, daß er der älteste prosaische Schriftsteller der Römer war. Sein Werk über den Landbau, die einzige von seinen Arbeiten, welche auf unsere Zeiten gekommen ist, behandelt einen wahrhaft nationalen Gegenstand. Cato schrieb außerdem eine Geschichte, welche von der Urzeit Italiens bis zu seinen Tagen herabging, und nicht durch Zierlichkeit, sondern durch einen

kräftigen prüfenden Geist und durch passende Auswahl der Thatsachen gefallen sollte. Wie wenig selbstständig sich nachher die römische Literatur entwickelte, wie sehr sie von den Griechen abhängig ward, zeigt das Schicksal dieses Catonischen Werks. Obgleich dasselbe in echt römischem Geiste verfaßt und mit kritischem Sinne geschrieben war, so wurde es doch nachher gerade wegen seiner ungeschmückten Form nur wenig gelesen. Noch weit weniger ließen es sich die einheimischen Geschichtschreiber der späteren Zeit einfallen, der Richtung zu folgen, welche Cato eingeschlagen hatte; sie wandten sich lieber zu den griechischen Historikern, und zogen auch unter diesen einen Theopomp und ähnliche Männer (s. Th. II. S. 229) einem Thucydides vor. Übrigens verdient neben Cato keiner der anderen Geschichtschreiber der älteren Zeit genannt zu werden. Diese waren insgesammt von beschränktem Geiste, neigten sich zum Übertriebenen und Abenteuerlichen, und füllten die Geschichte der Römer mit Mährchen an. Sie waren überhaupt bloße Annalisten oder Chronikschreiber, oder mit anderen Worten, sie entwarfen blos eine der Zeitfolge nach geordnete Angabe der äußeren Ereignisse, und drangen nicht in den inneren Zusammenhang derselben ein; ihre Werke enthalten also auch keine eigentliche Geschichte, sondern nur das Material derselben. Auch als Sammlung von Notizen und Thatsachen sind die Annalen oder Chroniken ebenso wenig zuverlässig, als unsere Zeitungen, mit welchen man sie einigermaßen vergleichen kann. Wie wenig diesen geistlosen Annalisten sogar dann zu trauen ist, wenn sie über ihre eigene Zeit berichten, zeigt am besten das Urtheil des Geschichtschreibers Polybius über den berühmtesten römischen Annalisten, Quintus Fabius Pictor Obgleich Fabius Pictor im zweiten punischen Kriege mitkämpfte und als römischer Senator eine genauere Kenntniß desselben haben konnte, so werden doch seine Angaben von dem unmittelbar nach ihm lebenden griechischen Geschichtschreiber Polybius sogar in Betreff dessen, was er als Augenzeuge von den einzelnen Begebenheiten dieses Krieges berichtet, unbedingt verworfen. Polybius macht bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung, die auch in unserer Zeit nicht genug beherzigt werden kann: „Viele nehmen bei der Prüfung historischer Berichte nicht auf die Sache selbst, sondern auf den Erzähler

Rücksicht, und lassen sich z. B. bei dem, was Fabius vom zweiten punischen Kriege meldet, durch den Umstand irre leiden, daß derselbe Mitglied des römischen Senats und ein Zeitgenosse dieses Krieges war; sie glauben daher, alles, was er sage, müsse durchaus wahr sein. Obgleich nun freilich die Persönlichkeit des Schriftstellers stets auch mit in Anschlag zu bringen ist, so darf man doch darauf nicht Alles ankommen lassen, sondern die Hauptsache besteht immer darin, daß der Leser aus den erzählten Umständen selbst urtheile und prüfe."

Die realen Wissenschaften machten durch die Bekanntschaft mit den Griechen und ihrer Literatur einige Fortschritte, obgleich man auch damals noch so weit zurückblieb, daß z. B. im Kriege mit Perseus ein Kriegstribun durch die Voraussagung einer Mondfinsterniß bei seinen Kameraden fast ebensoviel Aufsehen erregte, als einst Thales durch die Vorherverkündigung einer Sonnenfinsterniß bei den Kleinasiaten erweckt hatte. Man konnte diese Wissenschaften für die Kriegskunst, das Bauwesen, die Anlage der Heerstraßen und andere öffentlichen Unternehmungen nicht entbehren, man ließ sich daher in denselben gern von den Griechen weiter führen. Dies verschaffte dann auch der epikureischen Philosophie Eingang, die sonst für die römische Denk- und Sinnesart durchaus nicht paßte, weil die Religion noch zu tief im Volke wurzelte. Der Athener Epikur, welcher um das Jahr 300 v. Chr. lebte, hatte die entartete cyrenaische Philosophie wieder hergestellt (s. Th. II. S. 277). Nach seiner Lehre bestand das höchste Gut und der Zweck des Lebens in dem Vergnügen, dieses beschränkte Epikur zwar auf die Seelengenüsse, er erklärte aber die Seele selbst für einen vom Körper unzertrennlichen und gleich diesem physischen Theil der menschlichen Natur. Es war eine natürliche Folge dieser Ansicht, daß Epikur die Beobachtung und Erforschung der Natur zu einem Hauptgegenstande der Philosophie machte. Dadurch erhielt seine Schule bei den praktischen Römern vielen Beifall, und es scheinen unter ihnen, in Folge des Einflusses der epikureischen Philosophie, schon früh Werke über die Natur der Dinge geschrieben worden zu sein. Diese sind aber insgesammt untergegangen, und die älteste römische Schrift darüber, die sich erhalten hat, gehört dem Titus Lucretius Carus

an, welcher erst im Anfange des letzten Jahrhunderts vor Christo lebte. Sein Werk über die Natur der Dinge ist ein Lehrgedicht, und behandelt das ganze epikureische System. Lucretius nahm sich dabei griechische Lehrgedichte aus der alexandrinischen Zeit zum Muster, und da diese untergegangen sind, so können wir nicht urtheilen, wie viel in diesem Werke ihm selbst eigenthümlich angehört. Das Gedicht des Lucretius ist übrigens da, wo lyrische Stellen vorkommen, voll wahrer Begeisterung; sonst ist es nur in den Episoden oder in den hier und da eingeschobenen Abschweifungen von dem Gegenstande dichterisch, dann aber auch oft in ausgezeichnetem Grade. Wenn wir durch diesen Blick auf Lucretius der Zeit vorausgeeilt sind, so gehören dagegen die Werke eines anderen Dichters, den wir noch erwähnen müssen, in diejenige Zeit, in welcher griechische Sitte und Bildung soeben erst im römischen Volke feste Wurzeln geschlagen hatten. Cajus Lucilius, ein römischer Ritter aus der Stadt Suessa in Campanien, ward 148 v. Chr. geboren und starb im Jahre 103. Mit dem jungen Scipio nahe befreundet, hat er, wie Ennius, durch ein Heldengedicht die Familie der Scipionen verherrlicht, und damit zugleich sich selbst und seinen Beschäftigungen bei der römischen Aristokratie großes Ansehen verschafft. Sein Verkehr mit der halb griechisch gewordenen vornehmen Welt von Rom hat ihn nicht abgehalten, Satyren zu schreiben, in welchen er nicht nur den echt römischen Witz dem ausländischen vorzog, sondern auch im alt-römischen Geiste gegen das Griechische zu Felde zog, und insbesondere den herrschend gewordenen Ton der jungen Leute geißelte, die sich eine Ehre daraus machten, besser Griechisch als Lateinisch zu verstehen. Seine Werke sind untergegangen, und ihr Verlust ist in hohem Grade zu bedauern, weil in ihnen ein alt-römisch gesinnter und mit Witz, Erfahrung und Urtheil begabter Mann der neuen Bildung entgegen zu arbeiten suchte, und dabei Personen und Verhältnisse mit scharfen Zügen zeichnete. Eine dauernde Wirkung konnten übrigens diese Satyren nicht haben, da die Zeit nicht aus ihrem Gange zu bringen war, und die griechisch-römische Richtung in Verbindung mit dem tiefgefühlten Bedürfnisse der Rhetorik gerade zu Lucilius Zeit vollkommen durchdrang.

Die Rhetorik, welche in Italien noch heut' zu Tage die erste der Wissenschaften ist, ward zur Zeit des Lucilius auch die Hauptgrundlage der römischen Bildung. Damals war nämlich die Verfassung des Staates nach und nach in eine unvollkommene Demokratie übergegangen, sie hatte also eine solche Form und Einrichtung erhalten, daß die künstliche Beredsamkeit und die Dialektik (s. Th. II. S. 232) für die Theilnahme an den öffentlichen Geschäften ganz unentbehrlich wurden. Es bedurfte daher seitdem nur eines zufälligen Anlasses, um alle Studien dahin zu richten. Diesen Anlaß gab eine athenische Gesandtschaft, die im Jahre 156 v. Chr. nach Rom kam, und hier eine ähnliche Revolution hervorbrachte, wie einst die Erscheinung der sicilianischen Sophisten in Athen (s. Th. II. S. 232 f.). Dadurch wurde das, was schon längst im Zuge war, vollständig zu Stande gebracht, und der Hauptcharakter der römischen Bildung für alle Zeiten bestimmt. Jene Gesandtschaft ward wegen einer Geldstrafe geschickt, die ein von den Römern ernanntes Austrägalgericht den Athenern auferlegt hatte, und die Mitglieder derselben waren die größten Meister der Redekunst jener Zeit und die Häupter der drei philosophischen Hauptschulen, der Peripatetiker Kritolaus, der Akademiker Karneades und der Stoiker Diogenes von Babylon. Kritolaus von Phaselis, welcher nicht mit dem früher (Th. III. S. 434) erwähnten achäischen Strategen verwechselt werden darf, war der Vorsteher der peripatetischen Lehranstalt. Daß in dieser nach ihres Meisters Beispiel die Dialektik und Rhetorik mit großem Eifer getrieben wurde, versteht sich bei einer philosophischen Schule, die von Anfang an das praktische Leben ins Auge gefaßt hatte, ganz von selbst. Karneades von Cyrene war einer der bedeutendsten Philosophen der von Plato gegründeten Akademie. Kurz vor ihm hatte Arcesilaus (s. Th. II. S. 269) die Platonische Philosophie und Lehranstalt dem Zeitgeiste mehr anzupassen gesucht, indem er die übersinnlichen Dinge als unerkennbar in den Hintergrund drängte, die von anderen Schulen darüber aufgestellten Lehrsätze mit Zweifeln bekämpfte, und das Handeln und Wirken im Leben für das Hauptziel jeder Philosophie erklärte. Karneades ging in dieser Tendenz noch weiter, und ward, weil er fast nur auf die Bildung des Redners und

Advokaten hinarbeitete und die Akademie zu einer vollkommenen Bildungsschule für Staatsmänner und Weltleute machte, der Stifter der dritten oder neuen Akademie. Er zeichnete sich außerdem ganz besonders durch unglaubliche Fertigkeit der Rede und durch eine Dialektik und Disputirkunst aus, welcher nichts widerstehen konnte. Die rein philosophischen Lehren dieses Mannes und seiner Nachfolger haben für die Weltgeschichte keine Bedeutung, sondern nur der allgemeine Umstand, daß Karneades und die anderen Häupter der Akademie das Platonische System, dem sie der Hauptsache nach treu blieben, von Zeit zu Zeit mit dem herrschenden Geist in Einklang brachten, und dadurch sich selbst und ihrer Schule Ansehen und Einfluß erhielten. Die stoische Philosophie, an deren Spitze damals Diogenes von Babylon stand, war um das Jahr 300 v. Chr. durch den Cyprier Zeno gegründet worden, und erhielt ihren Namen von dem Umstande, daß ihr Stifter mit seinen Schülern vorzugsweise gern in einer Stoa von Athen (s. Th. I. S. 417) zusammenkam. Sie war der Hauptsache nach ein veredelter Cynismus; denn Zeno hatte das cynische System und seine Anwendung von dem Schmutze mit welchem dessen letzte Anhänger es befleckt hatten, gereinigt, und den Bedürfnissen edler Seelen angepaßt. Weil die Moral das Hauptelement und der eigentliche Mittelpunkt des Stoicismus war, so eignete sie sich nicht allein für alle besseren Menschen, die in den Zeiten der Entartung Kraft und Selbstgefühl behielten, sondern sie stand auch überhaupt dem Leben in allen seinen sittlichen Beziehungen näher, als die mehr auf reine Erkenntniß und ihre Anwendung gerichteten Lehren eines Plato und Aristoteles, und fand deshalb zugleich mit dem Epikureismus bei dem praktischen Volke der Römer mehr Eingang, als diese. Auch die Stoiker hatten sich übrigens, wie die anderen philosophischen Schulen, die Bildung des Staatsmannes und Redners zu einer besonderen Aufgabe gemacht. In der Redekunst strebten sie, dem Grundcharakter ihrer Philosophie gemäß, vorzugsweise nach gedrängter Kraft. Die Dialektik war für sie ebenfalls ein Hauptstudium, und der um das Jahr 240 v. Chr. lebende Chrysippus von Soli, der geistvollste unter den stoischen Weisen und

der Lehrer des Diogenes von Babylon, zeichnete sich darin eben so sehr aus, als der Akademiker Karneades.

Das Erscheinen der drei atheniſchen Redner und Philoſophen in Rom mußte den bedeutendſten Einfluß auf die Bildung des römiſchen Volkes haben, da ihr Streben ebenſowohl mit der dort herrſchend gewordenen Richtung, als mit dem veränderten Charakter des Staatslebens völlig übereinſtimmte. Auch war ihnen in der letzteren Zeit durch andere Männer ſo vorgearbeitet worden, daß ihre Wirkſamkeit den fruchtbarſten Boden fand. Seit Ennius Auftreten war das Intereſſe für grammatiſche Studien lebendig geworden. Ein berühmter griechiſcher Rhetor, der als Geſandter des Königs Eumenes II. nach Rom gekommen war, hatte während ſeiner Anweſenheit Vorleſungen über Redekunſt gehalten. Neben dieſen Ausländern hatten ſogar zwei römiſche Ritter eine Schule der Beredſamkeit eröffnet. Endlich waren zwölf Jahre vor der atheniſchen Geſandtſchaft tauſend Achäer als Geißeln nach Italien gekommen, welche insgeſammt wiſſenſchaftlich gebildete Männer waren, und von denen manche, wie der Geſchichtſchreiber Polybius und der ſtoiſche Philoſoph Panätius, mit dem jüngeren Scipio, mit Lälius und anderen römiſchen Großen innig befreundet wurden. Der Sinn für die neue griechiſche Bildung war alſo allgemein geworden, und es war ein ganz neuer Eifer für die griechiſche Literatur und für ihre Übertragung auf römiſchen Boden entſtanden. Man hatte namentlich erkannt, wie ſehr die Griechen in Rhetorik und Dialektik den Italiänern voraus wären, und welchen Nutzen das Studium ihrer Literatur für das Staatsleben und die Beredſamkeit darböte. Als daher die drei erſten griechiſchen Philoſophen und Rhetoren nach Rom kamen, ſtrömte Alles ihnen zu, um aus dem Verkehr mit ihnen wie aus einer reinen Quelle die neue Bildung zu ſchöpfen. Sie wurden in den Häuſern der vornehmen Familien gerade ebenſo aufgenommen, wie im vorigen Jahrhundert ein Voltaire, d'Alembert, Diderot, Raynal und andere Franzoſen an den Höfen Friedrich's des Großen und anderer deutſchen Fürſten. Beſonders machte Karneades großes Aufſehen; er trat in Rom auf die nämliche Weiſe auf, wie einſt Gorgias und andere Sophiſten in Athen (ſ. Th. II. S. 233), und ſetzte die Römer nicht wenig in Erſtaunen, als er ſich erbot,

heute eine Rede zum Lobe der Gerechtigkeit und morgen eine andere zu ihrem Tadel zu halten, und doch seine Zuhörer von Beidem auf gleiche Weise zu überzeugen. Die römische Welt fühlte sich ebenso sehr, wie zu Gorgias Zeit die Athener, von einer Weisheit und Kunst angezogen, mit der man in einer halb demokratischen Republik so Vieles ausrichten konnte. Ganz Rom fand die griechische Art, über die Staatsangelegenheiten zu philosophiren und die öffentlichen Geschäfte zu treiben, so einladend, daß Jedermann sie zu erlernen wünschte, und daß Cato der Ältere darauf drang, eine für den altrömischen Charakter so gefährliche Gesandtschaft schnell abzufertigen und ihr lieber ihre Bitte ohne Weiteres zu gewähren, als die römische Jugend noch länger ihrer Verführung preiszugeben. Der Strom war jedoch nicht mehr zu hemmen; durch die Erscheinung der drei griechischen Philosophen ward die neue Richtung, welche in die Bildung der Römer kam, für immer entschieden, und obgleich sechs Jahre nachher die altrömische Partei im Senat den Beschluß durchsetzte, daß die vielen fremden Philosophen und Rhetoren, die sich in Rom niedergelassen hatten, aus der Stadt entfernt werden sollten, so blieb doch die Sache wie sie gewesen war. Solche Polizeimaßregeln konnten gerade diejenigen Griechen nicht treffen, welche, wie Polybius und Panätius, in die Kreise der vornehmen Welt aufgenommen worden waren, und durch ihre große geistige Überlegenheit mehr wirkten, als hundert griechische Rhetoren vom gewöhnlichen Schlag. Überdies paßte das neue Wesen zu sehr zu dem veränderten Charakter der römischen Aristokratie selbst, als daß es hätte ausgerottet werden können. Der persönliche Vortheil, der Genuß und die Ehre des äußeren Lebens, die feinen Bestimmungen über Mein und Dein, die Wirksamkeit im Senat und in der Volksversammlung beschäftigten den vornehmen Römer Tag für Tag; ihm mußte also auch, wie in neuerer Zeit dem Franzosen, die Form des Vortrags und die Manier des Verkehrs weit mehr am Herzen liegen, als solchen Völkern, denen ein inneres Leben neben dem äußeren aufgegangen ist, oder die, wie die Deutschen, dem Letzteren abgestorben sind.

Von dieser Zeit an war die griechische Literatur die Grundlage und das Rhetorische der Haupt-Charakterzug der römischen

Bildung, dagegen trat das Volksthümliche und ursprünglich Römische ganz in den Hintergrund. Von einer ausländischen Literatur abhängig und auf einen einzelnen Theil des römischen Volkes beschränkt, hörte die römische Bildung auf, sich als ein, man möchte sagen, organischer Bestandtheil des nationalen Lebens durch sich selbst zu entwickeln und von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben, sie wurde und blieb eine fremde und schulmäßig angelernte. Eine auf griechische Lehrsätze gestützte Beredsamkeit ward das Haupt-Erforderniß für die Wirksamkeit im Senat und vor dem Volke; der Nutzen für das äußere Leben und die Form der Sprache wurden der Maßstab für die Bildung und Literatur; die vornehmen Kreise erhielten einen eleganten Ton und einen Anstrich von geistreicher Unterhaltung, von philosophischer Bildung und von Belesenheit in griechischen Schriften; die Nachahmung griechischer Dichter und Prosaisten endlich wurde die einzige Art von Schriftstellerei, welche bei der herrschenden Aristokratie auf Beifall hoffen durfte. Daß in Folge dieser Richtung der Cultur auch die Damen einen großen Einfluß auf die römische Bildung und Literatur erhielten, war dem ganzen Charakter derselben nach natürlich, um so mehr, da in Rom von jeher die Frauen eine hohe Stellung eingenommen hatten (s. Th. III. S. 255). Wie die französische Sprache im Kreise gewisser Pariser Damen und der durch sie gebildeten Schriftsteller jene Feinheit und Artigkeit, jenen Ton und Witz erhalten hat, die in Frankreich als das Vollendete und Musterhafte der Literatur gelten, so waren es auch in Rom angesehene Damen und bestimmte Salons, durch die ein besonderer feiner Ton der Sprache geschaffen wurde. Ja, sogar noch ehe ein ausgezeichneter Schriftsteller in der neuen Art von römischer Bildung auftrat, gaben schon einige Damen der Sprache eine größere Leichtigkeit und Gewandtheit, einen feineren und zarteren Ton. Diese Damen waren die der Scipionischen Familie angehörende Mutter der Gracchen, Cornelia, die Tochter Lälius des Weisen, Lälia, sowie einige Frauen aus der Liciniſchen Familie und aus dem Geschlechte der Mucier.

Wie sehr die neue Richtung der römischen Cultur am Ende dieses Zeitraumes durchgedrungen war, und welche Bedeutung Wissenschaft und Literatur erhalten hatten, läßt sich am deutlichsten

an den drei Männern erkennen, welche von Marius Zeit an bis auf Cäsar die höchste Macht in Händen hatten, Sulla, Lucullus und Pompejus. Es geht nämlich aus dem, was wir von ihrer Bildung und von ihrem Verhältnisse zur Literatur wissen, nicht blos aufs klarste hervor, daß damals ein sehr hoher Grad von Bildung nöthig war, um seine Stellung in der Gesellschaft und im Staate zu behaupten, sondern auch daß diese Bildung fast ganz und durchaus griechisch war.

Sulla verband große geistige Bildung mit ganz verdorbenen Grundsätzen und mit rohen Genüssen, und brachte ebenso, wie seine meisten Zeitgenossen und unter den Neueren viele der ausgezeichnetsten Männer seit Voltaire's Zeit, Sinnlichkeit und Verdorbenheit in ein philosophisches System. Er suchte in jeder Art von geistiger Unterhaltung einen Genuß, selbst in der niedrigsten. Er freute sich an Possenspiel und Pantomimen, verschenkte große Staatsländereien an Leute, die ihm durch witzige Einfälle einen frohen Augenblick machten, und schrieb selbst satyrische Lustspiele, welche nach allem, was wir davon erfahren, ebenso originell und witzig, als unzüchtig gewesen sein müssen. Indessen vergaß er unter Possen und gemeinen Lustbarkeiten das ernste Studium nicht; das beweisen die Gesetze, die er als Dictator gab, sowie die von ihm verfaßten Denkwürdigkeiten seines Lebens und der Einfluß, den er auf die Verbreitung der griechischen Literatur unter den Römern ausübte. Die Gesetze, durch welche er die Administration, das Gerichtswesen und das tägliche Leben des Volkes zu ordnen und zu regeln suchte (s. Th. III. S. 562), zeigen uns einen denkenden Mann, der die Wurzel des Übels kannte, obgleich er nicht den rechten Weg einschlug, um sie auszurotten. Seine Denkwürdigkeiten, die sich übrigens nicht erhalten haben, müssen eine seiner Lieblingsbeschäftigungen gewesen sein, weil er noch während der schrecklichen Krankheit, die ihm den Tod gab, am letzten Theile derselben arbeitete. Sie waren in griechischer Sprache geschrieben, und Sulla ließ durch Lucullus, der des Griechischen mächtiger war, und durch einen griechischen Freigelassenen, wie Friedrich der Große durch Voltaire, Thiébault und Andere, dem Werke die letzte Feile geben. Diese Sorge für die Form, sowie der Werth, den Sulla auf sein griechisch geschriebe-

nes Buch legte, mußten sehr viel zur Verbreitung und Empfehlung der griechischen Literatur unter den Römern beitragen. Endlich wirkte Sulla auf die neue Richtung und Bildung noch dadurch sehr mächtig ein, daß er die Werke des Aristoteles nach Rom brachte und Abschriften derselben machen ließ (s. Th. II. S. 423). Diese Bücher benutzte namentlich der gelehrte Grieche Tyrannion, welcher von Lucullus und Murena nach Rom gebracht wurde, hier eine Art von höherer Unterrichtsanstalt anlegte, und sich durch dieselbe großen Ruf und große Reichthümer erwarb.

Auch bei Lucullus war die Beschäftigung mit der griechischen Literatur eine Art von Luxus, und hielt mit seinem Aufwand auf sinnliche Pracht und Ergötzung gleichen Schritt; er wirkte aber gerade dadurch sehr bedeutend auf die geistige Richtung seiner Zeit ein. Er legte eine große Bibliothek an, die er, um zu glänzen, jedermann öffnete; alle griechischen Gelehrten hatten Zutritt in sein Haus, und er selbst theilte im Alter seine Zeit zwischen Gastmählern, Bauten, Gartenanlagen und der Beschäftigung mit den griechischen Künsten und Wissenschaften. Er war der griechischen Sprache völlig mächtig, und schrieb in derselben ein Werk über den italienischen Bundesgenossenkrieg. Daß er übrigens auch für die Einführung der griechischen realen Wissenschaften in Rom thätig war, ist bereits früher (oben S. 34) bemerkt worden. Auch Pompejus, der sonst an Bildung dem Sulla und Lucullus nachstand, hat das Studium der nützlichen Wissenschaften unter den Römern sehr gefördert. Er führte die Wasser- und Windmühlen, die er in Kleinasien fand, in Italien ein, wo man bis dahin nur Handmühlen gekannt hatte, und machte dadurch, daß er medicinische Schriften der Griechen durch einen seiner Freigelassenen ins Lateinische übersetzen ließ, für das Studium der Heilkunde unter den Römern Epoche. Diese Bemühungen des Pompejus waren jedoch ebenso, wie sein Eifer für die Anwendung griechischer Philosophie und Rhetorik auf das römische Leben, von ganz anderer Art, als das, was Lucullus that. Sie hingen nämlich nicht im mindesten mit eigener Geistesbildung und mit einem wirklichen und lebhaften Interesse daran zusammen, sondern sie entsprangen vielmehr blos aus seiner Eitelkeit und aus seinem thörichten Streben, in den Augen der

Welt als ein zweiter Alexander der Große zu erscheinen. Pompejus umgab sich mit griechischen Gelehrten jeder Art, und nahm einen derselben, Theophanes von Mitylene, zum Geschichtschreiber seiner Thaten an, bei dessen Wahl er freilich nicht glücklicher war, als Alexander bei der des Kallisthenes (s. Th. II. S. 314 und 372). Besonders merkwürdig ist das, was uns von Pompejus Besuche bei dem stoischen Philosophen Posidonius berichtet wird. Als Pompejus aus seinem glänzenden asiatischen Feldzug nach Italien zurückkehrte, besuchte er unterwegs den kranken Posidonius; er ließ dabei den ganzen Pomp eines römischen Oberfeldherrn hinweg, gab am Lager des Philosophen laut seine Bewunderung gegen ihn zu erkennen, und drückte ihm sein Bedauern aus, daß er keinen Beweis seines Rednertalents erhalten könne. Welchen Eindruck mußte es auf die römische Welt machen, daß der Mann, der als Beherrscher von Asien Könige vor sich beschieden und willkürlich über ganze Reiche verfügt hatte, einem griechischen Philosophen auf diese Weise seine Hochachtung bezeugte und sich dabei seines Glanzes völlig entäußerte!

3. Literatur und Bildung zu Cicero's Zeit.

Die neue Bildung des römischen Volkes, welche ganz auf der bloßen Form beruhte, und für die unmittelbare Anwendung im politischen und socialen Leben berechnet war, wäre gewiß ebenso, wie die Sitten der Römer, sogleich in Pomp und theatralisches Übermaß ausgeartet, wenn nicht Cicero diese Gefahr erkannt, und der römischen Literatur dadurch, daß er den einzig richtigen Weg einschlug, eine feste und bestimmte Richtung gegeben hätte. Er ist auf diese Weise der wichtigste Mann in der ganzen Bildungsgeschichte des römischen Volkes geworden, und wir müssen daher sein literarisches Leben und Wirken ausführlich darstellen.

Marcus Tullius Cicero war im Jahr 106 v. Chr. in der latinischen Stadt Arpinum geboren, erhielt aber seine Erziehung in Rom, wohin er schon früh gebracht worden war. Seine Lehrer waren Griechen; selbst der Redner Lucius Licinius Crassus, der seine Studien eigentlich leitete, wies ihn auf die Griechen und ihre Literatur hin. Nur die Rechtskunde lernte er bei einem römischen Rechtsgelehrten, dem berühmten Quintus

Mucius Scävola, der von seinem auf gleiche Weise ausgezeichneten Vater durch den Beinamen des Augurs unterschieden wird (s. Th. III. S. 488 und 532). Außer diesem war auch der Pontifex maximus Quintus Mucius Scävola, der im Jahre 95 v. Chr. das Consulat bekleidete (s. Th. III. S. 525), durch seine Consultationen dem jungen Cicero nützlich. Die griechischen Lehrer Cicero's waren besonders der Dichter Archias, der Platoniker Philo, der Stoiker Diodotus und der Rhetor Molon von Rhodus. Seine Studien wurden auf kurze Zeit durch den Bundesgenossenkrieg unterbrochen, an welchem er unter Sulla und Cnäus Pompejus Strabo Theil nahm. Im sechs und zwanzigsten Lebensjahre versuchte er sich zum ersten Mal mit einer öffentlichen Rede, indem er als Vertheidiger eines angeklagten Ritters vor Gericht auftrat. Noch zwei Jahre setzte er seine Studien in Rom fort, und zwar nicht blos bei den Lehrern der Beredsamkeit und vermittelst der Bücher, sondern auch in der Schule des Staatslebens, welche im griechischen und römischen Alterthum für den angehenden Staatsmann die Hauptquelle der Bildung war, und in der Cicero selbst später als Lehrer des römischen Volkes auf die Entwickelung seiner Nation so mächtig einwirkte. In Rom bildeten nämlich die Gerichte und die Volksversammlung ebenso, wie in Griechenland (s. Th. II. S. 296), recht eigentlich eine Lehrstätte, in der alle Klassen des Volkes durch das lebendige Wort des Staatsredners weit besser unterrichtet wurden, als in unserer Zeit durch Schulen, Bücher und Zeitungen. Das Leben der Alten und ihr öffentlicher Verkehr waren also, was auch in unserer Zeit wieder eingesehen wird, für sie die eigentliche Schule der Menschenbildung, und die Redner der Griechen und Römer sind als öffentliche Lehrer anzusehen, die durch ihre Vorträge jeden verständigen Bürger in den Stand setzten, sich auf dem Wege der bloßen Erfahrung zu bilden. Der Staatsredner der Alten war nichts weniger, als ein bloßer Advokat, Diplomat oder Schönredner. Er wirkte durch Belebung der Vaterlandsliebe und der allgemeinen Gefühle des Guten, Schönen und Edlen als moralischer Lehrer, er verbreitete die Kenntniß des Rechtes, der Staatsverhältnisse und der menschlichen Natur unter seinen Mitbürgern, er nährte in ihnen den Sinn für Wissenschaft und Kunst,

und führte auf eine weit beſſere Weiſe, als es bei uns durch Bücher geſchehen kann, die Reſultate der Philoſophie in das Leben ein; kurz, er war der belebende Meiſter der allgemeinen Bildung, das Organ des geiſtigen Lebens ſeiner Zeit, der Tonangeber der öffentlichen Meinung über alles, was eine Bedeutung für die Nation hatte.

Zwei Jahre nach ſeinem erſten öffentlichen Auftreten ſuchte Cicero die griechiſche Bildung an ihrer Quelle ſelbſt auf. Er begab ſich im Jahre 79 v. Chr. nach Griechenland und Kleinaſien, und ſetzte dort in den Lehranſtalten der berühmteſten Philoſophen und Rhetoren ſeine Studien fort. In Griechenland hörte er ſechs Monate lang den Philoſophen Antiochus, welcher damals die Akademie leitete, und die Rhetoren Demetrius, Menippus, Dionyſius und Andere. Einen beſonders großen Einfluß übte auf Cicero ſowohl damals, als ſpäter die Platoniſche Philoſophie aus, deren Leiter ſchon ſeit Plato's Tod die Wiſſenſchaften und Künſte für das Staatsleben fruchtbar zu machen ſuchten, und die Akademie zur Hauptlehranſtalt von ganz Griechenland erhoben hatten (ſ. Th. II. S. 268). In Rhodus hörte Cicero den Rhetor Molon, der ſchon in Rom ſein Lehrer geweſen war, ſowie den ſtoiſchen Philoſophen Poſidonius. Nachdem er ſeine Ausbildung in Griechenland und Kleinaſien vollendet hatte, kehrte er nach Rom zurück (77 v. Chr.). Von dieſem Augenblick an begann ſeine eigentliche politiſche Laufbahn, in welcher er nicht nur alle höheren Ämter bis zum Conſulat hinauf bekleidete, ſondern namentlich auch als Mitglied des Senats und als Redner in der Volksverſammlung und in den Gerichten unausgeſetzt thätig war. Zweimal nahm er auch an der Provinzverwaltung auf längere Zeit Antheil, im Jahre 75 v. Chr. als Quäſtor von Sicilien und im Jahre 51 als Statthalter von Cilicien. Seine politiſche Wirkſamkeit beruhte ganz allein auf ſeinem Talent und ſeiner Bildung; denn er beſaß weder großes Vermögen, noch Familienverbindung, er hatte ſich ebenſo wenig auf der militäriſchen Laufbahn Ruhm und Anhang erworben, und ſelbſt ſein moraliſcher Charakter konnte ihm nicht, wie dies bei Cato der Fall war, einen bleibenden Einfluß verſchaffen, weil ihm die altrömiſche Feſtigkeit und Conſequenz mangelte, und weil er wegen

seiner großen Eifersucht auf Anerkennung seiner Verdienste sogar eine lächerliche Seite darbot. Sein geistiges Übergewicht war es allein, was ihn zu einem der ersten Männer von Rom machte, und sein Beispiel zeigt uns daher aufs glänzendste, wie groß bei allen moralischen Mängeln eine Zeit war, in welcher innewohnender Geist so viel vermochte.

Noch weit bedeutender, ja am bedeutendsten unter den Männern des römischen Alterthums war Cicero in Hinsicht auf die Bildung seines Volkes; denn er hat den Charakter der römischen Literatur für alle Zeiten fest bestimmt. Das Rhetorische war von jeher ein Grundzug des römischen Charakters gewesen, und war es durch den Einfluß der griechischen Literatur noch mehr geworden. Cicero zuerst erkannte dies und benutzte es. Er sah früh ein, daß das einzige Mittel, den Römern Sinn für höhere Ausbildung beizubringen, in der rhetorischen Behandlung der Wissenschaften und Künste bestehe. Er schlug daher von Jugend auf nicht nur für sich selbst diese Richtung ein, sondern leitete nachher auch alle guten Köpfe der Nation dahin. In seiner Bildung war er mehr, als irgend ein Anderer seines Volkes, ein Grieche, seinem Wesen und Treiben nach aber war und blieb er ein Römer; er vereinigte also die griechische Weisheit und Bildung mit den Hauptzügen des römischen Nationalcharakters, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, bei den Römern jene vollständige Verschmelzung von Beiden zu bewirken, die in dem natürlichen Gang ihrer Entwickelung lag. Mit anderen Worten, Cicero machte durch die Art, wie er arbeitete, und durch die Richtung, die er den römischen Schriftstellern zu geben wußte, die griechische Bildung zu einer römischen oder lateinischen, und schuf so, ohne daß er zu dem von den Griechen Erfundenen das Geringste hinzufügte, für den Westen der alten Welt eine neue Literatur. Drei Dinge, alle drei für das Leben, suchte der Römer wie der Franzose bei seinen Schriftstellern, Unterhaltung und Eleganz, Beredsamkeit und Staatsklugheit, Lebensweisheit und praktische Einsicht, während der Grieche außerdem noch die philosophische Erkenntniß der Principien, das Zurückbeziehen jedes einzelnen Falles auf diese Principien und einen Aufschwung über das gewöhnliche Leben vermittelst der Phantasie verlangte. Cicero leistete allen diesen

Forderungen Genüge, er war also auch im Stande, die neue griechische Bildung, die noch immer mehr ein von Außen eingedrungener Luxus, als ein in das innerste Wesen der Nation aufgenommenes Element des geistigen Lebens war, zugleich national und nützlich zu machen. Er ist dadurch, wenn man die Poesie und Geschichte ausnimmt, der eigentliche Mittelpunkt und die Hauptquelle der römischen Literatur geworden. Selbst auf die römische Dichtkunst und Geschichtschreibung hat er, wenn auch nicht durch unmittelbare Thätigkeit, doch durch die von ihm ausgegangene Anregung und Richtung umgestaltend eingewirkt.

Betrachten wir diese große Nationalwirksamkeit Cicero's nach ihren einzelnen Seiten, so können wir das, was er als Redner geleistet hat, zum Theil mit seinen eigenen Worten bezeichnen. Er selbst sagt von sich mit Recht, daß er zuerst von allen Römern die bis dahin nur Wenigen zugänglichen Resultate der griechischen Philosophie unter das römische Volk gebracht habe. Er hat ferner den wichtigsten Theil der den Römern eigenthümlichen Wissenschaften, die Rechtskunde, welche in Rom bis auf seine Zeit ebenso, wie bei uns, außerhalb des Bereichs der allgemeinen Bildung gestanden hatte und selbst für die Zwecke der Redekunst unbrauchbar gewesen war, mit dieser und mit der ästhetischen Bildung aufs innigste verbunden. Er hat nämlich das Trockene der juristischen Unterscheidungen und Bestimmungen durch die Einkleidung derselben gemildert, Philosophie in die Rechtswissenschaft gebracht, und dadurch dieser die Möglichkeit einer allseitigen höheren Entwickelung verschafft. Die Rechtswissenschaft nahm in Folge davon einen solchen Aufschwung, daß sie, als später alle anderen Zweige der römischen Literatur sanken, allein aufrecht erhalten wurde, und daß diejenigen, die sich mit ihr befaßten, auch in Rücksicht des Styls und der Sprache vorzüglich geblieben sind. Auch die Geschichte, deren Bedeutung die Römer vor Cicero's Zeit wenig zu würdigen verstanden hatten, brachte er in Ansehen. Sie war seither fast ganz in der gehaltlosen Form von Annalen oder Chroniken behandelt worden, und wenig mehr als eine Sache der Neugierde und Unterhaltung gewesen. Cicero zeigte seinen Landsleuten, die nur auf das im Staat und im Kriege Nützliche achteten, die Wichtigkeit der Geschichte, als eines Beweismittels in

öffentlichen Verhandlungen, er rief ſie gleichſam auf das Forum, und machte ſie durch die Art, wie er ſich ihrer bediente, allen künftigen Rednern unentbehrlich. Er brachte ſie aber außerdem noch von einer anderen Seite her in Anſehen, und führte ſie auf eine ganz neue Weiſe in das Leben ein: er zeigte durch ſeine Lehre und durch ſein Beiſpiel, wie vortrefflich ſich die Geſchichte, wenn man ſie rhetoriſch behandle, dazu eigne, als eine Art von moraliſchem Hülfsmittel zur Erregung des Gemüthes und zur Belebung des patriotiſchen Sinnes gebraucht zu werden. Ferner zog Cicero auch die Kunſt des Schauſpielers aus dem Zuſtande der Verachtung hervor, und machte ſie, wie Demoſthenes, zu einer weſentlichen Eigenſchaft des Redners. Das Drama und die Schauſpieler konnten in Rom nie den Rang erhalten, den ſie in Griechenland gehabt hatten, obgleich man für ſie, wie für alles, was zum Vergnügen der Reichen diente, ſo unmäßige Summen verſchwendete, daß z. B. der Schauſpieler Roſcius eine jährliche Beſoldung von fünfzigtauſend Gulden oder acht und zwanzigtauſend Thalern erhielt. Es klebte immer der Gedanke einer brodloſen Kunſt und eines Gaukelſpiels daran. Cicero dachte anders: er lehrte die Kunſt auch im Schauſpieler achten. Er bewies dem ſo eben genannten größten Schauſpieler ſeiner Zeit eine Achtung, wie man ſie ſonſt nur Staatsmännern und Generalen zu beweiſen pflegte. Er machte aber außerdem auch in ſeinen Reden und Schriften einen ſo vortrefflichen Gebrauch von den dramatiſchen Werken der Nation, daß ſein Bemühen unfehlbar neue Bearbeiter dieſes Faches hervorgerufen haben würde, wenn anders die griechiſche Form des Drama's in Rom jemals hätte einheimiſch werden können. Endlich entwickelte Cicero auch den Geiſt und die Form der lateiniſchen Sprache in einem Grade, wie es weder vor noch nach ihm ein Schriftſteller zu thun vermocht hat. Er, dem die Form immer das Hauptmittel war, wußte auch durch die in der Sprache liegenden Mittel außerordentlich zu wirken, und gewöhnte das römiſche Ohr ebenſo ſehr an die Muſik der Sprache, wie die Italiäner der neueren Zeit daran gewöhnt ſind. Dieſer Vorzug würde freilich an und für ſich allein uns ebenſo kalt laſſen, als die meiſten italiäniſchen Kunſtwerke, wenn nicht Cicero damit philoſophiſchen Geiſt, Kennt-

niß des menschlichen Herzens und eine ungemeine Geschicklichkeit, sich der Leidenschaften zu bedienen, besessen hätte. Wie weit er übrigens von Bombast und bloßem Theatergepränge entfernt blieb, ein wie großes Verdienst er sich vielmehr gerade dadurch erwarb, daß er diese Verirrung der Redekunst aus Rom verbannte, geht aus einer Vergleichung mit seinen nächsten und ausgezeichnetsten Vorgängern hervor. Unter diesen ragten Marcus Antonius, der Großvater des gleichnamigen Triumvirn, und Lucius Licinius Crassus, ein entfernter Anverwandter des reichen Crassus, über alle Anderen empor; allein Beiden fehlte es nicht nur an jener Vereinigung der Bildung und des Wissens ihrer Zeit, ohne welche man kein vollendeter Redner im Sinne der Alten sein konnte, sondern sie hatten auch der öffentlichen Beredsamkeit eine solche Richtung gegeben, daß dieselbe ohne Cicero's Auftreten höchst wahrscheinlich in theatralisch-rhetorische Kunstgriffe und in griechisch-asiatisches Übermaß ausgeartet wäre.

Will man Cicero's große Einwirkung auf sein Volk in seinen einzelnen Staatsreden nachweisen, so zeigt sie sich am glänzendsten in den Reden, in welchen er es nicht mit seiner eigenen Person und mit den Zwecken seiner Eitelkeit zu thun hat. So enthüllt er z. B. in den Reden gegen Cajus Verres, der als Statthalter von Sicilien diese Provinz aufs schrecklichste mishandelt hatte, und dafür von Cicero im Jahre 70 v. Chr. angeklagt ward, als Vertheidiger der Menschlichkeit und als Eiferer gegen aristokratische Brutalität, vor den Augen des römischen Volkes die ganze Verdorbenheit der herrschenden Neu-Patricier, und zeigt die Folgen des Misbrauchs, den diese mit den Staatsämtern und mit der Verwaltung der Provinzen trieben. Er weiß dabei der Menge die einzig wahren und sicheren Grundsätze der Regierung einer Republik, wie Rom damals war, einleuchtend zu machen; er trägt seinen Mitbürgern eine populäre Moral vor, welche er nicht etwa blos mit dem durch Beredsamkeit erweckten natürlichen Gefühl in Verbindung bringt, sondern die er auch, was bei der Entartung jener Zeit weit wirksamer sein mußte, auf überzeugende Weise als die größte Klugheit darzustellen weiß. Welche Wirkung Cicero's Reden gegen Catilina, die aus dem edeln Unwillen eines für die Ehre und Bildung des römischen Volks begeisterten

Herzens hervorgingen, im Senat und Volke gehabt haben, ist bereits oben (S. 44) angegeben worden. Zehn Jahre später wußte Cicero durch seinen Einfluß im Senat der unglücklichen Feindschaft zwischen Cäsar und Pompejus lange zu wehren und ein gewisses Gleichgewicht der Parteien zu erhalten. Am glänzendsten aber erscheint die Beredsamkeit Cicero's und ihre Wirkung in seinen Philippischen Reden, durch welche er weit mehr ausrichtete, als Brutus und Cassius durch ihre Waffen (s. oben S. 102).

Als Philosoph oder vielmehr als Schriftsteller über Philosophie hat Cicero in Bezug auf die allgemeine Verbreitung der Resultate dieser Wissenschaft mehr gewirkt, als irgend ein anderer Grieche oder Römer; denn die ganze folgende Zeit des Alterthums ist seinen Spuren gefolgt, auch im Mittelalter läßt sich die Wirkung seiner Schriften nicht verkennen, und endlich sind noch in neuerer Zeit die Bestrebungen, durch welche die Philosophie ins Leben zurückgeführt ward, vom Studium seiner Schriften ausgegangen. Dagegen hat Cicero für die Fortbildung der Philosophie an und für sich selbst keine unmittelbare Bedeutung; denn er war weder Schöpfer eines neuen Systems, noch auch ein originaler Denker, er gehörte überhaupt nicht zu den eigentlichen Philosophen, und gab sich selbst auch nie dafür aus, sondern er suchte nur die Ergebnisse der griechischen Philosophie bei seinen Landsleuten einzuführen und für das politische und praktische Leben nutzbar zu machen. Sein Verdienst besteht also in der Art, wie er durch die Behandlung der Philosophie diesen Zweck erreichte, nicht aber in dem Inhalte seiner Schriften; denn dieser gehört fast stets ganz allein den Griechen an. Hieraus erklärt es sich auch, daß Cicero ein Eklektiker war, oder mit anderen Worten, daß er nicht einem bestimmten System huldigte, sondern, zwischen den verschiedenen Systemen hin und her schwankend, aus jedem das Beste herauswählte. Der Eklekticismus ist für den Fortschritt der Philosophie verderblich, weil er ein unwissenschaftliches Verfahren ist; denn das Wahre oder angeblich Beste kann doch nicht gefunden werden, ohne von einem Princip auszugehen, nach welchem dasselbe bestimmt wird, ein festes Princip schließt aber jede Art von Wahl aus, und läßt nur ein consequent durchgeführtes System zu. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn

nicht von wissenschaftlicher Wahrheit, sondern von dem praktischen Gebrauche der verschiedenen Systeme und ihrer Lehren die Rede ist; hier kann, je nach den verschiedenen Lebensverhältnissen, bald das Eine, bald das Andere wirksamer und nützlicher sein. Diese Anwendung der Philosophie war aber Cicero's einziger Zweck. Er schwankt daher in seinen verschiedenen Schriften zwischen dem älteren Platonismus, der stoischen Lehre und der besseren Art der cyrenaischen Weisheit, je nachdem das Leben ihn emporhebt oder niederbeugt, und er sich also entweder im Handeln und Genießen gefällt, oder des Trostes und der Beruhigung bedarf. Auf dieser Anwendung der verschiedenen Systeme beruht die ganze Wirksamkeit und Bedeutung der philosophischen Schriften Cicero's. Er schrieb für das thätige Leben, machte die Forschungen des griechischen Geistes zur praktischen Weisheit der Römer, und zeigte, wie man in den Staatsgeschäften, im geselligen Verkehr, in den Abwechselungen des Lebens, denen man in Republiken ganz besonders ausgesetzt ist, einen nützlichen Gebrauch von der griechischen Weisheit machen könne; kurz, er verschaffte der reinen Vernunft und den höheren Zwecken des geistigen Lebens Einfluß auf ein kriegerisches Volk, welches bisher nur in juristischen Spitzfindigkeiten erfinderisch gewesen war, und keine andere als äußere Zwecke verfolgt hatte.

Aus dem Angegebenen erklärt es sich von selbst, daß gerade diejenigen philosophischen Werke Cicero's, welche, wie z. B. die Schriften über den Staat, über das Wesen der Götter und über das Schicksal, ihren Gegenständen nach am wichtigsten zu sein scheinen, in allen folgenden Zeiten eine viel geringere Bedeutung gehabt haben, als diejenigen, die den nächsten Verhältnissen des Lebens gewidmet sind, wie die Bücher über Freundschaft, über das Alter und über die Pflichten. Durch die Schriften der letzteren Art hat Cicero nicht nur im römischen Volke, sondern auch noch nach dem Untergange desselben viele Jahrhunderte hindurch eine ungemein wohlthätige Wirkung ausgeübt. Er hat nämlich dadurch, daß er in diesen Schriften die Geistesbeschäftigungen für das Gemüth fruchtbringend zu machen suchte, die rein menschliche Bildung ins Leben der Römer eingeführt, und unter ihnen, sowie durch sie auch bei anderen Völkern den Sinn für Philosophie erweckt und gestärkt. Woher hätte sonst den militärischen Römern

und den in Geistesarmuth und Barbarei zurücksinkenden Völkern des Mittelalters das Interesse an feinerer und echt menschlicher Bildung kommen sollen, wenn sie nicht von dieser Seite her angeregt worden wären? Cicero hat in den genannten Schriften der zweiten Gattung den Adel der menschlichen Seele enthüllt, die innige Verbindung guter Seelen zu gleichem Streben empfohlen, und alle besseren und erregbaren Gemüther zu der Ueberzeugung gebracht, daß der gebildete Geist nie altert, daß der durch Übung und Enthaltsamkeit gestählte Körper nie abstirbt, daß Laster und Verbrechen nie nützlich sein können. Er hat ferner in seinem Werk über den letzten Zweck des Menschen im Leben und in den sogenannten Tusculanischen und akademischen Untersuchungen den Weltleuten und Staatsmännern eine Philosophie vorgetragen, die sie über die Wechselfälle des Lebens beruhigen konnte, und ihnen zugleich die Ergebnisse der geistigen Bestrebungen des Alterthums auf einem angenehmen und bequemen Wege zugänglich gemacht. Er hat dadurch unzählige Männer im römischen Reich und in den Staaten des Mittelalters für die Wissenschaft gewonnen, und auf diese Weise auch die Wissenschaft selbst aus ihrer rechten Quelle, aus dem Leben, bereichert.

Als Rhetor oder als Lehrer der Beredsamkeit hat Cicero fast die nämlichen Verdienste, die er als Redner hatte. Er hat in seinen rhetorischen Schriften die ganze Wissenschaft der Redekunst abgehandelt, sogar die historische Seite derselben, welche vor ihm noch von Niemand sorgfältig untersucht und dargestellt worden war. Er hat uns ferner aus einer Zeit, in der die eigentliche Rhetorik der Griechen ihre höchste Vollendung erreicht hatte, alle Vorschriften über dieselbe nicht allein aufbewahrt, sondern sie zugleich auch mit den Römern in stete Beziehung gebracht und durch Beispiele aus der Geschichte ihrer Beredsamkeit belegt. Cicero's Verdienst um die Redekunst ist um so bedeutender, als er der einzige Mann des Alterthums war, der die Kenntniß der Regeln oder die Theorie der Beredsamkeit mit der vollendeten Ausübung derselben verband. In dieser Hinsicht ragt er besonders über Isokrates hervor, der zwar im Kabinet schöne Perioden zu bauen verstand, nicht aber zugleich, wie Cicero, das Talent besaß, einen politischen Körper durch seine Worte zu beleben, eine Partei

niederzuwerfen oder aufrecht zu erhalten, aus den plötzlich eintretenden Zufälligkeiten des Augenblickes Nutzen zu ziehen, und Geberden, Ton und Stimme in der tobenden Volksmenge als Werkzeuge zu gebrauchen.

Cicero hat uns endlich auch noch eine Sammlung von Briefen hinterlassen, die sich größtentheils auf die politischen Verhältnisse und Begebenheiten der Zeit beziehen, und unter welchen sich auch viele befinden, die von anderen Männern der römischen Aristokratie verfaßt sind. Diese officiellen Aktenstücke haben nicht blos als historische Urkunden und als Muster des Styls die größte Wichtigkeit, sondern sie geben uns auch ein lebendiges Bild von dem herrschenden Tone der Unterhaltung und von dem Grade der Bildung in der römischen Aristokratie jener Zeit. Namentlich erkennen wir aus diesen Briefen, daß Manches, was uns als ein persönlicher Vorzug Cicero's erscheint, eine Eigenthümlichkeit seiner Zeit war, sowie daß damals die Männer der höheren Klasse Rom's auch in den gefährlichsten Lagen des Lebens einen ebenso lebhaften Antheil an den geistigen und literarischen Bestrebungen der Zeit nahmen, als an den politischen Verhältnissen. Dabei zeigen alle diese Männer eine solche Feinheit und Fertigkeit des Ausdruckes und eine so gediegene geistige Bildung, daß sie darin alles das weit übertreffen, was bei ähnlichen Briefsammlungen aus der Zeit Ludwig's XIV. von den Lobrednern des Zeitalters der sogenannten Renaissance an den französischen Koryphäen gerühmt wird. Auch in Betreff des gesellschaftlichen Tones geht aus jenen Briefen ein großer Unterschied zwischen der römischen Aristokratie zu Cicero's Zeit und der modernen vornehmen Welt hervor. Besonders ist für uns Ein Charakterzug sehr auffallend, der überhaupt nur im alten Griechenland und Rom zu finden war: alle jene vornehmen Herren verbinden nämlich in ihren Briefen mit der größten Zierlichkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks eine gewisse Geradheit und Offenheit, die eine Folge des öffentlichen Lebens war.

Dieser Ton der Gesellschaft hat, in Verbindung mit der rhetorischen Richtung der römischen Nation und mit der Wichtigkeit, welche manche Persönlichkeiten für den ganzen Staat erhielten, der Geschichtschreibung zu Cicero's Zeit und schon zunächst vor-

her einen ganz eigenthümlichen Charakter gegeben. Die Biographieen und die Denkwürdigkeiten oder Memoiren erhielten damals eine ausgezeichnete Stelle. Dieſe Art von Geſchichtſchreibung, in welcher der Schriftſteller nicht ſowohl die Handlungen, als vielmehr die Motive derſelben anzugeben ſucht, und die Ereigniſſe nicht in ihrer Beziehung zur Nation, ſondern zu ſeiner eigenen Perſon darſtellt, war der älteren griechiſchen Literatur ganz fremd geblieben, und kam erſt in der alexandriniſchen Zeit zum Vorſchein. Daß die Römer, welche vorher keine anderen Geſchichtswerke als Annalen oder Chroniken hatten, unmittelbar von dieſen und ſchon in ſo früher Zeit zu Biographieen und Denkwürdigkeiten übergingen, hatte mehrere Gründe, von welchen zwei vor allen andern in die Augen fallen. Es fehlte der römiſchen Nation bis kurz vor Cicero's Zeit durchaus an aller Philoſophie und an einer feinern Weltanſicht; dies mußte auf die Geſchichtſchreibung den nachtheiligen Einfluß äußern, daß ſie auf eine trockene Angabe der überlieferten Begebenheiten und Curioſitäten beſchränkt blieb, die für die feiner gebildete Klaſſe der letzten republikaniſchen Zeit um ſo weniger etwas Anziehendes haben konnte, da in den Annalen nicht einmal die Urgeſchichte von Rom poetiſch und legendenartig erzählt wurde. Die Behandlung der Geſchichte war alſo zu der Zeit, in welcher der Gang der Dinge mehr durch einzelne Perſönlichkeiten, als durch den Geiſt und Charakter der Nation beſtimmt wurde, zu weit hinter der fortgeſchrittenen Bildung und hinter dem Bedürfniſſe der leſenden Klaſſe zurückgeblieben, als daß ein tiefes Intereſſe für echte und allgemeine hiſtoriſche Belehrung vorhanden ſein konnte. Dazu kam noch der Umſtand, daß ſich die römiſche Geſchichte auch in den älteren Zeiten mehrentheils um einzelne Männer und Familien gedreht hatte, und daß der ganzen Verfaſſung nach die ariſtokratiſchen Geſchlechter die Geſchichte ihrer eigenen Vorfahren als ein vortreffliches Mittel anſehen mußten, durch die Erinnerung an die Verdienſte dieſer ſich ſelbſt in den Augen des Volkes zu heben. Es war alſo auch ganz natürlich, daß einzelne Männer ſchon frühe anfingen, die Geſchichte der Nation in Beziehung auf ſich ſelbſt und auf ihre Familie zu beſchreiben, oder mit anderen Worten, daß ſie einen individuellen Standpunkt nahmen, da ein

allgemeiner ihnen nicht gegeben war und ihnen überdies auch keinen Nutzen gewährte. Solche Denkwürdigkeiten schrieben Quintus Lutatius Catulus, der College des Marius in seinem ersten Consulat, Marcus Aemilius Scaurus, der uns vom Jugurthinischen Kriege her bekannt ist, der wegen seines Benehmens als Quästor von Kleinasien berühmte Publius Rutilius Rufus (siehe Th. III. S. 545), der Dictator Sulla und der berühmte römische Ritter Titus Pomponius Attikus. Der zuletzt genannte von diesen Männern, deren Denkwürdigkeiten insgesammt verloren gegangen sind, verdient eine besondere Erwähnung, da seine Stellung im römischen Staat einzig in ihrer Art war. Attikus nahm in seinem ganzen Leben nie an der Leitung und Verwaltung des Staates Theil, es hat aber schwerlich je einen Mann gegeben, der als bloßer Privatmann so sehr das Vertrauen der herrschenden Männer seiner Zeit besessen und einen so mächtigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausgeübt hätte, als Attikus. Er trieb sehr verwickelte Geldgeschäfte, beschäftigte sich unablässig mit Studien, und erwarb sich eine wirklich umfassende Kenntniß der griechischen und römischen Literatur. Die Verbindung, in welche er durch dies Alles mit der ganzen römischen Welt kam, sowie seine häufigen Reisen, seine Unabhängigkeit und seine völlige Unparteilichkeit machten, daß er von allen Parteien und von allen bedeutenden Männern auf gleiche Weise gesucht ward. Er war mit Sulla befreundet, und unterstützte nichts desto weniger auch den jungen Marius mit Geld; er war mit Cicero innig verbunden und dabei dem Clodius nicht abgeneigt; er war Cäsar's Freund und doch auch der Vertraute von Brutus und Cassius. Wegen dieser Mannichfaltigkeit seiner Verbindungen und Verhältnisse war Attikus immer der Mittelpunkt der Unterhandlungen zwischen den Parteien, und diente ihnen als Vermittler der wichtigsten Streitigkeiten.

Auch Cäsar hat Denkwürdigkeiten geschrieben, und diese haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Er behandelte in denselben jedoch nicht sein ganzes Leben, sondern nur seine Unternehmungen in Gallien und seinen Krieg mit der aristokratischen Partei. Xenophon's Anabasis (s. Th. II. S. 217), Friedrich's des Großen Geschichte seiner Zeit und desselben Königs Geschichte des siebenjährigen Krieges bieten uns belehrende Vergleichungspunkte mit

Cäsar's Denkwürdigkeiten dar. Betrachtet man diese Schriften in Rücksicht auf den Charakter der verschiedenen Zeiten, denen sie angehören, so erscheint zuerst Xenophon in einem ganz anderen Licht, als Cäsar und Friedrich der Große. Er hat weit mehr die Begebenheiten selbst, als seine eigene Person und Thätigkeit im Auge; denn er stand durchaus nicht in der Weise, wie jene beiden Männer, an der Spitze des Unternehmens, welches er leitete und darstellte, und durfte nicht entfernt glauben, daß die Leute, die er anführte, auch nur das Mindeste um seinetwillen thaten. Cäsar dagegen handelte und schrieb in diesem Bewußtsein. Seine Soldaten stritten für seine Sache, und erkämpften sich ihren Ruhm nur durch den seinigen; seine Person ist daher natürlich auch in der Erzählung der Geschichte der Mittelpunkt des Ganzen. Dabei unterscheidet sich Cäsar aber durch seine Offenheit sehr von Friedrich dem Großen, der die nämliche Stellung zu seinem Heere hatte. Dieser mischt Humanität da ein, wo doch im Grunde keine war, Cäsar dagegen ist von aller Affectation einer Moralität und Zartheit, die er nicht besitzt, ganz frei. Er berichtet z. B. alle die Bedrückungen, Plünderungen und Grausamkeiten, die er politisch nothwendig gefunden hatte, und zwar mit ruhigen und kalten Worten, die uns zeigen, daß er ebenso weit von Friedrich's des Großen erkünstelter Humanität, als von dem übermüthigen und prahlenden Wesen der Franzosen des Kaiserreichs entfernt war. Außerdem hat Cäsar auch nicht, wie Friedrich der Große oder wie Sulla, seine Tagebücher von fremden Sprachgelehrten und Stylisten verbessern und überarbeiten lassen, um ihnen den allgemeinen Charakter der Richtigkeit und Zierlichkeit zu verschaffen, den die Zeit und die Umstände zu fordern schienen. Er gab sich vielmehr gerade so, wie er war, und erscheint in seiner leichten Nachlässigkeit weit schöner, als Sulla's gelehrte Gehülfen und Friedrich's französische Sprachgelehrten und sogenannte Philosophen diese beiden Männer machen konnten. Selbst wenn man seinen Styl mit der für das höchste Muster geltenden Sprache Cicero's vergleicht, zeigt er sich auf eigenthümliche Weise groß. Während Cicero die ganze Fülle der Rede, die ganze echt italiänische Musik der Sprache, die ganze Künstlichkeit des Periodenbaues zu gebrauchen verstand, um die Gemüther zu bewegen, ward

dagegen Cäſar durch völliges Verzichten auf jede Kunſt ein Muſter des Styls; denn er beſaß die ſeltene, vielleicht nur ihm allein eigene Geſchicklichkeit, die höchſte Kunſt der Einfalt mit der größten Nachläſſigkeit im Schreiben zu verbinden.

Ganz verſchieden von Cäſar's Behandlung der Geſchichte ſeiner Zeit und von keiner einzigen Seite her eine Vergleichung mit ſeiner Behandlung und Darſtellung der Begebenheiten zulaſſend ſind die Werke des Geſchichtſchreibers Cajus Salluſtius Crispus. Dieſer lebte von 86 bis 35 v. Chr., und zeigte auf ſeiner politiſchen Laufbahn, als römiſcher Senator und als Statthalter von Numidien, ganz den Charakter der entarteten regierenden Klaſſe der Römer. Von ſeinen Geſchichtswerken hat ſich nur die Geſchichte des Jugurthiniſchen Krieges und der Catilinariſchen Verſchwörung erhalten. Salluſt iſt in ſeinen Schriften wie in ſeinem Leben ganz das Kind ſeiner Zeit, die zwar hoch gebildet, aber auch furchtbar verdorben war. Er kennt und malt nur Verdorbenheit, und vereinigt die Vollendung der Kunſt mit einem ſo großen Mangel an Natürlichkeit, daß ſeine Philoſophie, ſeine Art ſich auszudrücken, ſeine Bitterkeit und ſein Haſchen nach veralteten, oft ſelbſt für einen Römer dunkeln Worten auf gleiche Weiſe fühlbar machen, wie wenig Antheil ſein Herz und ſeine Überzeugung an dem haben, was ſein Verſtand hervorbringt. Deſto vollendeter iſt das, was er ruhig arbeitend erſchafft, und Keiner, der zugleich Belehrung und Unterhaltung in der Geſchichte ſucht, der nur den Künſtler anſtaunen, nicht den Menſchen lieben will, wird ohne Bewunderung an ihm vorübergehen. Man thut ſehr Unrecht, wenn man ihn mit dem Thucydides vergleicht, deſſen Formen er nachzuahmen ſtrebte; denn er hat mit dieſem nicht das Mindeſte gemein, obgleich er künſtleriſch nachzubilden verſucht hat, was bei Thucydides angeborene Natur und Ergebniß der Bildung und Lebensanſicht war. Thucydides kennt das Leben, aber nicht blos das egoiſtiſche und verbildete, welches die Oberfläche glättet und dagegen im Inneren Alles roh und rauh läßt, ſondern auch das edele, höhere und von wahrhaftiger Bildung durchdrungene Leben, das ſich ſelbſt in Anderen findet und nur das Weſentliche, Gediegene und Höhere als wahrhaft menſchlich anerkennt. Er glaubt an Liebe, an Freundſchaft, an Tugend,

an reinen Patriotismus, er wird daher auch nie bitter und satyrisch, und spannt, weil er die Welt wirklich kennt, seine Forderungen an die Menschen niemals zu hoch. Sallust dagegen hat nur Schlechtes gethan und gesehen, er sieht daher auch im menschlichen Leben und Treiben überall nur Leidenschaft, Schwäche, Bosheit, Kabale und Egoismus. Er beschreibt, wie die geistreichen Franzosen zu Ludwig's XV. Zeit, nur das Resultat der Verbildung und sittlichen Entartung, und weiß daher auch das Beste blos aus einem Grunde herzuleiten, der mit dem Höheren und Edleren im Menschen nichts gemein hat. Er redet von einer Genialität der Verdorbenheit, und achtet Talent ohne Tugend, indem er die Letztere ganz idealisirt, seine Ansprüche daran zu hoch stellt und seine Philosophie überspannt. Auch sieht man es ihm bei jedem Worte an, daß er sich seine Ansicht von Welt und Menschen nicht für den Gebrauch im Leben, sondern für die Anwendung bei der Unterhaltung, beim Lesen und Schreiben gebildet hat, während die Philosophie des Thucydides gleichsam von selbst aus seinem innersten Wesen hervorgegangen ist, und dem Bedürfnisse desselben genügen sollte. Daher denn auch der große Unterschied Beider im Styl! Thucydides schreibt unvorsätzlich gedrängt und kurz, oft sogar etwas dunkel, weil er nur tüchtige Menschen, nur kräftige Geister belehren will, weil er blos für den eigentlich gebildeten Mann schreibt, dem seine Worte nicht unverständlich sind. Sallust's Kürze und Dunkelheit dagegen ist absichtlich; er will dadurch geistreich erscheinen, er will so schreiben, daß seine Sätze wie Epigramme wirken, daß das Errathen und Erklären seiner Worte eine der Lösung von Räthseln ähnliche Unterhaltung gewähre. Sallust hat endlich, was auch schon die Wahl seiner beiden Gegenstände zeigt, nicht wie Thucydides eine Darstellung seiner Zeit, sondern eine Satyre auf dieselbe schreiben wollen. Es würde übrigens als etwas ganz und gar Lächerliches erscheinen, daß ein Mann, der wegen seiner schlechten Lebensweise von den Censoren aus dem Senat gestoßen worden war, den Sittenrichter machen wollte, wenn das Wohlgefallen an einer satyrischen Behandlung der Geschichte nicht dem ganzen Geiste seiner Zeit angemessen gewesen wäre. Für entartete und verweichlichte Menschen haben nur die Extreme einen Reiz, das, was in der Mitte liegt,

ist ihnen langweilig und unerträglich; sie lieben daher in der Lectüre die übertriebene Strenge, wie die übergroße Sentimentalität, ohne daß sie danach fragen, ob es dem Schreiber ernst damit sei oder nicht. Indessen war die römische Welt zu Sallust's Zeit doch noch nicht tief genug gesunken, als daß die satyrische und epigrammatische Geschichtschreibung, welche Sallust sich gewählt hatte, hätte herrschend werden können; dies geschah erst unter der Kaiserherrschaft.

Einen Gegensatz gegen Sallust's Arbeiten und ihren Zweck bildet das Werk, welches den Namen des Cornelius Nepos, eines Zeitgenossen und Freundes von Cicero, an seiner Spitze trägt, von dem es aber nicht ausgemacht ist, ob es nicht vielleicht den erst einige Jahrhunderte später lebenden Aemilius Probus zum Verfasser hatte. Es besteht aus kurzen Lebensbeschreibungen großer Staatsmänner und Feldherrn, welche, wie Barthelemy's Anacharsis, aus bekannten Quellen sehr flüchtig ausgezogen, und gleich diesem französischen Werk in der Absicht verfaßt sind, Enthusiasmus zu entzünden und dadurch ein erstorbenes Leben wieder zu erwecken. Cornelius Nepos hat seine Charakterskizzen, welche fast insgesammt der griechischen Geschichte entnommen sind, zwar rhetorisch, aber ohne alle Declamation entworfen. Sie sollten der römischen Jugend als Musterbilder dienen, und machen dieses Zweckes wegen ihrem Verfasser viele Ehre. Sein Werk bildet also einen entschiedenen Gegensatz gegen Sallust's Schriften; dieser hat die abschreckende, egoistische Sitte ausgezeichneter Männer seiner Zeit zum Gegenstande gewählt, Cornelius Nepos dagegen stellt die glänzende und edle Seite einer Anzahl von Männern verschiedener Zeiten dar. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Letztere etwas zu helle Farben genommen, oder, wie man von Barthelemy sagt, ganz Griechenland rosenfarben gemalt, der Erstere dagegen die seinigen zu dunkel gewählt hat. Cornelius Nepos will denen, die zum Lesen eines langen Buches weder Zeit noch Lust haben, in einer Art von Taschenbuch oder Vademecum große und glänzende Charaktere zur Nachahmung vorführen, er will unter seinen Mitbürgern den Glauben an die Menschheit neu beleben, den erstorbenen Patriotismus wieder erwecken, und ihr Auge von den erbärmlichen Zwecken der herrschenden Aristokratie auf die großen Bestrebungen besserer Zeiten hinlenken.

Ein völlig zeitgemäßes Werk war die römische Geschichte des Titus Livius von Padua, der von 58 v. Chr. bis 19 n. Chr. lebte und also schon dem folgenden Zeitraum angehörte. Diese aus hundert zwei und vierzig Büchern bestehende Nationalgeschichte, von welcher nur fünf und dreißig Bücher auf unsere Zeit gekommen sind, war weder, wie Sallust's Schriften, für den zugleich gebildeten und verdorbenen Theil der vornehmen Welt, noch, wie die Biographieen des Cornelius Nepos, für den weniger scharfsichtigen, aber besseren Theil derselben bestimmt, sondern vielmehr für die gesammte Nation überhaupt. Ebenso wenig verfiel Livius in den satyrischen und epigrammatischen Ton des Ersteren, der noch nicht zeitgemäß geworden war. Er gab den Römern das, was ihnen damals ein wahres Bedürfniß war, eine rhetorische Volksgeschichte, oder mit anderen Worten, er wandte Cicero's Manier und Grundsatz auf die Behandlung der römischen Geschichte an. Die Richtung, welche durch Cicero's Vorschrift und Beispiel der römischen Literatur gegeben worden war, hatte sich seit Livius Zeit bereits über alle anderen Zweige derselben verbreitet; sie war volksthümlich geworden, und kein Schriftsteller konnte ohne rhetorischen Schmuck zu gefallen hoffen. Livius behandelte zuerst auch die Geschichte auf die durch Cicero national gewordene Weise zu schreiben, und ward der erste völlig rhetorische Geschichtschreiber der Römer. Die Geschichte des Vaterlandes nicht für den Verstand, sondern für das Gemüth des Lesers zu erzählen, sie als ein Mittel zu gebrauchen, durch welches Begeisterung, nicht Belehrung im Volke verbreitet würde, dies ist Livius Zweck. Die Geschichte ward also von ihm ebenso aufgefaßt, wie von den meisten Franzosen der neueren Zeit, nämlich als eine rhetorische Erzählung des wahrscheinlich Geschehenen, durch welche der Muth geweckt und der Antrieb zu neuen Thaten gegeben werden soll. Doch hat Livius vor den Franzosen den Vorzug voraus, daß er der Volkssage, dem Volksglauben und der hergebrachten Sitte denselben Platz einräumt, der von jenen dem Witze, den unterhaltenden Anekdoten, den Kabalen und den leeren Persönlichkeiten gegeben wird. Livius hat übrigens seinen Zweck vollständig erreicht; sein Werk ist ein wirkliches Nationalwerk geworden, es ist völlig ins Leben der Römer übergegangen, und

die römiſche Nation hat die Geſchichte ihrer Vorzeit gerade ſo aufgefaßt und als wahr angenommen, wie Livius ſie darſtellt. Darin, in dem Zwecke des Livius und in der Behandlungsweiſe, durch welche er dieſen glücklich erreichte, beſteht auch der einzige Werth ſeines Buches, und man darf bei der Beurtheilung desſelben durchaus nicht die Aufgabe zum Maßſtabe nehmen, welche die Geſchichte als Wiſſenſchaft hat.

Um die Nationalgeſchichte volksmäßig zu ſchreiben, durfte ſich Livius nicht etwa den Herodot zum Muſter wählen, weil das römiſche Volk ſich bereits allzu weit von der Einfalt und Natur entfernt hatte; ein Ephorus, ein Theopompus und andere Geſchichtſchreiber, welche aus Iſokrates Rhetorſchule hervorgingen (ſ. Th. II. S. 228 f.), waren ſeine Vorbilder. Er verirrte ſich übrigens auch, wie dieſe Männer, ſtellenweiſe ſchon von dem eigentlich Redneriſchen in das blos Declamatoriſche, durch welches bald nachher die römiſche Literatur ganz verdorben ward; er zeigt daher ſchon, wohin die durch Cicero hervorgerufene Übertragung des Rhetoriſchen auf alle Fächer des Wiſſens und Denkens nothwendig führen mußte und nachher auch wirklich geführt hat. Dieſer Übergang iſt unter Andern darin zu erkennen, daß Livius manche Begebenheiten zu poetiſch darſtellt, oft beſſere Nachrichten abſichtlich unbeachtet läßt, bei ſeinen Berichten über Schlachten dem Unwahrſcheinlichen zu leicht Raum gibt, kurz, daß er öfters in der Manier der ſpäteren Römer und der heutigen Italiäner ſchreibt, welche ohne alles Bedenken das Wahre und Ernſte des Stoffes dem Gefälligen der Form aufopfern. Wie ſchnell die Römer nachher auf dieſem Irrweg weiter gingen, wird ſich aus der Darſtellung der Bildung und Literatur der Kaiſerzeit ergeben.

XIII. Die römiſche Kaiſerzeit von Auguſtus an bis auf Hadrian.

1. Octavianus Auguſtus als Alleinherrſcher.

Mit der Beſiegung des Antonius hatte Octavian den letzten Schritt zur Alleinherrſchaft gethan. Niemand konnte ihm dieſelbe mehr ſtreitig machen, und er behauptete ſich nicht allein bis zum Ende ſeines Lebens in ihrem Beſitze, ſondern er vererbte ſie auch auf ſeine Angehörigen. Mit der Schlacht bei Aktium beginnt deshalb die monarchiſche Zeit der Römer, welche fünf Jahrhunderte lang bis zum Untergang des Staates ſelbſt dauerte. Octavian kehrte von Egypten nicht gerades Weges nach Rom zurück, ſondern begab ſich zuerſt nach Syrien und Kleinaſien, wo er die nöthigen Verfügungen über die Verwaltung dieſer Länder traf, und zugleich eine günſtige Gelegenheit benutzte, um ohne Anwendung der Waffengewalt die römiſchen Provinzen gegen die verheerenden Einfälle der Parther zu ſichern. Ein parthiſcher Prinz, Tiridates, machte dem König Phraates IV. den Thron ſtreitig, und beide Nebenbuhler wandten ſich an Octavian um Hülfe. Dieſer nahm ſich zwar des Kron-Prätendenten in ſo weit an, daß er ihm Aufenthalt und Schutz im römiſchen Reiche gewährte, aber er unterſtützte ihn nicht zur Erlangung der Herrſchaft. Er hielt zugleich einen Prinzen des königlichen Hauſes, den ihm Tiridates auslieferte, als Geißel zurück, und ſicherte dadurch ſeinen Einfluß im parthiſchen Reiche auf doppelte Weiſe. Durch dieſes vorſichtige Benehmen verſchaffte er den römiſchen Provinzen Ruhe vor den

Raubeinfällen der Parther, und bewirkte außerdem, daß der parthische König ihm später von freien Stücken die Gefangenen und Fahnen von Crassus Heer zurücksandte, deren Auslieferung Antonius vergebens durch die Waffen zu erzwingen gesucht hatte.

Octavian kehrte über Griechenland nach Rom zurück (im August des Jahres 29 v. Chr.), wo er gleich nach seiner Ankunft einen dreifachen Triumph feierte, zuerst wegen seines Sieges bei Aktium, dann wegen der Unterwerfung von Egypten und endlich wegen eines Kriegszuges, den er einige Jahre vor jener Schlacht gegen die Bewohner von Dalmatien und Pannonien unternommen hatte. Das römische Volk und der Senat, dessen Mitglieder größtentheils zu jenen Elenden gehörten, welche jeder aufgehenden Sonne huldigen, überhäuften ihn gleich damals und in den nächsten Jahren mit Ehren und Vorrechten, die er zum Theil selbst übertrieben fand. Es ist nicht nöthig, alle die Auszeichnungen anzuführen, welche in bloßer Schmeichelei bestanden; nur diejenigen müssen angegeben werden, die auf Octavian's Stellung Bezug hatten und von den folgenden Kaisern als erbliches Recht in Anspruch genommen wurden, weil sie mit der Form und dem Wesen der neuen römischen Verfassung zusammenhingen. Unmittelbar nach dem Triumph-Einzug Octavian's ertheilte der Senat dem neuen Alleinherrscher den Titel Imperator in demselben Sinne, wie ihn früher Julius Cäsar erhalten hatte (siehe oben S. 89), und dieser Namen blieb seitdem zur Bezeichnung der mit der kaiserlichen Gewalt verbundenen militärischen Machtvollkommenheit gebräuchlich. Das Consulat, welches Octavian schon in den letzten Jahren fortwährend bekleidet hatte, ließ er sich auch für die nächste Zeit immer wieder übertragen. Ein Jahr nach seiner Rückkehr gab man ihm auch die Censur auf fünf Jahre, und ernannte ihn zum beständigen princeps senatus oder Präsidenten des Senats. Die letztere Ernennung machte ihn zum gesetzlichen Oberhaupt und Leiter der Staatsverwaltung, weshalb denn das Wort Princips (Prinz) nach und nach den Begriff der fürstlichen Gewalt erhielt. Bald nachher erklärte Octavian im Senat, daß er alle diese Würden niederlegen wolle, er nahm sie zwar sogleich wieder an, stellte sich aber, als wenn dies nur auf dringendes Bitten und blos für eine bestimmte Reihe von Jahren

geschähe. Diese Art Komödie, mit der es ihm natürlich nicht im mindesten ernst war, wiederholte er nachher noch einige Male. Der Senat gab ihm bei dieser Gelegenheit den Ehrennamen Augustus (d. i. der Erhabene oder gewissermaßen Heilige), mit welchem er als Kaiser in den Geschichtsbüchern benannt zu werden pflegt, und der später ihm zu Ehren auch auf den achten Monat des Jahres übertragen wurde, weil Octavian in diesem Monat durch die Unterwerfung von Egypten den Bürgerkrieg beendigt hatte. Zu gleicher Zeit theilte der Senat die Verwaltung der Provinzen mit ihm, und zwar so, daß für die eine Hälfte der Senat, für die andere Augustus die Statthalter ernennen sollte. Die Macht, welche hierdurch dem Senat vorbehalten blieb, war nur ein leerer Schein; denn er mußte sich nicht nur bei der Besetzung seiner Statthalterschaften nach den Empfehlungen des Fürsten richten, sondern diese Stellen wurden auch außerdem immer nur auf ein Jahr verliehen, und gaben blos bürgerliche und richterliche Gewalt, da über die Finanzen und das Heer besondere Beamten gesetzt waren. Im Jahre 23 v. Chr. erhielt Augustus auch die tribunicische Gewalt auf Lebenszeit, oder mit anderen Worten, man übertrug die Souverainität und die Rechte des Volkes auf ihn. Die consularische Gewalt, die ihm im Jahre 19 ebenfalls für immer ertheilt wurde, vereinigte auch die ganze ausübende Macht in seiner Person. Endlich wurde er nach Lepidus Tode (13 v. Chr.) noch zum Pontifex maximus oder obersten Leiter des Cultus gemacht, und konnte nun auch die Religion und ihre Ceremonien seinen Zwecken gemäß gebrauchen.

Es war ein Unglück für die Römer, daß Augustus nicht die ganze republikanische Verfassung aufhob und dem Reich eine neue Form oder Constitution gab. Dies wäre ihm ebenso leicht möglich gewesen, als die willkürlichen Verfügungen, die er vor seiner Rückkehr nach Rom in Egypten und Asien getroffen hatte, ohne beim Senat oder Volk vorher anzufragen oder nachher eine Bestätigung einzuholen. Er that es leider nicht, und legte dadurch in einen kranken Staatskörper den Keim eines neuen und noch verderblicheren Übels. Sein ganzes Streben war von Anfang an darauf gerichtet, die schreckliche neue Form des Staates, die Form einer militärischen Monarchie, zu verstecken. Er ließ deshalb die

seitherige republikanische Verfassung bestehen, nahm ihr aber allen Werth und alle Bedeutung. Da aus dieser Staatsform schon längst der Geist entwichen war, so war das republikanische Gerüste des Staates nichts als eine Täuschung, und es ward der Willkür und Heuchelei Thür und Thor geöffnet. Von dem Augenblick an, wo die Verfassung noch eine leere Form war, beruhte das Schicksal des Reiches ganz allein auf der Persönlichkeit des Regenten. So lange daher ein besonnener und zu Gewaltthätigkeiten nicht geneigter Mann, wie Augustus war, an der Spitze stand, war das römische Volk glücklich, und die neue militärische Regierung hatte nichts Schreckliches an sich; sobald aber in seinem Nachfolger Tiberius ein Herrscher von ganz anderem Charakter auf den Thron gelangte, trat das eigentliche Princip dieser Regierung grell hervor, das neue System machte sich auf eine fürchterliche Weise geltend, und der Bürger hatte trotz allen republikanischen Formen durchaus keinen Schutz gegen Willkür und Grausamkeit. Diese unnatürliche Form des Staates führte ferner den großen Nachtheil mit sich, daß sie später oft ebenso den Senat wie den Fürsten täuschte und auf falsche Wege führte. Der Erstere ließ sich nicht selten zu dem Irrthum verleiten, er sei noch das, was er früher gewesen war, und der Letztere vergaß mitunter, daß der Senat nur ein Scheingebilde sei, er ward daher eifersüchtig auf denselben, und zeigte eine unnöthige Härte. Noch schlimmer waren die Folgen für den sittlichen Zustand der Nation. Alles hing vom Willen des Herrschers ab, und doch hatte die Regierung den Anschein, als wenn sie noch ebenso wie früher vom Senat und von der Volksversammlung geführt würde. Welche Heuchelei und Verstellung ward durch diese Einrichtung dem Fürsten, dem Senat und dem ganzen Volke eingeprägt und gewissermaßen geradezu zur Pflicht gemacht! Welch großes moralisches Verderbniß ward insbesondere in den Senat oder den angesehensten Theil der Nation gebracht, da dieser sich dazu hergeben mußte, die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten des Regenten dadurch zu beschönigen, daß er ihnen eine gesetzmäßige Form verlieh! Wie unendlich viel besser würde es also gewesen sein, wenn der Staat gleich anfangs eine rein monarchische Verfassung ohne alle Hülle und Verstellung erhalten hätte, zumal da die römische

Welt so tief gesunken war, daß auch die zweckmäßigste neue Einrichtung immer noch genug schadhafte und kranke Elemente enthalten haben würde!

Betrachten wir die von Augustus angeordnete Verfassung und Verwaltung des Reiches näher, so blieb dem Namen nach der Senat als höchste Behörde an der Spitze des Staates stehen, und behielt scheinbar seine vorige Gewalt; dem Wesen nach war er aber nichts als eine Maschine, um den Verordnungen des Herrschers das Ansehen der Gesetzlichkeit zu verleihen. Außerdem sollten die Senatoren eine Art von Pairs des Reichs bei einem Regenten darstellen, der anfangs weder eine eigentliche Hofhaltung, noch auch ein repräsentirendes Ministerium hatte. Zu fürchten war diese Behörde nicht im mindesten; denn Augustus brachte den Senat von tausend Personen wieder auf sechshundert zurück, gestaltete ihn durch eine dreimalige Aussonderung der unwürdigen oder lästigen Mitglieder völlig um, und trug Sorge, daß die Mitglieder des Senats fast ganz aus bloßen Creaturen des Kaisers bestanden. Da die Senatoren scheinbar die wiederhergestellte Aristokratie oder vielmehr eine Art von Reichsfürsten bilden sollten, so suchte Augustus sie in der öffentlichen Meinung zu heben. Er gab also dem Senat den Schein der Macht, und ertheilte ihm größere Ehrenvorrechte, als er früher gehabt hatte. Er erhöhte die Summe des Vermögens, welches erforderlich war, um Senator werden zu können, er verordnete, daß allenthalben, wo Spiele gehalten wurden, die erste Bank den Senatoren vorbehalten bleibe, er ertheilte den Söhnen derselben besondere Ehren und Rechte u. A. m. Dagegen ward der Senat nur zwei, höchstens drei Mal im Monat versammelt, und hielt während zweier Monate des Jahres gar keine Sitzungen. Schon dies würde beweisen, daß ein so wenig beschäftigtes Collegium unmöglich die wirkliche Verwaltung des Reiches gehabt haben konnte, daß dasselbe vielmehr nur ein Scheingerüst war, hinter welches der Regent sich versteckte. In der That vertrat auch ein Ausschuß, den Augustus alle sechs Monate neu wählen ließ, die Stelle des ganzen Senats. Dieser Ausschuß bildete gleichsam den großen geheimen Rath des Fürsten, und gab demselben Gelegenheit, seine Geschäftsmänner kennen zu lernen. Die eigentlichen Rathgeber August's waren

Marcus Vipsanius Agrippa, Cajus Cilnius Mäcenas und Marcus Valerius Messala, drei Männer, deren Charakter uns den eigentlichen Geist der Regierung August's aufs deutlichste bezeichnet. Die beiden Letzteren, besonders Messala, gehörten zu den gebildetsten Männern ihrer Zeit, sie haben sich die größten Verdienste um Wissenschaft und Poesie erworben, und Mäcenas unterstützte diese in der Weise eines vornehmen Schützers und Gönners so sehr, daß sein Namen dadurch sprichwörtlich geworden ist. Mäcenas war aber außerdem einer von jenen Staatsmännern, die aus Egoismus und Weichlichkeit jedes Extrem scheuen, und in ihrer Liebe zu Behaglichkeit und zu feinerem Lebensgenuß alles dasjenige hassen, was aus Charakter, Gesinnung und Begeisterung hervorgeht. Agrippa dagegen war ein edler, uneigennütziger und patriotischer Mann, der sogar die republikanische Verfassung aus Ueberzeugung liebte und den Kaiser zu ihrer Wiederherstellung zu bewegen suchte. Augustus schätzte ihn daher im Grunde auch nur als General und Staatsmann, während der seinem Wesen näher stehende Mäcenas ihm mehr als Freund und Lebensgenosse mit seinem Rathe diente.

Die Volksversammlungen blieben zwar ebenfalls bestehen, ihre Thätigkeit ward aber auf die Beamtenwahl beschränkt. Dieses Recht konnte August dem Volke ganz gut lassen, da die Bewerber wohl wußten, daß der Fürst ein scharfes Auge auf sie habe. Schon unter August's nächstem Nachfolger schwand auch dieser letzte Rest der alten Volksmacht, und die Bürger wurden nur zu Geldaustheilungen und Spielen versammelt. Übrigens gebrauchte August einzelne Unruhen bei den Wahlen auf dieselbe Weise gegen die Freiheit, wie man Verschwörungen zu gebrauchen pflegt, um eine strengere Polizei einzurichten und in den Augen des Volkes zu entschuldigen. Das Gerichtswesen ordnete Augustus so, daß die Civilgerichtsbarkeit einer Anzahl Richter, die aus verschiedenen Klassen der Bürgerschaft genommen war, überlassen blieb, die Criminaljustiz aber dem Senat und dem Stadt-Präfecten übergeben wurde. Dabei sorgte er für pünktliche und strenge Rechtspflege, machte dieselbe aber durch die Einsetzung von förmlichen Appellations-Instanzen vom Regenten abhängig, und saß zuweilen auch selbst zu Gericht. Die Beamtenstellen wurden nach und nach

immer mehr zu bloßen Ehrenämtern herabgedrückt. Außerdem schuf Augustus neue Stellen und Reichswürden, von welchen einige sehr bald eine große Bedeutung erhielten. Diese waren die Stadt-Präfectur und die Präfectur der Leibwache. Der Stadt-Präfect oder Gouverneur von Rom repräsentirte den Kaiser in allen polizeilichen Verhältnissen und Angelegenheiten, und handelte in seinem Namen. Er blieb aber nicht blos der Chef der Polizei, sondern zog bald auch alle diejenigen Geschäfte an sich, welche früher die republikanischen Obrigkeiten gehabt hatten. Er erhielt sogar den wichtigsten Theil der Criminal-Justiz, und konnte unter Andern, wo er es nöthig fand, die Strafe der Verbannung aussprechen. Der Präfect der Prätorianer oder der kaiserlichen Garde und Leibwache wurde nach und nach ein noch weit wichtigerer Mann, als der Stadt-Präfect. Augustus gab, damit die Militärgewalt nicht allzu sichtbar hervortrete, diese Stelle nicht Einem Manne, und übertrug sie ebenso wenig einem Senator, sondern er vertheilte sie unter zwei Ritter, und verband außerdem auch keine bürgerliche Gewalt mit dem Militär-Commando. Übrigens ward der Präfect der Prätorianer schon unter Tiberius die erste Person nächst dem Kaiser. Polizei und Militärgewalt wurden überhaupt die Seele der neuen monarchischen Verfassung; nur hatte Augustus sie noch geschickt zu verstecken gewußt.

Das Heer, welches bei dieser Regierungsform eine besonders große Bedeutung erhielt, ward von August neu eingerichtet und in eine stehende Kriegsmacht umgewandelt. Bald nach seinem Siege bei Aktium reinigte er sein Heer von dem Gesindel aller Art, das in den letzten Jahren dazu gemischt worden war. Er verringerte die Zahl der Truppen bis auf fünf und zwanzig Legionen, und setzte den Sold, den Cäsar ohne Rücksicht auf die Folgen erhöht hatte, wieder herab. Die Dienstzeit bestimmte er für die Prätorianer auf sechszehn, für die anderen Soldaten auf zwanzig Jahre. Auch stellte er den Misbrauch ab, daß die Soldaten bei ihrer Entlassung mit Staatsländereien belohnt wurden; er gab ihnen statt dessen eine bestimmte Summe Geld; der Prätorianer erhielt nach vollendeter Dienstzeit etwas über zweitausend Gulden (elfhundert und vierzig Thaler), jeder andere Soldat

etwa eintausend dreihundert Gulden (siebenhundert und vierzig Thaler). Die Gesammtzahl aller Truppen betrug unter Augustus nicht mehr als höchstens zweimal hunderttausend Mann. Diese waren der Mehrzahl nach an den Grenzen des Reiches, in stehenden Lagern angesiedelt, und wechselten von Zeit zu Zeit ihre Standquartiere. In den übrigen Theilen des Reiches, besonders in Italien, lagen nur einzelne Abtheilungen, und Rom blieb anfangs ganz frei von Truppen. Augustus konnte hier der Soldaten entbehren, da die Behörden willenlose Werkzeuge des Regenten waren, und der Pöbel häufig mit Geld beschenkt, gefüttert und durch Spiele unterhalten wurde, und deswegen zum Aufstand nicht im mindesten geneigt war. Die Befriedigung der großen Masse und der Soldaten war und blieb überhaupt ein Hauptstreben August's, so sehr er auch Beides zu verbergen suchte. Vergaß er doch selbst in seinem Testamente die Beschenkung des gemeinen Haufens nicht! Anfangs hatte er die Zahl derjenigen Bürger, denen zu bestimmten Zeiten Getraide umsonst ausgetheilt wurde, sehr beschränkt; nachher ließ er sie aber wieder bis auf zweimal hunderttausend steigen, weil er für rathsamer hielt, eine Menge kräftigen Gesindels oder diejenige Art von Bürgern, die man in Italien heut' zu Tage Lazaroni nennt, auf Kosten der Übrigen für sich zu gewinnen, als sich mit Garden zu umgeben und den Militärdespoten zu spielen. Übrigens waren die Truppen schon seit Cäsar's Zeit kein eigentliches Bürgerheer mehr, und wurden es auch nie wieder. Sie bestanden größtentheils aus solchen Leuten, die den Kriegsdienst als ein Gewerbe ansahen, und dienten nicht dem Vaterland und der Regierung, sondern dem Geld, ihren Führern und den Umständen.

Es versteht sich nach allem Angegebenen von selbst, daß die neue Verwaltung des Reiches weit größere Summen erforderte, als die Regierung in der republikanischen Zeit erfordert hatte. Augustus führte daher in Italien wie in den Provinzen neue und zum Theil sehr drückende Steuern ein; er brachte z. B. blos die Abgaben der beiden Provinzen Egypten und Gallien auf eine Summe von mindestens hundert und zwanzig Millionen Gulden oder acht und sechszig Millionen Thaler. Auch die Lieferungen, die Frohnden und andere öffentlichen Leistungen wurden unter ihm

vervielfacht. Übrigens gewannen die Provinzen durch die Einführung der Monarchie am meisten; denn es lag im Interesse des Regenten und seines Hofes, den Erpressungen und der Willkür der Beamten ein Ziel zu setzen, und jede Art von Bedrückung strenge zu bestrafen. Auch erhielten die Statthalter und ihre Beamten von jetzt an ihre Besoldung aus der Staatskasse, die Misbräuche bei der Erhebung der Steuern und Zölle verschwanden, und Augustus selbst bereiste einige Male die Provinzen und untersuchte die Beschwerden ihrer Einwohner. Die meisten Städte in den Provinzen behielten ihre früheren Municipalrechte, und Augustus ertheilte außerdem viele neuen Freibriefe. Überhaupt war alles, was von der früheren republikanischen Freiheit in der Kaiserzeit noch übrig blieb, nur in den Municipalstädten der Provinzen zu finden; diese genossen wirklich so viel Freiheit, als mit den nothwendigen allgemeinen Maßregeln zu vereinigen war, und in ihnen erhielt sich daher auch ein Theil der alten Ideen der Freiheit. Übrigens bestand das Reich, dessen Bevölkerung man auf etwa hundert Millionen Seelen schätzte, in der ersten Zeit der Kaiserherrschaft außer Italien aus vier und zwanzig Provinzen. Diese waren: Sicilien, Sardinien und Korsika, die Provinzen Afrika, Numidien und Mauritanien, welche zusammen den Westen der afrikanischen Nordküste bildeten, Cyrenaika oder das heutige Barka, Egypten, Kreta, Syrien mit Palästina, Cilicien, Bithynien, die Provinz Asien, welche das heutige Kleinasien bis zum Taurus-Gebirge und bis zum Flusse Halys oder Kisil-Irmak umfaßte, Thracien, Macedonien, Achaja oder Griechenland, Mösien oder die unteren Donau-Länder, Pannonien oder das heutige Nieder-Ungarn, Dalmatien oder Illyricum, Noricum oder das jetzige Oesterreich, Steiermark und Kärnthen nebst einem Theile von Salzburg und Krain, Rhätien oder Graubünden, das Venetianische und das italiänische Tyrol, Vindelicien, welches zwischen Rhätien, dem Bodensee, der Donau und dem Inn lag, und endlich Spanien und Gallien.

Italien, welches während der letzten zwei Jahrhunderte in seinem materiellen Wohle so tief gesunken war, suchte Augustus wieder zu heben; doch waren seine Maßregeln mehr auf den Verkehr des Landes und auf die Blüthe der Städte gerichtet, als

auf den Ackerbau und auf das eigentliche Landvolk. Besonders sorgte er für Heerstraßen, Wasserleitungen und andere öffentlichen Bauwerke. Auch hob Augustus den Unterschied zwischen römischen Bürgern und den Bürgern italiänischer Städte fast ganz auf, ließ die Italiäner zum Ritterstande zu, und gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er Rom über Italien ausdehnen wolle. Überhaupt hatte die Veränderung, welche der römische Staat durch die Einführung einer militärischen Monarchie erlitt, den Vortheil, daß der äußere Wohlstand und ein behaglicheres Dasein sich über einen größeren Theil des Reichs verbreitete. In Spanien z. B. hoben sich Industrie und Handel zusehends. Getraide, Wein, Öl, und zwar das beste, das man damals kannte, Wachs, Honig, Pech, Wolle und gesalzene Fische wurden seitdem in immer größerer Menge von Spanien nach Italien gebracht. Die spanische Schafzucht ward höchst einträglich, und die dort von alter Zeit her bestehenden Geschäfte, wie der Bergbau und die Fabrikation von Schiffsbedürfnissen, nahmen an Ausdehnung bedeutend zu. Gades und Corduba (Cadix und Cordova) wurden die Stapelplätze für eine ungeheuere Waarenmenge, und neue Kanäle erleichterten den Verkehr dieser Städte mit dem inneren Land. Auch Galliens Handel und Industrie blühten von Cäsar's Zeit an immer mehr empor. In Italien nahm der Weinbau, die Schaf- und Schweinezucht, sowie die Holzcultur wieder sehr bedeutend zu. In den östlichen Provinzen erhielt die alte Gewerbthätigkeit der griechischen Einwohner neue Nahrung, und auf der Nordwestküste von Afrika, in Egypten und in Sicilien hob sich der Ackerbau so sehr, daß diese Länder von jetzt an mehr, als je zuvor, die Kornkammern der civilisirten Welt wurden. Diese Verbreitung eines Wohlstandes, welcher früher hauptsächlich nur der römischen Bürgerschaft und ihren Großen genützt hatte, war allerdings eine sehr erfreuliche Erscheinung; dagegen wirkte aber das gewerbthätige Leben damals, wie in allen Zeiten einer weit fortgeschrittenen Civilisation, moralisch höchst nachtheilig. Der Handelsgeist nahm nämlich dieselbe Richtung, die er in unseren Tagen an den Orten zu nehmen scheint, wo man sich dem Handel mit Staatspapieren hingibt, Summen für weitaussehende und gigantische Unternehmungen zusammenschießt, und den Einfältigen

durch Vorspiegelungen großen Gewinnes in die Falle zu locken sucht. Man strebte in kurzer Zeit unermeßlich reich zu werden, und verschmähte daher das langsam und sicher bereichernde Mittel der Sparsamkeit und des ehrlichen Gewinns. Der Wucher nahm in Folge davon so sehr überhand, daß die Kapitale mitunter schon in zwanzig Monaten verdoppelt wurden, und daß man sogar das Rechnen und Speculiren als einen Hauptgegenstand der ersten Erziehung ins Auge faßte. Einer der wichtigsten Vortheile, welche August's Regierung den Bewohnern des römischen Reiches gewährte, bestand in der Sorge des Kaisers für Straßen und öffentliche Bauwerke. Augustus ließ nicht allein selbst theils aus seiner eigenen Kasse, theils aus den Staatsgeldern Heerstraßen anlegen und Gebäude errichten, sondern er munterte auch seine Freunde und Verwandten dazu auf. In Italien wurden alle Straßen ausgebessert, in Gallien, Spanien und anderen Provinzen neue gebaut, und selbst als unter Augustus die Alpenvölker von Graubünden besiegt wurden, bahnte man einen Weg durch ihr Land. Auch die Stadt Rom ward durch Gebäude verschönert. Am meisten zeichnete sich bei diesen Bestrebungen Agrippa aus, dessen Bauwerke an den Patriotismus der alten Zeit erinnern würden, wenn er sein ungeheueres Vermögen nicht auf Kosten des Staates erworben hätte. Er legte unter Andern neue prachtvolle Wasserleitungen an, gab große Summen aus, um die Kloaken der Stadt reinigen zu lassen, und errichtete mehrere öffentlichen Gebäude, von welchen das Pantheon das kostspieligste und berühmteste war. Dieser Tempel, der mit den Statuen der meisten Götter ausgeschmückt wurde, war eines der Hauptgebäude des alten Rom, und gehört zu den wenigen, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Er ist seit dem siebenten Jahrhundert in eine christliche Kirche umgewandelt, und führt jetzt den Namen Santa Maria Rotonda.

So großartig und nützlich auch die vielen Anlagen und Gebäude waren, welche durch oder unter Augustus errichtet wurden, so hatten sie doch eine ganz andere Beziehung, als die ähnlichen Unternehmungen der älteren Zeit. Einheit der Regierung und das Gefühl der Abhängigkeit von einem Oberhaupte sollten in allen Theilen des Reiches herrschen und gleichsam durch den Anblick jedes Gegenstandes, bei jedem Schritt im Leben zum Be-

wußtsein gebracht werden. Alle öffentlichen Unternehmungen wurden von Augustus und seinen Nachfolgern auf die Person des Regenten, nicht wie früher auf den Staat, auf die Religion und auf die Würde eines freien Volkes bezogen. Das ganze Streben des Kaisers ging dahin, ein Volk, das sich seither selbst regiert hatte, an die Behaglichkeit regiert zu werden, sowie an ein Leben für den bloßen Genuß und für Privatgeschäfte zu gewöhnen. Daß Ruhe und Behaglichkeit, daß Stille und Friede, daß Sanftmuth und Gelindigkeit die Menschen und Staaten ins Verderben stürze, Tyrannei möglich mache und die Selbstsucht auf den Thron erhebe, das ahnte Niemand; schon unter August's nächstem Nachfolger aber wurde es nur allzu klar. Die Folgen des neuen Systems traten sehr schnell ein, und gaben auch dem römischen Privatleben einen ganz anderen Charakter. Lebensüberdruß und der Wunsch nach Veränderung füllten die Seele der Vornehmen und Reichen. Es entstand daraus unter der höheren Klasse der Römer die Reiselust, die auch in unserer Zeit die Menschen quält und treibt, weil man sich daheim misbehaglich fühlt und der gewöhnlichen Eindrücke müde ist. Die Unterhaltung der geselligen Kreise drehte sich nicht mehr, wie ehemals, um Staatsgeschäfte, sondern um die Schwelgereien der Tafel und um andere Genüsse. Die Reichen wie die Armen ergaben sich der italiänischen Behaglichkeit des Nichtsthuns und jener Gleichgültigkeit gegen Freiheit und Ehre, welche die Bewohner aller Hauptstädte, besonders aber die der südlichen Länder, empfinden. Selbstsucht ward die alleinige Triebfeder aller Bürgerklassen, und bewog sie zur Kriecherei und sklavischen Höflichkeit gegen alle diejenigen, die durch Geburt, Hofgunst oder Reichthum ausgezeichnet waren.

2. Die germanischen Völker und ihre Kriege mit den Römern zu August's Zeit.

Augustus hatte den Grundsatz, daß man die Grenzen des Reiches nicht weiter ausdehnen dürfe, als sie Cäsar ausgedehnt hatte; allein in einem militärischen Weltreich, welches rundum von streitbaren Völkerschaften umgeben war, konnte es unmöglich an öfteren Veranlassungen fehlen, gegen auswärtige Feinde vom Heere Gebrauch zu machen. Auch unter Augustus wurden daher

einige Kriege geführt; dieſe ſind jedoch, wenn man die Unternehmungen in Deutſchland ausnimmt, kaum der Erwähnung werth, wiewohl die Schmeichler des Kaiſers es nicht an Lobeserhebungen wegen dieſer Feldzüge fehlen ließen. Auguſtus ſelbſt zog gegen die im nördlichen Spanien wohnenden Cantabrer und Aſturer zu Felde; allein obgleich er und ſeine Generale dieſe Völker Jahre lang bekriegten und endlich auch ſcheinbar unterwarfen, ſo wurden dieſelben doch ebenſo wenig unter die römiſche Herrſchaft gebeugt, als die kriegeriſchen Hirtenſtämme des nördlichen Arabiens, welche Auguſt gleichfalls zu unterjochen ſuchte und deshalb durch ſeinen Statthalter von Egypten angreifen ließ. Weit bedeutender und folgenreicher waren die Kriege, welche unter Auguſt's Regierung mit den Germanen geführt wurden. Sie ſind beſonders auch deshalb merkwürdig, weil ſich gerade um dieſelbe Zeit, als die alte römiſche Verfaſſung zuſammenſtürzte, diejenigen Völker zum erſten Male furchtbar erhoben, welche mehrere Jahrhunderte ſpäter das Reich niederwarfen. Es iſt daher hier die paſſendſte Stelle, um einige allgemeinen Angaben über die germaniſchen Völker zu machen.

Die germaniſchen Völker ſind neben den Griechen und Römern der wichtigſte Zweig des indo-germaniſchen Völkerſtammes; denn ſie haben in den mittleren und neueren Zeiten eben dieſelbe Bedeutung für die Menſchheit und ihre Bildung erhalten, welche der griechiſch-lateiniſche Völkerzweig im Alterthum hatte. Der Namen Germanen, mit welchem ſie in den Schriften der Römer bezeichnet werden, kann ſeiner Ableitung und Wortbedeutung nach nicht mit Zuverläſſigkeit erklärt werden. Früher glaubte man ihn theils von dem altdeutſchen Worte Ger d. i. Speer, theils von Wehre, theils endlich von dem Worte Wirre (Verwirrung), welches in der Form guerre in die franzöſiſche Sprache übergegangen iſt, herleiten zu dürfen, ſo daß er alſo ſoviel als Kriegsmänner bedeuten würde; allein alle dieſe Ableitungen ſtehen ſo ſehr mit den etymologiſchen Geſetzen unſerer Sprache in Widerſpruch, daß ſie jetzt von keinem deutſchen Sprachforſcher mehr zugegeben werden. Auch mit den alten deutſchen Namen Erman, Hermann, Irman und Irmin, deren eigentliche Bedeutung nicht mehr zu ermitteln iſt, haben einige Gelehrten den Namen Germanen in Verbindung gebracht.

Andere sind der Meinung, daß derselbe kein einheimischer Namen gewesen, sondern von den Römern den Deutschen beigelegt worden sei; denn es gibt in der lateinischen Sprache ein Wort Germanus, welches Bruder oder auch Landsmann bedeutet, und das man so wenden und drehen zu dürfen gemeint hat, daß es als römische Bezeichnung der deutschen Völker einen Sinn erhielt. Auch über die Herleitung des Namens Deutsche sind die Gelehrten nicht einig, obgleich in Betreff desselben wenigstens so viel außer Zweifel steht, daß er germanischen Ursprungs ist. Von den verschiedenen Vermuthungen, welche die Sprachforscher über die Bedeutung dieses Wortes ausgesprochen haben, sind nur zwei als zulässig und wahrscheinlich zu bezeichnen. Nach der Einen würde es von dem altdeutschen Worte diutan, d. i. deuten oder verständlich machen, herzuleiten sein, und also eigentlich diejenigen, welche eine und dieselbe Sprache sprächen, bedeuten. Nach der Anderen wäre das gothische Wort Thiuda d. i. Volk die eigentliche Wurzel des Wortes Deutsche, und dies hätte ursprünglich die Bedeutung Leute desselben Volkes gehabt. Die Benennung Teutonen endlich, die bei uns zuweilen im poetischen Gebrauche statt des Wortes Deutsche angewandt wird, war nur der Namen einer einzelnen Völkerschaft, und diese Anwendung hat ihren Grund darin, daß schon die alten Römer den Namen Teutonen manchmal auch auf die anderen deutschen Völkerschaften übertrugen.

Die germanischen Völker bestanden schon in der frühesten Zeit, die der Forschung zugänglich ist, aus zwei Hauptstämmen, dem skandinavischen oder nordischen und dem eigentlich deutschen im engeren Sinne; jener wohnte von jeher jenseit der Ostsee, dieser dagegen auf dem Festlande von Mitteleuropa. Beide Stämme unterscheiden sich noch jetzt dadurch von einander, daß die verschiedenen Völker des einen Stammes ihren Dialekten nach unter einander näher verwandt sind, als mit denen des anderen Stammes. Jeder Stamm zerfiel in viele, unter sich verschiedenen und von den Römern mit besonderen Namen bezeichneten Völkerschaften; der Unterschied derselben hat sich aber nicht erhalten, sondern die einzelnen Völker wurden in Folge der Wanderungen, die sie in der römischen Kaiserzeit unternahmen, von einander getrennt, und bildeten durch neue Vereinigungen neue Völker. Auf diese Weise

entstanden später die Allemannen, Franken, Hessen, Thüringer, Baiern u. A. Einer von den drei Stämmen, nämlich der gothische, ist bei diesen Völkerbewegungen sogar ganz verschwunden; er zog gegen das Ende der alten Zeit größtentheils nach Spanien und Oberitalien, vermischte sich dort mit nicht-germanischen Völkern, und ging in Folge davon in den romanischen Charakter über. Selbst ihren ältesten Wohnsitz haben nur äußerst wenige germanischen Völker, wie z. B. die Friesen, behalten. Es ist daher auch zweckmäßiger, die Wohnsitze der genannten Völker erst dann näher zu bezeichnen, wenn sie im Verlaufe der Erzählung einzeln erwähnt werden müssen. Übrigens waren die Grenzen des deutschen Landes in der ältesten Zeit die Weichsel, die Donau, der Rhein, die Nord- und die Ostsee.

Über den äußeren Zustand, den Charakter und die Sitten der germanischen Völker finden sich in den Werken der römischen Geschichtschreiber ausführliche Berichte, von welchen die nachfolgenden Angaben die bemerkenswerthesten sind. Die Germanen waren den Römern in Betreff ihrer Körperbeschaffenheit besonders dadurch auffallend, daß sie meistens sehr groß waren, blaue Augen und rothgelbes Haar hatten. Auch rühmte man ihre große Körperkraft und die Ausdauer, mit der sie Anstrengungen und Entbehrungen, Hunger, Durst und große Kälte, aber keine Hitze zu ertragen vermochten. Das Land war nur stellenweise bebaut, den größeren Theil desselben bedeckten Wälder und Sümpfe. Die Wohnungen standen vereinzelt, so daß es keine Dörfer oder Städte gab, sondern jeder in der Mitte seiner Felder wohnte. Die Beschäftigungen der Germanen waren Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Krieg. Die beiden Ersteren ließ man durch Sklaven oder Leibeigene betreiben, die entweder als Knechte die Arbeiten verrichteten, oder besondere Äcker zugewiesen bekamen, welche sie bewirthschafteten, und von denen sie ihren Herren eine bestimmte jährliche Abgabe an Getraide, Vieh und Leinwand gaben. Jagd und Krieg waren die einzigen Beschäftigungen des freien Mannes, die häuslichen Arbeiten und die Leitung des Ackerbaues waren den Weibern überlassen. Der Mann brachte die Zeit, während deren er nicht im Krieg oder auf der Jagd war, mit Nichtsthun, Essen, Trinken und Spielen zu; denn wie alle streitbaren und dabei ganz unge-

bildeten Völker, liebten auch die Germanen den Wechsel zwischen den Anstrengungen des Kampfes und Jagens und völliger Unthätigkeit. Gastmähler und Trinkgelage bildeten ihre Lieblingsunterhaltung, doch waren ihre Speisen und Getränke sehr einfach. Die Ersteren bestanden in der Regel blos aus wildem Obst, Fleisch und Milch, die Letzteren aus einer Art von Gerstenbier; nur einige an der Grenze wohnenden Völker hatten auch Wein, den sie von ihren Nachbarn erhandelten. Das Trinken liebten die Deutschen bis zum Uebermaß. „Tag und Nacht in Einem fort zu trinken, sagt der römische Geschichtschreiber Tacitus, gilt bei ihnen für keine Schande; und wenn man hierin ihrer Lust willfahren wollte, so würden sie leichter durch dieses Laster, als durch Waffen zu besiegen sein." Dem Würfelspiel waren die Germanen so leidenschaftlich ergeben, daß sie oft, wenn Alles verloren war, ihre eigene persönliche Freiheit aufs Spiel gesetzt haben sollen. Ihre Kleidung war sehr einfach und roh: ein mantelartiger Überwurf, der blos aus dem Pelz eines erlegten Jagdthieres bestand, war für die Meisten die einzige Bedeckung des Körpers. Die Waffen bildeten den Hauptschmuck des Mannes, und wurden daher in allen Versammlungen getragen. Die jungen Leute durften sie nicht eher anlegen, als bis sie durch die Volksversammlung dazu für tüchtig erkannt worden waren. Der Schild und ein Speer, der zugleich für den Kampf in der Nähe und aus der Ferne diente, waren die Hauptwaffen; Panzer und Helme dagegen wurden bei den Germanen nur sehr selten angetroffen. Seinen Schild in der Schlacht zurückzulassen, galt bei ihnen ebenso, wie bei den Spartanern für eine entehrende Schmach, und hatte zur Folge, daß man von der Theilnahme an der Volksversammlung und an öffentlichen Opfern ausgeschlossen wurde; Viele kamen dieser Beschimpfung durch Selbstmord zuvor. In den Krieg zogen die Germanen zwar zum Theil auch zu Pferd, doch bestand ihre Hauptkraft im Kampfe zu Fuß.

Die Römer rühmen von den alten Germanen alle diejenigen moralischen Eigenschaften, welche jedem tapferen Volk im halbwilden Zustand eigen zu sein pflegen, wie z. B. Tapferkeit und Gastfreundschaft. Durch drei Vorzüge scheinen sich die Germanen schon früh vor anderen Völkern ausgezeichnet zu haben, zuerst da-

durch, daß unter ihnen Vielweiberei nie Sitte war, dann durch den Werth, den ſie auf die Tugend der Keuſchheit legten, und endlich durch Treue und Ergebenheit gegen diejenigen, die ſie ſich zu Führern erwählt hatten. Eigenthümlich war außerdem auch die höhere Stellung, welche bei ihnen im Gegenſatz gegen andere Barbaren die Frauen einnahmen. Das Weib ward nicht als Sklavin behandelt, und Jungfrauen galten bei allen germaniſchen Völkern für beſſere Geißeln eines geſchloſſenen Vertrags, als Männer, weil man ſich durch jene weit mehr zur Treue verpflichtet glaubte. Man ſchrieb dem weiblichen Geſchlecht ſogar einen angeborenen höheren Werth zu; manche Frauen, wie z. B. die zu Veſpaſian's Zeit lebende Veleda, ſpielten in Folge davon als Alrunen d. i. Allwiſſende oder Prophetinnen eine wichtige Rolle, und übten großen Einfluß auf die Volksberathungen aus.

Die Verfaſſung war nicht eigentlich demokratiſch, außer bei den Frieſen, wir finden vielmehr ſelbſt in den Zeiten, wo noch das Volk und jeder Einzelne an Verwaltung und Regierung Theil nahm, Spuren der ſpäteren freien Monarchie. Die Germanen hatten gewählte Führer im Krieg und einen auf Lebenszeit gewählten Häuptling, der mit beſchränkter Gewalt die Angelegenheiten im Frieden zu leiten hatte. Die Geſammtheit der freien Männer bildete die Volksverſammlung, welche alle allgemeinen Angelegenheiten berieth und beſchloß, über Leben und Tod der Verbrecher entſchied, und den Vorſitzer für die Gerichte der einzelnen Gaue erwählte. Die Volksverſammlungen wurden an beſtimmten Tagen, beim Neu- oder Vollmond gehalten, unter dem Volk der Franken aber gewöhnlich nur einmal im Jahr, und zwar im Monat März, ſpäter im Mai. Es gab gewiſſe Edle, denen man meiſtens, jedoch nicht immer, den Vorzug bei Wahlen gewährte, und welche weniger wichtige Angelegenheiten mit einander beriethen und entſchieden; ob ſie aber ihrer Geburt und nicht vielmehr ihrer perſönlichen Auszeichnung wegen dieſe Stellung hatten, muß dahin geſtellt bleiben. Aus ihnen wurde auch der König gewählt, der jedoch, wie in der Regel die Häuptlinge bei halbwilden kriegeriſchen Stämmen, nicht der Gebieter, ſondern nur der Repräſentant ſeines Stammes war, weshalb man auch nicht den Tapferſten, ſondern den Vornehmſten wählte. Das Heer beſtand aus der

Gesammtheit aller Freien. Außer diesem sogenannten Heerbann bildeten sich in Zeiten, wo kein Krieg von der ganzen Völkerschaft geführt wurde, zuweilen einzelne Kriegsschaaren, die sich zu einer besonderen Unternehmung an einen tapferen Führer anschlossen. Sie hießen das Gefolge desselben, und kämpften unter seiner Führung um Ruhm und Beute. Je größer das Gefolge eines Edlen war, um so mehr Einfluß hatte er in der Volksversammlung. Die Gerichte wurden von einem erwählten Oberrichter geleitet, welcher Graf (vom Worte grau) d. h. also der Älteste hieß, und eine Anzahl Hausväter zu Beisitzern hatte. Die Strafen wurden als Schadenersatz angesehen und nach diesem Grundsatze bestimmt, sogar der Mord wurde dadurch gesühnt, daß man einen von den Richtern bestimmten Strafpreis an die Verwandten des Getödteten entrichtete.

Über die Religion der alten Deutschen geben uns die Römer nur sehr oberflächliche Berichte. Daß sie in Vielgötterei bestand, ist fast das Einzige, was aus diesen mit Bestimmtheit hervorgeht. Wenn man, wie gewöhnlich geschieht, die im Mittelalter niedergeschriebenen Sagen der älteren Skandinavier mit den römischen Berichten verknüpft, so erhält man zwar ausführlichere Angaben über die Götter und Mythen der Germanen; allein es ist sehr zweifelhaft, ob die älteren Bewohner des eigentlichen Deutschlands, von welchen allein in den römischen Geschichtswerken die Rede ist, mit den Skandinaviern durchaus einen und denselben Glauben und Cultus hatten. Der gewöhnlichen Annahme zufolge, die sich hierauf stützt, war der Hauptgott der Germanen Wodan oder Odin; er wurde als der über Alles gebietende Gott auch Allvater und als der Stammvater der germanischen Völker Tuisko genannt. Ihm zunächst standen seine älteren Söhne, der Gott des Donners, Thor, dessen Andenken sich in dem Namen Donnerstag erhalten hat, und der Gott des Krieges Tyr oder Tiu, von dessen Namen man das Wort Dienstag ableitet. Wodan's Gemahlin und die Göttin der Ehe war Freia, welcher der Freitag heilig war. Eine andere Gemahlin Wodan's war Hertha oder die Göttin der Erde. Außerdem verehrten die Skandinavier den Gott der Dichtkunst Bragi, den durch Schönheit ausgezeichneten Götterhelden Balder, die Göttin der Jugend Iduna, die

Nornen oder Schicksalsgöttinnen und andere Götter. Über das Leben und die Schicksale der Götter hatten die Skandinavier ebenso mannichfaltige poetische Mythen, als die alten Griechen. Neben den Göttern nahmen sie noch zwei unsichtbare Welten von Riesen und Zwergen an. Sie glaubten auch an Unsterblichkeit, und malten sich den Zustand nach dem Tod auf ihre besondere Weise aus. Von den in der Schlacht gefallenen z. B. glaubten sie, daß dieselben im Palaste Walhalla bei Wodan wohneten, ihre Zeit mit Kämpfen, Jagen und Trinken zubrächten, und bei ihren Gelagen von den Walkyren oder Schlachtengöttinnen, die unter furchtbarem Gesang das Gewebe der Schlachten webten, bedient würden.

Von dem Gottesdienst und den Priestern der in Deutschland wohnenden Germanen melden uns die Römer mehr, als von ihren Göttern. Die germanischen Priester hatten großes Ansehen, aber sie bildeten nicht, wie die Druiden oder die Priester der Gallier, einen besonderen Stand. Die Barden, welche bei ihnen ebenso wie bei den Galliern vorkommen, waren keine Priester, sondern Dichter und Sänger von Schlachtenliedern. Die Germanen hatten keine Abbildungen ihrer Götter. Auch verehrten sie diese nicht in Tempeln, sondern in geweihten Hainen, in welchen die Priester die Opfer für das Volk darbrachten. Unter den Opfern befanden sich manchmal auch gefangene Feinde. Den Willen der Götter und die Zukunft erforschte man auf verschiedene Weise, vorzüglich aber aus dem Wiehern von weißen heiligen Rossen, die in den Götterhainen unterhalten wurden. —

Kehren wir von dieser allgemeinen Betrachtung der germanischen Völker zu ihren Kriegen mit Augustus zurück, so kamen die Römer damals zugleich am Rhein und an der Donau in feindliche Berührung mit ihnen. Seit Cäsar's Zeit hatten sich einige deutsche Völkerschaften, von welchen die Ubier in der Gegend von Köln und die Vangionen, Tribokker und Nemeter zwischen Schlettstadt und Oppenheim die bedeutendsten waren, auf dem linken Rheinufer niedergelassen und römische Sitten anzunehmen begonnen. Auch waren die Römer mit den auf der rechten Seite des Rheines wohnenden deutschen Grenzvölkern in Handelsverkehr getreten. Um das Jahr 16 v. Chr. unternahmen

einige Schaaren von den Letzteren, nachdem sie die zu ihnen gekommenen römischen Kaufleute ermordet hatten, von neuem Raubzüge auf das linke Rheinufer. Ein römischer General, Lollius, wollte ihnen die gemachte Beute wieder abnehmen, ward aber völlig geschlagen. Augustus, welcher damals gerade auf einer Reise nach Gallien begriffen war, begab sich sogleich an den Rhein, und brachte es dahin, daß die Deutschen Frieden zu halten versprachen. Einige Jahre nachher hielt er es aber für nöthig, die Ehre der römischen Waffen durch einen Angriffskrieg zu rächen, und bestimmte seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius zur Leitung des Unternehmens. Diese führten damals einen glücklichen Krieg mit den im Süden der Donau wohnenden Barbaren von keltischer Abkunft. Sie besiegten (15 v. Chr.) die Bewohner von Rhätien, Vindelicien und Noricum, die sich den Geboten der Römer nicht fügen wollten, und während Tiberius bis tief in Ungarn eindrang, unterwarf Drusus alles Land bis zur Donau und begann daselbst die Gründung einiger festen Colonieen, aus welchen nachher die bedeutenden Städte Drusomagus (vielleicht das heutige Memmingen) und Augusta Vindelicorum (Augsburg) entstanden. Den Letzteren rief Augustus von seinem bisherigen Posten ab, und übertrug ihm die Leitung eines Kriegszuges nach Deutschland, während Tiberius im Nordosten beschäftigt blieb, und an der Drau und Sau über Völker des sarmatischen Stammes siegte.

Fast zwei Jahre (von 15 bis 13 v. Chr.) verwendete Drusus auf die nöthigen Vorkehrungen zu diesem Zuge. In dieser Zeit übte er sein Heer ein, er befestigte dann die wichtigsten Punkte am Rhein, trat mit den Batavern, welche zwischen der Waal und Maas wohnten, in Verbindung, und ließ einen Kanal graben, der den Rhein mit der alten Yssel verband und wahrscheinlich die jetzige neue Yssel ist. Dann machte er in den Jahren 13 bis 9 v. Chr. fünf ganz verschiedene Züge nach Deutschland. Mit diesen Unternehmungen haben sich die Gelehrten vielfach beschäftigt, die Ergebnisse ihrer Untersuchungen weichen aber sehr von einander ab, weil die Angaben der römischen Geschichtschreiber unsicher und die Verhältnisse der deutschen Völkerschaften, von denen sie reden, sehr unklar sind. Drusus erster Zug galt den Sigambrern und Usipetern, welche in der Gegend der Sieg und

Lahn wohnten und kurz zuvor einen neuen Einfall in Gallien gemacht hatten; sie wurden über den Rhein zurückgejagt und bis in ihr Land selbst verfolgt. Gleich nachher begann Drusus die Ausführung eines großartigen Planes, um dessentwillen er jenen Kanal hatte graben lassen. Er wollte aus der Yssel in die Zuyder See fahren, von dort aus einen Theil der Nordküste Germaniens auskundschaften und sich zwischen der Ems und der Weser festsetzen; sein Plan scheiterte aber, weil seine Seeleute für die gefährliche Schifffahrt an der Nordsee-Küste weder Gewandtheit, noch Erfahrung und Kenntnisse genug hatten. Er ward bei der Einfahrt in die Ems durch das plötzliche Eintreten der Elbe in große Gefahr gebracht, und mußte unverrichteter Sache auf dem alten Wege wieder nach Gallien zurückkehren. Nachher machte er noch drei Züge über den Rhein, um die benachbarten deutschen Völkerschaften theils zu unterwerfen, theils durch wiederholte Angriffe in Schrecken zu setzen. Der erste Zug, der die Unterwerfung der Usipeter zur Folge hatte, führte ihn bis über die Lippe hinaus, an welcher er die Burg Aliso (das heutige Elsen im Paderbornischen oder Lisborn im Münster'schen) anlegte. Auf dem Rückwege wurden auch die Sigambrer völlig geschlagen. Im folgenden Jahr unternahm Drusus einen Zug gegen die Katten, welche vom Main bis nach Westphalen hinein wohnten; die einzelnen Umstände dieser Unternehmung sind aber nicht sicher zu bestimmen. Der letzte Feldzug des Drusus war der blutigste, und galt zunächst den Katten. Drusus schlug dieses Volk, und drang unter sehr hartnäckigen Gefechten bis nach Thüringen vor, wo die Hermunduren wohnten. Von hier wandte er sich nordwestlich gegen den Harz hin in das Land der Cherusker. Unter stetem Sengen und Brennen drang er bis an die Elbe vor. Noch weiter zu ziehen, würde ihm schon der herannahende Winter nicht erlaubt haben. Er kehrte also nach dem Rhein zurück, brach aber unterwegs durch einen Sturz vom Pferde den Schenkel, und starb nach dreißig Tagen, noch ehe er den Rhein erreicht hatte, im dreißigsten Jahre seines Lebens (9 v. Chr.). Sein Bruder Tiberius, welcher nach ihm den Oberbefehl am Rhein erhielt, ließ ihm auf dem Eichelstein zu Mainz ein Denkmal setzen, das sich bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erhielt, wo die Franzosen es zer-

störten; der Senat aber ertheilte auf August's Antrag dem Drusus und seinen Nachkommen den Ehren-Beinamen Germanicus. Der wichtigste Erfolg der Unternehmungen des Drusus bestand darin, daß eine ganze Kette von militärischen Posten auf beiden Ufern des Rheins und im Taunus-Gebirge, sowie einige vorgeschobenen Schanzen an der Lippe und bis über die Ems hinaus angelegt wurden. Zu jenen Posten gehörte auch die Stadt Mogontiacum oder Mainz, deren Gründung dem Drusus zugeschrieben wird, und bei welcher er jedenfalls eine Brücke hatte bauen lassen. Auch die Überreste eines langen Walles, die sich über den ganzen Taunus hinziehen und beim Volke den Namen des Pfahlgrabens führen, waren vielleicht ein Theil der Verschanzungen des Drusus. Dieser Wall, der aus einem Steingrund und aus darauf gehäufter Erde besteht und mit einem doppelten Graben versehen ist, läuft vom Badeorte Ems an bis nahe an die höchste Spitze des Taunus und dann am Hauptrücken desselben her in die Wetterau.

Nach Drusus Tode wandten sich die Römer vorzugsweise gegen die im Nordwesten von Deutschland in der Nähe der Nordsee wohnenden Völkerschaften; denn diese standen vereinzelt und waren daher leichter zu besiegen, während die Stämme des mittleren und südlichen Deutschlands damals in den großen Sueven-Bund vereinigt waren. Tiberius zuerst, dann zwei Generale, welche nach ihm den Oberbefehl übernahmen, und nachher aufs neue Tiberius drangen dort immer weiter in Deutschland vor, machten die Bewohner des Landes zwischen Weser und Rhein unter dem Namen von Bundesgenossen zu Unterthanen des römischen Kaisers, und gewöhnten sie an römische Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, sowie an römisches Gericht und Recht. Tiberius führte seine Truppen sogar noch über die Weser hinaus bis zur Elbe, und beugte auch die kleineren Völker, welche zwischen beiden Flüssen wohnten, unter die römische Botmäßigkeit. Auf diese Weise ward ein großer Theil von Norddeutschland in römisches Land umgewandelt, und die Germanen jenes Landstriches schienen nicht allein die römische Oberherrschaft ruhig zu ertragen, sondern sich auch in ihrer Abhängigkeit glücklich zu fühlen. Viele von ihnen nahmen Kriegsdienste bei den Römern, und Augustus errichtete sich um jene Zeit

eine eigene Leibgarde von Deutſchen. Unter den Deutſchen, die im römiſchen Heere dienten, erhielten zwei Männer bald nachher eine große Bedeutung, der Cherusker-Fürſt Arminius oder Hermann, dem man für ſeine Verdienſte als Anführer einer deutſchen Reiterſchaar ſogar die Würde eines römiſchen Ritters ertheilte, und Marbod, ein Fürſt der Markomannen, welcher ebenſo wie Hermann in dieſem Dienſte römiſche Politik und Kriegskunſt erlernte.

Während Tiberius nachher mit ſeines Bruders Druſus Sohn, Germanicus, in Pannonien empörte Völker wieder unter das römiſche Joch beugte, führte ein Misgriff Auguſt's die Vernichtung der römiſchen Macht im weſtlichen Deutſchland herbei. Tiber's nächſter Nachfolger im Commando des dortigen Heeres, Sentius Saturninus, hatte die ſchlauen Grundſätze befolgt, nach welchen die Römer von jeher gegen halb unterworfene Völker zu verfahren pflegten: er hatte aus den Zwiſtigkeiten der germaniſchen Stämme Vortheil zu ziehen, die Germanen durch Freundlichkeit und durch die Reize des römiſchen Luxus zu gewinnen und an römiſchen Kriegsdienſt und römiſches Geſetz zu gewöhnen geſucht. Unglücklicher Weiſe rief Auguſtus dieſen Statthalter ab, und ſchickte ſtatt desſelben den Publius Quintilius Varus, der ſeither in Syrien commandirt und alſo nur mit verweichlichten, an Despotie gewöhnten Völkern zu thun gehabt hatte. Dieſer verfuhr in Deutſchland ebenſo, wie er in Syrien verfahren war; er behandelte die Germanen mit römiſchem Übermuth, legte Völkern, bei welchen von jeher nur der Leibeigene Abgaben entrichtet hatte, einen Tribut auf, führte römiſche Gerichtsformen und Strafen bei ihnen ein, und fühlte ſich ſelbſt darin groß, daß er die Häuptlinge der Barbaren vor ſeinem Tribunal ſtehen ſah. Bei allem dieſem überließ er ſich einer thörichten Sicherheit, und bereitete ſo den Völkerſchaften, die er durch ſein Benehmen erbitterte, die beſte Gelegenheit zur Rache. Der cheruskiſche Fürſt Hermann vereinigte einen großen Theil ſeiner Landsleute zu einer geheimen Verbindung gegen die Römer, und bediente ſich, um dieſe zu verderben, der Liſt und Schlauheit, die er im Verkehr mit ihnen gelernt hatte. Seine Abſicht war, die Völkerſchaften des nordweſtlichen Deutſchlands zur Vernichtung der römiſchen Herrſchaft in einen Bund zu vereinigen, den Varus durch erheuchelte Willfährigkeit und Freundlichkeit ſicher zu machen, und

ihn dann mit seinem Heer in eine Gegend zu locken, wo dieses mit leichter Mühe aufgerieben werden könnte. Der ganze Plan war also auf Hinterlist und Täuschung angelegt; es würde indessen nicht allein ungerecht, sondern auch lächerlich sein, von Menschen, die noch auf der ersten Stufe der Cultur standen, die Moral gebildeter Zeitalter zu fordern und ihre Handlungen nach höheren und edleren Grundsätzen zu beurtheilen. Varus war durch seinen Übermuth geblendet und also leicht zu täuschen. Die Bewegungen unter den Deutschen und ihre Verschwörung waren nicht zu verkennen, dessen ungeachtet ließ sich Varus in eine Schlinge locken, die freilich mit mehr List gelegt war, als er von den schlichten und ungebildeten Germanen erwartet hatte. Selbst als Segest, ein anderer cheruskischer Fürst, dessen Tochter Thusnelda Hermann wider den Willen des Vaters geheirathet hatte, die Plane seines Eidams dem römischen Statthalter verrieth, ließ sich dieser nicht aus seiner Sorglosigkeit herausreißen. Er entblößte sich vielmehr gerade damals von einem Theile seines Heeres, um Unruhen zu unterdrücken, die in verschiedenen Gegenden ausbrachen, und zog dann von Hermann und seinen Freunden angereizt und begleitet, in das nördliche Westphalen, wo die Verschworenen eine Völkerschaft zum Aufstande bewogen hatten. Hermann führte den getäuschten Statthalter in ganz unwegsame Gegenden des Teutoburger Waldes, wo Berge und dichte Waldungen den Angriff auf das römische Heer erleichterten und noch dazu anhaltende Stürme und Regengüsse den Marsch desselben erschwerten. Als Varus in der Gegend von Detmold plötzlich weder zurück noch vorwärts ziehen konnte, trennten sich alle Germanen von seinem Heer, und fielen in Verbindung mit ihren umwohnenden Landsleuten über dasselbe her. Von allen Seiten her eingeschlossen und angegriffen, erlitten die Römer eine vollständige Niederlage. Alle Versuche, welche Varus zur Rettung seiner Truppen machte, waren vergeblich: sein aus mehr als vier und zwanzigtausend Mann bestehendes Heer wurde in einem mehrtägigen Kampfe völlig vernichtet. Er selbst stürzte sich aus Verzweiflung in sein Schwert, und die wenigen Soldaten, die am Leben blieben, geriethen in Gefangenschaft. Die Germanen verfuhren bei ihrem Siege, wie empörte Barbaren zu verfahren pflegen: sie ließen ihrer Wuth die Ziegel schießen. Viele Römer

wurden als Opfer für die Götter geschlachtet, andere an Bäumen aufgeknüpft, noch andere durch Verstümmelung zu Tode gemartert. Die nächste Folge der Schlacht war, daß die Burgen und Posten der Römer in Deutschland zerstört und die römische Herrschaft diesseits des mittleren Rheines aufgehoben wurde.

Die Schlacht im Teutoburger Wald (9 n. Chr.) war der härteste Schlag, der seit Crassus Niederlage (s. oben S. 62) das römische Volk von einem auswärtigen Feinde getroffen hatte. Sie verbreitete in Rom einen um so größeren Schrecken, je glänzender Drusus Züge und Tiber's Unternehmungen gewesen waren, und je schwerer es dem Letzteren geworden war, die empörten Völker von Pannonien wieder zu unterwerfen. Man mußte einen neuen Aufstand der Letzteren und ein Vordringen der Barbaren von zwei Seiten her befürchten, und so unklug es auch gewesen war, die Grenzen des Reiches auf Kosten dieser Völker zu erweitern, so konnte man sich doch nicht leugnen, daß von jetzt an für die Römer Stillestehen oder gar Zurückweichen ebenso gefährlich sei, als ein neues Vorrücken. Augustus und die ganze Hauptstadt wurden durch die Nachricht von Varus Niederlage so sehr bestürzt, daß man hätte glauben sollen, die Deutschen wären schon vor den Thoren Rom's. Der Kaiser selbst soll sich einige Tage hindurch von seinem Schrecken nicht habe erholen können, und nach einer jener Anekdoten, durch die man wichtige Momente oder Zustände auf interessante Weise zu bezeichnen sucht, soll er im ersten Schmerz sein Gewand zerrissen, Tage lang sich eingesperrt und beständig die Worte ausgerufen haben: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Er suchte der drohenden Gefahr eiligst zu begegnen, und die in der Nähe von Rom befindlichen Legionen so schnell als möglich vollzählig zu machen. Da die Römer und selbst die Italiäner schon längst aufgehört hatten, den Kern der Heere zu bilden, die ihren Namen trugen und ihr Reich vertheidigten, so war die schleunige Aushebung neuer Truppen mit großer Schwierigkeit verbunden, und Augustus mußte die härtesten Zwangsmittel anwenden. Von allen Bürgern, die das zum Kriegsdienst erforderliche Alter hatten, stellte sich kein einziger freiwillig; der Kaiser ließ daher loosen, zugleich aber auch bekannt machen, daß jeder, der sich dem Dienste entziehen würde, sein Vermögen verlieren und für

ehrlos erklärt werden solle; als sich dessen ungeachtet sehr Viele nicht stellten, ließ er zum abschreckenden Beispiel einige Bürger hinrichten. Auch Freigelassene und solche, die bereits ausgedient hatten, zog er zum Dienst. Mit den auf diese Wrise zusammengebrachten Truppen schickte er seinen Stiefsohn Tiberius an den Rhein. Dieser hielt es nicht für rathsam, das Verlorene wieder zu erobern; um aber den Barbaren zu beweisen, daß die Römer nicht niedergeworfen seien, machte er einen kurzen Streifzug über den Rhein. Übrigens büßten die Römer durch Varus Niederlage nur die Besitzungen im mittleren Theile des westlichen Deutschlands ein, unter den Friesen an der unteren Ems und am Niederrhein behielten sie festen Fuß. Die Deutschen selbst dachten nicht daran, ihren Sieg zu einem Eroberungskrieg in Gallien zu benutzen, weil rohe Völker selten länger mit einander verbunden bleiben, als bis sie ihren nächsten Zweck erreicht haben.

3. Die Regierung der Kaiser aus Augusts Familie.

Wenn die in Deutschland und Pannonien erlittenen Unfälle den Kaiser Augustus nur auf kurze Zeit betrübten, so beugten ihn dagegen die Laster oder das Unglück seiner eigenen Angehörigen fast unaufhörlich. Augustus war dreimal verheirathet, hatte aber nur ein einziges Kind, Julia, eine Tochter von seiner zweiten Gemahlin Scribonia. Diese Tochter, die sich schon früh den ärgsten Ausschweifungen ergab, und dabei, je älter sie wurde, um so mehr jede Rücksicht auf Anstand, Sitte und Zucht aus den Augen setzte, war zuerst mit Marcus Marcellus, einem Sohne der edeln Octavia von ihrem ersten Gemahle Cajus Marcellus, vermählt. Der Charakter dieses Schwiegersohnes und Neffen Augusts scheint dem seiner Mutter geglichen zu haben; auch war der junge Mann ebenso wie diese von allen, die ihn kannten, geliebt. Augustus hatte ihn zu seinem Nachfolger bestimmt, Marcellus starb aber (23 v. Chr.) eines frühzeitigen Todes, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Von dieser Zeit an bot Augusts dritte Gemahlin, die herrschsüchtige Livia, welche früher mit Tiberius Claudius Nero vermählt gewesen war, und von demselben zwei Söhne, Tiberius und Drusus, hatte, alle ihre Künste auf, um diese in die Geschäfte und an die Spitze des Heeres zu bringen. Sie

war ein höchst ränkevolles Weib, und verstand die Kunst, ihren Gemahl in allen Dingen zu leiten, ohne daß es den Anschein hatte, als ob sie sich in Staatsgeschäfte mischte; sie duldete seine häufige Untreue, und ließ sich, um seine Schwächen besser benutzen zu können, sogar herab, ihm in seinen Absichten beim schönen Geschlecht behülflich zu sein. Sie brachte es bald dahin, daß ihre Söhne, die von ihr schon früh Verstellung gelernt hatten, bei jeder bedeutenden Kriegsunternehmung und in jeder wichtigen Staatsangelegenheit allen Andern vorgezogen wurden. Wie groß übrigens auch Livia's Gewalt über Augustus gewesen sein mag, so scheint doch dieser den Charakter seiner Stiefsöhne sehr gut gekannt, und sich erst dann, als kein anderer Ausweg mehr übrig war, entschlossen zu haben, ihnen die Nachfolge zu überlassen. Er zog ihnen nach Marcellus Tode seinen Freund Agrippa vor, dem er seine Siege verdankte, und der von ihm schon vorher auf jede Weise begünstigt worden war. Er vermählte ihn mit Marcellus Wittwe und behandelte ihn ganz als künftigen Thronerben. Auch Agrippa, welchem Julia drei Söhne und zwei Töchter gebar, starb bald (12 v. Chr.), und nun erschien Tiberius, der Lieblingssohn der Livia, wieder überall, wo die Gegenwart eines außerordentlichen kaiserlichen Bevollmächtigten nöthig war. Er ward endlich mit Julia vermählt und dadurch der Hoffnung auf die Nachfolge näher gebracht, mußte aber von neuem zurücktreten, sobald die beiden älteren Söhne Agrippa's, Cajus und Lucius Cäsar, in dem Alter waren, daß sie zu öffentlichen Geschäften gebraucht werden konnten. Leider hatten diese beiden Jünglinge keine kriegerischen Anlagen, sie wurden überdies durch die schlechte Erziehung ihrer verworfenen Mutter und durch Schmeicheleien schon frühe verdorben, und zeigten sich ganz unfähig, den öffentlichen Geschäften vorzustehen. Dessen ungeachtet war es ein Unglück für die Welt, daß sie früh starben, weil Augustus dadurch in die Nothwendigkeit versetzt ward, die Herrschaft über die Welt dem fürchterlichsten Manne seiner Familie, Tiberius, zu übertragen. Die ärgerliche Chronik jener Zeit behauptet, daß Livia ihre beiden Stiefenkel insgeheim durch Gift aus dem Wege geräumt habe. Tiberius wurde übrigens von Augustus nur unter der Bedingung an Kindes Statt angenommen und zum Thronerben erklärt, daß er seinerseits

seinen Neffen Germanicus, des Drusus Sohn, adoptire und auf diese Weise im Voraus zum Mitregenten annehme. Dagegen sah sich Augustus bald genöthigt, seinen einzigen noch übrigen leiblichen Enkel, den Sohn Agrippa's und der Julia, Agrippa Posthumus, der erst nach seines Vaters Tode geboren worden war, zu verstoßen. Dieser junge Mensch wurde zwar ebenfalls von Augustus an Kindes Statt angenommen, er zeigte aber nur rohe und brutale Eigenschaften, und benahm sich so zügellos, daß sein Großvater für rathsam hielt, ihn auf eine einsame Insel des mittelländischen Meeres zu verbannen. Auch die Mutter desselben mußte der Kaiser aus Rom entfernen. Sie ward wegen ihres höchst anstößigen Lebenswandels nach einer kleinen campanischen Insel verbannt. Augustus ließ sie nie mehr vor sich, und Julia starb nach der Thronbesteigung ihres dritten Gemahles im Elend.

Im Jahre 14 n. Chr. starb der sechs und siebenzigjährige Augustus, und hinterließ seinem Stiefsohne Tiberius einen aus sehr ungleichen Theilen zusammengesetzten Staatskörper, den er unglücklicher Weise nicht durch eine Verfassung zu einem festen Ganzen gemacht und auf eine gesetzliche Bahn gelenkt hatte. Schon August's Monarchie hatte der eigentlichen Despotie, welche die Gunst niedriger Schmeichler und des gemeinen Haufens sucht und sich auf den Arm der Soldaten stützt, näher gestanden, als der wahren Monarchie, die im Volke selbst wurzelt. Alles beruhte auf der Persönlichkeit des Herrschers, und dieser Haupt-Charakterzug der neuen Regierungsform gab sich mit allen ihren Mängeln und Schrecken zu erkennen, als durch August's Tod der Staat in die Gewalt eines Mannes kam, dessen vorherrschende Eigenschaften Neid, Furchtsamkeit, Sinnlichkeit und Grausamkeit waren. Man war in Rom boshaft genug, zu behaupten, Augustus habe diesen Mann nur darum zum Thronerben gewählt, damit die Milde seiner eigenen Regierung durch die Härte und Tyrannei seines Nachfolgers recht hervorgehoben werde. Etwas dergleichen ohne Beweis zu glauben, scheint uns das Zeichen einer menschenfeindlichen Seele, es ohne ausdrückliches Zeugniß zu vermuthen, das Zeichen einer verkehrten und ungerechten Urtheilskraft zu sein. Wir erkennen vielmehr in Tiber's Ernennung nur ein Werk der

Livia. Dadurch, daß August seinen Nachfolger zur Adoption des Germanicus gezwungen hatte, schützte er die Welt wenigstens noch auf eine kurze Zeit nach seinem Tode vor den schrecklichen Wirkungen der Gemüthsart des furchtbaren Tyrannen.

Tiberius, welcher von 14 bis 37 n. Chr. regierte, war ein von Natur finsterer und zur Härte, Despotie und Grausamkeit geneigter Mann. Er hatte außerdem durch sein Verhältniß zu Augustus von früher Jugend an sich eine Verstellung angewöhnt, wie sie wenige Herrscher besessen haben. Nie ließ er merken, was er wünsche, seine Worte und Geberden sagten vielmehr immer das Gegentheil von dem, was seine Seele dachte. Er that stets freundlich gegen die, welche er haßte, und verfuhr heftig, hart und kalt gegen diejenigen, denen er gewogen war. Wer ihn errieth, den haßte und verfolgte er, und Viele wurden unter seiner Regierung blos aus dem Grunde hingerichtet, weil sie ihn verstanden und erkannt hatten. Gleich seine erste Regierungshandlung war ein Werk der Heuchelei und Verstellung. Er zog, sobald Augustus gestorben war, die kaiserliche Leibwache an sich, ertheilte den Truppen als Kaiser Befehle, ließ Agrippa Posthumus als einen gefährlichen Nebenbuhler ermorden, und gab sich dessen ungeachtet vor dem versammelten Senat das Ansehen, als wenn er die Regierung nicht annehmen wolle, und die Senatoren nur aus dem Grunde zusammen gerufen habe, um ihnen August's Testament vorzulesen und sie über die dem Verstorbenen zu erweisenden Ehren berathen zu lassen. Als Augustus durch Senatsbeschluß für einen Gott erklärt und mit aller möglichen Pracht bestattet worden war, stellte sich Tiberius noch eine Zeitlang, als wenn er sich der schweren Aufgabe eines Regenten nicht gewachsen fühle, und nahm erst nach förmlichen Bitten des Senats die kaiserliche Würde an. In den ersten acht Jahren war seine Regierung im Ganzen genommen mild und gerecht, weil die Furcht vor Germanicus seinen menschenfeindlichen Sinn in gewissen Schranken hielt. Er mußte sich vor seinem Neffen besonders deshalb fürchten, weil derselbe an der Spitze von acht Legionen stand, die ihm Augustus zur Bekriegung der Germanen anvertraut hatte, und die ihren tüchtigen Führer so sehr liebten, daß sie ihm bei der Nachricht von August's Tode sogar die Herrschaft angeboten

hatten. Germanicus hatte ihr Anerbieten zwar abgelehnt, Tiberius mußte sich aber um so mehr hüten, Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, als Germanicus einen rühmlichen Krieg in Deutschland führte, und dadurch in der Achtung des Volkes und der Soldaten fortwährend stieg. Aus diesem Grunde allein erfüllte Tiberius in den ersten Jahren seiner Regierung alle Pflichten eines weisen Regenten. Er erleichterte die Lasten der Bürger, und wies die vorgeschlagene Einführung einer neuen Abgabe mit den Worten zurück: ein guter Hirte müsse seine Heerde scheeren, nicht aber schinden. Er wehrte den elenden Menschen, die im Senat die Mehrzahl bildeten, wenn sie zu arg schmeichelten, verbat sich die Anrede mit dem in Rom ungewöhnlichen Worte Herr, duldete es sogar, daß einige Senatoren zuweilen zu murren wagten, und erklärte laut, daß in einem freien Staat auch die Zungen frei sein müßten. Er nahm ferner Einladungen von römischen Großen an, machte ihnen Gegenbesuche, und ließ überhaupt in seinem Benehmen nicht den Kaiser, geschweige denn den Despoten erkennen. Dagegen war von Anfang an sein Hauptstreben darauf gerichtet, den Germanicus unter einem guten Vorwand von den Legionen in Deutschland zu entfernen. Erst im Jahre 17 n. Chr., als der dortige Krieg viel Geld und Menschen gekostet, aber außer der Ehre nicht den geringsten Vortheil gebracht hatte, glaubte Tiberius dies wagen zu dürfen. Er rief seinen Neffen nach Rom zurück, gewährte ihm einen glänzenden Triumph, und schickte ihn dann als Oberbefehlshaber in den Orient. Germanicus führte auch hier zwei Jahre lang ruhmvolle Kriege mit den Grenzvölkern, ward aber durch den römischen Statthalter von Syrien zuerst vielfach gekränkt und dann vergiftet (19 n. Chr.). Sein Mörder wurde zwar zur Untersuchung gezogen, brachte sich aber, als er sah, daß Tiberius ihn preisgebe, entweder selbst ums Leben, oder ward auf Befehl des Kaisers insgeheim getödtet.

Von diesem Augenblick an trat Tiber's eigentlicher Charakter immer bestimmter hervor, und die Niederträchtigkeit der Leute, die sich in seine Nähe drängten, machte ihn immer dreister, alles, was er Böses wollte, zu wagen, bis endlich im Jahre 23 n. Chr. Sejanus sein Günstling wurde und ihn zu einem vollkommenen Tyrannen machte. Sejan gehörte dem Ritterstand an, und war

der Sohn des Sejus Strabo, welcher schon unter Augustus den Oberbefehl über die Garden geführt hatte. Er hatte sich durch die Unterdrückung eines höchst gefährlichen Aufstandes der Legionen in Pannonien Tiber's Vertrauen erworben, und ward bei seines Vaters Tode zum Präfect der Prätorianer oder Oberbefehlshaber der Garden ernannt. Das Erste, was er in dieser neuen Stelle that, war eine Veränderung des Standquartiers der Prätorianer, welche die wichtigsten Folgen hatte. Unter Augustus lagen nur drei Cohorten Prätorianer und eine kleine aus Deutschen und Spaniern bestehende Leibwache in Rom, die größere Zahl der Garden war in Italien vertheilt. Auf Sejan's Vorschlag zog Tiberius die Letzteren insgesammt nach Rom, und vereinigte sie mit der seitherigen Besatzung der Stadt in einem festen Lager, welches vor den Thoren von Rom angelegt ward. Er bediente sich dabei des Vorwandes, daß man die Soldaten sonst im Nothfalle nicht beisammen habe, und daß sie durch den Verkehr mit den Einwohnern der Städte verdorben würden. Diese Maßregel ward entscheidend für das Schicksal des ganzen Reiches; denn sie änderte das Verhältniß der Prätorianer und ihres Befehlshabers zum Regenten und zu den Bürgern, sie machte den Kaiser von seinen Garden abhängig, und erhob den Befehlshaber derselben zur zweiten Person im Reiche.

Von jetzt an ward Tiber's Regierung völlig militärisch und despotisch. Er scheute sich vor keinem Menschen mehr, und Sejan bot sich ihm als williges und fähiges Werkzeug zu Allem dar. Grausame Verfolgungen und blutige Hinrichtungen waren an der Tagesordnung, jeder, der Argwohn erregte, ward vertrieben oder ums Leben gebracht. Gewissensbisse und Angst verfolgten den Tyrannen mitten unter den Geschäften, deren er sich nur noch als eines Mittels der Zerstreuung bediente; seine eigene Familie, die besseren Schriftsteller seiner Zeit und jeder Edle und Gute wurden ihm verdächtig. Sejan wußte die Angst seines Herrn meisterhaft zu nähren und ihn dadurch auf der einmal betretenen Bahn zu erhalten. Doch war weder Sejan noch Tiberius der eigentliche Schöpfer des schrecklichen Regierungssystems, welches damals zuerst eingeführt und nachher von allen schlechten Kaisern nachgeahmt wurde. Dieses war vielmehr eine natürliche

Folge des sittlichen Zustandes der Generation, welche Tiberius und Sejanus vorfanden. Schwelgerei, Glanz und behagliche Ruhe war das einzige Lebensziel der meisten Römer geworden, jedes bessere Streben, jede höhere Rücksicht ward diesem Zweck aufgeopfert. Hatten sich doch die Senatoren selbst gleich anfangs dem Kaiser durch ihre niederträchtigen Schmeicheleien bereit gezeigt, jede Art von Despotie zu dulden, und ihn mit so vielen und großen Ehrenbezeugungen bestürmt, daß er selbst ihnen einst spöttisch anrieth, sie möchten erst das Ende seiner Regierung abwarten, ehe sie ihm außerordentliche Ehren zu ertheilen beschlössen! Die Schlechtigkeit und Erbärmlichkeit der Regierten war es also damals, wie zu allen Zeiten, was die schreckliche Tyrannei des Regenten, welche jetzt begann, möglich machte und hervorrief. Der Herrscher und sein Minister hätten die Regierungsgewalt nicht auf eine so fürchterliche Weise misbrauchen können, wenn sie es nicht mit einem entnervten, sittenlosen und feigen Geschlechte zu thun gehabt hätten. Nur die gänzliche Verdorbenheit, Niederträchtigkeit und Nichtswürdigkeit des römischen Volkes war daher auch schuld, daß unter Tiber's Regierung die Menschen aus dem Spioniren, Verläumden und Anklagen ein förmliches Gewerbe machten, und daß dieses traurige Handwerk unter den folgenden Regierungen immer weiter um sich griff und die Lebenssäfte des Reiches vergiftete. Kaum hatte nämlich im zweiten Jahre von Tiber's Regierung Romanus Hispo, ein gemeiner und armer Mensch, durch falsche Anklagen sich Geld und Einfluß verschafft, und durch sein Beispiel unzähligen Anderen den Weg gezeigt, auf dem sie zu Reichthum und Ansehen gelangen konnten, als die im Verborgenen angebrachten Verläumdungen und die falschen Anklagen immer häufiger wurden, und jeder verdiente oder hochgestellte Mann in demselben Grade mehr in Gefahr kam, in welchem die moralische Entartung der römischen Welt zunahm. Nicht also die Tyrannen, die von Tiberius an über das Reich herrschten, haben die Moral und die Sitten der römischen Welt verdorben, sondern sie selbst wurden vielmehr zuerst zu dem gemacht, was sie waren. Freilich fand auch hierin, wie in allen Dingen, eine Wechselwirkung Statt, und es mußte z. B. ein so heuchlerischer, jedes besseren Gefühls unfähiger und dabei doch kräftiger Regent, wie

Tiberius war, sehr verderblich auf ein Geschlecht wirken, welches die edelsten Regungen des Herzens und die schönsten Erinnerungen der Vorzeit der schnödesten Selbstsucht opferte, und jede Niederträchtigkeit nicht blos duldete, sondern sogar freiwillig aufsuchte. Mit dem Aufhören des öffentlichen Lebens nahm die Entartung unglaublich schnell zu, und die römische Welt ward durch die Einführung einer militärischen Despotie, durch die Verfolgung aller Besseren und durch den herrschend werdenden finsteren Zwang immer mehr zum Sinnengenuß und zu jener Schwelgerei gedrängt, welche in der Kaiserzeit ihren höchsten Grad erreichte. Tiberius wirkte übrigens auch durch das Beispiel seiner eigenen Ausschweifungen sehr schädlich auf die Sitten ein. In seiner früheren und besseren Zeit hatte er der um sich greifenden Vergnügungssucht Grenzen zu setzen gesucht; allein seit Sejan's Auftreten ergab er sich selbst von Tag zu Tage mehr der Sinnlichkeit und ihren Genüssen, obgleich er bereits in einem Alter war, in welchem der Mensch sonst den Leidenschaften abzusterben pflegt. Seine eigene Natur, auf welche alles Gute, Schöne und Edele durchaus keinen Einfluß hatte, und das Interesse derer, die entweder aus Habgier und Genußsucht ihm gefällig zu sein suchten oder, wie Sejan, durch ihn herrschen wollten, trieben ihn zu schändlichen Lüsten und Ausschweifungen.

Sejan benutzte alle Schwächen seines Kaisers mit meisterhafter Kunst, und erlangte über einen Mann, der gegen alle Anderen versteckt und argwöhnisch war, eine so große Gewalt, daß der Geschichtschreiber Tacitus Sejan's Herrschaft über Tiberius für eine Art von Wunder erklärt, und weniger der Geschicklichkeit jenes Mannes, als vielmehr dem Zorne der Götter gegen Rom zuschreiben zu müssen glaubt. Der gewandte Oberst der Garden suchte sich auf jede Weise im Besitze seiner Macht zu befestigen. Zu diesem Zwecke ließ er Tiber's Sohn durch Gift aus dem Wege räumen, erweckte in der Seele des Tyrannen Verdacht gegen die Glieder seiner eigenen Familie, und bewog ihn zur Verbannung einiger Verwandten. Im Jahre 26 n. Chr. brachte er den Kaiser sogar dazu, daß derselbe sich aus Rom entfernte und ihm auf diese Weise ganz freien Spielraum ließ. Nach anderen Nachrichten soll freilich Tiberius die Stadt aus freien Stücken verlassen

haben, weil er seine schmählichen Lüste vor den Augen der Menge verbergen wollte, oder weil er sich seines durch Wollust entstellten Aussehens schämte; denn er hatte im höheren Alter eine hagere und gebückte Gestalt, er verlor sein Haar ganz, und sein Gesicht war durch Warzen entstellt und mußte sehr oft mit Pflastern bedeckt werden. Doch stimmt diese Angabe mit dem, was andere Geschichtschreiber über Tiber's körperliches Aussehen sagen, nicht ganz überein. Der Kaiser zog, als er Rom verlassen hatte, zuerst eine Zeitlang in Campanien umher, und begab sich dann nach der campanischen Insel Capri, die ihm durch ihren milden Winter und kühlen Sommer einen heiteren Genuß darbot, und ihn außerdem durch die Unzugänglichkeit ihrer Küsten gegen jede Nachstellung zu sichern schien. Hier überließ er sich den schändlichsten, unnatürlichsten Lüsten, während Sejan als sein Stellvertreter in Rom die Ausführung der grausamen kaiserlichen Befehle besorgte, und auf eben so grausame Weise für die Behauptung seiner eigenen Macht thätig war. Sejan verfolgte in ganz Italien alle diejenigen, welche entweder der regierenden Familie angehörten, oder durch eine freimüthige Äußerung, durch Unabhängigkeit und durch die Zuneigung des Volkes bei ihm oder beim Tyrannen Argwohn erregten, und der niederträchtige Senat gab sich ihm für seine Maßregeln zu einem willigen Werkzeuge her. Sejan ließ jeden angesehenen Mann durch Späher bewachen, wußte den Argwohn und die Furcht des Kaisers fortwährend zu steigern, ward von diesem, den er in einer Art Gefangenschaft hielt, auf jede Weise öffentlich geehrt, und brachte es zuletzt dahin, daß, wie ein Geschichtschreiber des Alterthums sich ausdrückt, er selbst der Kaiser, Tiberius aber nur der Beherrscher der Insel Capri zu sein schien. Schon fühlte sich Sejan so mächtig, daß er daran dachte, sich selbst zum Kaiser aufzuwerfen, schon fand man in den Tempeln, auf den öffentlichen Plätzen und in vielen Privathäusern seine Bildsäule neben denen der regierenden Familie aufgestellt, als Tiberius sich plötzlich von ihm wandte. Der Kaiser, der in den letzten Jahren seines Lebens gewöhnlich betrunken war, sah entweder einmal in einem nüchternen Augenblicke selbst ein, wohin es gekommen sei, oder er ward durch Sejan's Bitte, eine kaiserliche Prinzessin heirathen zu dürfen, auf die eigentlichen Absichten

desselben aufmerksam gemacht, oder die Wittwe seines Bruders Drusus warnte ihn durch ein Billet, welches sie ihm zustellen zu lassen wußte. Genug, Tiberius beschloß plötzlich seinen bisherigen Vertrauten und allmächtigen Minister zu verderben. Bei der Ausführung dieses Beschlusses bot er seine ganze Verstellungskunst auf. Bald zeigte er sich freundlich gegen Sejan, machte ihm Hoffnung, in die gewünschte Vermählung einzuwilligen, und hielt dadurch den allzu mächtig gewordenen und bei den Soldaten beliebten Mann vom äußersten Schritt ab; bald ließ er ihm schreiben, daß er todtkrank sei, bald stellte er sich, als wenn er unverzüglich nach Rom kommen wolle; bald begünstigte er Sejan's Creaturen, bald verwarf er seine Vorschläge und gab Zeichen des Unwillens. Selbst als er endlich einen seiner Vertrauten, Macro, dem er Sejan's Stelle im Voraus übertrug, mit der Vollmacht zu Sejan's Verhaftung versah, benahm er sich so behutsam, daß kein orientalischer Despot, der einen Vezier hinrichten läßt, mit mehr Arglist verfahren kann. Da nämlich das Tribunat durch die Übertragung der Volks-Souverainität an den Kaiser eine viel größere Bedeutung als früher erhalten hatte, so wurde Sejan durch die Lüge, daß ihm der Senat auf Tiber's Befehl diese Würde übertragen solle, in den Senat gelockt. Zugleich zeigte Macro den Prätorianern, welche die Wache am Rathsgebäude hatten, seine schriftliche Ernennung zu ihrem Obersten vor, ließ sie durch Soldaten der nächtlichen Schaarwache ablösen, und schenkte im Namen des Kaisers jedem Prätorianer je vierhundert Gulden (zweihundert acht und zwanzig Thlr.). Auch Tiber's Schreiben an den Senat war so abgefaßt, daß zuerst eine fremde Sache, dann ein geringer Tadel gegen Sejan, dann wieder etwas Anderes und erst ganz am Ende der Befehl zu seiner Verhaftung ausgesprochen war. Macro hätte bei der geringsten Bewegung zu Gunsten Sejan's den Schluß weglassen und dem Brief einen ganz anderen Zweck unterschieben können. Die Sache nahm einen guten Ausgang, Sejan wurde gleich nach der Verlesung des kaiserlichen Schreibens verhaftet, ohne daß sich jemand zu seinen Gunsten erhob. Seine Hinrichtung war zwar im Briefe des Kaisers aus Furcht vor einer Empörung der Garden nicht erwähnt worden, allein die Senatoren, welche Tiber's Willen sehr wohl verstanden, ließen dessen ungeachtet Sejan sogleich um-

bringen (31 n. Chr.) Auf Tiber's Befehl wurden nachher auch Sejan's unschuldige Kinder, alle seine übrigen Verwandten und selbst seine entfernten Bekannten hingerichtet. Anfangs gab man diesen Grausamkeiten den Anschein eines gerichtlichen Verfahrens, nachher aber dauerte die Sache dem Kaiser zu lange, er verordnete deshalb ein allgemeines Blutbad, und ließ ohne weitere Umstände alle, die als Sejan's Freunde gefänglich eingezogen waren, auf ein Mal hinrichten.

Seit dem Sturze Sejan's folgte eine Grausamkeit auf die andere. Mistrauen, Habgier und tiefe Verachtung der Menschen beherrschten die Seele des Kaisers, und seine Regierung ward immer mehr blos auf rohe Gewalt, das heißt auf Militärmacht, auf Furcht und Schrecken gegründet. Dabei blieb er, obgleich er über siebenzig Jahre alt war, dem Trunk und allen Lüsten ausgelassener Jünglinge ergeben. Als er endlich im acht und siebenzigsten Lebensjahr erkrankte und den Tod herannahen sah, suchte er seinen Zustand sorgfältig zu verbergen. Er stellte sich gesund und kräftig, hielt Jagden, und reiste in Campanien und am Gestade des Meeres umher, wie wenn er nach Rom zurückkehren wollte. Auf dieser Reise erkrankte er eines Tages ernstlich, und fiel in eine so tiefe Ohnmacht, daß man sie für Todesschlummer hielt. Macro und die ganze übrige Umgebung Tiber's huldigten hierauf sogleich dem Cajus Cäsar Caligula, einem Sohne des Germanicus, welcher der unzertrennliche Begleiter seines Großoheims, der Genosse seiner Lüste und der Diener seiner Launen gewesen, und von ihm durch Adoption zu seinem Nachfolger erklärt worden war. Kaum hatte der Hof den Caligula als Kaiser begrüßt, als plötzlich die Nachricht kam, Tiberius lebe noch und habe zu essen verlangt. Diese Nachricht verbreitete allgemeine Bestürzung. Cajus war verloren, wenn man nicht einen raschen Entschluß faßte; er gab daher, dem Gardehauptmann Macro, der sich in gleicher Gefahr befand, Gehör, und dieser ließ den alten Mann schnell durch aufgelegte Polstern ersticken (im März des Jahres 37).

Der neue Kaiser, Cajus Cäsar, welcher von 37 bis 41 regierte, war in Gallien unter den Soldaten geboren und erzogen worden, und hatte von diesen wegen der kleinen Soldatenstiefeln (caligae), die er als Knabe trug, den scherzhaften Beinamen

Caligula erhalten. Die Welt verlor durch Tiber's Sturz und Caligula's Erhebung mehr, als sie gewann; denn der Letztere besaß nicht nur die ganze Grausamkeit und Sinnlichkeit des Ersteren, sondern er war dabei auch noch ein völlig kraftloser und fast kindisch schwachköpfiger Mensch. Singen und Tanzen hatten abwechselnd mit dem Zuschauen bei Hinrichtungen und Folterungen bisher seine liebste Unterhaltung ausgemacht. Daraus hatten schon vor seiner Thronbesteigung alle Verständigen und Tiberius selbst das Schlimmste prophezeit, und Caligula erfüllte als Kaiser diese Voraussagungen nur zu bald. Tiber's Regierung hatte bei aller Grausamkeit, Willkür und Arglist eines vollendeten Tyrannen sich doch wenigstens durch monarchische Kraft, durch Consequenz und durch Ordnung in den Finanzen ausgezeichnet; mit Caligula's Thronbesteigung aber wiederholten sich nicht allein alle Übel der vorhergehenden Regierung, sondern es kam auch noch die Herrschaft der bloßen Laune hinzu, und das Schreckliche einer von der Persönlichkeit des Herrschers abhängenden Regierung zeigte sich unter Caligula auf eine um so drückendere Weise, als der neue Gewalthaber ein halb wahnsinniger Mensch war. Die ersten Wochen und Monate seiner Regierung waren freilich, wie der Anfang so vieler Regierungen, der vorigen ganz entgegengesetzt. Die Wirkungen, welche neue Verhältnisse auf ein schwaches Gemüth und einen schwachen Verstand zu haben pflegen, nämlich gute Vorsätze und ein schüchternes Zurückhalten von Argem und Maßlosem, zeigten sich auch bei ihm. Er stellte die von Tiberius eingeführten grausamen Maßregeln und Criminalunterſuchungen sogleich ab, ließ einige schlechten Beamten bestrafen, verjagte eine Anzahl Leute, die aus der herrschenden Sittenlosigkeit ein Gewerbe gemacht hatten, aus der Stadt, und wies einst die Anzeige von einer entdeckten Verschwörung mit der Erklärung zurück, daß er sich keiner ungerechten Handlung bewußt sei. Zwei Dinge zeigten jedoch der Welt gleich vom Beginn seiner Regierung an, daß der neue Regent schwerlich besser sein werde, als der vorige. Zuerst cassirte er Tiber's Testament, weil darin einem minderjährigen Enkel desselben die Theilnahme an der Regierung zugesprochen war. Dann verschwendete er für Schaugepränge, öffentliche Spiele und Speisungen des Volkes, der Ritter und des Senats unge-

heuere Summen, und vereitelte dadurch den einzigen Vortheil, welchen Tiber's Regierung dem Reiche gewährt hatte. Dieser war nämlich sehr sparsam gewesen, und hatte durch strenge Aufsicht über die Finanzen einen Staatsschatz von etwa zweihundert zwei und zwanzig Millionen Gulden (um hundert sechs und zwanzig Millionen Thaler) aufgehäuft. Caligula soll diese Summe in einem einzigen Jahre vergeudet haben. Die Wirkung der ungewohnten Stellung und Macht, die in Verbindung mit dem Gefühl seiner eigenen Schwäche ihn im Anfang schüchtern gemacht und mit guten Vorsätzen erfüllt hatte, konnte nicht lange dauern, da er weder in sich selbst einen Halt hatte, noch auch von außen her durch den Geist der Nation getragen und am Misbrauche der Gewalt gehindert wurde. Die Römer selbst, besonders die vornehmere Klasse derselben, bewiesen auch unter ihm, wie unter allen ähnlichen Kaisern, daß ein gesunkenes Volk seine von Natur schlechten Regenten noch weit schlechter macht, als diese von selbst geworden sein würden. Der elende Senat ließ es auch gegen ihn nicht an niederträchtigen Schmeicheleien fehlen, und einzelne Männer in Rom folgten diesem Beispiele sogar bis zu dem Grade, daß sie bei einer Krankheit Caligula's öffentlich das Gelübde thaten, im Fall seiner Wiederherstellung ihr eigenes Leben zum Opfer zu bringen.

Diese Krankheit, die sich Caligula im achten Monat seiner Regierung durch Ausschweifungen zugezogen hatte, steigerte seine Körper- und Geistesschwäche noch mehr, und er ward, je länger er regierte und je blinder man seinen unsinnigen Befehlen gehorchte, desto mehr seines Verstandes beraubt. Auf Wahnsinn und Gemüthsschwäche beruhende Eitelkeit und Grausamkeit, sowie Vergnügungssucht und Verschwendung bildeten seitdem den Charakter seiner Regierung. Er begann mit der Ermordung von Tiber's Enkel, und ließ nachher auch den Gardehauptmann Macro aus dem Wege räumen. Beides geschah aus Furcht und Politik; er ließ aber bald auch aus bloßer Laune Menschen ums Leben bringen. Hinrichtungen und Folterqualen mit anzusehen, war seine Lust, und er verband oft sogar Spott und Witz auf eine gräßliche Weise mit seinen Grausamkeiten. Als z. B. einst ein von Tiberius Verbannter auf die Frage, womit er seine Zeit zugebracht habe, antwortete, er habe beständig um Tiber's Tod gebetet, gab Cali-

gula den Befehl, alle Verbannten aufzusuchen und umzubringen. Einen Bürger, der an öfteren Anfällen von Wahnsinn litt, ließ er tödten, weil Aderlaß das beste Mittel gegen Wahnsinn sei. Manchmal ließ er Gefangene oder verurtheilte Verbrecher den für öffentliche Spiele bestimmten Thieren vorwerfen. Als einst eine Brücke, die er über eine Meerenge hatte erbauen lassen, in Gegenwart unzähliger Menschen eingeweiht wurde, gab er plötzlich den Befehl, alle Anwesenden ins Meer zu treiben.

Von seinen entsetzlichen Ausschweifungen und unsinnigen Einfällen sind uns eine Menge Erzählungen überliefert worden. Er gab sich bald für diesen, bald für jenen Gott aus, setzte Priester zu seinem Dienst ein, und ließ sich Tempel erbauen, in welchen ihm Opfer dargebracht wurden. „Gleichwie diejenigen, sagte er einst, welche Schafe und Ochsen zu hüten haben, weder Schafe noch Ochsen sind, sondern eine weit höhere Natur haben, so sind auch diejenigen, welche als Herrscher über die Menschen gesetzt sind, nicht Menschen wie die Anderen, sondern Götter." Er ergab sich den tollsten Lüsten, und ging in seiner Schwelgerei so weit, daß er dabei oft blos in zwecklosen Verschwendungen Genuß suchte, und z. B. einst für seine Tafel kostbare Perlen in einer Brühe auflösen ließ. Seinem Lieblingspferde, welches manchmal an seinen Tisch gebracht und mit vergoldetem Hafer gefüttert wurde, erbaute er einen Stall von Marmor und mit elfenbeinernen Krippen. Er ließ ganz zwecklos die oben erwähnte Brücke aufführen, welche von der campanischen Küste nach der Insel Bajä führte und eine Länge von anderthalb Stunden hatte. Bei der Einweihung derselben ward die ganze Umgegend eine Nacht hindurch erleuchtet, und Caligula brüstete sich dabei mit dem stolzen Worte, daß er das Meer in Land, die Nacht in Tag umgewandelt habe. Mit ebenso unnützer Verschwendung stellte er in Syrakus die ungeheueren zusammengefallenen Stadtmauern und Tempel wieder her, traf kostspielige Vorbereitungen zum Durchbrechen der Landenge von Korinth, beschloß auf der Höhe der Alpen eine Stadt zu gründen, und wollte sogar des Polykrates Königsburg auf Samos wieder aufbauen lassen. Um sich auch Kriegsruhm zu erwerben und zugleich in Gallien Erpressungen zu machen, zog er mit einem Heer in diese Provinz. Auf dem Marsche dahin

ließ er durch vorausgeschickte Boten den Einwohnern befehlen, die Landstraßen zu kehren und zu begießen, damit er nicht vom Staube leide. In Gallien hielt er zuerst eine große Musterung der Truppen, und gab sich durch die Entlassung von mehreren Befehlshabern den Schein, als wenn er auf strenge Kriegszucht halte. Dann zog er über den Rhein gegen die Germanen, kehrte aber nach wenigen Tagen zurück, ohne auch nur einen einzigen Feind gesehen zu haben. Hierauf ließ er in verschiedenen gallischen Städten angesehene Leute des Hochverraths anklagen, um sich ihres Vermögens bemächtigen zu können, und erpreßte noch auf manche andere Weise die zu seinen Verschwendungen nöthigen Gelder. In Lyon veranstaltete er die prachtvollsten Spiele und andere kostspieligen Lustbarkeiten. Zuletzt setzte er sich zu einem Kriegszug gegen die Britten in Marsch. An der Südküste des Kanals stellte er die Truppen in Schlachtordnung auf, und befahl ihnen dann, die ausgeworfenen Seemuscheln als einen Tribut des besiegten Weltmeeres einzusammeln. Triumphirend kehrte er nach Rom zurück, und eine Anzahl besonders großer Gallier, die er zu diesem Zweck hatte aussuchen und nach der Art der Deutschen kleiden lassen, mußten ihm beim Einzug in die Stadt als gefangene Deutsche dienen.

Alle diese Willkürlichkeiten und Grausamkeiten eines wahnsinnigen Regenten würden nur vorübergehend geschadet haben, hätten nicht Caligula und seine Diener sie unglücklicher Weise mit der Reichsverwaltung selbst in Verbindung gebracht. Die Folge davon war, daß die Soldaten und der Pöbel sich an kaiserliche Verschwendungen und Ausschweifungen gewöhnten, und daß Caligula's Nachfolger das von ihm gegebene Beispiel leichter nachahmen konnten und zum Theil auch wirklich nachahmten. Er mordete, um damit anzufangen, nicht blos aus Grausamkeit, sondern auch weil das Vermögen der Hingerichteten ihm anheimfiel, und sagte daher einst, als die Hinterlassenschaft eines derselben weit geringer gefunden wurde, als er vermuthet hatte: „Der hat mich betrogen, er hätte leben bleiben können.“ Er entzog ferner den mit dem Tode Bedrohten das letzte Mittel, ihren Nachkömmen ihr Vermögen zu sichern; er hob nämlich die gesetzliche Bestimmung auf, daß man durch Selbstmord die Einziehung des Vermögens ver-

hindern könne, und die späteren Regenten hüteten sich wohl, der Familie eines Selbstmörders dieses unglückliche Privilegium zurückzugeben. Er ließ außerdem nicht blos Verkaufungen halten, bei denen er selbst zugegen war und den reichen Leuten die Waaren zu ungeheuren Preisen aufdrang, sondern er forderte auch an den Tagen, wo in Rom Bekannte einander Geschenke zu geben pflegten, kostbare Gaben für sich. Als er durch seine mit toller Verschwendung gehaltenen Spiele die Staatskasse erschöpft hatte, zwang er Privatleute, dieselben auf ihre Kosten zu halten. Die Reichen nöthigte er, ihm in ihren Testamenten bedeutende Vermächtnisse zu hinterlassen, wenn sie nicht ihre Anverwandten ins Verderben stürzen wollten. Er bediente sich des Scheins gerechter Strenge, um die Pächter und Unternehmer öffentlicher Bauten um Hab und Gut zu bringen. Es zeigte sich bei dieser, wie bei anderen Gelegenheiten, daß auch die grausamsten Tyrannen nicht blos leicht Menschen finden, die sich zu ihren Werkzeugen gebrauchen lassen, sondern auch solche, die es ihnen an Schlechtigkeit zuvorthun. Der rasende Wütherich sprach aus Habsucht und Raubgier aller Rücksicht auf Anstand und Ehre bis zu dem Grade Hohn, daß er in seinem eigenen Palast sowohl mit den schändlichsten Lüsten ein öffentliches Gewerbe trieb, als auch eine Spielbank errichtete und dabei sogar die gemeinen Kunstgriffe eines falschen Spielers übte. Diese Frevel und ihre Wirkungen blieben freilich auf seine eigene Lebenszeit beschränkt; er dachte sich aber außerdem systematische Erpressungen aus, welche zu einträglich und bequem waren, als daß sie nicht bei seinen Nachfolgern hätten Beifall finden sollen, wenn auch einige derselben von ihnen wieder abgeschafft wurden. Er besteuerte z. B. alle Lebensmittel, erhob von jedem Proceß im ganzen Reiche den vierzigsten Theil der streitigen Summe, zwang die Lastträger, den achten Theil ihres täglichen Verdienstes zu zahlen, ließ sich von jedem Kauf und Verkauf den vierzigsten Pfennig zahlen, legte auf jede Ehe, die geschlossen ward, eine Abgabe u. dgl. m.

Merkwürdiger, als alle grausamen Tollheiten und Willkürlichkeiten Caligula's, und für den moralischen Zustand seiner Zeitgenossen bezeichnend ist der Umstand, daß dieser Wahnsinnige vier Jahre lang über die römische Welt herrschen durfte, und daß sich

auch dann noch niemand gegen ihn erhoben haben würde, wenn er nicht in seinem Wahnsinn zuletzt sogar die Diener seiner Gewalt für ihr Leben besorgt gemacht hätte. Diese waren es, welche eine Verschwörung gegen ihn anstifteten, an der die angesehensten Männer vom Hofe Theil nahmen. Sie bedienten sich zur Ausführung der Garde-Officiere Chärea und Sabinus und einiger anderen Männer von geringerem Range, welche Caligula lange als Henkersknechte gebraucht und dann an ihrer Ehre gekränkt hatte. Die eigentlichen Verschworenen hielten sich kluger Weise im Hintergrund, und kamen daher auch nach der Ermordung des Kaisers ungestraft davon, während die Letzteren ihre That mit dem Leben büßen mußten; es wurden sogar Unschuldige, die der Zufall der erbitterten Garde des Tyrannen entgegenführte, von dieser erschlagen. Chärea und seine Genossen tödteten den Kaiser eines Abends in seinen Gemächern (Januar 41). Bei der Nachricht von seinem Tode zog die deutsche Garde, die ihn wegen seiner Verschwendungen sehr liebte, sogleich in den Palast, und hieb aus Zorn alles, was ihr begegnete, nieder. Der Senat versammelte sich schnell auf dem Capitol, und faßte den Beschluß, die Mörder zu belohnen und die Republik wieder herzustellen. Allein die Prätorianer vereitelten diese Absicht, und boten dem Oheim Caligula's, Tiberius Claudius Cäsar, die Kaiserwürde an. Dieser hatte sich beim Morde seines Neffen aus Furcht versteckt, ward aber von den Soldaten hervorgezogen, als Kaiser begrüßt und zitternd in ihr Lager getragen. Er weigerte sich anfangs die Herrschaft zu übernehmen; als jedoch seine Freunde ihm Muth machten, besann er sich eines Andern, und versprach den Garden und allen übrigen Soldaten ein bedeutendes Geschenk zu geben, wenn sie ihn auf den Thron erheben und im Besitze desselben schützen wollten. Da auch das an Spiele und Austheilungen gewöhnte Volk laut einen neuen Monarchen verlangte, so wagte der Senat keinen Widerstand, und erkannte den durch die Soldaten eingesetzten neuen Kaiser schon drei Tage nach Caligula's Tod an. Die Summe, für welche das Reich an Claudius verkauft worden war, betrug nach der geringsten Angabe zwölfhundert Gulden oder sechs hundert und achtzig Thaler für jeden einzelnen Soldaten. Diese Schenkung hatte die schlimmsten Folgen für das

Reich; denn ſie wirkte als höchſt ſchädliches Beiſpiel auf die folgenden Zeiten, und faſt kein Kaiſer beſtieg ſeit Claudius den Thron, der nicht die Schatzkammer des Staats durch ein Thronbeſteigungsgeſchenk an die Soldaten erſchöpfte.

Der Kaiſer Claudius, welcher von 41 bis 54 regierte, war ein Bruder des Germanicus, und hatte bei Caligula's Tode bereits ein Alter von fünfzig Jahren erreicht. Von jeher blödſinnig und willensſchwach, war er immer nur als ein Unmündiger behandelt worden, und hatte ſich durch gar keinen Vorzug ausgezeichnet, ausgenommen durch eine für das praktiſche Leben ganz unnütze große Gelehrſamkeit in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache und in den Alterthümern. Auch ſeine Regierung begann, wie die des Caligula, mit ſcheinbar guten Ausſichten. Es wurden alle Grauſamkeiten und Willkürlichkeiten des ſeitherigen Regenten misbilligt, die von demſelben neu eingeführten Auflagen abgeſchafft, alle Geſchenke und übertriebenen Ehrenbezeugungen verbeten, die Verbannten zurückgerufen, die Anklage wegen der beleidigten Majeſtät unterſagt, und die Vermächtniſſe für den Regenten verboten. Dies Alles geſchah aber nur für den Augenblick, und ſchon im erſten Jahre vereinigte Claudius Regierung alle Übel der Herrſchaft eines grauſamen Blödſinnigen mit der Härte einer militäriſchen Despotie, mit den Kabalen einer Weiberherrſchaft und mit den Willkürlichkeiten eines Kabinets, das von Leuten ohne Würde, ohne Geburt und ohne Grundſätze geleitet ward. Die Militärherrſchaft offenbarte ſich gleich anfangs in der Art, wie Claudius auf den Thron gelangte, und blieb in der ganzen folgenden Zeit ſeiner Regierung das Mittel, durch welches er ſich gegen den Haß des Volkes und des Senats behauptete. Die Herrſchaft der Weiber und die auf dem Einfluß von Freigelaſſenen beruhende Kabinets-Regierung entſprang aus dem natürlichen Grunde, daß Claudius ſchwach von Verſtand war, und von jeher der Leitung durch Andere nicht hatte entbehren können. Zwei Gemahlinnen des Kaiſers und einige Freigelaſſene waren daher die eigentlichen Regenten des römiſchen Reichs. Sie hatten bei ihrer Regierung ein leichtes Spiel; ſie benutzten ſeine Verſtandes- und Gemüthsſchwäche, machten ihn ängſtlich, und gewöhnten ihn an Grauſamkeiten. Er ward ein völlig willenloſes Werkzeug in der Hand ſeiner Umgebung, und

konnte um so leichter zu Allem gebracht werden, da ihm auch als Kaiser seine gelehrten Studien die wichtigste Angelegenheit blieben, und er wegen seines von Natur schwachen und mit unnützen Dingen angehäuften Gedächtnisses so zerstreut war, daß er nicht selten Männer, die auf seinen Befehl hingerichtet worden waren, am nächsten Tage zum Essen einladen ließ.

Seine Freigelassenen bemächtigten sich der Leitung des Staates, und führten eine Art von Vezierat oder eine Regierungsform ein, welche, mit Ausnahme einiger schwachen Spuren unter Sulla (s. Th. III. S. 564) und unter Caligula, den Römern bisher ganz unbekannt geblieben war, von Claudius Zeit an aber sich öfters wiederholte. Damit hing denn auch die Entstehung eines förmlichen Hofwesens im orientalischen Sinne zusammen, welches schon damals herrschend geblieben sein würde und der ganzen Regierung des römischen Reiches schon früh ein orientalisches Ansehen verliehen hätte, wenn nicht von Zeit zu Zeit durch einzelne Regenten die eingeführte Hofordnung und Etikette wieder abgeschafft und die republikanischen Formen zurückgerufen worden wären. Unter Augustus war noch gar nichts von dieser Art zu finden gewesen, im Gegentheil, manche von seinen Großen gaben weit mehr, als er, ihren Häusern das Ansehen förmlicher Hofhaltungen, und demüthigten ihre Clienten durch Formen. Tiberius, obgleich er sehr unzugänglich war, änderte in dieser Rücksicht wenig. Dagegen begann schon unter Caligula der Hof ein orientalisches Ansehen zu erhalten, unter Claudius und seinem nächsten Nachfolger aber erscheint zuerst eine förmliche Hofordnung, welche nach und nach ganz systematisch eingerichtet wurde. Seitdem finden wir z. B. Kammerherrn, welche auf die Handhabung der Etikette zu sehen hatten, und niemand zum Regenten ließen, der nicht entweder einen gewissen Rang hatte oder von ihnen begünstigt ward. Auch wurde damals am Hof eine äußere Auszeichnung gebräuchlich, die ganz mit unseren Orden zu vergleichen ist. Sie bestand in einem mit dem Bilde des Kaisers versehenen Fingerring; die Kammerherrn achteten sehr genau darauf, daß nur die dazu Berechtigten diese Auszeichnung trügen, und jeder, der es ohne besondere Erlaubniß that, wurde schwer bestraft.

Von den Freigelassenen, welche unter Claudius das Reich regierten, waren drei vorzugsweise bedeutend, Polybius, Pallas und Narcissus. Der Letztere war des Kaisers Kabinetssekretär, Pallas leitete das Finanzwesen, Polybius aber befaßte sich nicht unmittelbar mit der Verwaltung, sondern er nahm nur beständig an den gelehrten Beschäftigungen des Kaisers Theil, machte sich ihm dadurch unentbehrlich, und benutzte dieses Verhältniß, um einen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten auszuüben. Die Hauptperson am Hofe war jedoch weder Polybius, noch Narcissus und Pallas, sondern die Gemahlin des Kaisers, Messalina. Jene waren im Grunde blos die Werkzeuge dieses Weibes, dessen Namen zur schmähenden Bezeichnung der verworfensten weiblichen Geschöpfe gebräuchlich geworden ist; sie bedienten sich ihres Einflusses hauptsächlich nur, um sich dadurch, daß sie der Kaiserin zur Erreichung ihrer Zwecke behülflich waren, Reichthum und Genüsse zu verschaffen. Messalina selbst ward nicht sowohl von Herrschsucht, als vielmehr von ihren ungezügelten Lüsten geleitet. Sie kannte bei ihren Ausschweifungen nicht die mindeste Rücksicht, verkaufte, um Geld dazu zu erhalten, Ämter und Begnadigungen, verfolgte jeden, der ihr dabei im Wege stand, und stürzte alle die Männer, deren Güter sie einzuziehen wünschte, oder deren Lebensweise einen Gegensatz gegen die ihrige bildete. Sie erlangte von ihrem schwachen Gemahle die Einwilligung zu ihren Grausamkeiten hauptsächlich dadurch, daß sie ihn durch plötzlichen Schrecken ängstigte. Ihr Treiben und das Beispiel des Hofes überhaupt wirkten furchtbar auf die öffentlichen Sitten ein. Der Zustand, in welchem sich die römische Welt unter der Herrschaft des schamlosesten Weibes und der verworfensten Freigelassenen befand, bietet nur den einzigen erfreulichen Anblick dar, daß mitten in der allgemeinen Verdorbenheit mehrere Männer und eine Frau auftraten, die einer besseren und selbst der besten Zeit würdig waren: eine wohlthuende Erscheinung in einem Zeitalter, wo Tugend und Charakterkraft ganz aus Rom verschwunden zu sein schienen. Unter diesen wenigen edeln Menschen zeichneten sich durch wahre Seelengröße im Unglück vor allen Andern Appius Silanus, Arria und Valerius Asiaticus aus. Appius Silanus war mit Messalina's Mutter vermählt, und

hatte das Unglück, der Kaiserin zu gefallen und ihre wollüstige Leidenschaft zu erwecken. Sie machte ihm einen blutschänderischen Antrag, er hatte aber Muth genug, ihr seinen Abscheu offen auszusprechen. Messalina ängstigte hierauf in Verbindung mit Narcissus ihren Gemahl durch vorgebliche Traumgesichte, welche vor Silanus als dem künftigen Mörder des Kaisers gewarnt haben sollten, und der erschreckte alte Mann ließ den Unglücklichen sogleich hinrichten. Arria war die Gemahlin des Cäcina Pätus, der als Theilnehmer an einer Verschwörung zum Tode verurtheilt wurde. Sie war entschlossen, mit ihrem Gemahl zu sterben, und ihn durch ihr Beispiel zu ermuthigen. Als Pätus zagte, durchbohrte sie sich vor seinen Augen, und reichte ihm dann den Dolch mit den Worten dar: „Pätus, es schmerzt nicht!" Valerius Asiaticus, einer der wackersten Männer der ganzen Kaiserzeit, wurde von Messalina nur deßhalb dem Tode geweiht, weil er sehr reich war und die schönen Gärten des Lucullus besaß, welche die Kaiserin zu erhalten wünschte. Sie ließ ihn hochverrätherischer Absichten beschuldigen, worauf er vor dem Kaiser selbst und in Gegenwart seiner verabscheuungswürdigen Feindin verhört ward. Er zeigte sich bei dieser Gelegenheit so edel und männlich, daß seine Worte sogar auf den einfältigen Claudius und auf die unmenschliche Messalina einen tiefen Eindruck machten, und daß die Letztere sich bewogen fand, das Zimmer zu verlassen. Dies konnte ihn aber nicht vom Tode erretten; denn der Kaiser ward durch die Leute seiner Umgebung zu dem fortgerissen, was ihre Gebieterin wünschte. Valerius ging mit echt römischer Standhaftigkeit in den Tod.

Sowie sich in einzelnen Charakteren noch Spuren des alten römischen Sinnes zeigten, so behaupteten die Heere an allen Grenzen noch die alte Überlegenheit, und der kriegerische Muth der Vorfahren, der in Rom selbst erstorben war, lebte noch in der Seele der Soldaten, die das Reich gegen die äußeren Feinde vertheidigten. Parther und Armenier mußten von Rom Befehle annehmen, Mauritanien wurde nach einem blutigen Kampfe zur Provinz gemacht, in Britannien faßte die römische Herrschaft zu Claudius Zeit festen Fuß, und der Kaiser selbst ging auf sechszehn Tage nach dieser Insel, um den Ruhm, den einer seiner Generale

dort errungen hatte, für sich einzuernten und nach seiner Rückkehr einen Triumph zu feiern. Auch die öffentlichen Bauwerke, welche unter seiner Regierung ausgeführt wurden, hatten den Charakter römischer Größe. Besonders haben zwei Unternehmungen, welche Claudius machen ließ, seine Regierung bei den Nachkommen verherrlicht, die Ausgrabung und Befestigung des Hafens von Ostia und die Ableitung des Fuciner Sees oder des heutigen Lago di Celano. Den an der Tiber-Mündung gelegenen Hafen von Ostia hatte schon Julius Cäsar gegen die unaufhörliche Versandung schützen und im Interesse der Stadt Rom größeren Schiffen zugänglich machen wollen, er hatte aber sein Vorhaben der Kosten wegen wieder aufgeben müssen. Claudius ließ einen ganz neuen Hafen graben, ihn durch ungeheure Dämme, die weit in das Meer hinein gingen, gegen Verschlämmung und gegen die Winde schützen, und außerdem noch einen hohen Leuchtthurm nach dem Muster des Pharus von Alexandria (s. Th. III. S. 48) erbauen. Diese Unternehmung war sehr nützlich; dagegen stand der Vortheil, den der Ableitungs-Kanal des Fuciner Sees gewährte, durchaus in keinem Verhältnisse zu den aufgewendeten Kosten. Um das Wasser dieses Sees, des größten in der ganzen südlichen Hälfte von Italien, abzuleiten und dadurch eine bedeutende Strecke Ackerland zu gewinnen, ließ Claudius durch dreißig tausend Menschen elf Jahre lang einen Canal graben, welcher über eine Stunde weit durch einen Berg gehauen werden mußte. Der Hauptnutzen dieser riesenmäßigen Arbeit, deren Vollendung durch ein Seetreffen gefeiert wurde, in welchem mehrere tausend Menschen das Leben verloren, bestand darin, daß die Überschwemmung, mit der das benachbarte Land durch die immer wachsende Wassermasse eines Sees ohne Abfluß bedroht war, auf einige Zeit gehindert, eine Strecke Ackerland gewonnen, und Dörfer, die fast schon vernichtet waren, gerettet wurden. Man hat daher in neuerer Zeit oft daran gedacht, diesen sogenannten Emissarius des Claudius zu erneuern.

Während Claudius die Schätze des Reiches für großartige Bauunternehmungen vergeudete, hing Messalina ihren Lüsten nach, und mordete in Verbindung mit den Freigelassenen Hunderte von Menschen. Endlich bewirkte sie auch die Hinrichtung des Polybius,

und die Leichtigkeit, mit der sie den vertrauten Studiengenossen ihres Gemahles gestürzt hatte, machte den beiden anderen Freigelassenen, welche bisher die Herrschaft über Claudius mit ihr getheilt hatten, vor einem ähnlichen Schicksal bange. Diese suchten ihr daher zuvorzukommen, und erhielten von ihr selbst die beste Gelegenheit, das schon so oft bei Claudius angewendete Mittel, die Erregung der Angst des Tyrannen, gegen sie zu gebrauchen. Messalina begnügte sich nämlich zuletzt nicht mehr, die Verachtung alles Anstandes so weit zu treiben, daß sie gleich niedrigen Dirnen öffentlich der gemeinsten Lust fröhnte, sondern sie kam endlich auch, während Claudius längere Zeit von Rom abwesend war, auf den Gedanken, sich mit dem damals von ihr begünstigten Cajus Silius förmlich zu vermählen. Silius wagte nicht, sich dem Begehren der Kaiserin zu widersetzen, weil er das Schicksal aller derer kannte, welche früher die schmutzige Gunst des schamlosen Weibes verschmäht hatten, und Messalina war leichtsinnig und frech genug, die Vermählung öffentlich und in Gegenwart des Senats, der Beamten und Priester zu feiern. Claudius würde dessen ungeachtet von diesem traurigen Possenspiel und von den damit verbundenen Festen nichts erfahren haben, wenn nicht Narcissus und Pallas die Gelegenheit begierig ergriffen hätten, um sich der Messalina zu entledigen. Sie zeigten dem Kaiser die Sache an, stellten sie als ein auf seinen Sturz abzielendes Unternehmen dar, und erpreßten von ihm durch künstlich erregten Schrecken den Befehl zur Hinrichtung seiner Gemahlin und ihres Buhlen. Diesen Befehl ließen sie dann sogleich vollziehen (48 n. Chr.). Als ein Beweis des Stumpfsinnes und der Zerstreutheit des Claudius wird erzählt, daß er wenige Tage nachher beim Abendessen gefragt habe, warum Messalina nicht zu Tische komme. Übrigens hinterließ Messalina ihrem Gemahle zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter.

Eine Gemahlin konnte der schwache Mann nicht entbehren, weil er zu sehr gewohnt war, sich blindlings von einem Weibe leiten zu lassen; es kam daher nur darauf an, daß die Freigelassenen darüber einig waren, wen sie zur neuen Gemahlin des Kaisers bestimmen wollten. Ihre Uneinigkeit machte es einer zweiten Messalina möglich, sich dem Claudius als Gemahlin auf-

zudrängen, obgleich die Freigelaſſenen, weil ſie den Charakter derſelben fürchteten, ſich die größte Mühe gaben, dem Kaiſer vor einer Frau bange zu machen, die ihm einen Sohn erſter Ehe mit ins Haus bringen würde. Dieſe neue Gemahlin des Claudius war Agrippina, die Tochter ſeines Bruders Germanicus. Stolz und Herrſchſucht bildeten die Hauptzüge ihres Charakters und leiteten alle ihre Schritte. Sie zeigte bald öffentlich, daß ſie es auf eine ganz andere Art von Herrſchaft abgeſehen habe, als vorher Meſſalina; denn ſie nahm einſt bei einem Siegesfeſt im Angeſicht des ganzen Volkes ihren Sitz neben dem Kaiſer, ließ ſich von den vorgeführten gefangenen Fürſten ebenſo wie den Kaiſer begrüßen, und gab den Römern das unerhörte und ihren nationalen Vorſtellungen völlig widerſtreitende Schauſpiel, daß ein Weib den Kriegsruhm und die Ehre der Nation repräſentirte. Agrippina richtete vom erſten Augenblick ihrer Vermählung an ihr ganzes Bemühen dahin, ihrem Sohn aus erſter Ehe, Nero, den kaiſerlichen Thron zu verſchaffen. Zu dieſem Zwecke ſuchte ſie den Sohn des Claudius, Britannicus, zu verdrängen und eine Vermählung zwiſchen ihrem eigenen Sohn und der Tochter des Kaiſers, Octavia, zu Stande zu bringen. Sie erreichte ihre Abſichten mit Hülfe des Burrus und des berühmten Philoſophen Seneca. Der Erſte ward durch ihre Verwendung zum Befehlshaber der Prätorianer ernannt, und leiſtete ihr in dieſer Stellung die beſten Dienſte; den Letzteren, der von Claudius früher nach Corſika verbannt worden war, ließ ſie zurückrufen und mit der Prätur bekleiden. Beiden Männern übertrug ſie außerdem die Erziehung ihres Sohnes, der bei ihrer Vermählung mit Claudius ein Alter von elf Jahren hatte. Octavia war zwar ſchon mit einem jungen Manne verlobt, dieſer wurde aber von den Helfershelfern der Agrippina mit Verläumdungen verfolgt, und nahm ſich, da er ſeinen Untergang vorausſah, ſelbſt das Leben. Bald nachher ward Nero von Claudius an Kindes Statt angenommen und mit Octavia verlobt, Britannicus aber von der erſten Stelle am Hof auf die zweite zurückgeſetzt. Agrippina kannte, ſobald Octavia mit Nero vermählt worden war (53), in ihrem Stolze keine Grenzen mehr, und ließ alle diejenigen, die ihrer Herrſchſucht entgegenſtanden oder ihre Habgier

reizten, aus dem Wege räumen. Narcissus allein behauptete seinen alten Einfluß auf den Kaiser, weil er sich stellte, als wenn er die Kinder der Messalina gegen die Tücke der Stiefmutter zu schützen suche. Agrippina fürchtete nicht mit Unrecht, daß man den blödsinnigen alten Mann heute oder morgen ebenso gut zu ihrer Hinrichtung bewegen könne, wie man ihn zur Hinrichtung der Messalina bewogen hatte, sie hoffte überdies unter dem Namen ihres Sohnes freier und unumschränkter herrschen zu können. Sie beschloß deshalb, dem schwachen Kaiser und seinem Günstlinge zuvorzukommen. Claudius ward mit Hülfe einer Giftmischerin aus der Welt geschafft, und gleich nachher auch Narcissus getödtet. Sobald der Kaiser ermordet war, ließ Agrippina den Britannicus und seine Schwester im Palast festhalten und sorgfältig bewachen; Nero aber ward von Burrus in das prätorianische Lager geführt, und erkaufte sich hier den Thron mit derselben Summe, welche einst Claudius gegeben hatte, und die von jetzt an gewissermaßen Taxe wurde.

Nero beherrschte das römische Reich von 54 bis 68. Sein Vater, Cnäus Domitius Ahenobarbus, war durch Verschwendung, Wollust und Grausamkeit berüchtigt gewesen, seine Mutter aber vereinigte in sich alle Laster, deren ein Weib fähig ist; schon Nero's Herkunft ließ also nichts Gutes erwarten, und sein eigener Vater hatte einst laut gesagt, aus seiner Ehe könne nur ein Ungeheuer entspringen. Dazu kam noch, daß Nero als Knabe ohne alle Leitung aufgewachsen war und bis zu seinem zwölften Jahre nur einen Tänzer und einen Barbier zu Aufsehern und Begleitern gehabt hatte. Zwar übernahm von dieser Zeit an der Philosoph Seneca die Leitung seiner Erziehung; allein da Nero schon in seinem siebenzehnten Lebensjahre unumschränkter Herrscher wurde, und Seneca zugleich mit Staatsgeschäften überhäuft, in Studien verloren und unablässig mit dem Erwerb großer Reichthümer beschäftigt war, so vermochte dieser weder die früheren Eindrücke zu vertilgen, noch kann es ihm schuld gegeben werden, daß Nero als Kaiser nur der Leidenschaft Gehör gab. Die mangelhafte Erziehung des neuen Herrschers zeigte sich gleich bei seiner ersten Rede im Senat. Diese war nämlich von Seneca verfaßt und von Nero auswendig gelernt worden, und mußte mit ihrer

im Munde des Letzteren lächerlichen Künſtlichkeit und Philoſophie um ſo mehr auffallen, als im Alterthum alles, was wir ſchriftlich verhandeln, mündlich abgethan wurde, und bisher alle Leiter des Staates, ſogar der blödſinnige Claudius, ihre Vorträge ſelbſt ausgearbeitet hatten. Es fehlte dem jungen Regenten zwar nicht an Bildung, er hatte aber gerade die rechte nicht erhalten. Sein lebhafter Geiſt hatte die Dialektik und Rhetorik verſchmäht, und ſich anderen Dingen zugewendet. Er verſtand ſich auf das Malen, Bildſchnitzen, Singen, Reiten und Fahren nicht ſchlecht, und zeigte auch im Verſemachen, daß er Schulbildung erhalten hatte; aber er hatte ſich gerade dasjenige nicht angeeignet, was in Griechenland und Rom für einen Staatsmann das Unentbehrlichſte war.

Der Anfang ſeiner Regierung war gut, und kann, gleich dem erſten Auftreten ſeiner drei Vorgänger, als Beweis dienen, wie wenig Werth man auf die erſten Regierungshandlungen der meiſten Regenten legen darf. Nero ſchaffte viele Misbräuche und Unordnungen ab, verringerte die Abgaben, wies eine Dankbezeugung des Senats mit der Erklärung zurück, er wolle ſie erſt zu verdienen ſuchen, und ſagte einſt bei der Unterzeichnung eines Todesurtheils: „Hätte ich doch nie ſchreiben gelernt!“ Wer nur eine oberflächliche Kenntniß der menſchlichen Natur beſitzt, der wird es unerklärlich finden, daß dieſer ſchöne Anfang einen vollkommenen Gegenſatz gegen das ganze nachherige Verfahren Nero's bildet; wer aber Urtheil und Erfahrung hat, und daher bei der Betrachtung der Dinge ſich nicht durch einzelne Handlungen und durch den äußeren Schein täuſchen läßt, ſondern das ganze Weſen und den inneren Kern des Menſchen ins Auge faßt, der wird nicht im mindeſten überraſcht ſein, daß ein von Geburt aus jeder beſſeren Beſtrebung unfähiger Wütherich ſeine Regierung mit ſchönen Worten und milden Handlungen beginnen konnte. Der fürchterliche Tyrann, der ſchon im ſiebenzehnten Jahre ſeines Lebens die Herrſchaft über die Welt erhielt, gab nur zu bald ſeinen wahren Charakter zu erkennen. Die erſten fünf Jahre ſeiner Regierung waren noch erträglich und im Vergleich mit den ſpäteren ſogar gut, weil Seneca und Burrus, die ſich auf die Leitung eines jungen Regenten und ſeines Hofes vortrefflich verſtanden, Einfluß auf ihn behielten. Seine Mutter hatte geglaubt,

daß sie durch ihren Sohn herrschen könne, sie sah sich aber bald bitter getäuscht; denn weder durften jene zwei Männer dies zulassen, noch war der junge Kaiser selbst im mindesten geneigt, die Herrschaft mit seiner Mutter zu theilen. Als die herrschsüchtige Agrippina nicht undeutlich merken ließ, daß sie den Britannicus hervorziehen könne, beschloß Nero sogleich den Tod seines Nebenbuhlers. Der unglückliche junge Mann ward an der kaiserlichen Tafel, vor den Augen Nero's und seiner Gäste vergiftet, und das Gift wirkte so schnell, daß er, gleich nachdem er es gekostet, todt niedersank (55). Von diesem Augenblicke an war für Agrippina an keinen Einfluß mehr zu denken; im Gegentheil, sie mußte sogar den Palast räumen, und verlor die besondere Garde, welche sie bis dahin hatte beibehalten dürfen. Ihr Stolz wurde dadurch so empfindlich gekränkt, ihr Zorn so sehr gereizt, daß Nero glaubte, nur ihr Tod könne seine Regierung sichern. Burrus und Seneca bebten vor der Mordthat zurück, und der Erstere verweigerte die Hülfe der Garde zu ihrer Ausführung; allein Annicetus, einer von den Freigelassenen, welche Nero's Vertrauen besaßen, bot sich zum Werkzeug an. Da Agrippina gegen Gift auf ihrer Hut war und offenbare Gewalt in der Hauptstadt nicht gegen sie angewendet werden konnte, so nahm man seine Zuflucht zur List und Heuchelei. Agrippina ward unter dem Vorwand einer Aussöhnung mit ihrem Sohne zu einem Feste nach der campanischen Stadt Bajä gelockt, dort mit erheuchelter Freundlichkeit behandelt und, als sie nach ihrem Landhaus zurückkehren wollte, auf ein Schiff geführt, welches so eingerichtet war, daß es auf ein gegebenes Zeichen plötzlich zusammenbrechen und untersinken mußte. Der Plan mislang, und Agrippina rettete sich ans Land; Nero ließ sie aber gleich nachher durch Annicetus auf eine grausenhafte Weise ermorden (59). Die unglückliche Octavia hätte, auch wenn die Vermählung mit ihr nicht eine blos politische Heirath gewesen wäre, nach der Ermordung ihres Bruders und der eigenen Mutter des Kaisers schwerlich mit ihm verbunden bleiben können; sie hatte aber längst in der eben so schönen, als ausschweifenden Poppäa Sabina eine Nebenbuhlerin erhalten, welche selbst öffentlichen Dirnen an Frechheit nichts nachgab. Diese ruhte nicht eher, als bis Octavia zuerst vielfach gekränkt, dann mit den schimpflichsten

und unwahrscheinlichsten Anklagen verfolgt und endlich auf Nero's Befehl hingerichtet ward.

Nach solchen Gräuelthaten gegen seine eigene Familie konnte Nero kein Bedenken mehr haben, sich jede Willkür und Grausamkeit gegen seine Unterthanen zu erlauben. Eine Zeit lang stand ihm dabei auch Burrus, ein ebenso gewandter Hofmann als kräftiger Soldat, entgegen, und es ist daher nicht ganz unwahrscheinlich, daß, wie Einige behauptet haben, auch dieser Mann auf Nero's Befehl aus dem Wege geräumt wurde (63). Seneca verlor nach Burrus Tode allen Einfluß, er mußte sich bald vom Hofe zurückziehen, und der kaiserliche Jüngling, der schon in der letzten Zeit den grausamsten Unfug getrieben hatte, ward seitdem völlig die Beute seiner Thorheiten und Laster und das Spielzeug des Abschaums der verdorbenen römischen Welt. Die wichtigsten von diesen Leitern und Theilnehmern der Verbrechen Nero's waren zuerst Tigellinus und Fenius Rufus, welche Nero an Burrus Stelle zu Obersten der Prätorianer ernannte, und von denen es zweifelhaft ist, wer von ihnen der finsterste, härteste und grausamste Diener des Tyrannen war. Der Letztere ließ sich später in eine Verschwörung ein, und mußte sein Verbrechen mit dem Leben büßen. Der Freigelassene Nymphidius, der an seine Stelle gesetzt wurde, war in jeder Beziehung ein würdiger College des Tigellinus. Endlich spielte, außer dem Annicetus und den ihm ganz ähnlichen Freigelassenen Polyklet und Helius, noch der Gelehrte und Schriftsteller Petronius Arbiter eine Hauptrolle an Nero's Hofe. Er war gleichsam der Hofmarschall und Maitre de Plaisirs des Kaisers, erfand und leitete in Verbindung mit Tigellinus die Vergnügungen, Feste, Gastmähler und Lustreisen für Nero und seine Umgebung, und wußte das tollste und ausschweifendste Leben dadurch gewissermaßen zu veredeln, daß er es mit einer Philosophie, die dem Aristipp (siehe Th. II. S. 271 u. 275 f.) Ehre gemacht hätte, in Verbindung brachte, die Lüste durch Witz, den Scherz durch Ernst würzte, und die Grundsätze eines Diogenes (s. Th. II. S. 269) mit den Sitten und Schwelgereien großer Städte verknüpfte. Übrigens hat uns dieser Lehrmeister Nero's in der Verschwendung und Ausschweifung eine Schrift hinterlassen, in welcher das Leben

und die Grundsätze jener Zeit mit Geist und Wahrheit gezeichnet sind.

Nero war willkürlich, grausam und ausschweifend, wie die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger; der Haupt-Charakterzug aber, durch welchen er sich von den anderen römischen Kaisern unterschied, bestand in einer bis ins Kindische gehenden Eitelkeit. Er strebte danach, für einen großen Dichter, Musiker und Wettfahrer zu gelten, und gab sich alle erdenkliche Mühe, diesen Ruhm zu erlangen. Er ließ sich dadurch sogar hinreißen, öffentlich als Citherspieler, Sänger und Wettfahrer aufzutreten, und dabei alle jene Künste anzuwenden, durch welche die Musiker, Sänger und Schauspieler sich einen größeren Erfolg zu verschaffen suchten. Dies würde selbst unter uns bei einem Regenten empörend sein, nach römischen Begriffen war es aber noch weit anstößiger, weil in Rom die Klasse der öffentlich auftretenden Künstler von jeher tief verachtet und den gemeinen Gauklern und Marktschreiern gleichgestellt wurde. In welch hohem Grade die bereits so sehr entartete römische Welt unter Nero und durch ihn verdorben wurde, kann man daraus erkennen, daß er viele Senatoren und Ritter und, was das Ärgste war, unter ihnen sogar unbescholtene und ehrenhafte Männer nöthigte, sich gleich Freigelassenen und Fremden als Gladiatoren öffentlich vor dem Volke sehen zu lassen. Weil er glaubte, seine eigene Schande würde geringer sein, wenn Andere sich auf gleiche Weise beschimpften, so zwang er die ersten Männer von Rom nicht allein durch Furcht, denselben Weg zu betreten, sondern er bewog auch durch Geld die Sprößlinge der edelsten Familien, die durch Verarmung käuflich geworden waren, auf der Bühne zu erscheinen. Die angesehensten Leute, Männer, welche die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatten, selbst Greise übten hier die Kunst der Schauspieler und Gladiatoren, und schämten sich sogar nicht ein gemeines Geberdenspiel zu treiben und ihrem Gesange die unzüchtigsten Bewegungen anzupassen. Aus einer Anzahl junger Ritter bildete sich Nero das, was man in den französischen Theatern die Claque nennt, oder eine Bande, die es sich zum besonderen Geschäft machte, des Kaisers Stimme und Gestalt zu beklatschen. Welche Wirkung diese Herabwürdigung der ersten Klasse von Rom auf die öffentliche Moral, auf Sitte und Ehre

haben mußte, braucht nicht näher angedeutet zu werden. So weit hatte es keiner der früheren Herrscher getrieben; denn obgleich diese ihre Unterthanen sehr mishandelt hatten, so hatte doch keiner in seinem Benehmen auf diese Weise, wie Nero, die herkömmliche Sitte mit Füßen getreten, und die durch Geburt, Vermögen und Bildung hervorragende Klasse der Bürger auf eine und dieselbe Stufe mit dem Pöbel gestellt. Der zerstörende Einfluß, welchen Nero's Verfahren ausübte, beschränkte sich jedoch nicht etwa blos auf die Stadt Rom. Bis zu seiner Zeit waren wenigstens die Provinzen nicht Zeugen der kaiserlichen Tollheiten, Frevel und Lüste gewesen. Nero aber trat abwechselnd in Rom und Neapel auf, und zog sogar nach Griechenland, um sich daselbst bei den feierlichsten Festen und den alterthümlichen Spielen als Wettfahrer, Sänger und Citherspieler zu zeigen. Die Griechen priesen und lobten seine großen Talente, und spendeten ihm nicht weniger als achtzehnhundert Ehrenkränze. Keiner von ihnen aber wagte, wie ein Geschichtschreiber des Alterthums sich ausdrückt, den unglückseligen Tyrannen zu hassen oder zu bemitleiden. Nach seiner Rückkehr hielt Nero in Neapel, Rom und anderen Städten gleich einem siegreichen Feldherrn feierliche Triumph-Einzüge. Neben diesen, aller Sitte und Ehre Hohn sprechenden Thorheiten verschwendete er auf unsinnige Weise die Schätze des Reiches, er hing ohne die mindeste Rücksicht seinen zügellosen Lüsten nach, und übte, wenn er Nachts in Begleitung seiner Lustgenossen durch die Straßen zog, den ärgsten Unfug gegen Weiber, Jungfrauen und ruhige Bürger. Auch erlaubte er sich aus beleidigter Eitelkeit, aus Argwohn, aus Gier nach tollen Vergnügungen oder aus bloßer augenblicklicher Lust an Willkür und Tyrannei die empörendsten Grausamkeiten. Selbst seine an Wollust und Grausamkeit ihm ganz gleiche Buhlin Poppäa Sabina, die er nach der Verstoßung der Octavia zur Gemahlin genommen hatte, wurde von ihm im Zorn durch einen Fußtritt getödtet. Verschwörungen brauchte er nicht zu fürchten, so lange er der Truppen versichert war; jede Verschwörung oder auch schon blos der Anschein derselben diente ihm vielmehr, um den täglichen Grausamkeiten das Ansehen nothwendiger Polizei und Gerechtigkeitspflege zu geben. Auch wurde er von den Soldaten und dem Volke durchaus nicht

gehaßt; im Gegentheil, bis zum Jahre 64, wo in Folge eines Brandes, der einen großen Theil der Stadt Rom in Asche legte, eine Änderung eintrat, waren die Heere mit ihm zufrieden, und der römische Pöbel betete ihn an, jene, weil er ihnen reichlichen Sold gab, dieser, weil Nero nicht nur Geld und Getraide mit verschwenderischer Hand austheilte, sondern auch fast täglich glänzende und vorher nie gesehene Spiele und Schaugepränge hielt. Er ließ z. B. einst ein mehrtägiges Fest feiern, bei welchem er nicht nur, als in einem Drama eine Feuersbrunst dargestellt wurde, ein großes Haus niederbrennen ließ und die ganze innere Einrichtung desselben den Schauspielern zur Plünderung preisgab, sondern auch jeden Tag Gold, Silber, Perlen, Edelsteine, Gemälde, Sklaven, Vieh, ja sogar Schiffe, Häuser und Landgüter unter das Volk vertheilen ließ.

Jene Feuersbrunst, welche im Jahre 64 ausbrach und sechs Tage und sieben Nächte wüthete, verzehrte drei von den vierzehn Quartieren der Stadt ganz, und ließ von sieben anderen nur hier und da einzelne Häuser übrig. Das ganze Volk hatte den Kaiser im Verdacht, daß er das Feuer habe anlegen lassen, um sich eine schönere Hauptstadt erbauen zu können. Wirklich hinderte er auch alle Anstalten zum Löschen, und ließ diejenigen, welche dem Feuer Einhalt thun wollten, mit Gewalt verjagen, damit seinen Planen durch Zerstörung ein freies Feld gebahnt werde. Von einem hohen Gebäude herab sah er mit Wohlgefallen das entsetzliche Schauspiel mit an, und declamirte dabei ein Gedicht über den Untergang von Troja. Später that er freilich alles, was er konnte, um den Verdacht von sich abzuwälzen, daß er der Brandstifter gewesen sei. Er half sich besonders damit, daß er das ganze Unglück den Christen schuld gab, die man in Rom allgemein des Menschenhasses beschuldigte, und wegen ihrer Abneigung gegen jede Art von Cultus, wegen ihrer Weigerung, die mit der Religion innig verbundenen öffentlichen Handlungen auf die gewöhnliche Weise zu verrichten, sowie wegen der Sonderbarkeit ihres Lebens und ihrer Gesellschaftsverhältnisse haßte und verachtete. Er ließ viele von ihnen einziehen und auf die grausamste Art hinrichten. Doch rechtfertigte er sich durch die Misshandlung der Christen ebenso wenig, als er sich durch seine mit großem

Aufsehen gemachten Anstalten, den Abgebrannten Lebensmittel und ein vorübergehendes Unterkommen zu verschaffen, die Volksgunst wieder gewann, welche die Feuersbrunst und ihre Folgen ihm geraubt hatten. Er nahm ohne Rücksicht auf die früheren Häuserbesitzer ein großes Stück der Brandstätte in Anspruch, theils um da, wo vorher Tausende armer Bürger gewohnt hatten, einen glänzenden kaiserlichen Palast zu errichten, theils um durch breite Straßen und große Säulenhallen die Stadt zu verschönern. Der neue Palast, den er sein goldenes Haus nannte, wurde mit der verschwenderischesten Pracht erbaut, und enthielt in seinem ungeheueren Umfang geräumige Hallen, weite Aussichten, Seen, Gärten und ganze Waldpartieen. Um die Mittel zu diesem riesenmäßigen Bau zu erhalten, übte Nero die ärgsten Erpressungen und Grausamkeiten. Italien und die Provinzen wurden ausgeplündert, die Tempel der Götter in Rom, Griechenland und Asien ihrer Schätze und zum Theil sogar ihrer Götterbilder beraubt. Da Nero zu gleicher Zeit auch den Heeren den Sold vorenthielt, und die Veteranen mit der Auszahlung ihrer verdienten Belohnungen auf die Zukunft vertröstete, so wurde er seit dem Brand allgemein verhaßt. Von dieser Zeit an mehrten sich daher auch die Verschwörungen. Unter diesen ist die von Cajus Piso angestiftete und geleitete die merkwürdigste, sowohl weil der eine von den beiden Befehlshabern der Prätorianer, Fenius Rufus, aus Feindschaft gegen seinen Collegen Tigellinus Theil daran nahm, als auch wegen des schrecklichen Mordens, zu dem sie den Vorwand gab. Sehr viele Menschen wurden hingerichtet, theils weil sie wirklich in die Verschwörung verwickelt waren, theils weil man sich ihrer bei dieser Gelegenheit auf gute Art entledigen konnte. Zu ihnen gehörten auch Seneca und der berühmte Dichter Lucanus. Seneca, der dem Kaiser und seiner Umgebung längst verhaßt war, wurde auf einen ganz leeren Verdachtsgrund hin zum Tode verurtheilt, obgleich er keinen Antheil an der Verschwörung genommen, und unmittelbar nach dem Brande seine ängstlich erworbenen Reichthümer dem Kaiser geopfert hatte. Er mußte es als eine besondere Gunst betrachten, daß er, statt von der Hand eines Henkers zu sterben, sich selbst den Tod geben durfte.

Er ließ sich eine Pulsader öffnen, da aber seines hohen Alters wegen das Blut nur sehr langsam herausfloß, so erstickte er sich durch heiße Dämpfe. Auch Lucanus, der übrigens bei der Verschwörung wirklich betheiligt war, durfte sich die Todesart wählen, und starb durch Verblutung.

Nero selbst erstaunte über die Schwäche eines Geschlechts, das die ärgste Tyrannei geduldig ertrug, und rief stolz aus: er sei der einzige von allen Herrschern, der begriffen habe, wie weit man die Herrscherwillkür treiben könne. Hätte er bedacht, daß allen menschlichen Dingen eine Grenze bestimmt ist, so würde er sich mit seinen Garden, unter welche er viele Germanen gemischt hatte, noch lange gegen die feigen und entarteten Menschen, mit denen er es zunächst zu thun hatte, haben behaupten können; er trieb aber seine wilde Ausschweifung zuletzt so weit, daß eine Stockung der ganzen Staatsmaschine zu befürchten war, und daß die Unzufriedenheit der Heere und ihrer Anführer in verschiedenen Theilen des Reiches zugleich ausbrach. Er selbst merkte die allgemeine Unzufriedenheit auch dann noch nicht, als sich überall die deutlichsten Spuren einer Gährung zeigten; er trat vielmehr gerade damals die oben erwähnte Reise nach Griechenland an, brachte dort ein ganzes Jahr mit eiteln und unsinnigen Beschäftigungen zu, und sah es ruhig mit an, daß die Freigelassenen Polyklet und Helius während seiner Abwesenheit in Rom und im ganzen Westen aufs willkürlichste und grausamste hausten. Als dadurch in Rom selbst die Stimmung sehr bedenklich wurde, kehrte Nero endlich auf dringendes Bitten seiner Freigelassenen aus Griechenland zurück. Es kam ihm aber nicht in den Sinn, durch Behutsamkeit und Milde einem Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit vorzubeugen, er verübte vielmehr eine Reihe neuer Verbrechen, und rief dadurch die Unruhen, welche jetzt an verschiedenen Stellen des Reiches zugleich entstanden, gewissermaßen selbst hervor. Zuerst erhob sich der Statthalter in Gallien, Julius Vindex, ein geborener Gallier. Dieser wandte sich, da er selbst die Kaiserwürde nicht suchte, an Servius Sulpicius Galba, den Statthalter von Spanien, der als einer der erfahrensten und kräftigsten Generale allgemein geschätzt ward, und von Nero so eben erst ungehört zum Tode verdammt worden war.

Galba fand ſeine Soldaten zum Sturze des Tyrannen bereit, und hatte kaum den Titel eines Generalſtatthalters des römiſchen Senats und Volks angenommen, als die meiſten Heere mit ihren Führern ſich für ihn erklärten. Unter den letzteren befand ſich auch Otho, ein ehemaliger Genoſſe von Nero's Ausſchweifungen, der in Luſitanien Statthalter war, und ſich durch die Erhebung des ſchon hochbejahrten Galba den Weg zum Thron zu bahnen hoffte. Nero erhielt in Neapel auf ſeiner Rückreiſe von Griechenland die erſte Nachricht von der Empörung des Vinder, ließ ſich aber dadurch in ſeinen Luſtbarkeiten und den Spielen, die er dort veranſtaltet hatte, keineswegs ſtören; er freute ſich vielmehr der guten Gelegenheit, in Gallien wüthen und rauben zu können, und war nur darüber aufgebracht, daß Vinder ihn in ſeinen Proklamationen einen elenden Muſikanten genannt hatte. Sobald er nach Rom zurückgekehrt war, verordnete er eine Truppen-Aushebung, zu der ſich jedoch niemand ſtellen wollte; zugleich erpreßte er unter dem Vorwande eines Kriegszuges ſehr drückende Steuern. Unterdeſſen war Virginius Rufus, der Befehlshaber der Truppen am Oberrhein, nach Gallien gezogen und hatte ſich mit Vinder vereinigt, ein unglückliches Misverſtändniß rief aber wider Wiſſen und Willen der beiden Generale einen Kampf zwiſchen ihren Truppen hervor, das Heer des Vinder ward völlig geſchlagen, und er ſelbſt nahm ſich aus Verzweiflung das Leben. Virginius ward dann zwar vom Reſte der beiden Heere zum Kaiſer ausgerufen, er wies aber die dargebotene Herrſchaft zurück, und erklärte, daß er weder ſelbſt Kaiſer werden wolle, noch für irgend einen Mann, der nicht auf geſetzmäßige Weiſe vom Senat zum Herrſcher ernannt worden wäre, kämpfen werde. Der edle und mit dem Gange menſchlicher Dinge wohl bekannte Mann ſah die unglücklichen Folgen voraus, welche eintreten mußten, ſobald einmal den Truppen das Recht zugeſtanden wurde, einen Kaiſer zu ernennen. Selbſt als bald nachher Nero ſtarb, und ſeine Soldaten ihm von neuem die Herrſchaft anboten, nahm er ſie nicht an.

Ganz anders dachte Nymphidius, einer der beiden Oberbefehlshaber der Prätorianer zu Rom. Als er Nero keine entſcheidende Maßregel ergreifen ſah, beſchloß er, die Truppen in Rom und Italien durch glänzende Verſprechungen zur Erhebung Galba's zu

bewegen, weil er unter einem abgelebten Kaiser unumschränkt herrschen zu können glaubte. Der Reiz des Geldes lockte die Garden, sie verließen sammt ihrem anderen Befehlshaber, Tigellinus, ihren seitherigen Gebieter. Dieser ergriff die Flucht, und der Senat setzte ihn dann förmlich ab, erklärte ihn des Todes schuldig und ernannte Galba zum Kaiser. Nero, der auf ein benachbartes Landgut geflohen war, und keine Möglichkeit sah, der Rache des von ihm so sehr mishandelten Senats zu entgehen, entschloß sich zwar zum Selbstmord, konnte aber den Muth zur Ausführung nicht finden. Erst als er mehrere Male den Dolch gegen sich gezückt hatte und eine Reiterschaar, die ihn verhaften sollte, herankommen hörte, setzte er den Dolch an seine Kehle, und auch dann noch mußte er einen seiner Freigelassenen bitten, denselben hineinzustoßen. Man erzählt, daß er sogar in der Todesstunde seine unsinnige Künstler-Eitelkeit nicht abgelegt und ein über das andere Mal ausgerufen habe: „Welch einen Künstler verliert die Welt in mir!" Mit ihm starb Augustʼs Geschlecht aus (im Juni 68).

4. Von Neroʼs Tod an bis auf Vespasianʼs Thronbesteigung.

Neroʼs Sturz und Galbaʼs Erhebung bilden einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des römischen Reichs; denn zu dem Unglück einer Regierungsform, bei welcher Alles von der Persönlichkeit des Herrschers, von seinem Hofe und von der Leibwache und Garde des Kaisers abhing, kam damals noch das neue Übel hinzu, daß die Heere sich an Empörung gewöhnten und einen Einfluß auf die Kaiserwahl erhielten. Zwar hatte Galba den Kaisertitel nicht eher angenommen, als bis ihm derselbe von einer Gesandtschaft des Senats, die ihm entgegenzog, auf gesetzliche Weise übertragen worden war; aber das Beispiel der Empörung war einmal gegeben, die Heere hatten in Wirklichkeit, der Senat dagegen nur der Form nach über den Thron entschieden, und das Schicksal des Reichs ward seitdem immer mehr von den Truppen und ihren Führern abhängig gemacht. Übrigens erscheint es auf den ersten Blick hin als ein Glück, daß, nachdem eine Zeitlang schwachsinnige oder eitele Wüstlinge an der Spitze des Staates

geſtanden, die Herrſchaft in die Hände eines erfahrenen Kriegsmannes kam, der die Liebe und das Vertrauen der Soldaten beſaß und jede Art von Schwelgerei und Ausſchweifung haßte; allein alle Vortheile, welche daraus hätten hervorgehen können, wurden durch das hohe Alter und die darauf beruhenden Schwächen des neuen Kaiſers aufgewogen. Galba's Schwäche wurde indeſſen erſt dann empfunden, als er, der bei Nero's Tode ſich noch in Gallien befand, in Rom angekommen war; vorher erwartete man ihn mit wahrer Sehnſucht.

Vor Galba's Ankunft betrug ſich Nymphidius, der den Sturz Nero's beſchleunigt hatte, als unumſchränkter Gebieter. Er verdrängte Tigellinus vom Antheil am Oberbefehle über die Prätorianer, ſuchte auf jede Weiſe das Volk zu gewinnen, ſah den ganzen Senat in ſeinen Vorzimmern, und miſchte ſich in alles, was zwiſchen dieſem und Galba verhandelt wurde. Endlich fiel es ihm ſogar ein, ſeine Abkunft von Cäſar herzuleiten und hierauf ein Anrecht an den Thron zu begründen. Zu ſeinem großen Schrecken erfuhr er aber durch den Geſandten, den er an Galba geſchickt hatte, daß Titus Vinius, einer der Legaten desſelben, unumſchränkt über den neuen Kaiſer herrſche, daß dieſer ſtatt ſeiner den Cornelius Laco zum Präfect der Prätorianer ernannt habe, daß es alſo mit ſeiner Herrſchaft vorbei ſein werde, ſobald Galba in Rom eintreffe. Er beſchloß daher, das Äußerſte zu wagen und ſich von den Prätorianern zum Kaiſer ausrufen zu laſſen; allein dieſe wurden durch einen ſeiner Oberſten von ihm abgewendet, und erſchlugen ihn, ſobald er in ihrem Lager erſchien. Galba ließ gleich nach ſeiner Ankunft in Rom auch alle Freunde des Nymphidius ums Leben bringen. Schon dieſe und einige andere Hinrichtungen, verbunden mit Galba's Abhängigkeit von Vinius, erweckten kein günſtiges Vorurtheil für den neuen Herrſcher. Noch unglücklicher war es, daß derſelbe den Garden die von Nymphidius in ſeinem Namen verſprochenen Summen verweigern mußte, und daß er ſich bei ſeinem Einzug in Rom genöthigt ſah, eine Schaar anderer Soldaten, die ihm entgegen gezogen war und mit Ungeſtüm Forderungen machte, niederhauen zu laſſen. Galba war entſchloſſen, bei der Regierung einen neuen Weg einzuſchlagen, aber er überſah dabei, daß man

ein ganzes verdorbenes Volk nicht auf einmal umschaffen und durch Befehle Sittlichkeit hervorrufen kann. Mit übertriebener Strenge und mit einer Sparsamkeit, die selbst für einen bloßen Privatmann schmutzig gewesen sein würde, wollte er eine an kaiserliche Verschwendungen gewöhnte Stadt zur alten Einfachheit, Zucht und Ordnung zwingen, und erbitterte dadurch nicht allein die Gemüther, sondern machte auch sich selbst lächerlich. Dabei war er altersschwach und schlaff, und hing von drei Günstlingen ab, welche unter seinem Namen allerlei Härten begingen, und sich durch Verkaufung von Vorrechten und Begnadigungen Geld zu machen suchten. Diese Günstlinge waren Vinius, Laco und Galba's Freigelassener Icelus. Alles deutete daher von Anfang an auf eine kurze Dauer seiner Herrschaft, und die Unzufriedenheit ergriff nicht nur den großen Haufen in Rom, der, wie überall, Genuß und Unterhaltung mehr als Tugend und Vaterland liebte, sondern auch die verschiedenen Heere des Reichs. Wenige Monate nach seiner Thronbesteigung erhoben sich die Legionen im oberen Deutschland, und verlangten vom Senat die Einsetzung eines jüngeren und kräftigeren Kaisers. Galba suchte den ausbrechenden Sturm dadurch zu beschwören, daß er schnell einen jungen Mann von guter Familie und unbescholtenem Ruf, Piso Licinianus, zu seinem Mitregenten und Nachfolger ernannte; unglücklicher Weise versäumte er aber, als er Piso den Truppen vorstellte, aus Sparsamkeit die seit Claudius Thronbesteigung eingeführte Sitte, die Soldaten bei solchen Gelegenheiten zu beschenken, obgleich er doch dabei in seiner Rede an das versammelte Heer öffentlich eingestand, daß die Truppen in Deutschland ihm den Gehorsam versagt hätten. Er machte also die Soldaten unzufrieden, und raubte sich selbst den Vortheil, den Piso's Ernennung ihm sonst gebracht haben würde.

Otho, welcher mit Galba nach Rom gezogen war, benutzte Galba's Fehler, um sich selbst auf den Thron zu schwingen. Er hatte schon längst um die Gunst der Soldaten und des Volkes gebuhlt, hatte Einzelnen sogar ganze Landgüter gegeben, hatte, wenn Galba bei ihm speiste, an die denselben begleitende Wache Geld austheilen lassen, und der Kaiser hatte dies Alles übersehen, weil einer seiner Günstlinge, Vinius, dessen Tochter Otho hei-

rathen wollte, insgeheim mit diesem einverstanden war. Otho stiftete eine förmliche Verschwörung an, verführte die Soldaten durch Geschenke und Versprechungen, und ließ sich wenige Tage nach Piso's Ernennung im Lager der Prätorianer zum Kaiser ausrufen. Aus dem Lager zog er an der Spitze der Soldaten, die ihn gewählt hatten, in die Stadt, tödtete Galba und seinen Mitregenten, und ward vom Volk und Senat als Kaiser anerkannt. Dies geschah am fünfzehnten Januar des Jahres 69, nachdem Galba nur sieben Monate und einige Tage regiert hatte.

Der neue Kaiser behauptete seine Herrschaft blos drei Monate lang. Alle Provinzen und Heere huldigten ihm gleich nach Galba's Tode, nur die Legionen am Rhein und in Oberdeutschland weigerten ihm den Gehorsam. Sie hatten sich schon gegen Galba empört und den Führer der Truppen am Niederrhein, Aulus Vitellius, zum Kaiser ausgerufen, weil sie von Galba für die Unterstützung, die sie ihm gegen Nero gewährt hatten, durchaus nicht belohnt worden waren. Dieser Nebenbuhler wäre, obgleich auch andere Legionen sich für ihn erklärten, an und für sich selbst für Otho nicht gefährlich gewesen, weil er durch Schwelgerei so sehr erschlafft war, daß es ihm ebensowohl an Thätigkeit und Beweglichkeit, als an Entschlossenheit fehlte; allein er hatte an Fabius Valens und Aulus Cäcina zwei tüchtige Untergenerale, die sich statt seiner an die Spitze der Legionen stellten. Diese zogen mit den empörten Truppen über die Alpen, und trafen in Oberitalien auf Otho, welcher schnell so viel Soldaten als möglich zusammengerafft und den Feinden entgegengeführt hatte. Anfangs zogen die Generale des Vitellius in einigen kleinen Treffen den Kürzeren, weil sie aus gegenseitiger Eifersucht getrennt handelten; sobald sie sich aber vereinigt hatten, waren sie ihrem Feinde weit überlegen. Otho hätte daher auf jede Weise die Entscheidung verzögern sollen, bis die Verstärkungen, welche er aus den Donau-Provinzen erwartete, angekommen wären. Er that jedoch das Gegentheil, und zeigte sich überhaupt während des ganzen Krieges als würdigen Genosse Nero's. Er war der Gemahl der berüchtigten Poppäa Sabina gewesen, hatte sich früher mit seinem kaiserlichen Freunde in allen möglichen Lüsten herumgewälzt und so sehr geschwelgt, daß er nicht nur tief in Schulden gerathen, sondern

auch ganz erschlafft und zu jeder Anstrengung unfähig geworden war. Dies hatte sich schon bei der Empörung gegen Galba gezeigt; denn er hatte damals im Augenblick der Ausführung allen Muth verloren, und würde die ganze Sache aufgegeben haben, wenn ihn nicht seine Mitverschworenen gezwungen hätten, auf seinem Vorsatze zu beharren. Überdies war er durchaus kein General. Endlich hingen seine Truppen, die zum größeren Theil aus Prätorianern und Soldaten Nero's bestanden, zwar innig an ihm und waren voll Muth, sie trauten aber ihren Officieren nicht, und wollten von denselben nicht länger Befehle annehmen. Dies bestimmte ihn für eine schnelle Entscheidung des Kampfes, weil er fühlte, daß er jeden Augenblick von seinen eigenen Leuten verlassen werden könne. Dessen ungeachtet nahm er an dem Haupttreffen, welches über sein Schicksal entscheiden sollte, ebenso wenig persönlich Antheil, als er bei den früheren kleineren Gefechten gegenwärtig gewesen war.

In der Nähe von Cremona trafen Cäcina und Valens auf Otho's Heer, dieses ward geschlagen, erlitt einen bedeutenden Verlust, und ging dann größtentheils zum Feinde über. Otho's Sache war jedoch noch keineswegs verloren; denn die Prätorianer verharrten standhaft bei ihm, die Legionen der Donau-Provinzen waren bereits auf dem Marsch, und der ganze Orient, sowie Afrika standen ihm offen. Allein er war zu schlaff und weichlich, um sich zu anhaltenden Anstrengungen und Mühseligkeiten entschließen zu können, und sah aus dem Beispiele seines geschlagenen Heeres, wie wandelbar die Treue der Soldaten sei. Er verzagte daher, und beschloß trotz der Aufmunterungen und Bitten seiner Freunde, seinem Leben selbst ein Ende zu machen. Er stieß sich mit einer Festigkeit, die bei einem Weichling selten gefunden wird, den Dolch ins Herz, und erwarb sich durch diese That bei der Nachwelt den Ruhm, daß er den Frieden seines Vaterlandes mit seinem eigenen Leben erkauft habe. Die Geschichtschreiber haben ihn dafür über Verdienst gepriesen, und ihm dabei Worte in den Mund gelegt, welche mit seinem Leben und seinen Grundsätzen im Widerspruche stehen. Er soll z. B. seinen Freunden und Verwandten, die ihn vom Selbstmord abhalten wollten, gesagt haben: „Andere haben sich durch gute Regierung Ruhm erworben; mein

Ruhm dagegen soll darin bestehen, daß ich die Herrschaft des Reiches lieber hingebe, als daß ich dasselbe durch meinen Ehrgeiz ins Verderben stürze." Wer bedenkt, daß Otho sein ganzes Leben hindurch nach den Grundsätzen eines Nero lebte und handelte, der wird diese Erzählung von allen dem zu entkleiden wissen, wodurch man seinem Tode das Ansehen einer schönen und edlen That gegeben hat: denn obgleich nicht zu läugnen ist, daß Otho durch denselben dem ausgebrochenen Bürgerkrieg ein Ende machte, und mit Ruhe und Fassung in den Tod ging, so wurde er dabei doch nicht von Muth und Vaterlandsliebe, sondern von Schlaffheit und Verzweiflung geleitet. Wie wenig übrigens die Aufopferung des Lebens einem Römer jener Zeit kostete, und wie ganz anders daher Otho's Tod angesehen werden muß, als eine solche That in unseren Tagen würde angesehen werden, geht daraus hervor, daß einige Soldaten sich an seinem Scheiterhaufen tödteten, und zwar nicht aus Furcht vor der Zukunft, sondern um das gepriesene Beispiel ihres Führers nachzuahmen.

Nach Otho's Tod erkannte der römische Senat den Vitellius nicht nur als Kaiser an, sondern er beschloß sogar dem deutschen Heer für die Ernennung desselben öffentlich danken zu lassen. Vitellius war, während seine Generale ihm die Herrschaft erkämpften, in Gallien geblieben, und eilte nach dem Siege keineswegs, Besitz vom Reiche zu nehmen; er pflegte zuerst in Lyon der Ruhe, und verweilte dann in Cremona und Bologna, um Schmäuse zu halten und den Gladiatorspielen zuzusehen. Erst im Juli (69), drei Monate nach dem Tode Otho's, zog er in Rom ein. Mit seiner Thronbesteigung wiederholten sich die Frevel und Verschwendungen der Regierung eines Caligula, Claudius und Nero, obgleich es ihm weder an Bildung, noch an besseren Fähigkeiten fehlte. Er war blos durch seine Laster zu Ansehen gelangt, und hatte sich die Soldaten in Deutschland durch seine gemeine Zutraulichkeit gewonnen. Ein abgestumpfter, schlaffer und dabei grausamer Sinn, eine Schwelgerei, die zu wahrer Gefräßigkeit geworden war, und eine Verschwendung, durch welche er selbst einen Nero überbot, waren die Seele seines Wesens und seiner Regierung. Nur auf Genuß und träge Ruhe bedacht, ließ er schon auf dem Marsche nach Rom sein Heer nach Willkür rauben

und plündern, und erlaubte ihm jede Art von Ausschweifung und Zuchtlosigkeit. In Rom wurden Freigelassene, Comödianten und Lustigmacher seine liebste Gesellschaft, und wer das schwelgerischste Mahl zu bereiten wußte, stieg in seiner Gunst. Um Geld für seine Verschwendungen zu erhalten, beging er ebenso, wie Caligula und Nero, unmenschliche Grausamkeiten: er befreite sich z. B. dadurch von seinen Schulden, daß er seine Gläubiger tödten ließ, und als einst ein zum Tode Verurtheilter sich durch ein Vermächtniß für den Kaiser Gnade zu verschaffen suchte, dabei aber unglücklicher Weise einen Anderen zum Miterben einsetzte, räumte Vitellius sowohl jenen als diesen aus dem Wege, und zog das Vermögen von Beiden ein. Seine Schwelgereien und Verschwendungen überstiegen jeden Begriff. Er verschaffte sich durch Brechmittel die Möglichkeit, täglich drei bis vier Haupt-Mahlzeiten einnehmen zu können, ließ einst für ungeheures Geld eine aus den Zungen der seltensten Vögel und anderen kostbaren Speisen zusammengesetzte Schüssel bereiten, und nahm, zur Feier seines Einzuges in Rom, bei seinem Bruder an einem Schmause Theil, bei welchem nicht weniger als zweitausend seltene Fische und siebentausend Vögel aufgetragen wurden. Er schwelgte so schamlos, daß er während der kurzen Zeit seiner Regierung nicht weniger als neunhundert Millionen Sestertien oder vier und siebenzig Millionen Gulden (ein und vierzig Millionen Thaler) verprapßt haben soll, und daß, wie ein Geschichtschreiber des Alterthums sich ausdrückt, zuletzt das ganze römische Reich zu arm gewesen sein würde, um den Aufwand für die Tafel des Kaisers zu bestreiten. Zum Glück für das Reich kam es nicht zu dieser Probe; denn Vitellius ward schon acht Monate nach seiner Thronbesteigung wieder durch die Truppen gestürzt.

Diese im Verlauf eines einzigen Jahres zum zweiten Male wiederholte Empörung der Heere ging von den Legionen aus, welche von der Donau her dem Otho gegen Vitellius zu Hülfe gezogen waren. Als diese unterwegs Otho's Tod erfuhren, beschlossen sie, sich einen neuen Kaiser zu erwählen, und ein Theil von ihnen, welcher kurz vorher unter dem wackeren Vespasianus gedient hatte, lenkte die Wahl auf ihren früheren Feldherrn, der damals in Syrien commandirte. Kaum war die Nachricht

davon in den Orient gelangt, als zuerst der Statthalter von Egypten, dann Mucianus, in dessen Heer Vespasian als Untergeneral stand, und nachher Vespasian selbst diese Wahl anerkannten. Nach und nach erklärten sich auch alle übrigen Heere und Generale für Vespasian; sogar Valens und Cäcina, die Hauptwerkzeuge der Erhebung des Vitellius, fielen bald von dem Letzteren ab, und nur die Soldaten des deutschen Heeres, denen Vitellius den Thron verdankte, blieben ihrem Kaiser treu. Es kostete daher keine große Anstrengung, um den trägen Wüstling zu stürzen. Noch ehe Vespasian seine Truppen eingeschifft hatte, war sein Gegner entthront und des Lebens beraubt. Die Donau-Legionen fielen nämlich unter Antonius Primus, einem ihrer Generale, in Italien ein, schlugen bei Cremona die Truppen des Vitellius, und marschirten dann gegen die Hauptstadt, welche allein entschlossen zu sein schien, den Tyrannen zu vertheidigen. Antonius Primus wünschte die Stadt zu schonen, Vitellius selbst war zu feige, um einen kräftigen Widerstand zu versuchen, und da zufälliger Weise ein Bruder Vespasian's, Flavius Sabinus, Stadt-Präfect von Rom war, so war es leicht, eine Unterhandlung einzuleiten. Diese hatte einen Vertrag zur Folge, in welchem sich Vitellius dazu verstand, die Regierung auf eine sehr schmähliche Weise niederzulegen. Allein die Soldaten des Kaisers und alle diejenigen, welche an seinen gemeinen Schwelgereien Theil genommen hatten, wollten von einer Abdankung des Vitellius nichts wissen, und griffen ohne Weiteres den Sabinus an, dem bereits ein großer Theil des Senats, der Ritter und der Stadtwachen für seinen Bruder gehuldigt hatten. Sabinus wurde mit der geringen Anzahl Leute, die er um sich hatte, zur Flucht genöthigt, und zog sich auf das Capitol zurück. Seine Gegner erstürmten dieses, nahmen den Sabinus gefangen, tödteten seine Anhänger, und veranlaßten absichtlich oder zufällig einen Brand, durch welchen der Tempel des Capitolinischen Jupiter, das heiligste Gebäude von Rom, in Asche gelegt und ein Theil der daselbst aufbewahrten historischen Denkmäler zerstört wurde. Vergebens suchte Vitellius durch flehentliches Bitten die Soldaten von der Ermordung des Sabinus abzuhalten; dieser ward auf grausenhafte Weise getödtet, während Domitianus, einer von Vi-

spasian's Söhnen, der ebenfalls auf das Capitol geflüchtet war, zum Unglück des Reiches der Wuth der Feinde entrann. Die rohen Soldaten des Vitellius hauſ'ten bei dieſer Gelegenheit eben ſo ſchrecklich, als wenige Wochen zuvor die Truppen des Antonius Primus, welche nach ihrem Siege die Stadt Cremona niedergebrannt und die Bewohner derſelben aufs fürchterlichſte mishandelt hatten. Vitellius war an dem, was in Rom geſchah, ganz unſchuldig; denn er hätte ſich gern in jede Bedingung gefügt, wenn er dadurch nur ſein Leben hätte retten können. Er ſchickte daher auch gleich nach der Ermordung des Sabinus Geſandte an Antonius Primus ab, und damit die Vorſtellungen und Bitten derſelben mehr Eindruck machten, ſo gab er ihnen die veſtaliſchen Jungfrauen zur Begleitung mit. Antonius Primus wies aber jede neue Unterhandlung zurück, ſchlug den Pöbel und die Soldaten des Vitellius in einem blutigen Kampfe, der theils vor den Mauern, theils in den Straßen der Stadt geliefert wurde, und ließ den ganzen beſiegten Haufen ohne Barmherzigkeit niedermetzeln. Bei dieſer Gelegenheit gab ſich die tiefe moraliſche Verdorbenheit des römiſchen Volks auf eine ſchauderhafte Weiſe zu erkennen. Der Pöbel ſchaute dem erbitterten Kampfe der beiden wilden Soldatenſchaaren ſo kalt zu, als wenn die gewöhnlichen Gladiatorſpiele vor ihm aufgeführt würden: er klatſchte bald dem einen, bald dem anderen Theile Beifall zu, holte diejenigen, welche vor dem ſiegenden Feinde flohen, aus ihrem Verſtecke hervor, und gab ſie den Gegnern zur Tödtung preis. Dabei ließ ſich niemand durch den Kampf um das Reich in ſeinen gewohnten Genüſſen ſtören, die Bäder, die Schenken und andere öffentlichen Häuſer waren ebenſo, wie zu jeder anderen Zeit, mit Schwelgern und Wollüſtlingen angefüllt, und Rom bot, wie der Geſchichtſchreiber Tacitus ſich ausdrückt, den gräßlichen Anblick einer Stadt dar, deren Bewohner zu einer und derſelben Zeit allen Gräueln des Bürgerkriegs und allen Laſtern eines verweichlichten Volkes ergeben waren. Vitellius ſtarb, wie er gelebt hatte. Er verſteckte ſich in einem dunkeln Raume ſeines Palaſtes, in welchem der Sklave zu liegen pflegte, der den Eingang zu öffnen und zu ſchließen hatte. Als er von einigen Soldaten des Antonius Primus entdeckt wurde, ſuchte er ſich zuerſt dadurch zu retten, daß er

ſich für einen Sklaven ausgab; als dies aber nichts half, bat er flehentlich, ihn am Leben zu laſſen, weil er dem Veſpaſian wichtige Entdeckungen zu machen habe. Die Soldaten nahmen auf ſeine Bitten keine Rückſicht, ſondern zerriſſen ſeine Kleider, banden ihm die Hände auf den Rücken, warfen einen Strick um ſeinen Hals, und ſchleppten ihn unter gräßlichen Mishandlungen und Beſchimpfungen durch die Straßen, bis ſie ihm endlich den Kopf abſchlugen, und ſeinen Leib mit Haken in die Tiber ſchleiften (am Ende des Jahres 69).

Mucianus, welcher am Tage nach Vitellius Ermordung in Rom ankam, übernahm in Veſpaſian's Namen die Regierung. Sowohl er, als die Truppen des Antonius Primus ſetzten die begonnenen Grauſamkeiten fort, und übten Bedrückungen aller Art; auch Veſpaſian's blutgieriger Sohn Domitian misbrauchte ſeines Vaters Namen und Gewalt zu den ärgſten Unthaten, und die Ordnung, Sicherheit und Ruhe der Stadt wurden nicht eher wieder hergeſtellt, als bis Veſpaſian ſelbſt in Rom eintraf. Mit ihm erhielt das römiſche Reich zum erſten Male ſeit Auguſt's Tode wieder einen würdigen und fähigen Regenten. Er war ein Mann, der nicht blos, wie Galba, die Schmeichelei haßte und gute Geſinnung mit Kriegserfahrung verband, ſondern auch durch Einſicht und Kraft den Umſtänden gewachſen war. Da in Folge ſeines Auftretens die Dinge in Rom eine neue Geſtalt erhielten, ſo gewährt uns ſeine Thronbeſteigung einen gehörigen Ruhepunkt, um unſeren Blick von der Hauptſtadt des Reiches hinweg auf diejenige Provinz zu wenden, in welcher damals durch die Entſtehung des Chriſtenthums die größte und wichtigſte Veränderung, die in der Weltgeſchichte jemals eingetreten iſt, ihren erſten Anfang nahm.

5. Die letzte Zeit des jüdiſchen Staats und die Entſtehung des Chriſtenthums.

Der jüdiſche Staat, welcher durch die erſten Makkabäer ſeine Selbſtſtändigkeit wieder erhalten hatte, war bald wieder von ſeiner Bedeutung herabgeſunken und unter die Botmäßigkeit der Römer gekommen (ſ. Th. III. S. 541 f. u. Th. IV. S. 36 f.). Die Entartung und Zwietracht der makkabäiſchen Familie gab nicht nur den Letzteren freien Spielraum für ihre Zwecke in

Syrien, ſondern ſie verſchaffte auch einem nicht im Judenthum geborenen, ſondern erſt ſpäter zu ihm übergetretenen Manne Gelegenheit, ſich und ſeinen Nachkommen die Herrſchaft über die Juden zu erwerben. Dieſer Mann war der Idumäer Antipater. Er war der allmächtige Miniſter und Leiter des Königs Johann Hyrkan, dem er, als Pompejus die Angelegenheiten von Vorderaſien ordnete, durch geſchickte Unterhandlungen zur Herrſchaft von Paläſtina verholfen hatte. Hyrkan's Bruder, Ariſtobul, wurde nebſt einem Sohne und zwei Töchtern von Pompejus mit nach Rom geſchleppt. Seit dieſer Zeit behandelten die Römer Paläſtina wie eine Provinz ihres Reiches, obgleich ſie dem Scheine nach die Beherrſcher des Landes als unabhängige Regenten anerkannten. Die römiſchen Statthalter von Syrien ſchalteten in Paläſtina ganz willkürlich, und einer von ihnen, Craſſus, bemächtigte ſich ſogar ohne Weiteres der Tempelſchätze von Jeruſalem.

Durch Johann Hyrkan's Erhebung ward die Herrſchaft des makkabäiſchen Hauſes gebrochen; denn er ſelbſt hatte nur den äußeren Schein eines Herrſchers, ſein Miniſter Antipater aber war der eigentliche Regent und Gebieter. Als Julius Cäſar ſich zum Herrn des römiſchen Reiches aufwarf, wurde die Herrſchaft dieſes Fremden und ſeiner Familie noch mehr befeſtigt. Cäſar hatte anfangs die Abſicht, Paläſtina dem Johann Hyrkan, den er als einen Vaſallen des Pompejus anſah, zu entziehen, und dagegen Ariſtobul zum Regenten des Landes zu ernennen; der Letztere ward aber durch ſeine Feinde aus dem Wege geräumt, und Cäſar ordnete nun die Regierung des Landes ſo, daß Antipater weltlicher Regent wurde, Johann Hyrkan dagegen nur das Hoheprieſterthum behielt. Antipater machte gleich nachher den älteſten ſeiner beiden Söhne, Phaſaël, zum Statthalter der Provinz Judäa, den jüngeren aber, Herodes, welcher ſpäter den Beinamen des Großen erhielt, zum Statthalter von Galiläa. Dadurch ward die völlige Verdrängung der makkabäiſchen Dynaſtie eingeleitet. Die Juden waren freilich mit der Herrſchaft Antipater's ſehr unzufrieden, zumal da dieſer, um ſich die Römer durch große Summen geneigt zu erhalten, unter Hyrkan's Namen unaufhörlich Erpreſſungen übte. Auch ward der neue Regent kurze Zeit nach Cäſar's Tode durch einen Unterſtatthalter aus dem

Wege geräumt: allein Herodes rächte den Mord seines Vaters durch die Tödtung des Mörders, und benutzte die Umstände vortrefflich, um die Dynastie der Makkabäer ganz zu stürzen und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Er gewann die Gunst des Cassius und Brutus, die nach Cäsar's Tode auf kurze Zeit Gebieter im Osten wurden, und erwarb sich nach ihrem Untergange die Zuneigung des Antonius in so hohem Grade, daß dieser ihn und seinen Bruder Phasaël unter dem Namen von Tetrarchen oder Vierfürsten zu Regenten des jüdischen Staates ernannte, seine Gegner aber mit Gewalt zur Ruhe zwang. Eine neue Gefahr drohte dem aufblühenden Geschlecht Antipater's, als Antigonus, Aristobul's jüngster Sohn, die Parther zu Hülfe rief. Diese schenkten seiner Aufforderung Gehör, überschwemmten Syrien und Palästina mit ihren Horden, setzten Antigonus als Herrscher in Jerusalem ein, und nahmen Johann Hyrkan und Phasaël gefangen. Der Letztere tödtete sich hierauf selbst, dem Ersteren aber ließ Antigonus, damit er nicht wieder Hoherpriester werden könne, die Ohren abschneiden.

Das Unglück Johann Hyrkan's und der Juden war Herodes Glück. Er verlobte sich mit Johann Hyrkan's Enkelin, Mariamne, begab sich nach Rom, und erlangte daselbst, daß der Senat auf Antonius und Octavian's Vorschlag ihn zum König der Juden ernannte (39 v. Chr.). Mit Hülfe einiger Legionen des Antonius eroberte Herodes Jerusalem, welches Antigonus und seine Partei besetzt hatten, und unterwarf sich dann das ganze Land. Antigonus fiel in die Hände der Römer, und wurde, weil Herodes eine bedeutende Summe für seinen Kopf bot, auf Antonius Befehl hingerichtet; Herodes ließ fünf und fünfzig der vornehmsten Anhänger desselben umbringen. Jetzt war Herodes im unbestrittenen Besitze der Herrschaft. Er wußte nach Antonius Tode auch Octavian's Gunst zu erlangen, und ward von diesem als König bestätigt, weil er wenig mehr als ein römischer Beamter mit dem Königstitel war, und vortrefflich dazu diente, die Juden nach und nach an römische Verwaltung zu gewöhnen Er sicherte sich seinen Thron durch dieselben Mittel, durch welche er ihn erworben hatte. Er nahm Johann Hyrkan, den die Parther wieder aus der Gefangenschaft entließen, zwar freundlich auf,

setzte ihn aber nicht mehr in sein hoheprieſterliches Amt ein, und ſchaffte ihn einige Zeit nachher, als er wieder gefährlich zu werden drohte, aus der Welt. Seinen jungen Schwager, den letzten männlichen Sprößling des makkabäiſchen Hauſes, ernannte er, um ihn deſto ſicherer verderben zu können, zum Hohenprieſter, brachte ihn aber bald nachher ebenfalls ums Leben. Als ſeine eigene Gemahlin ihm verdächtig ward, ließ er auch dieſe hinrichten. Er tötete hierauf auch die mit ihr erzeugten Söhne, und räumte außerdem alle anderen Angehörigen, die ſeinen Argwohn erweckten, aus dem Wege. Ebenſo wüthete er gegen die Eiferer für den jüdiſchen Glauben und gegen das ganze jüdiſche Volk aufs grauſamſte. Freilich ſchützte er dabei andererſeits auch ſein Land gegen die räuberiſchen Einfälle der arabiſchen Nomaden, trug Sorge für die Verſchönerung und Befeſtigung der Hauptſtadt, und ließ den dortigen Tempel ganz neu und mit großer Pracht wieder aufbauen. In der letzten Zeit ſeines Lebens wurde er ein wahrer Wütherich; er übte unaufhörlich Grauſamkeiten, ließ alles, was im mindeſten Verdacht erweckte, umbringen, und befahl zuletzt ſogar noch auf dem Todbette, daß eine große Zahl unſchuldiger Menſchen, die er kurz zuvor hatte einſperren laſſen, niedergemetzelt würde, damit ſich das Volk nicht über ſeinen Tod freuen könne. Der Zuſtand des jüdiſchen Volkes mußte, auch abgeſehen von allen dieſen Gräuelthaten, jeden Patrioten aufs tiefſte ſchmerzen, weil die Nation unter dem Druck einer doppelten Fremdherrſchaft ſeufzte; denn Herodes war nicht nur ſelbſt ein Ausländer, ſondern er hatte auch ſeine Herrſchaft von den Römern erkauft, that knechtiſch alles, was ihm von Rom aus befohlen ward, und ließ ſogar einſt einen römiſchen Adler auf die Spitze ſeines neu erbauten Tempels ſetzen, ein Anblick, der für die Juden um ſo kränkender war, als ihr Religionsgeſetz die Abbildung lebender Weſen ſtrenge verbot.

In dieſer traurigen Zeit ward das jüdiſche Volk durch den Gedanken getröſtet, der in ſeinen heiligen Büchern der verherrſchende iſt. Schon Moſes hatte nämlich verkündigt, daß Gott zur gehörigen Zeit Propheten oder auch einen zweiten Moſes erwecken werde, und ſeit David König und Prophet geweſen, wurde dieſer das Vorbild des künftigen Errettgrs des jüdiſchen Volks.

David war aus dem Stamme Juda, aus diesem sollte auch der erwartete Heiland (Messias) der Juden stammen. Das lag schon in den Worten des ältesten jüdischen Sehers, der den Segen Jakob's dichtete; denn in diesem heißt es nach dem Urtext: Nicht weichet der Herrscherstab von Juda, noch das Scepter von seinen Füßen, bis Ruhe kommt und ihm gehorchen die Völker. Die Juden erwarteten einen König und ein weltliches Reich, sie waren in dem ganzen römischen Reiche zerstreut und erfüllten die Welt mit ihren Erwartungen, dies verschaffte nachher dem Christenthum den ersten Eingang. Wir erkennen also selbst im Irrthume der Juden eine wunderbare Fügung, da ihr Irrthum der Wahrheit den Weg bahnte. Schon die Erwartung eines Messias und die erste Aufnahme des Verkündigers der christlichen Lehre zeigt uns eine besonders segensreiche Leitung der Vorsehung in den Schicksalen des jüdischen Volks und in der Art, wie von den Propheten geistige Rettung in leiblichen Bildern verkündet ward. Die Juden wurden übrigens schon seit langer Zeit auf einen wahren und göttlichen Propheten durch die Erscheinung einer Reihe von falschen, welche den allgemeinen Glauben misbrauchten, aufmerksam gemacht und gewissermaßen in Athem erhalten. Wir müssen daher Art und Geschichte des jüdischen Messias-Glaubens mit der Geschichte der Entstehung des Christenthums auf folgende Weise verbinden.

Moses hatte den Juden gesagt, das von ihm verkündete Gesetz solle nur so lange gelten oder vielmehr nur so lange buchstäblich beobachtet werden, bis daß des Herrn Wort erfüllt sei, welcher durch ihn sprach: „Ich will ihnen einen Propheten, wie du bist, erwecken aus ihren Brüdern und meine Worte in seinen Mund geben, der soll zu ihnen reden alles, was ich ihm gebieten werde. Und wer meine Worte nicht hören will, die er in meinem Namen reden wird, von dem will ich's fordern." Die Hoffnung auf diesen neuen Propheten oder Messias war und blieb der Grundgedanke des jüdischen Glaubens. David und alle Propheten wiesen beständig auf diese Verheißung hin, und trösteten das Volk in den Tagen des Unglücks mit den besseren Zeiten, die der Messias den Nachkommen bringen werde. Man harrte auf den neuen Gesandten der Gottheit als auf einen zugleich geistlichen und weltlichen

Herrn, der alle Völker bekehren, Israel aber in seinem Glauben erneuern, zum herrschenden Volke machen, und als unmittelbarer Statthalter Gottes in Jerusalem, der Hauptstadt der Welt, seinen Thron aufschlagen werde. Mit diesem Retter und Erlöser trösteten sich alle frommen Juden in Zeiten des Unglaubens und der Bedrängniß, und je trauriger das Schicksal der jüdischen Nation ward, je weniger das entartete Volk einen Retter zu verdienen schien, desto stärker wurde unter der geringen Zahl wahrer Bekenner der Mosaischen Lehre die Hoffnung auf ihn. Als die Assyrer und Babylonier das jüdische Volk mit gänzlichem Untergange bedrohten, erwachte in allen Frommen der Glaube, daß gerade aus dem Unglück das Glück, aus der Finsterniß das Licht, aus der Verwerfung die Erwählung, aus dem Verachteten und Gedrückten das Angebetete und Siegende hervorgehen werde. Seit dieser Zeit setzte sich die Überzeugung fest, daß der verheißene Tröster und Retter ein leidender Messias sein werde, oder mit andern Worten, daß der neue Prophet und Stellvertreter Gottes aus den Armen und Niedrigen hervorgehen und unter Leiden und Trübsal zum rettenden Lehrer und König seines Volkes emporsteigen werde.

Am lebendigsten ward die Hoffnung auf den Messias, als die Juden seit Antipater's Herrschaft unter einem zwiefachen harten Drucke seufzten. Alle Juden harrten seit dieser Zeit sehnlicher, als je zuvor, auf den verheißenen Retter, nur waren ihre Hoffnungen und Erwartungen nach den Secten, welche unter ihnen bestanden, sehr verschieden von einander. In drei Secten waren damals die Juden gespalten, in die der Pharisäer, die der Sadducäer und die der Essäer. Die Pharisäer hielten am bloßen Wort und Buchstaben des Gesetzes, und wollten von keinem Messias wissen, der im Geist und in der Wahrheit lehren, und blos die Mosaische Religion und ihren Cultus verbessern werde. Ihnen war der erwartete Messias ein König des strengen Ceremonial-Gesetzes, der alle diejenigen, welche dieses genau beobachtet hätten, um sich sammeln, ihnen Reichthum, Ehre und langes Leben schenken und sie zu Fürsten und Ministern machen, alle Andern aber, welche die äußeren Satzungen nicht pünktlich erfüllt hätten, ebenso wie alle Nicht-Juden als seine Feinde unter die Füße von

jenen legen werde. Die Secte der Sadducäer bestand aus Freidenkern, welche im Grunde nicht einmal an einen Gott glaubten, die Mosaische Religion als eine staatskluge Einrichtung fürs Leben ansahen, Seligkeit im Geist aber und die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode für eine bloße Grille hielten. Auch sie bezogen natürlich die Erwartung eines Messias, die übrigens gerade bei ihnen am schwächsten war, auf die Herstellung eines glänzenden weltlichen Reiches, dessen Mittelpunkt und Sitz Judäa sein werde. Zu der Sadducäer Grundsätzen bekannte sich ein großer Theil der Vornehmen; auch der Hof der letzten Makkabäer hatte dieser Ansicht gehuldigt, und Viele schrieben den Untergang derselben dem Umstande zu, daß die Makkabäer von den strengen Glaubensansichten ihrer Ahnen abtrünnig geworden waren. Die Essäer endlich bildeten eine Secte, deren Anhänger mehr auf den Geist des Gesetzes drangen, und deshalb von einem jüdischen Geschichtschreiber aus der nächsten Zeit nach Christo mit den Pythagoreern verglichen werden. Sie waren gleichsam die Pietisten unter den damaligen Juden. Das Volk achtete sie sehr, weil sie mit der Ausübung der Lebensgeschäfte Betrachtung und inneren Gottesdienst verbanden, sich einfacher Sitte befliſſen und in stiller Zurückgezogenheit ein ernstes Leben führten. Herodes hatte ihnen sogar, weil einer unter den Essäern ihm als Kind seine künftige Größe vorausgesagt hatte, Vorrechte bei der Eidesleistung und bei andern gegen ihr Gewissen streitenden Verpflichtungen gewährt, wie man sie unter uns hier und da den Quäkern und andern Secten zugestanden hat. In ihnen war der Glauben an die nahe bevorstehende Erscheinung des Messias am regsten, und sie beschäftigten sich in ihren frommen Versammlungen am meisten mit der Lehre von ihm, mit dem neuen Reiche, das er gründen würde, und mit der dazu nöthigen Vorbereitung und Sinnesänderung.

Gerade als der Druck der grausamen Gewaltherrschaft Herodes des Großen am ärgsten war, ein Jahr vor dem Tode dieses Tyrannen, ward Jesus Christus geboren, und zwar unter Umständen und Zeichen, die ihn gleich anfangs bei seiner ganzen Umgebung und bei allen Frommen unter den Juden als den gottgesandten Messias erkennen ließen. Seine Geburt fiel übrigens nicht in das Jahr 754 der Stadt Rom, welches seit der ersten

Zeit des Mittelalters als der Anfangspunkt der christlichen Zeitrechnung angenommen wird, sondern mindestens vier Jahre früher. Gleich nach Christi Geburt wurde die Lage der Juden wo möglich noch drückender, als sie in der letzten Zeit gewesen war; denn nach Herodes Tode schien selbst der Schatten einer nationalen Verwaltung und einer nach jüdischem Rechte geordneten Verfassung zu verschwinden. Nicht einmal das Testament, in welchem Herodes seine Besitzungen unter seine Söhne vertheilte, wagte man als gültig anzusehen, ehe der Beherrscher von Rom es bestätigt hatte, und der älteste von seinen Söhnen und Erben, Archelaus, unterstand sich sogar nicht, den ihm im Testament zugesprochenen Königstitel anzunehmen, obgleich die Truppen seines Vaters ihn sogleich als König anerkannt hatten. Selbst die hohepriesterliche Kleidung ward von den Römern in Verwahrung genommen. Archelaus reiste nach Rom, um sich von Augustus in seiner Würde bestätigen zu lassen. Dieser gab ihm zwar den größten Theil des Landes mit der Hauptstadt Jerusalem, nämlich die Districte Judäa, Idumäa und Samaria, trennte aber einige Stücke von seinem Gebiet, um sie zu Syrien zu schlagen, und erkannte ihm nur den Titel Ethnarch (d. i. Volksfürst) zu; seine beiden Brüder erhielten den Titel Tetrarch. Schon während Archelaus Anwesenheit in Rom erhoben die Juden die Waffen gegen den römischen Beamten Sabinus, welcher sie mishandelte, und der durch seine nachherige Niederlage bei Detmold bekannte damalige Statthalter von Syrien, Quinctilius Varus (siehe oben S. 190), mußte mit seiner ganzen Macht aufbrechen, um den in Jerusalem belagerten Sabinus zu befreien. Die Juden zerstreuten sich bei seiner Annäherung, er ließ aber dessen ungeachtet mehr als zweitausend derselben ans Kreuz schlagen Die Juden wünschten übrigens selbst lieber unmittelbar unter römischer Verwaltung zu stehen, weil sie Herodes mehr scheuten, als die heidnische Herrschaft. Auch war in der That Archelaus Regierung so grausam und willkürlich, daß Augustus ihm auf Bitten der Juden im Jahre 6 n. Chr. die Herrschaft nahm. Er schickte ihn nach Gallien in die Verbannung, und machte sein Land zu einer römischen Provinz. Palästina wurde mit Syrien vereinigt, jedoch so, daß ein besonderer, vom Kaiser selbst ernannter Procurator oder Land-

pfleger unabhängig vom Statthalter von Syrien die Verwaltung leitete. Der berühmteste von diesen römischen Procuratoren war Pontius Pilatus, weil in der Zeit seiner Verwaltung (von 26 bis 35 n. Chr. Geburt) Christus als Messias auftrat und, vom Fanatismus erbitterter Pharisäer verfolgt, auf ihr Verlangen hingerichtet wurde.

Christi Auftreten war durch Johannes den Täufer vorbereitet, einen von jenen Männern, die sich durch Büßungen und selbstgeschaffene Qualen moralisch zu vervollkommnen suchten, und Nasiräer genannt wurden. Johannes hatte die bevorstehende Erscheinung des Messias und die deshalb nothwendige Änderung des Sinnes gepredigt, und die vorbereitende Weihe durch die Taufe bei allen denen angewendet, welche seiner Lehre Gehör schenkten. Wer seine Taufe empfing, erklärte dadurch, daß er den Mann als Messias anerkennen wolle, den ihm Johannes andeuten werde. Johannes wies die Getauften auf Jesus Christus, den Sohn der Maria, und bahnte durch seine Predigten der Lehre desselben den Weg. Er bereitete die Juden vor, die harte Wahrheit zu hören, daß weder der bloße Glaube an gewisse Sätze, noch die Ausübung gewisser Gebräuche den Menschen wahrhaft edel und glücklich machen könne. Er rügte dabei mit dem Feuereifer der Wahrheit die moralischen Vergehen der höheren Klasse der Gesellschaft, mußte aber die Offenheit, mit welcher er dem Herodes Antipas, einem Sohne Herodes des Großen und Beherrscher von Galiläa und Peräa, wegen seiner Heirath Vorwürfe machte, mit dem Leben büßen. Alles strömte schon während Johannes Gefangenschaft zu dem neuen Lehrer, welcher keiner Secte anhing, kein Gelübde des Nasiräismus, wie Johannes, gethan hatte, und noch viel weniger einen Ceremonien-Dienst predigte, sondern eine Religion des Herzens, die in Reinheit des Sinnes und in Aufrichtigkeit des Wandels bestehen sollte. Es sammelten sich um ihn die wenigen Edlen der jüdischen Nation, welche den Geist der Propheten richtig gefaßt hatten. Die große Menge der Unzufriedenen dagegen hoffte, er werde sie von den Römern befreien. Das wollte er nicht. Er ermahnte zum Dulden und zum Gehorsam; er erklärte, das Messiasreich, welches er zu gründen berufen wäre, sei ein Reich der Geister, und in diesem seien

nicht diejenigen die Ersten, die zu ihm Herr, Herr! sagten, sondern diejenigen, welche seinen Geboten der Liebe und seiner Lehre treulich nachkämen. Diese Lehre verkündigte einen Gott, der aus Liebe die Welt geschaffen, der aus Gnaden dem reuigen Sünder vergebe, durch Liebe alle Menschen mit einander verbunden habe, und mit seinem göttlichen Geiste der Gläubigen fromme Herzen erwärme.

Die große Mehrzahl der Juden sah sich in ihrer Erwartung betrogen; denn die Scheinheiligen wurden von Jesus entlarvt, die Gelehrsamkeit der Bedeutung, die sie seither in der jüdischen Religion gehabt hatte, beraubt, der Gottesdienst der Ceremonieen und des Buchstabens, auf welchem die Macht und Herrschaft der Priester beruhte, durch eine Verehrung im Geist und in der Wahrheit verdrängt. Der Glauben an einen Vorzug, den nach der herrschenden Ansicht Geburt und Ceremoniendienst vor Gott verliehen, sollte der Überzeugung weichen, daß vor Gott nur Einfalt und Wahrheit gelte; alle Opfer sollten aufhören, weil der Messias selbst sterben wollte für die Sünden des Volks, damit es künftig an einen gnädigen, nicht mehr an einen zornigen und rachgierigen Gott glaube. Eine solche Religion drohte alle Pharisäer und Buchstabengelehrten des Gesetzes, alle Eingebildeten, Eiteln und Stolzen um ihr Ansehen zu bringen; diese ruhten daher nicht eher, als bis sie Pontius Pilatus dahin gebracht hatten, daß er Jesus für einen Anstifter von Empörungen erklärte, und über ihn die Strafe des Kreuzes verhängte.

Sie betrogen sich selbst, wie Alle sich täuschen, welche die Wahrheit durch Verfolgung, die Vernunft durch Gewalt, die reine Erkenntniß durch blinden Wahn unterdrücken zu können glauben. Die Schüler des Gekreuzigten predigten seine Lehre mit verdoppeltem Eifer, gewannen ihr immer mehr Anhänger, und stifteten überall Gemeinden der Gläubigen, die sich in Bruderliebe vereinten, sich gegenseitig unterstützten, eine Art von Gütergemeinschaft unter sich einführten, und unerschütterlich festhielten an den Worten ihres Herrn und Meisters, auf dessen Wiederkunft zum Gerichte sie harrten.

Anfangs konnten die Apostel sich nicht entschließen, den

Zugang zum Reiche des Messias auch den Heiden zu eröffnen, wenn diese nicht vorher Juden geworden wären; sobald aber Paulus, ein gelehrter Jude und eine Zeitlang einer der heftigsten Verfolger der Christen, unter die Apostel aufgenommen worden war, überzeugte er seine neuen Glaubensgenossen, daß der Ceremoniendienst der Juden mit der von Jesu gepredigten Menschenliebe und Freiheit nicht zu vereinigen sei. Seit Paulus predigend umherzog, von den Juden überall verfolgt, von den Heiden hier und da mit Aufmerksamkeit gehört, mehrten sich die Bekenner der christlichen Lehre in allen Gegenden des Reichs, in denen Juden lebten. Die christlichen Gemeinden, die unter sich im innigen Zusammenhange lebten und keinen, der zu ihnen gehörte, Noth leiden ließen, die sich durch reinen Sinn und sittlichen Wandel auszeichneten, und bei den Verfolgungen, die von den jüdischen Synagogen ausgingen, die größte Festigkeit bewiesen, erwarben sich auf der einen Seite hohe Achtung, auf der anderen aber wurden sie wegen ihrer Absonderung von der übrigen Welt und wegen ihrer Verabscheuung jedes äußeren Cultus gehaßt, sowie wegen ihrer innigen Vereinigung gefürchtet. Beides mußte der Ausbreitung des christlichen Glaubens günstig sein. Durch die Fortschritte und die allgemeinere Verbreitung der griechisch-römischen Bildung und dadurch, daß seit Cicero's Zeit die Resultate der griechischen Philosophie auch zu denen gedrungen waren, die sich bisher mit den überlieferten Volksvorstellungen von den Göttern begnügt hatten, war die Lehre des Heidenthums, welche nur einen poetischen Werth hatte, bei einem großen Theile der Menschen um ihre Bedeutung und Wirkung gebracht worden; der herrschende Unglauben und das Elend der Zeit hatten deshalb schon früher den mystischen Lehren des Orients, den Geheimnissen der egyptischen Religion, ja sogar dem Glauben des verachteten jüdischen Volkes in der römischen Welt Eingang verschafft; wie hätte da die Botschaft der Liebe, der Glaube an einen Gott der Barmherzigkeit, die Lehre von einer geistigen Verehrung der Gottheit, die Verkündigung einer ächten und wahren Moral nicht allenthalben willkommen sein sollen? Mußten nicht unter Sittenlosigkeit, Frevel und Unglauben, unter dem Drucke

der Despoten und ihrer Diener sich bald in allen Gegenden Tausende der neuen Gemeinde anschließen?

Die Christen vermehrten sich, sie trennten sich zugleich aber auch immer mehr von den Juden. Diese, auf einen Retter hoffend, durch welchen sie vom Drucke der Römer befreit würden, hingen jedem Fanatiker an, der sie mit einiger Dreistigkeit zur Empörung aufforderte; die Christen aber nahmen an diesen politischen Bewegungen keinen Theil. Jeder Aufstand der Juden war für die Römer sehr bedenklich und wurde mit grausamer Härte bestraft, weil Palästina den Ländern der Araber und Parther so nahe lag, der beiden einzigen Völker von Vorderasien, welche niemals von den Römern bezwungen werden konnten, und doch von Zeit zu Zeit Streifzüge in das Gebiet derselben machten. Einige Zeit nach Christi Tod ward Herodes Agrippa I., ein Enkel Herodes des Großen, der in Rom zum niedrigen Schmeichler und Sklaven der Despoten geworden war, von Caligula zum Herrscher eines Theils von Palästina ernannt und mit dem Königstitel beehrt (37 n. Chr.). Claudius, dem er bei seiner Thronbesteigung als Unterhändler mit dem Senat gute Dienste geleistet hatte, erweiterte diese Begünstigung dahin, daß er Herodes Agrippa I. zum Herrn des ganzen Landes machte. Nach dem Tode dieses neuen jüdischen Königs (44 n. Chr.) ward Palästina wieder als römische Provinz behandelt, und unter die Leitung von Procuratoren gestellt. Schon dieser öftere Wechsel in der Verwaltung mußte die Unruhe in den Gemüthern steigern, noch mehr aber trugen einige besonderen Verhältnisse dazu bei, durch welche die Empörungen, die nachher ausbrachen, gewissermaßen systematisch vorbereitet wurden. Die Procuratoren sollten nämlich eine unabhängige Verwaltung führen, und doch in gewissen Fällen sich an den Statthalter von Syrien wenden. Ferner hatte Tiberius den Juden das hohepriesterliche Gewand, das seither von der römischen Besatzung aufbewahrt worden war, zurückgegeben, Claudius dagegen wollte ihnen dieses Vorrecht wieder entziehen, und es kam darüber zu offenen Widersetzlichkeiten, bis der Kaiser auf Bitten eines Bruders des Herodes Agrippa I, den er zum König des Landstriches von Chalcis in Syrien gemacht hatte, nachgab. Diesem Mann übertrug Claudius damals die Aufsicht über den

Tempel von Jerusalem und das Recht, den Hohenpriester ein- und abzusetzen. Nach dem Tode desselben ward der Tempel wieder unter römische Aufsicht gestellt, und es verging seitdem fast kein Jahr, ohne daß Unruhen entstanden und die Juden mit der römischen Besatzung in Kampf geriethen, selbst dann noch, als Herodes Agrippa II., der Sohn des gleichnamigen Königs, einen Theil von Palästina als Fürstenthum erhalten hatte, und bei allen ausbrechenden Zwisten mit den Römern als Vermittler auftrat. Das Land ward mit Räubern und Mördern angefüllt, falsche Propheten standen einer nach dem andern auf, und die römischen Statthalter und Procuratoren benutzten die herrschende Verwirrung, um im Trüben zu fischen, bis endlich einer von ihnen, Gessius Florus, die Juden völlig zur Verzweiflung trieb und einen allgemeinen Aufstand hervorrief (65 n. Chr.).

Alle Römer, die sich in Privatgeschäften zu Jerusalem befanden, und alle römischen Soldaten, welche den Juden in die Hände fielen, wurden bei diesem Aufstande grausam gemordet; der Statthalter von Syrien, Cestius Gallus, welcher sogleich mit einem Heere in das Land einrückte, mußte sich wieder zurückziehen, und bald stand ganz Palästina in Waffen. Der Haß gegen die Juden war damals so groß, daß es nicht einmal der Nachricht von jenen Grausamkeiten bedurfte, um die Heiden zu ähnlichen Maßregeln zu treiben. Fast zu derselben Zeit, als die Römer in Jerusalem ermordet wurden, erhoben sich in den Städten von Syrien und Egypten, in denen sehr viele Juden lebten, die griechischen Einwohner gegen diese, und ermordeten viele Tausende von ihnen auf schauderhafte Weise; in Egypten allein wurden damals sechszigtausend Juden umgebracht. Die Mehrzahl der Juden in Palästina glaubte, die Zeit des Messias und der Befreiung vom fremden Joche sei endlich gekommen, und rüsteten sich für den bevorstehenden Kampf. Alle Anstalten, welche die Klugheit rieth oder die Verzweiflung eingeben konnte, wurden getroffen; der Geschichtschreiber Josephus versuchte sogar den rohen Landsturm von Galiläa auf römische Weise zu bewaffnen und einzuüben; in Jerusalem wurden die Festungswerke hergestellt, eine Menge Waffenschmieden angelegt und die zur Vertheidigung der Stadt nöthigen Kriegsmaschinen verfertigt. Die Verzweiflung der Juden machte in

Verbindung mit der großen Zahl ihrer streitbaren Mannschaft, die auf mehrere Hunderttausende angegeben wird, von Seiten der Römer die nachdrücklichsten Gegenanstalten nöthig, und Nero fand sich bewogen, einen der besten Generale des römischen Heeres, Flavius Vespasianus, nach Palästina zu schicken (67 n. Chr.). Vespasianus stellte vor allen Dingen die unter Cestius zerrüttete Disciplin wieder her, und wußte sich bald die Achtung und Zuneigung der Soldaten zu gewinnen. Fast drei Jahre lang führte er an der Spitze eines Heeres von sechszigtausend Mann einen wahren Vernichtungskrieg. Die Wuth und Verzweiflung der Juden war so groß, daß die Bewohner einzelner fester Plätze ihre Stadt mit dem nämlichen Heldenmuth vertheidigten, wie die Saguntiner im zweiten punischen Krieg oder wie die Bürger von Saragossa in der neueren Zeit. Bei der Belagerung und Eroberung von Jotapat z. B., welches von Josephus vertheidigt ward, verloren nicht weniger als vierzigtausend Juden ihr Leben, und nur zwölfhundert geriethen in römische Gefangenschaft. Vespasian unterwarf und verödete den größten Theil des Landes, und war gerade im Begriff Jerusalem selbst zu belagern, als ihm unerwarteter Weise das Kaiserthum angeboten wurde. Er verließ daher im Jahre 69 Judäa, und übertrug das Commando seinem älteren Sohne Titus, indem er zu den drei Legionen, die er selbst unter seinen Befehlen gehabt hatte, noch eine vierte hinzufügte.

Titus führte im Frühling des Jahres 70 seine ganze Macht gegen die Stadt Jerusalem, deren Bewohner in Parteien zerfallen waren und gegen einander selbst aufs furchtbarste wütheten. Der am meisten fanatische Theil von ihnen bemächtigte sich endlich der obersten Leitung, und führte ein blutiges Schrecken-System ein. Zum Unglück hatte sich eine so große Menge von Menschen in die Stadt gezogen, daß es bald nach dem Beginn der Belagerung an Lebensmitteln gebrach, und daß die Einwohner sogar zum Theil gezwungen wurden, sich von Menschenfleisch zu nähren. Unter diesen Umständen war an eine Rettung der Stadt nicht zu denken, zumal da Jerusalem von nicht weniger als vier gegen die Juden heftig erbitterten römischen Legionen und von einer großen Zahl Hülfstruppen, welche die Provinz und die benachbarten Fürsten gestellt hatten, belagert wurde Dessen ungeachtet ver-

theidigten die Juden ihre Hauptstadt mit einem Heldenmuthe, wie ihn wenige andere Völker bei ihrem Untergange gezeigt haben. Sogar die Römer, bei denen doch nicht wie bei uns die Rücksicht auf das Christenthum und seine Schicksale einen Einfluß auf die Beurtheilung dieses Kampfes ausübte, haben die Vertheidigung von Jerusalem dem Kampfe der Karthager und Numantiner gleich gestellt. Der Fanatismus der Belagerten und ihre durch die Lage der Stadt begünstigte Hartnäckigkeit überstieg allen Glauben; alle Anerbietungen des römischen Feldherrn, welcher das Leben der Einwohner schonen wollte, wurden zurückgewiesen, er mußte einen befestigten Berg nach dem anderen, eine Mauer nach der anderen erstürmen, und endlich sogar die verschiedenen Räume des Tempels einzeln erobern. Die Juden, ihres Gesetzes und seiner Verheißungen eingedenk, gaben ihre Hoffnung auf einen Erretter bis zum letzten Augenblicke nicht auf, sie wollten lieber auf den Trümmern ihrer Heiligthümer sterben, als von neuem das Joch der Heiden ertragen, und setzten der Zahl und Tapferkeit ihrer Feinde den verzweifelnden Muth des Fanatismus entgegen. Gerne hätte Titus wenigstens den Tempel erhalten, ein Soldat schleuderte aber einen Feuerbrand hinein, und die Rettung des Gebäudes ward im Getümmel des furchtbaren Kampfes unmöglich. Selbst nach der Eroberung und Verbrennung des Tempels unterwarfen sich die Juden noch nicht. Die Mehrzahl derselben zog sich in die sogenannte untere Stadt zurück, und als endlich auch diese erobert und durch Feuer verwüstet war, vertheidigte der Rest des Volkes noch die obere Stadt mit ihren einzelnen Burgen. Endlich ward auch diese eingenommen und damit die Eroberung von Jerusalem vollendet (im September des Jahres 70). Die Stadt wurde sammt den Resten des Tempels dem Erdboden gleich gemacht. Nur einige Gebäude auf dem Tempelberg und auf Zion, sowie mehrere Straßen und Synagogen blieben stehen. Doch siedelten sich bald nachher viele Juden um den Zions-Berg an, und sechszig Jahre später war ein Theil von Jerusalem wieder aufgebaut. Das Schicksal derer, welche den Untergang der Stadt überlebten, war über alle Begriffe traurig. Eftausend starben gleich nach der Eroberung den Hungertod, entweder freiwillig, oder weil die Römer sie durch Mangel umkommen ließen. Alle

Gefangenen unter siebenzehn Jahren wurden in die Sklaverei verkauft. Die Übrigen wurden theils gefesselt in die egyptischen Steingruben geschickt, theils dazu verdammt, in den öffentlichen Spielen mit Gladiatoren oder mit wilden Thieren auf Tod und Leben zu kämpfen; siebenhundert aber schleppte Titus mit nach Rom, um durch sie seinen Triumph zu verherrlichen. Die Gesammtzahl aller derer, welche gefangen aus Palästina weggeführt wurden, betrug sieben und neunzigtausend. Außerdem sollen in dem ganzen Kriege, welcher fünf Jahre gedauert hatte, nicht weniger als elfmal hunderttausend Juden das Leben verloren haben. Titus feierte in Gemeinschaft mit seinem Vater einen Triumph über die Juden; doch nahm keiner von Beiden den Ehrentitel des Jüdischen an, der ihnen dem römischen Gebrauche nach gebührte, weil dieser Namen schon damals einen gehässigen Nebenbegriff erhalten hatte.

6. Die Kaiser Vespasianus und Titus.

Die Regierung dieser beiden Männer ist besonders aus dem Grunde wichtig, weil sie den Römern nach dem langwährenden Drucke despotischer Gewalthaber endlich einmal auch die vortheilhafte Seite der monarchischen Staatsform zeigte. Dieser Vorzug der Regierung beider Kaiser hatte ebenso, wie die Gräuel der vorhergehenden fünfzig Jahre, seinen Hauptgrund in der Persönlichkeit der Regenten; eben deshalb war aber auch die wohlthätige Wirksamkeit Vespasian's und Titus nur eine vorübergehende, und unmittelbar nach dem Tode des Letzteren hatte das römische Volk die Übel der früheren Zeit von neuem zu dulden.

Titus Flavius Vespasianus, welcher von 69 bis 79 regierte, kam erst im nächsten Jahr nach seiner Ernennung in Rom an, weil er sich ein ganzes Jahr über in Alexandria aufgehalten hatte. Der Senat übertrug dem neuen Kaiser gleich nach Vitellius-Sturz durch ein förmliches Decret alle Rechte, welche in der republikanischen Zeit das Volk und der Senat besessen hatten. Dieses Decret war ebenso, wie alle ähnlichen, die von Zeit zu Zeit des Scheines wegen erlassen wurden, an und für sich selbst nichts als ein leeres Gaukelspiel; es hat aber dadurch eine besondere Bedeutung erhalten, daß dreizehn Jahrhunderte

später ein päbstlicher Beamter, Nicolaus Rienzi, durch begeisterte Darstellung der Rechte, die das Volk nach diesem Senatsbeschluß unter den Kaisern gehabt haben sollte, die Bewohner von Rom zur Errichtung einer Demokratie bewog, an deren Spitze er selbst als Volkstribun gestellt ward. Vespasian begann seinerseits die ihm übertragene Regierung damit, daß er durch eine einzige Verordnung alle thörichten Einrichtungen, Gesetze und Verfügungen Nero's aufhob. Überhaupt war sein ganzes Bestreben von Anfang an dahin gerichtet, die dem Reiche von den seitherigen Tyrannen und ihrer Umgebung geschlagenen Wunden zu heilen. Nach seiner Ankunft in Rom suchte er vor allem Anderen die Ordnung in den Finanzen und die Disciplin im Heere wieder herzustellen. Er jagte die entarteten und verwöhnten Soldaten, aus denen das Heer des Vitellius bestanden hatte, größtentheils fort, die Übrigen hielt er, wie seine eigenen Soldaten, in sehr strenger Zucht. Er baute die Straßen und Gebäude der Stadt, welche seit dem großen Brand unter Nero's Regierung noch in Trümmern lagen, wieder auf, und ließ die vielen bei der Einäscherung des Capitols vernichteten Tafeln, in welche die Senats- und Volksbeschlüsse eingegraben waren, wieder herstellen. Dem Senat gab er nicht nur seine früheren Rechte zurück, sondern er hob ihn auch dadurch in der Achtung des Volkes, daß er alle jene Elenden ausstieß, die sich in der letzten Zeit eingeschlichen hatten oder ausdrücklich deshalb aufgenommen worden waren, damit der Senat seines Ansehens beraubt werde. Auch brachte Vespasian die Zahl der Senatoren, welche bis auf zweihundert herabgesunken war, wieder auf tausend. Endlich machte er den Senat zu einem wirklichen Reichs-Collegium, und wandelte zugleich auch den Ritterstand in eine Art von Reichsritterschaft um; er beschränkte sich nämlich bei der Wahl der Mitglieder beider Stände nicht mehr auf Rom und Italien, sondern nahm alle Güterbesitzer der Provinz auf, die sich dazu eigneten. Von dieser Zeit an hörte daher die Stadt Rom auf, die Herrscherin der Welt zu sein.

Vespasian selbst gab durch sein Leben ein Beispiel strenger Sittlichkeit. Er richtete seine Tafel und seine ganze äußere Erscheinung der alten Einfachheit gemäß ein, und duldete in seiner Umgebung weder Prunk noch Schwelgerei. Als Regent behauptete

er Ernst und Würde, im Umgang aber war er freundlich, er gewährte jedem Bürger freien Zutritt zu seiner Person, und suchte sich den Römern nur als den ersten der Senatoren, nicht als unumschränkten Herrscher zu zeigen. Er blieb so sehr von allem Stolz und Übermuth frei, daß er sich sogar manchmal da, wo Andere unnöthigerweise den Herrscher gezeigt haben würden, einen Scherz erlaubte. Als z. B. einmal ein Maulthiertreiber im Einverständniß mit einem Bürger, der dem Kaiser eine Vorstellung überreichen wollte, ihn unter dem Vorwand, daß sein Maulthier ein Hufeisen verloren habe, halten ließ, fragte Vespasian scherzend, wie viel er von jenem Manne für das Hufeisen bekommen habe, und verlangte seinen Antheil am Gewinn. Er schaffte außerdem das ganze seitherige Hofwesen ab, und suchte so viel, als die Umstände nur immer zuließen, die alte Form der Verwaltung wieder herzustellen. Er saß selbst zu Gericht, las Briefe und Bittschriften selbst, und empfing nicht nur seine Freunde wie ein alter römischer Patricier nach der hergebrachten Weise vor Tagesanbruch und manchmal sogar im Bette, sondern er ließ auch zu allen Zeiten jeden Bürger, der ein Anliegen an ihn hatte, ohne die mindeste Ceremonie vor sich. Er half ferner der eingerissenen Unordnung in den Geschäften, besonders in der Gerichtsverwaltung, durch seine persönliche Thätigkeit ab, faßte aber weder hierbei, noch sonst in einer wichtigen Angelegenheit einen Beschluß, ohne vorher den Senat zu Rathe gezogen zu haben. Vor Gericht ließ er den Advokaten und ihrem oft bitteren Witz, auch wenn derselbe gegen ihn gerichtet war, freien Lauf, dagegen widersetzte er sich mit Nachdruck der Verbreitung demokratischer Grundsätze und der Herabwürdigung der von Augustus eingeführten Regierungsform, die der damaligen Zeit ganz angemessen war. Bei einem solchen Benehmen brauchte sich Vespasian nicht vor Verschwörung zu fürchten, weil er auf Liebe vertrauen konnte; er erkannte daher auch in Bezug auf seine Person kein Majestätsverbrechen an. Man tadelt freilich seine Abhängigkeit von einer Geliebten, sowie sein Verfahren gegen die Philosophen, Astrologen und Christen, seinen Geiz und seine allzu große Strenge gegen Helvidius Priscus und Julius Sabinus; allein diese Vorwürfe zerfallen zum Theil in sich selbst, und zum andern Theil war das,

was ihm vorgeworfen wird, nicht so arg, als es auf den ersten Blick hin scheint. Seine Geliebte Cänis ward von ihm allerdings als Gemahlin behandelt, und es wird berichtet, daß dieselbe mit Stellen und Privilegien einen förmlichen Handel getrieben, und daß Vespasian ihr dies nicht allein erlaubt, sondern auch den Gewinn mit ihr getheilt habe. Abgesehen von diesem Einfluß nahmen aber die Römer an Vespasian's Verhältniß zu Cänis so wenig Anstoß, daß sie es vielmehr seinem Sohne Domitian sehr verargten, als dieser einst Cänis unfreundlich behandelte. Die Astrologen und Wahrsager, welche in Rom auf Kosten der Schwachen und Thoren ihr Wesen trieben, waren seit Augustus schon oft aus der Stadt gejagt worden. Vespasian ließ sie ebenfalls ausweisen, und er hatte dabei um so mehr Recht, als diese Menschen in ihrer Unverschämtheit sehr weit gingen und sich sogar in die Regierungsangelegenheiten mischten. Den Christen war er deshalb feind, weil er sie nach dem beurtheilte, was man ihm von denselben sagte, und weil er auf die Juden erbittert war, mit denen man die Christen als eine bloße Secte derselben zu vermengen pflegte. Auch wegen seines Hasses gegen die Philosophen darf Vespasian nicht unbedingt getadelt werden; überdies feindete er keineswegs alle Philosophen an, er schätzte und besoldete vielmehr diejenigen von ihnen, die er zur Bildung der Reichsbeamten für tauglich hielt. Die übrigen verfolgte er aus dem Grunde, weil sie entweder wie die Stoiker republikanische Tendenzen hatten, oder wie die Cyniker eine Art von Sansculotten waren, welche mit Keckheit alles Ehrwürdige herunterrissen, gegen die Staatsreligion und Sittenlehre predigten und Unverschämtheit für Weisheit ausgaben. Über Vespasian's Geldgier finden sich in den Schriften der Alten viele Angaben, deren Wahrheit zum Theil dahingestellt bleiben muß. Er führte, heißt es, neue und lästige Steuern ein, ertheilte Ämter und Ehrenstellen für Geld, trieb sogar als Kaiser Handelsgeschäfte, und setzte manchmal absichtlich habgierige Menschen zu Statthaltern der Provinzen ein, weil er, wie er sich einst geäußert haben soll, dieselben wie Schwämme gebrauche, welche, wenn sie trocken seien, Feuchtigkeit anzögen, so daß er sie nachher ausdrücken könne. Diese Erzählungen beweisen, wenn man sie näher betrachtet, theils

die scherzende Laune des Kaisers im Verkehr mit seiner Familie und mit seinen Dienern, theils zeigen sie aber auch, wie traurig es selbst unter den besten Regenten um ein Reich stand, dessen einzige Stützen eine gefüllte Schatzkammer und die Heere waren, weil man auf die Gesinnung und Kraft der Bürger nicht mehr bauen konnte. Die Lage des Reiches machte die Unterhaltung zahlreicher Heere nöthig, und Vespasian wurde dadurch um so mehr zur Sparsamkeit getrieben, als die Staatskasse durch die Verschwendungen seiner Vorgänger geleert, und Italien unmittelbar vor seiner Thronbesteigung größtentheils verwüstet worden war. Er trieb freilich seine Sparsamkeit zu weit, und ging bis zur Kargheit über; allein eines Theils war selbst dieser Fehler in einem Staate nützlich, dessen Bürger sich in so hohem Grade an öffentliche Verschwendungen gewöhnt hatten, und anderes Theils förderte Vespasian dadurch offenbar zugleich die Moralität der Bürger und die Möglichkeit des Bestehens einer kräftigen Regierung. Übrigens zeigte er sich da, wo es nöthig war, sogar freigebig. Er beförderte Kunst und Wissenschaft, und war der erste Regent, der den Lehrern derjenigen Wissenschaften, welche dem Staats- und Geschäftsmann unentbehrlich waren, nach der Weise der neuern Zeit einen förmlichen Gehalt aussetzte. Er unterstützte überhaupt alles Nützliche großmüthig, und beschenkte z. B. einst einen Mann, der eine zum Transport großer Steinmassen dienende Maschine erfunden hatte, sehr reichlich, erklärte ihm aber zugleich, daß er von seiner Erfindung keinen Gebrauch machen werde, um nicht den armen Leuten ihren Verdienst zu entziehen. Auch verwendete er, wie seine Vorgänger, große Summen auf öffentliche Bauwerke, nur gingen seine Unternehmungen nicht, wie Nero's Bauten, von Laune und Eitelkeit aus, sondern sie wurden im Geiste der guten alten Zeit entworfen und sollten zum allgemeinen Besten dienen. Er baute das niedergebrannte Capitol neu auf, errichtete einen Tempel des Friedens, der mit den größten Gebäuden früherer Jahrhunderte wetteiferte, stellte einige Städte, die durch Erdbeben oder Feuersbrunst zerstört worden waren, wieder her, und ließ mit großen Kosten neue Wege bauen, ohne dabei die Einwohner der Provinzen, durch welche diese geführt wurden, zu drücken. Auch erbaute er in Rom ein großes Amphi-

theater, welches achtzig tausend Menschen faßte, und unter dem Namen des Coliseum's noch jetzt eine der Hauptzierden von Rom bildet.

Die Strenge, mit welcher Vespasian gegen Helvidius Priscus und Julius Sabinus verfuhr, war allerdings zu hart und selbst grausam, aber sie beruhte doch nicht, wie die Grausamkeiten eines Nero und anderer früherer Kaiser, auf Laune und Willkür. Helvidius Priscus, welchen Vespasian im ersten Jahre seiner Regierung zum Prätor ernannt hatte, war ein entschiedener Republikaner, und suchte seine politischen Ansichten auf ganz rücksichtslose Weise unter dem Volke zu verbreiten. Vespasian ließ ihn deshalb in Haft nehmen, gab ihn aber bald nachher wieder frei. Helvidius begann jedoch sein früheres Treiben von neuem, und wurde deßhalb aus Rom verwiesen. Als er auch in der Verbannung sich nicht mäßigen konnte, sondern vielmehr gegen den Kaiser mit bitterm Spotte loszog, ließ dieser ihn hinrichten, obgleich Helvidius ihm nicht mehr schädlich sein konnte. Das Verfahren gegen Julius Sabinus ist das Härteste, was Vespasian während der ganzen Zeit seiner Regierung that. Sabinus war von Geburt ein Gallier, und hatte sich in Verbindung mit anderen gallischen Häuptlingen empört. Als sein Versuch mißglückt war, versteckte er sich in einer Höhle, in welcher ihn seine treue Gattin unter den größten Aufopferungen pflegte. Neun Jahre hatte er auf diese Weise zugebracht, als er entdeckt und nach Rom geschleppt wurde. Vespasian ließ ihn ohne Gnade zum Tode verurtheilen, und sogar seine Gattin mit ihm hinrichten, obgleich er selbst, als die Letztere ihn fußfällig um Gnade bat, sich der Thränen nicht enthalten konnte. Die Kinder derselben ließ er auf Staatskosten sorgfältig erziehen.

Vespasian's Sohn und Nachfolger, der seines Vaters Namen führte, aber zum Unterschied von ihm blos Titus genannt wird, regierte von 79 bis 81. Er hatte sich nach seiner Rückkehr aus Palästina von keiner vortheilhaften Seite gezeigt, und überraschte daher die Römer nicht wenig, als er sich vom ersten Augenblick seiner Thronbesteigung an auf eine Weise benahm, die den allgemein gehegten Besorgnissen geradezu widersprach. Vespasian hatte gleich nach dem gemeinschaftlichen Triumph über die Juden

seinen Sohn zum Mitregenten angenommen, und ihm außerdem die Stelle eines Präfecten der Garde gegeben, ohne zu bedenken, daß diese Stelle, die bisher noch nie einem Manne von höherem Rang als dem ritterlichen ertheilt worden war, schon an und für sich viel zu bedeutend sei und, sobald sie der Thronerbe einmal bekleidet habe, noch weit bedeutender und also auch gefährlicher werden müsse. Als Präfect der Garde und als Stellvertreter seines Vaters nahm Titus an der Leitung aller Regierungsgeschäfte Theil, bewies aber dabei eine wahrhaft despotische und grausame Strenge. Er hielt z. B. besondere Leute, die er in die Theater und Lager schickte, damit sie die Bestrafung eines jeden Verdächtigen laut verlangten, gleich als wenn es durch die Volksstimme geschähe, und die auf diese Weise Angeklagten ließ Titus dann sogleich tödten. Einmal lud er sogar einen von diesen Unglücklichen zu Tisch, und ließ ihn vor den Augen der Gäste niederstoßen. Er hatte außerdem die schlechtesten Menschen zu seinen Genossen, zeigte sich sehr habsüchtig, und fröhnte öffentlich der ärgsten Schwelgerei und Wollust. Sein ganzes Treiben ließ daher einen zweiten Nero in ihm erwarten. Kaum hatte er aber die Regierung angetreten, als eine völlige Änderung in ihm vorging, und sogar der bloße Schein eines anstößigen Lebens verschwand. Statt eines neuen Nero, den die besorgte römische Welt in ihm erwartet hatte, fand man einen Regenten, welcher Herzensgüte und Pflichttreue mit Ernst und Gerechtigkeit verband, und zwar in einem Grade, wie vielleicht kein Fürst vor oder nach ihm. Den ersten Beweis seines Entschlusses, als Regent jede Leidenschaft des Privatmannes und jedes persönliche Vergnügen dem Wohle der seiner Leitung anvertrauten Welt zu opfern, gab er durch die Verbannung seiner seitherigen Lustgenossen und durch die Entfernung seiner Geliebten Berenike, die sich schon als Kaiserin angesehen und als solche betragen hatte. Berenike, die Tochter des jüdischen Königs Herodes Agrippa I., war dem jungen Titus, der ihre Bekanntschaft auf seinem Zuge gegen Jerusalem gemacht hatte, nach Rom gefolgt, und dieser hatte ihr wahrscheinlich die Ehe versprochen. Sie ward von ihm nach seinem Regierungsantritt aus Italien verwiesen, weil die Römer ihre Unzufriedenheit, einer asiatischen Herrscherin zu gehorchen, laut

zu erkennen gaben. Später kehrte sie zwar wieder nach Rom zurück, erhielt aber keinen Einfluß auf die Handlungen des Kaisers.

Titus zeigte sich als Regent so freundlich und mild, daß ihn das Volk die Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechtes nannte. Man erzählt von ihm viele Anekdoten, welche in den späteren Zeiten sehr häufig als Beispiele einer unerschöpflichen Güte und Menschenfreundlichkeit angeführt werden. Er soll z. B. einmal am Abend eines Tages, an welchem er keine bestimmte Handlung der Wohlthätigkeit verrichtet hatte, zu seiner Umgebung gesagt haben: „Freunde, heute habe ich einen Tag verloren!" Als man ihn einst darauf aufmerksam machte, daß er den Bittenden zu leicht Gehör schenke, soll er geantwortet haben, von einem Fürsten dürfe Niemand betrübt hinweggehen. Beim Antritt des Oberpriesteramtes erklärte er, wie es heißt, daß er diese Würde nur deshalb übernehme, damit er seine Hände nicht mit Blut zu beflecken brauche. Auch die schweren Unglücksfälle, durch welche unter seiner Regierung Rom und einige Gegenden von Italien heimgesucht wurden, gaben ihm Gelegenheit, seine große Menschenliebe und Mildthätigkeit zu beweisen. Im Jahre 80 wurde nämlich ein großer Theil von Rom durch eine Feuersbrunst zerstört, welche drei Tage und Nächte hindurch wüthete, und unmittelbar nachher brach eine Pest aus, durch welche Tausende hinweggerafft wurden. Titus bemühte sich mit der größten Sorgfalt, das dadurch entstandene Elend zu mildern, ohne daß er deswegen neue Steuern ausschrieb, oder die freiwilligen Steuern annahm, welche ihm einige Städte des Reiches damals anboten. Ein Jahr vor diesen beiden Unglücksfällen hatte der erste und zugleich fürchterlichste Ausbruch des Vesuv's Statt, von dem die Geschichte meldet. Es wurden damals die beiden Städte Herculanum und Pompeji verschüttet, die man in neuerer Zeit wieder entdeckt hat, und deren Aufgrabung dadurch eine historische Wichtigkeit erhalten hat, daß die in ihren Ruinen gefundenen antiken Geräthschaften sehr viel dazu beitrugen, den vor hundert fünfzig Jahren so tief gesunkenen Geschmack in Formen und Verzierungen wieder zu heben und zu veredeln, obgleich man jetzt wieder das Schnörkeln und Schnitzeln zurückruft.

Bedeutende Bauwerke konnte Titus wegen der kurzen Dauer seiner Regierung nicht aufführen lassen, er vollendete aber die Gebäude, welche sein Vater unvollendet gelassen hatte, nämlich das oben erwähnte Amphitheater und die großen Thermen oder Bäder, von welchen sich bedeutende Überreste erhalten haben, und die mit Recht noch jetzt seinen Namen tragen. In diesen Bädern konnte der ärmste Römer für wenige Pfennige so bequem baden, als es in unserer Zeit nur fürstlichen Personen möglich ist. Sie waren aufs prächtigste ausgeschmückt, und es sind in ihren Ruinen einige der schönsten Bildwerke des Alterthums, wie z. B. die Gruppe des Laokoon, gefunden worden, welche Titus in diesen Bädern hatte aufstellen lassen. Zur Einweihung dieser beiden Gebäude ließ Titus glänzende Festspiele halten; denn auch die besten und sparsamsten Kaiser sahen diese Art von öffentlichen Vergnügungen als eine für den Glanz ihrer Regierung nothwendige Sache an, durch welche sie sich die Volksgunst sichern könnten. Titus wetteiferte daher hierin mit einem Nero und anderen verschwenderischen Regenten. Er hielt ein ungeheueres Seegefecht, veranstaltete dann, nachdem man das Wasser hatte ablaufen lassen, an demselben Platze Gladiator-Spiele, und ließ an einem einzigen Tage fünftausend wilde Thiere mit einander kämpfen.

Das römische Volk genoß die Wohlthat des sanftesten und mildesten Regenten nur sehr kurze Zeit; denn Titus starb schon zwei Jahre und drei Monate nach seinem Vater. Er scheint bereits vor dem Antritte der Regierung kränklich gewesen zu sein; vielleicht ließ ihn aber auch sein Bruder Domitian vergiften, welcher gleich anfangs Anspruch auf die Regierung gemacht hatte, und immer behauptete, er sei im Testamente des Vaters zum Mitregenten ernannt worden, und werde ungerechter Weise entfernt gehalten. Mit Domitian's Thronbesteigung wiederholten sich die Scenen, welche die römische Welt unter Nero und seinen nächsten Vorgängern erlebt hatte. Ehe wir zur Darstellung der Herrschaft dieses neuen Tyrannen übergehen, müssen wir einen Blick auf die Provinzen des Reiches werfen und die Kriege schildern, welche seit August's Tod in Deutschland und Britannien geführt worden waren.

7. Die römischen Provinzen von Augustus an bis auf Vespasian's Zeit und die Verhältnisse der Römer zu den germanischen und brittischen Völkerschaften.

Die Provinzen hatten von Tiberius an ebenso gut, wie Rom und Italien, den Druck des Despotismus tragen müssen, obgleich manche Gräuelthaten, welche von der Person des Kaisers selbst ausgingen, die entlegneren Theile des Reiches weniger berührten, und im Allgemeinen die Provinzverwaltung unter den Kaisern besser beschaffen war, als in der republikanischen Zeit. Durch die Empörungen einzelner Heere hatten sie ohnedies noch mehr zu leiden, als die Stadt Rom. Mit ihren Rechten und Freiheiten ging es gerade so, wie mit den gesetzlichen Bestimmungen im Staat überhaupt: es kam Alles auf persönliche Verhältnisse an. Die Fürsten und Herren, die man im Besitz eines Theiles ihrer Länder gelassen hatte, hingen ganz von der Laune der Kaiser und der Statthalter ab. Von den Regenten des Reiches wurden sie, wie wir in der Geschichte der Auflösung des jüdischen Staats gesehen haben, bald abgesetzt, bald wieder mit ihrem früheren Fürstenthum oder mit einem andern Lande beschenkt, bald auf die härteste Weise verfolgt. Wie verächtlich sie aber von den Statthaltern der angrenzenden Provinzen behandelt wurden, kann aus einem einzigen Beispiel ersehen werden. Als einst Herodes Agrippa I. fünf kleine asiatische Könige zu einer Berathung bei sich versammelt hatte, ließ der Statthalter von Syrien ohne irgend eine Veranlassung ihnen befehlen, sich aufs schnellste nach Hause zurückzubegeben, obgleich sie ihm sehr demüthig alle erdenklichen Ehrenbezeugungen erwiesen hatten. Die Freiheit der Städte und der kleinen Staaten in den Provinzen war etwas mehr gesichert, als die Herrschaft der Fürsten, weil es im Interesse der Monarchie lag, den Statthaltern keine solche Gewaltthätigkeiten gegen die Provinzbewohner zu erlauben, wie sie zur Zeit der Republik geübt worden waren; doch blieben auch unter den Kaisern die Stellen in den Provinzen das Haupterwerbsmittel der vornehmen Familien, deren Aufwand fortwährend zugenommen hatte, und die Hauptstadt verschlang nach wie vor die Reichthümer der Provinzen. Vespasian und die bald nach

ihm herrschenden Kaiser Hadrian und Trajan hatten gerade darin ihr größtes Verdienst, daß sie den Erpressungen der Provinz-Beamten Grenzen setzten. Wie weit diese Bedrückungen getrieben wurden, sehen wir aus dem, was ein römischer Schriftsteller, Plinius der Ältere, von dem Reichthum einer von Claudius begünstigten und zur Gemahlin ausersehenen Dame, Lollia Paullina, erzählt. Er sagt, Lollia habe einen Schmuck von drei Millionen und siebenmal hunderttausend Gulden (etwas über zwei Millionen Thaler) an Werth besessen, und dieser kostbare Schmuck rühre ganz allein von den Beraubungen der Provinzbewohner her, die sich ihr Großvater Marcus Lollius im Orient in so unverschämtem Maße erlaubt habe, daß er dafür mit dem Leben habe büßen müssen. Wenn übrigens auch einmal ein Beamter, wie Lollius, für seine Erpressungen bestraft ward, so schlüpften dagegen immer zehn Andere durch. War der Statthalter selbst gerecht, so ließ sich dagegen nicht selten seine Frau bestechen, oder einer seiner Günstlinge verkaufte Gerechtigkeit und Gunst.

Übrigens darf man die bessere Seite der monarchischen Zeit nicht übersehen, die sich besonders dann vortheilhaft erwies, wenn ein trefflicher Fürst auf dem Thron saß, oder ein edler Mann Statthalter war. Strenge Aufsicht und durchgreifender Wille eines Einzigen zeigten sich damals in demselben Grade nützlich und nothwendig, als der beständig zunehmende Egoismus immer mehr die Reste der alten Gesinnung und Vaterlandsliebe erstickte. Manche Freiheiten und Vorrechte der Städte z. B. standen mit dem Geiste der Zeit im Widerspruch; denn jede menschliche Einrichtung paßt nur für bestimmte Zeiten und Umstände, und muß, wenn sie nicht schaden soll, beim Wechsel derselben geändert werden. Bei solchen Mißständen war die monarchische Kraft und Einheit das rechte Hülfsmittel. Unter dem Kaiser Tiberius machten z. B. die griechischen Städte Kleinasiens einen großen Misbrauch von ihren Privilegien, besonders von den Freistätten, welche ihre Tempel gewährten. Diese füllten sich mit entlaufenen Sklaven, mit Schuldnern, die sich vor ihren Gläubigern retteten, mit Todesverbrechern, welche vor den gerichtlichen Verfolgungen flohen, und der Auswurf der Bevölkerung erfreute sich auf diese Weise desselben Schutzes, der der Religion und ihren heiligen Ge-

bräuchen gewährt war. Um dieſes Übel auszurotten, wurde von Rom aus eine ſorgfältige Prüfung der ſtädtiſchen Privilegien vorgenommen, und die ganze Sache in kurzer Zeit in Ordnung gebracht.

Eine für das Schickſal des ganzen Reichs ſehr folgenreiche Änderung ward an den Grenzen des Reichs vorgenommen, wozu leider auch Veſpaſian viel beitrug, weil er unglücklicher Weiſe als Soldat die gewöhnlichen militäriſchen Begriffe von Ruhm und Größe eingeſogen hatte. Man löſte nämlich mehrere aſiatiſchen Grenzſtaaten auf, welche bis dahin als römiſche Bundesſtaaten ſcheinbar unabhängig geweſen waren. Ein Blick auf die Verhältniſſe des römiſchen Reiches zu den Nachbarvölkern wird uns den großen Nachtheil dieſes Verfahrens leicht erkennen laſſen. In der republikaniſchen Zeit war das Reich von einer Zahl kleiner, unter dem Namen Bundesſtaaten von Rom abhängiger Staaten umgeben, welche entweder, wie die griechiſch-aſiatiſchen, überfeinert und ausgeartet waren, oder, wie die in Gallien und in den ſpaniſchen Gebirgen gelegenen, noch auf einer niedrigen Stufe der Civiliſation ſtanden. Die aſiatiſchen Bundesſtaaten litten faſt beſtändig durch innere Unruhen und durch gegenſeitige Feindſchaft, die europäiſchen aber waren noch weniger durch irgend ein gemeinſames Band mit einander vereinigt; an eine Verbindung dieſer Staaten gegen Rom war alſo weder in Aſien noch in Europa zu denken. Dieſe Grenzſtaaten gewährten dem römiſchen Reiche den großen Vortheil, daß ſie dasſelbe wie eine Reihe von Vorwachen gegen den Angriff der wilden Völker von Aſien und Europa ſchützen, deren liebſte Beſchäftigungen Jagd, Krieg und Raubzüge waren. Solche rohen Völker füllten beſonders den ganzen Norden und die Mitte von Europa, und in Rußland, Polen und Preußen erſchienen von Zeit zu Zeit neue Stämme, weil öfters die eine oder die andere Begebenheit im inneren Aſien ganze Völkermaſſen in Bewegung ſetzte. Am Ende der republikaniſchen Zeit, noch mehr aber unter den Kaiſern beging man den Fehler, einzelne von jenen Bundesſtaaten aufzulöſen. Man gerieth dadurch mit den ſtreitbaren und jeder Civiliſation feindlichen Nationen, gegen welche dieſe ſeither eine Vormauer gebildet hatten, in unmittelbare Berührung. Auf dieſe Weiſe wurden

zuerst öftere Kriege der Römer mit den rüstigen Bergvölkern des Kaukasus, des baskischen Landes und des Atlas hervorgerufen. Als unter Augustus auch Egypten seiner scheinbaren Unabhängigkeit beraubt und in eine Provinz verwandelt wurde, stieß man mit den wilden Aethiopen und Arabern zusammen. Zu eben derselben Zeit ward auch der Mißgriff gemacht, daß Augustus die germanischen Völker in ihrem eigenen Lande, im Dickicht ihrer Wälder aufsuchen ließ. Von den getheilten und unter einander feindlichen Stämmen Aethiopiens und Arabiens hatte man freilich nichts zu fürchten, sie wurden erst dann gefährlich, als der Fanatismus einer dem Klima und der Leidenschaft des Orients angemessenen Religion sie vereinigte und begeisterte; dagegen zeigt aber die Vernichtung des Varus und seiner Legionen die große Gefahr, welche von Deutschland her dem römischen Reiche drohte, und die germanischen Stämme in Süd- und Mitteldeutschland wurden dadurch erst recht furchtbar, daß die Römer am Rhein, in Schwaben und in Baiern eine feste Stellung nahmen. Im nördlichen Thracien hatten die Römer zur Zeit der Republik keine Eroberungen gemacht, auch Augustus war klug genug, die dortigen Völker nicht zu unterwerfen; er theilte das Land unter die eingeborenen, von Rom abhängigen Fürsten, und deckte auf diese Weise die Donau-Gegenden durch scheinbar selbstständige Staaten. Tiberius behandelte unglücklicher Weise die thracischen Fürsten auf die nämliche despotische Weise, wie er gegen die Römer selbst verfuhr, er schickte Legaten nach Thracien, die sich als die eigentlichen Herrscher des Landes benahmen, und die eingeborenen Fürsten mit rücksichtsloser Willkür behandelten. Dadurch entstanden in Thracien unaufhörliche Unruhen und Raubzüge, bis endlich unter Claudius das ganze südliche Donau-Ufer zu einer römischen Provinz gemacht wurde. In Asien endlich waren die Parther die gefährlichsten Nachbarn des römischen Reiches. Gegen sie bildeten besonders die Königreiche Armenien und Kappadocien längere Zeit eine Art von Bollwerk. Armenien war und blieb ein ewiger Zankapfel der Römer und Parther, bald setzten diese, bald jene einen Herrscher ein, doch hingen die meisten armenischen Könige von Rom ab. Kappadocien ward schon im Jahr 17 n. Chr. seiner Selbstständigkeit beraubt und als Provinz mit dem röm-

iſchen Reiche vereinigt. Unter Veſpaſian's Regierung wurden auch einige andere aſiatiſchen Fürſtenthümer eingezogen, welche bisher der Form nach unabhängig geweſen waren, gerade deshalb aber beſſeren Schutz gegen die Parther gewährt hatten, als wenn, wie dies nachher geſchah, römiſche Beſatzungen ohne die mitwirkende Kraft der Einwohner und ihrer Fürſten ſie vertheidigt hätten. Die wichtigſten von dieſen Ländern waren Cilicien, Komagene, Chalcis und Judäa.

Seitdem dieſe wichtigen Änderungen an den Grenzen des Reiches eingetreten waren, hatten die Römer beſtändig mit barbariſchen Völkern Krieg zu führen, ſo daß dadurch von Veſpaſian's Zeit an die Aufmerkſamkeit des Regenten und die Kräfte des Staates immer mehr in Anſpruch genommen wurden. Dieſe Kriege dauerten faſt ununterbrochen fort, und hatten einen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bedeutender werdenden Einfluß auf den Gang der Dinge. Am wichtigſten waren die Kriege mit den Germanen, weil ſie zuletzt den Untergang des römiſchen Reiches herbeiführten. Schon wenige Jahre nach dem Zuge, welchen Tiberius zur Rettung der römiſchen Ehre in das mittlere Deutſchland gemacht hatte, ward z. B. Druſus Sohn, Germanicus, an die Spitze der Truppen geſtellt, denen die Bewachung der Rhein-Grenze anvertraut war, und machte in den Jahren 14 bis 17 n. Chr. vier Züge nach Niederdeutſchland; alle ſeine Unternehmungen hatten aber keinen anderen Erfolg, als daß er ſich und ſeinen Truppen in den Augen ſeiner Landsleute Ehre und Ruhm erwarb. Tiberius hatte daher ſehr Recht, daß er Unternehmungen misbilligte, welche viel Geld und Menſchen koſteten und nicht den geringſten Vortheil gewährten. Er rief deshalb den Germanicus in demſelben Augenblicke zurück, als dieſer ſich zu einem neuen Feldzuge rüſtete. Dabei gewährte er ihm die Ehre eines Triumphs, der zur Freude des römiſchen Volkes durch die Vorführung vieler angeſehenen Gefangenen und durch die Abbildungen deutſcher Berge, Flüſſe und Schlachten verherrlicht ward. Unter den Erſteren befand ſich auch Thusnelda, welche bis zu ihrem Tode eine römiſche Sklavin blieb.

Tiberius geſtattete auch ſpäter keinen neuen Kriegszug nach Deutſchland mehr. Er urtheilte ganz richtig, daß man, nachdem

die Ehre des römischen Namens gerettet sei, vor der Hand nichts von den Germanen zu befürchten habe, und daß man für den Vortheil des römischen Reiches nicht besser sorgen könne, als wenn man diese Völker den inneren Zwistigkeiten überlasse, welche damals unter ihnen ausbrachen. In diese Zeiten fallen nämlich die Kriege Marbod's und der Tod jenes Hermann, der den Varus besiegt hatte, und welcher ebenso, wie Marbod, als einer der deutschen Helden früherer Zeit im Gedächtnisse unseres Volkes fortlebt, und oft mit Recht, ebenso oft aber mit Unrecht, gepriesen wird.

Von Hermann's Tod an bis zur Zeit Vespasian's fiel in Deutschland nichts vor, was für den Gang der Dinge wichtig gewesen wäre. Dagegen wurden die Thronstreitigkeiten zwischen Otho, Vitellius und Vespasianus von zwei Häuptlingen der Bataver benutzt, um den Römern am Niederrhein einen gefährlichen Krieg zu bereiten. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie früher im Kriege mit Varus, daß dem römischen Reiche die Hauptgefahr nicht von der Tapferkeit der deutschen Völkerschaften und ihrer Führer drohe, sondern von den vielen Germanen, welche im Dienste der Römer die Kriegskunst erlernten, und zum Theil sogar höhere Officiersstellen bekleideten. Die Bataver hatten ehemals zum Bunde der rüstigen Katten gehört, sie waren aber außer Verbindung mit ihnen gekommen, seitdem sie die öden Küsten und sumpfigen Gegenden eingenommen hatten, welche im Norden der Maas zwischen dem Meer und der Yssel lagen. Von den verschiedenen deutschen Völkerbündnissen abgetrennt und zwischen der römischen Provinz Gallien einerseits und dem Lande der Friesen und anderer mit Rom verbündeten deutschen Völker andererseits wohnend, wurden sie gleich den Letzteren Bundesgenossen der Römer, und leisteten denselben durch ihre Truppen wichtige Dienste. Von ihren Anführern hatten sich zwei, Julius Paullus und Claudius Civilis, im Kriege der Römer mit den Britten sehr ausgezeichnet. Beide müssen, schon während sie unter den Römern dienten, gefährliche Pläne gehabt haben; denn Fontejus Capito, der unter Nero die römischen Truppen in Niederdeutschland commandirte, ließ den Ersteren hinrichten, und schickte den Zweiten gefesselt nach Rom. So lange Nero lebte,

blieb Civilis gefangen, Galba aber ſetzte ihn wieder in Freiheit. Er war kaum in ſeine Heimath zurückgekehrt, als er ſeine Landsleute zum Aufſtand ermunterte. Als Anlaß dazu benutzte er eine Truppenaushebung unter den Batavern, welche zur Verſtärkung der Legionen des Vitellius unternommen, und auf eine harte, zum Theil ſogar ſehr ſchmähliche und beleidigende Weiſe ausgeführt ward. Seine Aufforderung fand bei den Batavern Gehör, und bald ſchloſſen ſich nicht nur die Canninefaten, die nordweſtlichen Grenznachbarn der Bataver, und die Frieſen, welche im Oſten derſelben wohnten, an ſie an, ſondern auch acht Cohorten Bataver, die unter den Römern dienten und in Mainz lagen, kündigten dem römiſchen Statthalter den Gehorſam auf, und zogen in ihre Heimath, wo ſie ſich mit ihren empörten Landsleuten vereinigten und den Kern des Heeres bildeten. Civilis nahm den Schein an, als wenn er und ſeine Landsleute ſich nur deßhalb empört hätten, um für Veſpaſian gegen Vitellius zu kämpfen. Unter dieſem Vorwande griff er zunächſt die dem Vitellius ergebenen römiſchen Truppen an.

Länger, als bis zu der Niederlage, welche Vitellius Truppen bei Cremona erlitten (im November 69), konnte der bataviſche Anführer Veſpaſian's Namen nicht als Aushängeſchild gebrauchen, weil ſich auf die Nachricht von dieſer Schlacht alle Legionen am Rhein für den Sieger erklärten. Er warf alſo damals die Maske ab und brach offen mit Rom. Nach und nach wußte er auch die Katten, die Uſipier, die Bructerer und andere deutſchen Völker für ſeine Plane zu gewinnen. Er bediente ſich dabei der Veleda, einer prophetiſchen Prieſterin der Bructerer, welche an der Lippe wohnte, und nicht blos bei ihrem eigenen Volke, ſondern auch bei anderen Stämmen einen großen Einfluß ausübte. Sogar die Gallier ſchienen geneigt, mit den Batavern gemeine Sache zu machen. Einerſeits erhob ſich nämlich das galliſche Volk der Trevirer unter ſeinen Häuptlingen Claſſicus und Julius Tutor, andererſeits warfen die Lingonen, welche in der Gegend von Langres wohnten und damals Julius Sabinus zu ihrem Führer hatten, das römiſche Joch ab. Die abgefallenen galliſchen Stämme ſuchten auch das übrige Gallien zum Aufſtande zu reizen, während zu gleicher Zeit unter den dortigen römiſchen Truppen

überall Zwietracht und Aufruhr ausbrach, und viele von ihnen sogar zu den Empörern übergingen. Die von den Batavern ausgegangene Bewegung erhielt auf diese Weise eine so bedenkliche Gestalt, daß der Geschichtschreiber Tacitus das Auftreten des Civilis der Gefahr, welche den Römern einst von Hannibal und Sertorius gedroht hatte, gleichstellen zu müssen geglaubt hat.

Die Empörungen in Gallien und der Abfall römischer Truppen hatten ihren Grund in den übertriebenen Gerüchten vom Kampfe zwischen Vespasian's Truppen und den Anhängern des Vitellius. Der Bürgerkrieg, hieß es, wüthe in ganz Italien, in Rom selbst herrsche die größte Verwirrung, in Mösien, Pannonien und vielen anderen Provinzen hätten die römischen Truppen mit feindlichen oder abgefallenen Völkern zu kämpfen, und ganze Legionen seien bereits niedergemetzelt worden. Einen besonders schlimmen Eindruck machten die Gerüchte über die eigentliche Veranlassung der Verbrennung des Capitols, welche für ein Resultat der Auflösung des römischen Staates ausgegeben ward. Wenigstens wurde sie allgemein als ein bedenkliches Vorzeichen angesehen und die gallischen Druiden benutzten sie, um den Umstand, daß ihre Nation einst die ganze Stadt Rom mit Ausnahme des Capitols erobert hatte, mit der gegenwärtigen Einäscherung desselben und mit dem weit verbreiteten Volksglauben in Verbindung zu bringen, daß das Schicksal des römischen Volkes zu allen Zeiten an den heiligsten Tempel seiner Hauptstadt geknüpft gewesen sei. Da die Begebenheiten, welche beim Kampfe zwischen Vespasian's und Vitellius Anhänger in Rom vorfielen, so bedeutend auf den Fortgang der Empörung in Gallien und am Rhein einwirkten, so mußte der Sieg der ersteren Partei nothwendiger Weise eine Wendung hervorbringen. Vespasian's Stellvertreter, Mucianus, war nicht sobald in Rom angelangt, als er kräftige Maßregeln traf, um die Ruhe in Gallien wiederherzustellen. Er ließ sogleich vier Legionen aus Italien, zwei aus Spanien und eine aus Britannien nach dem Rhein aufbrechen, und stellte dieses Heer unter die Anführung zweier ausgezeichneten Feldherrn, des Annius Gallus und des Petilius Cerealis. Noch ehe diese ankamen, war Julius Sabinus schon von dem gallischen Volke der Sequaner, das den Römern treu geblieben war, gänzlich geschlagen und sein

Heer zerstreut oder niedergemetzelt worden; sein späteres Schicksal ward bereits früher erzählt (s. oben S. 256). In Folge dieses Ereignisses unterwarfen sich die abgefallenen Legionen und der größte Theil der empörten Gallier; nur die Trevirer, die Lingonen und einige wenige andere Völkerschaften setzten den Kampf fort. Das römische Heer wandte sich zunächst gegen sie, schlug die Trevirer zuerst bei Bingen und gleich nachher an der Mosel, und nahm sowohl ihre Stadt Trier, als auch Langres, die Hauptstadt der Lingonen, ein. Hierauf ward durch gütige Behandlung der Saamen der Unzufriedenheit in Gallien ausgerottet, und die ganze römische Macht gegen Civilis gerichtet, mit welchem sich die Reste der empörten Gallier unter Tutor's und Classicus Führung vereinigt hatten. Civilis rückte mit allen seinen Truppen auf Trier los, und suchte den Römern zuvorzukommen. Er überfiel unerwartet das Heer des Cerealis, welches in und bei dieser Stadt lag. Die Römer wurden anfangs in Verwirrung gebracht, sie sammelten sich jedoch bald wieder, und es kam zu einer blutigen Schlacht. Auch in dieser Schlacht entschied sich der Sieg am ersten Tage und während einiger Stunden des zweiten für Civilis, die Römer würden wahrscheinlich sogar völlig geschlagen worden sein, wenn nicht der Zufall eine günstige Wendung herbeigeführt hätte. Eine ihrer Legionen hatte nämlich eine so vortheilhafte Stellung genommen, daß die Feinde beim Angriff auf dieselbe zurückgeschlagen wurden; weil die Bataver aber sowohl vorher als während dieses Kampfes dem Reize des Plünderns nicht hatten widerstehen können, geriethen sie in Unordnung, und verbreiteten dadurch einen panischen Schrecken unter dem übrigen Theil ihres Heeres, welches durch kein inneres Band zusammengehalten wurde.

Bald nach der Niederlage bei Trier trennten sich alle Germanen von dem batavischen Heere, diejenigen ausgenommen, welche im nördlichen Westphalen wohnten. Civilis zog sich in die batavischen Sümpfe zurück, und wußte sich mit Hülfe jener niederdeutschen Völkerschaften gegen die römische Macht zu behaupten. Cerealis suchte die Letzteren dadurch von ihm abzuziehen, daß er sich um die Gunst der einflußreichen Veleda bewarb. Der batavische Führer hatte bald Grund, an der Ausdauer seiner Verbündeten zu zweifeln, und da auch Cerealis die Schwierigkeiten

eines Krieges in den Sümpfen von Niederdeutschland und Holland kennen lernte, so neigten sich Beide zum Frieden, der auch nach einer kurzen Unterhandlung zu Stande kam (70), dessen Bedingungen wir aber nicht kennen. Nur soviel ist gewiß, daß die Bataver, Canninefaten und Friesen wieder Bundesgenossen der Römer wurden und von Abgaben frei blieben. Doch lieferten die Ersteren vor wie nach Mannschaften zum römischen Kriegsdienst. Die Priesterin Veleda wurde als Gefangene nach Rom gebracht; ob dies aber am Ende des batavischen Krieges und aus Veranlassung desselben oder einige Zeit nachher und aus einem anderen Grunde geschehen ist, wird nicht berichtet. —

Weit besser, als in Deutschland, glückten die Versuche der Römer, sich in Britannien festzusetzen, dessen Bewohner zu dem keltischen oder gallischen Völkerzweige gehörten (s. Th. III. S. 18 f.). Cäsar hatte dieses Land nur des Ruhmes wegen besucht, und sich blos das Ansehen gegeben, als wenn er es unterwerfen wollte; er hatte es aber nicht einmal in den ungeheueren Eroberungsplan, der durch seinen Tod vereitelt wurde (s. oben S. 90 f.), mit aufgenommen, und hielt also Britannien entweder für eine zu unbedeutende oder zu schwer zu behauptende Erwerbung. Augustus, dessen Unternehmungen stets kalt berechnet waren, hatte noch weniger Lust, jenseit der stürmischen Meerenge des Kanals ganz rohe Nationen zu unterwerfen, so leicht dies auch scheinen mochte, weil das Land in unzählig viele kleinen Staaten getheilt war, und fast jede Ortschaft für sich allein bestand. Tiberius war ebenfalls zu verständig, um an eine Eroberung von Britannien zu denken. Sein Nachfolger Caligula faßte freilich den Entschluß, diese Eroberung in eigner Person zu machen, allein seine Unternehmung ging aus bloßer Laune hervor, und endigte schon diesseit des Kanals auf eine ebenso lächerliche Art, als alles Übrige, was er unternahm (s. oben S. 207). Endlich führte Claudius das aus, was seine Vorgänger nicht gewollt oder nicht vermocht hatten. Ein tüchtiger Feldherr, Aulus Plautius, begann den Krieg auf rühmliche Weise mit Legionen, die aus den Niederlanden gezogen waren, so daß also nach damaligem römischen Gebrauch in diesen Legionen besonders viele Germanen dienten. Als er den Süden von Britannien unterworfen hatte, erschien der Kaiser

ſelbſt mit bedeutender Verſtärkung, um ſich auf leichte Weiſe den Ruhm eines ſiegreichen Feldherrn und Eroberers zu erwerben. Zwei von ſeinen Nachfolgern, Galba und Veſpaſian, leiſteten ihm dabei wichtige Dienſte, beſonders zeigte ſich der Letztere in Britannien als einen tüchtigen General. Claudius verweilte zwar nur ſechszehn Tage in Britannien, es war ihm aber bei der großen Zahl ſeiner Truppen und bei der Tüchtigkeit ſeiner Generale ſehr leicht, in ſo kurzer Zeit einen beträchtlichen Theil von Süd-England zu durchziehen und ſcheinbar zu unterwerfen. Er ließ ſich während ſeines Feldzuges vom Heere nicht, wie es ſonſt gebräuchlich war, ein Mal, ſondern mehrere Male als ſiegenden Feldherrn ausrufen, und hielt bei ſeiner Rückkehr nach Rom einen glänzenden Triumph.

Aulus Plautius blieb noch ſechs Jahre lang in Britannien, und ſetzte die Eroberung des Landes fort. Nachher erhielt Oſtorius Scapula das Commando. Dieſer unterwarf den nordweſtlichen Theil von England nebſt einem Stücke des ſüdlichen Wales, und nahm Caractacus oder Carados, einen berühmten Fürſten der Siluren, welche im letzteren Lande wohnten, gefangen. Unter Scapula's Nachfolgern zeichnete ſich vor Allen Suetonius Paullinus aus. Paullinus richtete ſeinen Angriff hauptſächlich auf die Inſel Mona oder Angleſea, den heiligſten Sitz der brittiſchen Religion; denn hier hatten die vornehmſten Druiden ihre kloſterartigen Wohnungen, ihre Haupttempel und ihre Schulen, hier wurden alſo wahrſcheinlich auch ihre meiſten Schätze aufbewahrt. Der römiſche Feldherr mußte ſeine Unterwerfung gegen Mona bald wieder aufgeben, weil ein allgemeiner Volksaufſtand, der in Britannien ausbrach, ſeine Gegenwart in dem bereits unterworfenen Theile der Inſel nöthig machte. Dieſe Bewegung ging von dem Volke der Icener aus, welches im jetzigen Suffolk und Norfolk wohnte, und wurde durch das Betragen der römiſchen Beamten und Soldaten hervorgerufen. Catus Decianus, der die bürgerliche Verwaltung leitete, drückte die Eingeborenen auf die härteſte Weiſe, und erlaubte ſeinen Unterbeamten und den Beſatzungen jede Grauſamkeit, Habſucht und Willkür. Beſonders rückſichtslos benahmen ſich die Veteranen, welche in der von Claudius gegründeten Colonie Camalodunum

oder Malden in Esser angesiedelt waren. Die unterworfenen Britten waren den ärgsten Erpressungen und Barbareien ausgesetzt; die verwittwete Königin der Icener, Boadicea, wurde sogar körperlich mishandelt, die Verwandten ihres Gemahls wie gekaufte Sklaven angesehen, und die Vornehmsten des Volkes ihres Vermögens beraubt. Die Icener ergriffen endlich die Waffen gegen ihre Peiniger, der Aufstand breitete sich bald über die ganze Insel aus, und die kriegerische Boadicea stürzte an der Spitze einer Volksmasse, welche nach den Berichten römischer Geschichtschreiber einmalhunderttausend Mann betragen haben soll, auf die Colonie Camalodunum. Diese wurde erobert und niedergebrannt. Der römische General Cerealis, derselbe, welcher später die Bataver besiegte, war der bedrohten Stadt zu Hülfe geeilt, er wurde aber zurückgeworfen, und rettete nur mit Mühe sein kleines Corps vom Untergange. Paullinus brach auf die Nachricht von diesen Vorfällen sogleich auf, und bahnte sich durch die Tapferkeit seiner Truppen den Weg nach London, welches damals schon ein bedeutender Handelsort war. Er sah sich jedoch bald genöthigt, wieder zurückzuweichen, da er nur zehntausend Mann hatte und deshalb blos an einem günstigen Orte ein Treffen wagen durfte. Die Britten fielen hierauf über London und andere von den römischen Besatzungen verlassenen Städte her, und es sollen damals nicht weniger als siebenzig tausend Römer und Verbündete derselben von den wüthenden Barbaren umgebracht worden sein. Paullinus zog sich gegen die Küste hin, bis er in eine Gegend kam, wo er durch einen Wald seinen Rücken decken konnte, und vor sich eine weite Ebene hatte, welche seinen geschlossen kämpfenden Truppen über zahllose, aber ungeordnete Schaaren den Vortheil gab. Hier lieferte er eine Schlacht, und siegte über die Britten ungefähr auf diese Weise, wie in unseren Tagen eine unbedeutende Anzahl Europäer in Indien oder Neuholland über ganze Schaaren von Wilden. Es fielen nämlich auf Seiten der Römer, ungeachtet der hartnäckigen Gegenwehr der Feinde, nur vierhundert Mann, während von den Britten nicht weniger als achtzig tausend theils in der Schlacht, theils unmittelbar nachher erschlagen wurden (61). Boadicea gab sich nach dieser Niederlage selbst den Tod. Der Aufstand wurde gleich

nachher völlig unterdrückt, und Paullinus bestrafte alle Fürsten und Völkerschaften, welche Theil daran genommen hatten, mit grausamer Härte.

In der nächsten Zeit fiel nichts Wichtiges in Britannien vor, bis gegen das Ende von Vespasian's Regierung einer der tüchtigsten römischen Feldherrn und Staatsmänner, Julius Agricola, dahin geschickt wurde. Dieser ausgezeichnete Mann, dessen Leben und Unternehmungen sein Schwiegersohn Tacitus in einer besondern Schrift geschildert hat, richtete während der sieben Jahre seiner Verwaltung in Britannien mehr aus, als irgend ein anderer Römer vor oder nach ihm. Agricola hatte seine Schule in Britannien unter Paullinus und anderen Statthaltern gemacht, und diese Insel schon in seiner Jugend zum Schauplatze seines künftigen Ruhmes ausersehen. Er eröffnete seine Wirksamkeit als Statthalter von Britannien mit einer Unternehmung gegen Anglesea, welche die schnelle und völlige Unterwerfung dieser Insel zur Folge hatte. Dann suchte er die römische Herrschaft in Britannien nicht nur mit den Waffen weiter auszudehnen, sondern besonders auch auf eine ganz andere Weise, als seine Vorgänger gethan hatten, zu befestigen. Sein Hauptbestreben war nämlich von Anfang an darauf gerichtet, die Britten durch Zutrauen, Milde und Gerechtigkeit für die römische Herrschaft und für die römische Civilisation zu gewinnen, und es gelang ihm schon in einer Zeit von drei Jahren, eine völlige Änderung in der öffentlichen Meinung und in dem Wesen dieser Nation zu Stande zu bringen. Die Britten beeiferten sich, die Sprache und Sitte der Römer anzunehmen; sie begannen nicht nur Städte, sondern auch Tempel, Säulengänge, Bäder und andere öffentlichen Gebäude nach römischem Muster zu erbauen, und England wurde durch Agricola's Bemühung in kurzer Zeit ebenso römisch, wie Gallien es seit Cäsar's Zeit allmälig geworden war. Agricola's Verfahren war um so rühmlicher, als es der gewöhnlichen Verwaltungsweise der römischen Statthalter ganz entgegengesetzt war. Diese erlaubten sich sogar unter den streitbaren brittischen Völkern, bei denen doch die Klugheit große Vorsicht gebot, die ärgsten Erpressungen und Mishandlungen; sie gestatteten zum Theil ihren Unterbeamten den schmählichsten Misbrauch der Gewalt und förmliche Betrügereien

gegen die Unterworfenen, damit sie selbst nachher bei der Bestrafung derselben sich den Ertrag ihrer Verbrechen zueignen konnten. Der Druck der römischen Blutsauger ging in Folge davon so weit, daß man sogar Lieferungen nach entfernten und unwegsamen Gegenden verlangte, und dadurch die Pflichtigen nöthigte, ihr eigenes Getreide zu Hause wohlfeil zu verkaufen und dagegen an den Lieferungsorten Anderes aus den Magazinen der Beamten theuer einzukaufen. Alle diese Schändlichkeiten hörten auf, als Agricola Statthalter von Britannien wurde. Er führte sogleich die strengste und gerechteste Verwaltung ein, duldete keine Art von Ränken und Erpressungen, und ließ sich keinen Beamten durch Familienverbindungen, Empfehlungen oder Bitten aufdrängen. Er brachte Ordnung und Gerechtigkeit in alle Zweige der Verwaltung, und erleichterte die Entrichtung der Steuern durch Gleichheit der Vertheilung und durch strenge Gesetzlichkeit bei der Erhebung. Kurz, Agricola richtete, wie Tacitus sich ausdrückt, sein und seiner Beamten Verfahren so ein, daß jeder Anlaß zu Widersetzlichkeiten und Empörungen für immer wegfiel, während alle Kriegsthaten seiner Vorgänger nichts hatten fruchten können, weil nach jeder Unterwerfung die früheren Bedrückungen wieder von neuem begonnen wurden. Dabei dehnte er durch sechs auf einander folgende Kriegszüge, bei welchen er sich durch eine Flotte von der See aus unterstützen ließ, die römischen Besitzungen immer weiter aus. Schon auf seinem vierten Feldzug unterwarf er das ganze Land bis über Edinburg und Glasgow hinaus. Er ließ gleich nach dieser Eroberung die beiden Meerbusen, welche in der Gegend der genannten Städte das mittlere und südliche Schottland von einander trennen, durch eine Kette von Thürmen und Schanzen anlegen, welche den Einfällen der räuberischen Skoten und Kaledonier in Hoch-Schottland (s. Th. III. S. 19) einen Damm entgegensetzten. Später drang er sogar noch weiter in Schottland vor, und schüchterte die Kaledonier durch eine blutige Niederlage ein, die er ihren vereinigten Schaaren am Fuße des Grampian-Gebirges lieferte.

Agricola konnte seine siegreichen Unternehmungen nicht weiter fortsetzen, weil der Argwohn des Tyrannen, welcher nach Titus Tod die Herrschaft über das römische Reich erhielt, es nicht zu-

ließ, daß ein so ausgezeichneter, von dem Heer wie von den Britten in gleichem Grade geliebter General im Besitze seiner Statthalterschaft blieb. Er wurde im Jahre 85 abberufen, war klug genug, den Rest seines Lebens in völliger Zurückgezogenheit zuzubringen, und starb acht Jahre nach seiner Abreise von Britannien. England und Süd-Schottland waren erst durch ihn eine wirkliche römische Provinz geworden, und blieben es von seiner Zeit an bis fast zum Untergange des römischen Reiches selbst.

8. Die römische Kaiserzeit von Titus Tod an bis auf Hadrian.

Vespasian's und Titus Regierung waren besonders zweier Umstände wegen wichtig. Die monarchische Staatsform zeigte sich damals zum ersten Male seit August's Zeit förderlich für Bildung, Moral, äußeren Wohlstand und Behaglichkeit des Lebens, und außerdem nahm unter jenen beiden Kaisern die größere Einheit des römischen Reiches als eines einzigen Staates ihren Anfang, oder mit anderen Worten die Provinzen hörten seitdem nach und nach auf, untergeordnete Theile eines Staatskörpers zu sein, in welchem bisher, mit Ausnahme einzelner Städte und Individuen, nur die Bewohner von Italien Bürger, alle Übrigen aber bloße Unterthanen gewesen waren. Die letztere Veränderung erhielt sich nicht allein nach Titus Tode, sondern sie breitete sich später auch über das ganze Reich aus. Dagegen war der Vortheil, welchen Vespasianus und Titus durch ihren persönlichen Charakter dem Reiche gewährt hatten, vorübergehend; denn bei der herrschenden Schwäche und Gesinnungslosigkeit und beim Mangel einer bestimmten und festgegründeten Constitution übte auch jeder schlechte Regent einen großen persönlichen Einfluß aus, und sein Beispiel wirkte noch stärker, als seine Verwaltung, auf Leben und Sitten ein. Überdies wäre es selbst für den besten Regenten unmöglich gewesen, eine bessere Richtung in ein Volk zu bringen, dessen große Mehrzahl bereits zu tief gesunken war, und daher, um ungestört genießen zu können, jedem Tyrannen, wie jedem Laster schmeichelte und diente. Dies zeigte sich gleich nach Titus Tode unter der Regierung seines Bruders Domitianus.

Titus Flavius Domitianus, der jüngere Sohn Vespasian's, folgte seinem Bruder, welcher keine Söhne hinterließ, im Jahre 81 in der Regierung nach, und herrschte bis 96. Seine Hauptfehler waren unmäßiger und lächerlicher Stolz, grenzenlose Verschwendung und eine kindische Sucht sich auszuzeichnen. Schon seine Miene, seine Stimme, kurz sein ganzes äußeres Wesen verriethen eine stolze und despotische Natur. Durch seine zügellose Verschwendung ward er zu Habsucht und Raubgier fortgerissen, und die Furcht vor Nachstellungen machte ihn grausam. Durch Ausschweifungen schon in früher Jugend verdorben, ergab er sich als Kaiser einem unmäßigen Hange zu öffentlichen Lustbarkeiten, zu grausamen Thierhetzen, zu Gladiator-Gefechten und Wagenrennen und einer thörichten Bausucht. Diese tollen Verschwendungen zogen einen beständigen Mangel an Geld nach sich, der ihn zu Bedrückungen und Unmenschlichkeiten trieb. Er haßte und floh zuletzt die Menschen wie Tiberius, und wurde gemüthskrank wie Caligula. Übrigens fehlte es ihm nicht an geistigen Anlagen; er hatte als junger Mann sehr gute Verse gemacht, ein Gedicht über die Eroberung von Jerusalem verfertigt, und des Aratus Gedicht über die Sterne (s. Th. III. S. 119 f.) besser übersetzt, als dies früher dem Cicero und Germanicus gelungen war. Sobald er jedoch die Regierung angetreten hatte, hielt er es unter seiner Würde, sich mit geistigen Dingen zu beschäftigen, er studirte seitdem nur noch die Denkschriften und Tagebücher des Tiberius und ließ sogar seine eigenen Briefe, Verordnungen und Reden fast insgesammt von Andern verfassen.

Die erste Zeit seiner Regierung war übrigens besser, als man nach seinem angebornen Charakter hätte erwarten sollen. Er zeigte in den ersten Jahren keine Habsucht, sondern war vielmehr freigebig und großmüthig. Er erließ einige trefflichen Verordnungen, steuerte dem Unfuge der Ankläger und Verläumder, wie dem Pasquillen-Wesen, bestrafte parteiische Richter mit großer Strenge, und hielt überhaupt die Beamten mit solcher Kraft in Ordnung, daß keiner von ihnen weder in Rom, noch in den Provinzen seine Pflicht zu verletzen wagte, und daß, wie der Geschichtschreiber Suetonius sich etwas zu stark ausdrückt, die Beamten nie gerechter und unbestechlicher waren, als unter seiner Regierung. Domitian

war deshalb auch dem Senat, welcher größtentheils aus hohen Staatsbeamten bestand, von Anfang an verhaßt, zumal da er sich in jeder Hinsicht der Aristokratie weit weniger gewogen zeigte, als Vespasian und Titus. Als Domitian bemerkte, wie wenig Freunde er im Senat und in der vornehmeren Klasse überhaupt habe, suchte er sich den Pöbel durch reiche Schenkungen, durch öffentliche Bewirthungen und durch glänzende Lustbarkeiten zu gewinnen, und gewährte den Soldaten eine so bedeutende Erhöhung des Soldes, daß er selbst bald nachher die Unmöglichkeit erkannte, die dadurch verursachte größere Ausgabe zu bestreiten. Er erhöhte nämlich den Sold um den vierten Theil, und wollte sich nachher, da die Finanzen des Staates für eine so bedeutende Ausgabe nicht hinreichten, damit helfen, daß er die Zahl der Truppen verminderte; er mußte aber diesen Gedanken sogleich wieder aufgeben, weil sonst Unruhen in den Heeren entstanden und die Grenzen den Angriffen der Barbaren blosgestellt worden wären. Übrigens hatte Domitian von dem Hasse des Senats nicht viel zu fürchten; denn dieser war, ungeachtet Vespasian die unwürdigen Mitglieder ausgestoßen und durch Männer aus den angesehensten Familien des Reiches ersetzt hatte, unter Domitian nicht besser, als er früher gewesen war. Die große Verdorbenheit der damaligen römischen Welt zeigt sich vielmehr gerade darin, daß auch die Umgestaltungen, welche die besseren Kaiser mit der höchsten Reichsbehörde vornahmen, nur so lange Nutzen brachten, als ein guter und kräftiger Regent an der Spitze der Regierung stand. Derselbe Senat, welchen Vespasian von Grund aus erneuert hatte, fügte sich unter Domitian in jede Laune des Tyrannen; er berathschlagte z. B. einst auf des Kaisers Antrag über die Größe der Schüssel, in welcher man einen auffallend langen Fisch auftragen könne, mit ebenso großem Ernst, als wenn über die wichtigste Staatsangelegenheit zu verhandeln wäre, so daß man nicht sagen kann, ob die Unverschämtheit des Tyrannen oder die Niederträchtigkeit des höchsten Reichs-Collegiums größer war. Die nämlichen Senatoren zeigten sich nachher unter den beiden wackeren Nachfolgern Domitian's wieder verständig und würdig, nicht weil der Geist der Zeit sich geändert hätte, oder sie selbst besser geworden wären, sondern weil der Mann, der an der Spitze des Staates

stand, durch seine Persönlichkeit auf den Senat mächtig einwirkte und ihm eine bessere Richtung gab.

Die Verschwendungen, Tollheiten und Grausamkeiten, zu denen sich Domitian, je länger er herrschte, desto häufiger hinreißen ließ, einzeln aufzuzählen, würde für den Schriftsteller ebenso ermüdend sein, als für den Leser. Er erklärte sich in seiner Eitelkeit, wie Caligula, für einen Gott, ließ sich Opfer darbringen, und führte den Gebrauch ein, daß er in öffentlichen Verordnungen und Actenstücken mit den Worten „unser Herr und Gott" bezeichnet wurde. Er verschwendete ungeheuere Summen für Gebäude, veranstaltete die prachtvollsten öffentlichen Spiele, und fröhnte gleich einem Tiberius und Nero allen Arten von Ausschweifungen. Um das hierzu nöthige Geld zu erhalten, ließ er viele reichen Leute unter allen möglichen Vorwänden ihrer Güter berauben oder hinrichten. Außer der Habgier trieben ihn auch Argwohn und Furcht zu Handlungen der Despotie und Grausamkeit. Jeder, der ihm verdächtig war, so wie alle jenigen, welche Unabhängigkeit im Denken und Handeln zeigten, wurden umgebracht. Selbst die Diener und Gehülfen seiner Grausamkeiten verschonte er nicht. Er gewann nach und nach ein solches Wohlgefallen an Gräuelthaten, daß er zuletzt mit einer wahrhaft teuflischen Bosheit ein förmliches Studium daraus machte, neue Qualen zu erdenken, und daß er seine Umgebung, wie den Senat in steter Todesangst zu halten suchte. Er fand ein Vergnügen darin, den Folterungen und Hinrichtungen der Gefangenen beizuwohnen, und wenn er vom Quälen und Morden der Menschen ermüdet war, so brachte er oft ganze Stunden damit zu, daß er Fliegen fing und an Nadeln aufspießte. Dabei pflegte er sich, wie Tiberius, denen, die er zum Tode bestimmt hatte, besonders freundlich zu zeigen, und ließ oft die Todesurtheile so einrichten, daß der Verurtheilte aus ihrem Eingang auf eine ihm zuerkannte Ehrenbezeugung schließen mußte, und durch das Ende um so schrecklicher überrascht wurde.

Da die Bürger wehrlos, der Senat ohne Ansehen, die Soldaten aber für Domitian eben so sehr, wie einst für Nero, eingenommen waren, und außer seinen Vertrauten und Dienern niemand ihm nahen durfte, so würde der Tyrann wohl nie gestürzt worden sein, wenn er nicht wie Caligula die Leute seiner Um-

gebung für ihr Leben besorgt gemacht hätte. Seine eigene Gemahlin, Domitia, verband sich zu seinem Untergange mit einigen von den Personen, welche seine grausamen Befehle niederzuschreiben oder auszuführen pflegten. Der Zufall spielte der Kaiserin eines Tages eine Liste der zum Tode Verurtheilten in die Hände, auf welche der argwöhnische Tyrann ihren eigenen Namen geschrieben hatte. Da sich auf der nämlichen Liste auch die Namen der beiden Garde-Präfecten Norbanus und Petronius und des vertrautesten Kammerherrn Domitian's, Parthenius, befanden, so war es für Domitia leicht, eine Verschwörung gegen das Leben ihres Gemahls zu Stande zu bringen. Die Ausführung dagegen war schwierig, weil Domitian eine große Körperstärke besaß und in seinem Argwohn alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen pflegte. Der Tyrann ward in seinem Schlafzimmer überfallen und nach einer verzweifelten Gegenwehr getödtet. Die Garden waren über Domitian's Ermordung so sehr erbittert, daß sein Nachfolger Nerva die Verschworenen vor ihrer Wuth nicht zu schützen vermochte; sie wurden, nachdem die Soldaten von dem neuen Kaiser vergebens die Hinrichtung verlangt hatten, durch die Garde zusammengehauen.

Der Senat ließ gleich nach Domitian's Tod seinem Hasse gegen den Tyrannen vollen Lauf. Die Statue des ermordeten Kaisers ward auf Befehl des Senats sogleich zertrümmert, seine Triumphbogen umgestürzt, sein Namen auf allen öffentlichen Denkmälern ausgelöscht. Die Regierung ward dem alten Senator Coccejus Nerva übertragen, den die Verschworenen unmittelbar nach Domitian's Tode zum Kaiser ausgerufen hatten. Es ist für den Geist jener Zeit sehr bezeichnend, daß Nerva wahrscheinlich nicht sowohl wegen seiner großen Verdienste um den Staat auf den Thron erhoben wurde, als vielmehr darum, weil schon unter Domitian einige Astrologen gesagt hatten, die Nativität dieses Mannes deute darauf, daß er einmal Kaiser werden würde. So groß und so allgemein verbreitet war der Aberglauben, welcher neben dem Unglauben, der Schwelgerei und der Gesinnungslosigkeit einen der Haupt-Charakterzüge jener Zeit bildete! Ward ja doch auch allgemein geglaubt, daß ein berühmter Philosoph, Apollonius von Tyana, dem man übernatürliche Kräfte

zuschrieb, die Ermordung Domitian's in demselben Augenblick, in welchem sie Statt fand, zu Ephesus im Geiste mit angesehen und öffentlich allem Volk angezeigt habe!

Der neue Kaiser, welcher nur zwei Jahre (von 96 bis 98) herrschte, zeichnete sich ebenso sehr durch sein gemäßigtes, sanftmüthiges Wesen aus, wie sein Vorgänger durch das Gegentheil. Er machte es sich zur Hauptaufgabe, die ganze Regierung in den Senat zusammenzudrängen. Dies konnte er jedoch nicht durchführen, weil dazu ein Regent erfordert ward, der zugleich ein tüchtiger und gefürchteter General war, und Nerva's Regierung zeigt überhaupt, wie nothwendig es war, daß der Beherrscher des Reiches Krieger und General sei. Nerva selbst ward nur zu bald davon überzeugt. Die Prätorianer und der Pöbel von Rom, unzufrieden mit der Regierung eines alten und ernsten Mannes, erregten das ganze erste Jahr hindurch Unruhen, sie waren besonders deshalb aufgebracht, weil Nerva, um den Finanzen aufzuhelfen, die öffentlichen Spiele sehr beschränkte, und die kostbaren Geräthe und Sammlungen verkaufen ließ, welche Domitian aus Prunksucht angeschafft hatte. Bald sah Nerva ein, daß ihm Galba's Schicksal drohe, daß man ihm trotze und seine Würde misachte. Er beschloß also, wie Galba, einen rüstigen und allgemein geachteten Mann zum Mitregenten anzunehmen, und war weit glücklicher in seiner Wahl, als Galba gewesen war. Als die Anarchie in der Hauptstadt aufs äußerste gestiegen war, überraschte der Kaiser das römische Volk durch die Ernennung eines Nachfolgers, den er nicht aus dem Senat, sondern aus dem Heere gewählt hatte, und der die Liebe der Soldaten im höchsten Grade besaß. Der Gewählte, Ulpius Trajanus, stand damals an der Spitze der Legionen des Niederrheins, und hatte sich nicht allein durch glänzende Kriegsthaten ausgezeichnet, sondern er war auch früher einmal zu Rom wegen seiner königlichen Gestalt und seines heroischen Ansehens vom Volke fast wie ein Gott begrüßt worden. Mit Trajan's Ernennung hörten die Unruhen sogleich auf, und die stolzen Prätorianer fügten sich ohne Widerrede, als der neue Mitregent sie zu sich nach Deutschland beschied und dort unter andere Legionen steckte. Trajan war von Geburt ein Spanier, und obgleich sein Vater das Consulat in Rom bekleidet

hatte, so würde es doch noch fünfzig Jahre früher den Römern unerträglich gewesen sein, einem Fremden zu gehorchen; zu Trajan's Zeit aber wurde die Herkunft nicht mehr in Anschlag gebracht. So bedeutend hatten sich, in Folge der zunehmenden Verschmelzung des Reiches in einen einzigen Staat, die Ansichten und Verhältnisse geändert!

Nerva starb schon im nächsten Jahre nach der Ernennung seines Mitregenten (im Januar 98). Dieser, der bei seinem Regierungsantritt in dem kräftigsten Mannesalter stand und von 98 bis 117 herrschte, besaß alle die Eigenschaften, welche der Geist der Zeit, die bestehenden Verhältnisse des römischen Staats und das Wohl des Reiches überhaupt von einem Beherrscher forderten; er beging als Regent nur den einzigen Fehler, daß er die Grenzen des Reiches durch Eroberungen zu erweitern suchte, und auf diese Weise die Römer von neuem in eine Bahn lenkte, die man zum großen Glücke des Staates seit August's Zeit verlassen hatte. Trajan verband mit einem edlen Herzen alle besseren Eigenschaften eines Soldaten. Er hatte eine militärische Erziehung erhalten und den größten Theil seines früheren Lebens im Lager zugebracht; er ermangelte in Folge davon zwar aller künstlichen Bildung, aber er verdankte dagegen auch den Beschwerlichkeiten des Kriegsdienstes Gesundheit und Kraft, und hatte sich durch ein unverwöhntes und abgehärtetes Leben einen festen, geraden Sinn bewahrt. Wie wenig es bei solchen Eigenschaften der feinen und gelehrten Bildung bedurfte, um dem Reiche würdig vorzustehen, das zeigte Trajan durch seine unwandelbare Achtung für Gesetz und Recht, für Gleichheit und Bürgersinn, für die alten Sitten und für das Ansehen der höchsten Reichsbehörde, sowie durch die Wahl seiner Beamten und Freunde, unter denen sich zwei der besten Schriftsteller der ganzen Kaiserzeit, Plinius der Jüngere und Tacitus, befanden. Seine Verwaltung war musterhaft; er verschmähte jede Art von Willkür, ließ den Gesetzen ihren Lauf, hielt die Gesetzgebung von der Handhabung des Rechts und von der Administration getrennt, und schützte die Provinzen mit kräftiger Hand gegen die Bedrückungen der Beamten. An seinem Hofe richtete er Alles so ein, wie es unter Vespasian und Titus gewesen war. Domitian hatte, von lächerlichem Stolze geleitet, die

steifen Hofformen eines Claudius und Nero wieder eingeführt; Trajan aber verbannte alles Vornehme und Gezwungene aus seiner Umgebung und seiner Lebensweise. Er verkehrte mit den Großen, die seine tägliche Gesellschaft bildeten, wie mit Freunden, machte ihnen Gegenbesuche, erwartete sie auch uneingeladen an seinem Tische zu sehen, und gewährte jedem Bürger, der ein Anliegen vorzubringen hatte, freien Zutritt zu seiner Person. Auch in der Sorge für Wissenschaft und Unterricht, sowie für das Bauwesen, für Heerstraßen, für Seehäfen und für andere den Zwecken des äußeren Lebens dienenden Einrichtungen trat Trajan nicht allein in Vespasian's Fußstapfen, sondern er that sogar noch weit mehr, als dieser Kaiser. Er legte z. B. eine öffentliche Bibliothek an, welche nach seinem Vornamen die Ulpische genannt wurde, und durch die ganze Zeit des Alterthums hindurch die bedeutendste Bibliothek der Stadt Rom blieb.

Für den Gang der Geschichte unter und nach Trajan's Regierung ist unstreitig nichts so wichtig und folgenreich gewesen, als sein unglücklicher Irrthum, daß für die Vertheidigung des Reiches durch neue Eroberungen und für die Erhaltung der Sitten durch das wiedererweckte Streben nach Kriegsruhm gesorgt werden könne. Er selbst war von früher Jugend an zum Kriegsmann und Feldherrn gebildet worden, hatte auf seinen Feldzügen viele Gegenden und Völker kennen gelernt, war im Stande, alle Strapazen des Kriegsdienstes zu ertragen, und theilte diese auch als Kaiser gern mit den Soldaten, so daß er sich auf dem Marsche meistens nicht einmal seines Pferdes bediente, sondern gleich den gemeinen Soldaten zu Fuß einherging. Drei Jahre nach seinem Regierungsantritte begann er seine Eroberungskriege, und zwar im Lande Dacien an der unteren Donau. An Unternehmungen in Niederdeutschland dachte er als Kaiser nie, obgleich er dort als Statthalter und General zehn Jahre lang thätig gewesen war. Die Länder der unteren Donau, sowie später der Osten schienen ihm mehr geeignet, seine Feldherrn-Talente der Welt zu beweisen. In der Moldau und Wallachei hatten sich schon mehrere Jahrzehnte früher eingewanderte Völker des thracischen Stammes, unter denen die Dacier das wichtigste waren (s. Th. I. S. 158), enger an einander angeschlossen, und mit vereinter Macht das römische

Thracien angegriffen. Zur Zeit des Thronstreites zwischen Vitellius und Vespasianus waren sie durch Truppen des Letzteren, welche über Thracien und Mösien nach Oberitalien zogen, zurückgetrieben worden, und Vespasian's General und Statthalter, Fontejus Agrippa, hatte zum Schutze gegen sie eine Anzahl befestigter Standquartiere an der Donau angelegt. Unter Domitian drangen die Völker des dacischen Bundes, an deren Spitze damals Decebalus stand, von neuem in das römische Reich ein. Sie zerstörten einige Festungen, schlugen die römischen Truppen mehrmals zurück, und richteten schreckliche Verheerungen an. Domitian zog selbst zweimal an die Donau, seine Truppen wurden aber in den meisten Gefechten besiegt. Argwöhnisch, wie er war, wagte er nicht, einem tüchtigen Manne das Commando über ein bedeutendes Heer anzuvertrauen, obgleich er nach Agricola's Abberufung aus Britannien einen Feldherrn hatte, welcher dem Kampfe mit solchen Völkern in jeder Beziehung gewachsen war. Die Dacier blieben daher nicht allein unbestraft, sondern sie setzten auch ihre Verheerungen fort, und Decebalus bot dem römischen Kaiser sogar unter der Bedingung Frieden an, daß ihm jährlich eine bestimmte Summe Geld gezahlt werde. Domitian unterwarf sich dieser schimpflichen Bedingung, und der elende römische Senat erkannte ihm dafür unter dem Namen eines Besiegers der Dacier die Ehre des Triumphes zu. Trajan stellte die Entrichtung des Tributs wieder ein, und da die Dacier deshalb aufs neue ins römische Gebiet einfielen, so begab er sich selbst an die Donau, um die Führung des Krieges gegen sie zu übernehmen (101).

Trajan setzte sogleich über den Fluß, rächte die von den Daciern angerichteten Verwüstungen durch weit schrecklichere in ihrem eigenen Lande, und schlug die Schaaren der Feinde überall, wo sie sich ihm entgegenstellten. Im dritten Jahre des Krieges (103) mußte der König der Barbaren sich demüthigen und einen Frieden annehmen, wie Trajan ihn vorschrieb. Der römische Kaiser misbrauchte jedoch sowohl bei diesem Friedensschlusse, als auch nachher die Rechte des Siegers. Er behielt einen Theil des dacischen Landes besetzt, legte an die Stromschnellen der Donau, die sich zwischen Orsowa und Gladowitza befinden und heut' zu Tage den Namen des eisernen Thores führen, eine römische Besatzung, und

machte Miene, auch die Gebirge des südwestlichen Siebenbürgens an sich zu reißen. Dadurch wurden natürlich die Dacier und ihr König sehr erbittert. Decebalus war überdies keineswegs ein Barbar, wie die Häuptlinge der uncivilisirten Stämme sonst zu sein pflegen. Er hatte sich sogar mit dem Hauptfeinde der Römer im fernen Osten, dem parthischen Könige, in Verbindung gesetzt, und viele Leute an sich gezogen, welche in den römischen Heeren gedient hatten und seine Truppen römisch einrichteten; auch hatte er aus der angrenzenden römischen Provinz eine Anzahl geschickter Werkleute theils gewaltsam weggeführt, theils durch Geld in sein Land gelockt, um sie zum Maschinenbau zu gebrauchen. Er hätte nach dem Vertrage mit Trajan alle solche Leute zurückschicken sollen, Trajan nahm daher aus diesem Umstande um so lieber den Vorwand zu einem neuen Kriege, als Decebalus auch einige Nachbarvölker mit sich zu verbinden suchte. Der Kaiser begann seinen zweiten dacischen Krieg mit der Erbauung einer steinernen Brücke über die Donau, und gab damit deutlich zu erkennen, daß er die Absicht habe, das römische Gebiet über den Fluß hinaus zu erweitern. Diese Brücke ward drei Stunden unterhalb des zuvor erwähnten Thores, bei der heutigen Stadt Czernetz angelegt, sie war vierthalbtausend Schritte lang und an ihren beiden Enden mit Brückenschanzen versehen. Noch jetzt sind bei niedrigem Wasserstande die Trümmer derselben zu sehen. Der Krieg in der heutigen Wallachei, zu welchem Lande sich Trajan durch die neue Brücke den Zugang geöffnet hatte, bot dem römischen Heere wegen der vielen Moräste, wegen des schweren Lehmbodens und wegen der oft sehr wasserreichen und reißenden Flüsse dieses Landes große Schwierigkeiten dar. Trajan führte ihn daher mit vieler Vorsicht; er bahnte sich Wege, leitete Flüsse aus ihrem Bette, und drängte den dacischen König von Wald zu Wald, von Sumpf zu Sumpf. Decebalus fühlte sich zuletzt außer Stand, sein Land gegen die Römer zu behaupten, und nahm, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, sich selbst das Leben (106). Trajan machte das eroberte Land zu einer römischen Provinz, und faßte den Entschluß, möglichst viele Colonieen in demselben anzulegen und die unterworfenen Barbaren durch Cultur zu bezähmen. Er versetzte in die unangebauten, aber fruchtbaren Ebenen

der Wallachei eine große Zahl Menschen aus allen Gegenden des römischen Reichs, gründete viele Städte und Dörfer, und wußte der römischen Cultur so sehr Eingang zu verschaffen, daß die lateinische Sprache die herrschende Sprache dieses Landes wurde und es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Er reizte dadurch aber zugleich auch die rohen Stämme, welche damals in Polen und Rußland wohnten, zu beständigen Raubangriffen. Thracien und Mösien, welche im Süden der Donau lagen, oder die jetzigen Länder Rumelien, Bulgarien und Servien gewannen am meisten: sie wurden durch die neue Provinz jenseit der Donau gegen die Barbaren geschützt, erhielten in Folge davon eine Anzahl neuer Städte, und blühten seit dieser Zeit immer mehr empor.

Die Besiegung der Dacier und das Aufsehen, welches dieselbe im römischen Reich erregte, scheinen den Kaiser seinem bescheidenen, seither nur auf die Rechtspflege und Verwaltung gerichteten Sinn entfremdet zu haben; denn sowohl die Art, wie er seine Siege in Rom feierte, als auch die von ihm später unternommenen orientalischen Feldzüge stimmen nicht mehr zu dem Charakter weiser Mäßigung und zu der Entfernung von übertriebener Verschwendung, die man unter den damaligen Umständen von ihm hätte erwarten sollen. Er feierte, als er nach Rom zurückgekehrt war, seinen Sieg durch die prachtvollsten Bau-Unternehmungen und die glänzendsten Festlichkeiten. Er errichtete ein noch jetzt stehendes Siegesdenkmal, die berühmte, hundert zehn Fuße hohe Trajans-Säule, die auf ihrer äußeren Fläche seine Feldzüge und Kriegsthaten in halb erhabener Arbeit darstellt, und auf deren Spitze seine eigene Statue in übermenschlicher Größe stand. Er baute außer mehreren Gebäuden zu Rom Triumphbögen in Benevent und an anderen Orten, und führte durch die pontinischen Sümpfe eine Straße, welche die Pracht und Festigkeit der alten Heerstraßen mit den Bequemlichkeiten der Zeiten Trajan's verband. Diese Unternehmungen waren im alt-römischen Geiste gemacht, und gereichten ihm deshalb eben so sehr zur Ehre, wie die vielen Brücken und Kanäle, welche er in verschiedenen Theilen des Reiches bauen ließ, und wie die von ihm angelegte große Heerstraße, die vom schwarzen Meer an bis zur Westküste von Gallien ging. Dagegen erinnern die Feste, welche er zur Feier seiner

Siege veranstaltete, an die unsinnigen Verschwendungen eines Caligula und Domitianus, und trugen nicht wenig zur Verschlechterung der Sitten bei. Er gab dem Volke hundert drei und zwanzig Tage hinter einander öffentliche Spiele und andere Lustbarkeiten, bei welchen nicht weniger als zehntausend Gladiatoren auftraten und elftausend wilde Thiere getödtet wurden, so daß also gerade einer der besten Kaiser das unnatürliche und grausame Vergnügen der entarteten Bewohner von Rom am meisten befördert hat.

Trajan's orientalischer Feldzug war gegen die Parther gerichtet. Dieses Volk hatte seit August's Zeit beständig durch Thronstreitigkeiten zu leiden gehabt, und war mit den Römern sehr häufig in feindliche Berührung gekommen, weil beide Völker das armenische Reich als ein von ihnen abhängiges Land ansahen. Der unruhige Charakter der Armenier und die steten Zwistigkeiten unter den Gliedern ihrer Herrscherfamilie machten diese Einmischungen der beiden Nachbarstaaten gewissermaßen nöthig. In den häufigen Kriegen der Römer und Parther hatte sich seither kein Feldherr so sehr ausgezeichnet, als Domitius Corbulo, der von Nero nach Armenien geschickt worden war, um die Bewohner dieses Landes sowohl gegen den Druck ihres eigenen Königs, als auch gegen die Übermacht der Parther zu schützen. Er vertrieb den parthischen Prinzen Tiridates I., der sich zum Beherrscher von Armenien aufgeworfen hatte, und besetzte das ganze Land. Corbulo erwarb sich durch seine Unternehmungen bei seinen Landsleuten, wie bei den Armeniern und Parthern den größten Ruhm; er war aber nicht blos ein trefflicher General, sondern er gehörte auch zu den seltenen Männern, die in der verdorbensten Zeit Vaterlandsliebe mit einfachen Sitten verbanden, so daß selbst Tiridates es unbegreiflich fand, wie ein solcher Mann einem der verachtungswürdigsten Kaiser gehorsam bleiben konnte. Nero verlieh die Herrschaft von Armenien einem Abkömmling der Familie Herodes, welcher damals in Rom lebte und zum Heidenthum übergetreten war. Dieser konnte sich jedoch gegen die unruhigen Armenier und gegen die Parther nicht einmal ein volles Jahr behaupten, und Corbulo selbst rieth seinem Kaiser, den vertriebenen parthischen Prinzen wieder einzusetzen, wenn derselbe nach Rom gehen und als römischer Vasall huldigen wolle. Tiridates verstand

sich dazu, er empfing daher das Reich Armenien als römisches Lehen, und die Ruhe blieb hierauf eine Zeitlang ungestört. Nach seinem Tode wiederholten sich die früheren Scenen: der Thron von Armenien ward von neuem ein Gegenstand des Streites zwischen einzelnen Fürsten, und die Parther mischten sich wieder in die Angelegenheiten dieses Landes ein. Zu Trajan's Zeit saß ein parthischer Schützling, Exedarus, auf dem Thron von Armenien, und der parthische König Kosroes hielt ihn durch ein Heer, welches im Lande lag, aufrecht. Diesen armenischen König wollte Trajan nicht anerkennen; der Wahrheit nach aber galt es ihm weniger darum, den römischen Einfluß in Armenien wiederherzustellen, als vielmehr sich den Ruhm eines Besiegers der Parther zu erwerben. Er zog mit einem starken Heere nach Asien. Unterwegs erhielt er eine Gesandtschaft des parthischen Königs, der in seinem eigenen Lande mit Unruhen zu kämpfen hatte, und aus diesem Grunde dem römischen Kaiser die freundlichsten Anerbietungen machen ließ. Trajan wollte aber aus Begierde nach Kriegsruhm von seinen Anträgen nichts hören, obgleich Kosroes den Exedarus vom armenischen Thron entfernt und einen parthischen Prinzen, Parthamasiris, an seine Stelle gesetzt hatte, welcher bereit war, den Römern zu huldigen. Trajan vertrieb den neuen Beherrscher Armeniens mit leichter Mühe, weil die Parther, in innere Streitigkeiten verwickelt, diesen nicht unterstützen konnten. Er machte darauf aus Armenien eine römische Provinz, und unterwarf sich auch die kleineren Dynasten zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, deren Gehorsam freilich nur so lange dauerte, als das römische Heer in ihrer Nähe stand. Die ferneren Unternehmungen Trajan's auf seinem ersten Zug in den Orient sind uns nicht genau bekannt; wir wissen nur soviel mit Zuverlässigkeit, daß er aus Armenien nach Mesopotamien marschirte, am mittleren Euphrat und Tigris Städte einnahm, und den König von Parthien gegen seine rebellischen Unterthanen unterstützte.

Einige Zeit nachher, höchst wahrscheinlich im Jahre 114, trat Trajan seinen zweiten parthischen Feldzug an, auf welchem er fast drei Jahre (bis 117) zubrachte. Er eroberte die berühmte griechische Stadt Seleucia am Tigris (s. Th. III. S. 7 f.) und die parthische Residenz Ktesiphon, verwandelte Assyrien in eine röm-

iſche Provinz, und ſtreifte bis nach Arabien hin, wo er ſchon einige Jahre früher aus bloßer Ruhmbegierde durch einen ſeiner Generale Eroberungen hatte machen laſſen, welche ebenſo ſchnell verloren gingen, als ſie gemacht worden waren. Er drang zuletzt ſogar bis an die Küſte des perſiſchen Meerbuſens vor. Wenn man den aus jener Zeit erhaltenen Münzen und fabelnden Geſchichtsbüchern Glauben ſchenken wollte, ſo hätte er ſelbſt den Entwurf eines indiſchen Feldzuges gemacht und für denſelben bereits eine Flotte erbauen laſſen. Dieſe Angabe beruht aber, gleich anderen lächerlichen Übertreibungen, auf bloßer Schmeichelei und auf dem Umſtande, daß man den perſiſchen Meerbuſen mit dem indiſchen Ocean verwechſelte. Nach einer jener Münzen hätte Trajan auch den Parthern einen neuen König gegeben; dieſe Ertheilung der parthiſchen Königswürde beſchränkte ſich indeſſen darauf, daß er einen der vielen Kron-Prätendenten in Kteſiphon zum Könige ausrufen ließ, was für die Parther ein hinreichender Grund war, denſelben nicht als Regenten anzuerkennen.

Schon Trajan ſelbſt erntete die Früchte ſeiner unüberlegten, dem römiſchen Reiche höchſt nachtheiligen Eroberungsſucht. Während er am Schat el Arab ſtand, fielen alle Völker und Städte in ſeinem Rücken von ihm ab, und er ſah zu ſpät ein, daß die orientaliſchen Nationen nicht ſo leicht als die Dacier zu unterwerfen und in Gehorſam zu halten ſeien. Auch die Juden empörten ſich ſowohl in Paläſtina, als in den Städten von Syrien, Egypten und andern Ländern, weil man ſie wie die Chriſten unabläſſig quälte und verfolgte. Trajan mußte Truppen gegen ſie abſchicken, und zu gleicher Zeit auch Aſſyrien, Seleucia, Edeſſa und andere empörten Länder und Städte von neuem bekriegen laſſen. Er ſelbſt erkrankte in Folge der Beſchwerlichkeiten eines erfolgloſen Zuges, den er nach Arabien unternahm. Um ohne Nachtheil für ſein Anſehen die fruchtloſen Unternehmungen einſtellen zu können, ließ er ſich vom Senat unter einem erdichteten Vorwande nach Rom zurückrufen. Er übergab das Heer ſeinem General Hadrianus, den er zum Statthalter von Syrien ernannt hatte, und reiſte nach Cilicien, um von da nach Italien zurückzukehren. Ehe er ſich einſchiffen konnte, ereilte ihn der Tod (117).

9. Der Kaiser Hadrianus.

Publius Aelius Hadrianus oder Adrianus wurde Trajan's Nachfolger. Er war, wie dieser, von Geburt ein Spanier, und erlangte die Herrschaft höchst wahrscheinlich nur durch die Gunst der Plotina, der Gemahlin seines Vorgängers, die ihm von jeher sehr gewogen gewesen war; denn es ist fast für gewiß anzusehen, daß Trajan keinen Nachfolger ernannt hatte, daß aber Plotina nach des Kaisers Tode eine schriftliche Acte Trajan's unterschob, durch welche Hadrian von ihm an Kindes Statt angenommen und zum Beherrscher des Reiches ernannt worden sein sollte. Der neue Kaiser gab sogleich Trajan's orientalische Eroberungen wieder auf, und machte den Euphrat aufs neue zur Grenze des römischen Reiches, jedoch nicht, wie man ihm ungerechter Weise vorgeworfen hat, aus Neid gegen seinen Vorgänger, sondern weil er einsah, daß das Interesse des Staats dies erheische. Auch Dacien würde er wieder aufgegeben haben, wenn nicht bereits zu viele römischen Bürger daselbst angesiedelt worden wären; doch ließ er Trajan's Donau-Brücke zerstören, damit den Barbaren nicht der Einbruch in die blühenden thracischen Länder erleichtert werde.

Hadrian verbat sich bei seiner Ankunft in Rom alle ungewöhnlichen Auszeichnungen, erwies dem Senat die größte Achtung, und erklärte, daß er seine Würde und seine Rechte stets nur von dieser Behörde ableiten werde. Sein Charakter und seine ganze Regierung bestanden in einer sonderbaren Mischung von Gutem und Bösem, von verständiger Verwaltung und abgeschmackten Grillen, von Handlungen der Milde und von ungerechter Härte, von Bildung, Geschmack und Sorge für Wissenschaft einerseits und von Schwärmerei, von Verfolgung des wahren, gründlichen Wissens und von Begünstigung der Pedanten und spielenden Grübler andererseits. Diese Vorzüge und Mängel Hadrian's waren, wie seine Grausamkeiten, größtentheils eine Folge seiner übermäßig großen Eitelkeit. Er wollte Alles verstehen, Alles allein leiten, in jeder Beziehung alle Anderen überglänzen, und zeigte auf diese Weise ebenso häufig die Schwächen eines pedantischen Stubengelehrten, wie die Gesinnung der in Zerstreuung

verlorenen vornehmen Welt. Nur sehr wenige tüchtigen und verdienten Männer konnten in seiner Nähe aushalten; er begünstigte meistens blos seine Lieblinge und mittelmäßige Leute, die ihn erhoben, um von ihm erhoben zu werden. Viele Gelehrte, welche klüger sein wollten oder wirklich klüger waren als er, mußten ihren Vorzug oder ihre Eitelkeit mit dem Leben büßen. Der berühmte Baumeister der Trajans-Brücke z. B. hatte unter Trajan's Regierung einmal einen Ausspruch Hadrian's über Bauwerke mit der Äußerung erwidert, Hadrian möge lieber Kürbisse malen, weil er sich wohl darauf, nicht aber auf die Architektur verstehe; eben derselbe Künstler erlaubte sich bald nach Hadrian's Thronbesteigung einen wohlbegründeten Tadel über einen von diesem entworfenen Bau-Riß auszusprechen, er ward dafür zuerst aus Rom verbannt und dann auf Hadrian's Befehl aus der Welt geschafft. Gleich im Anfange ernannte Hadrian seinen ehemaligen Erzieher Tatianus, einen Mann von hartem Gemüthe, und den edlen, der besten Zeiten würdigen Similis zu Garde-Präfecten, damit er alle Strenge, die ihm nöthig schien, auf den Ersteren schieben, und von der allgemeinen Achtung des Letzteren Vortheil für sich ziehen könne. Beide Männer sahen sich zwei Jahre nachher genöthigt, ihre Entlassung zu nehmen, jener, weil Hadrian die Schuld der Hinrichtungen, die er selbst befohlen hatte, auf ihn werfen wollte, dieser, weil er bei seinem edeln Wesen an Hadrian's Hofe nicht lange aushalten konnte. Im dritten Jahre seiner Regierung ließ Hadrian alle diejenigen umbringen, deren Ansehen und Verdienste so groß waren, daß sie bei ihm Besorgniß und Eifersucht erweckten.

Bald nachher verließ Hadrian Rom, um die Provinzen zu bereisen. Er verweilte überhaupt selten in der Hauptstadt, und brachte den größten Theil seiner Regierung auf Reisen zu. Rom empfand unter ihm, wie unter Trajan, die Abwesenheit des Regenten weniger, als unter andern Kaisern, weil der Senat Ansehen genug besaß, um die Verwaltung mit Kraft leiten zu können, und weil die Mitglieder dieses Reichs-Collegiums aus den wohlhabendsten and angesehensten Familien des ganzen Reiches genommen waren, so daß also auch in Betreff des äußeren Wohlstandes der Hauptstadt der Glanz des Hofes nicht vermißt

ward. Für die Provinzen dagegen war die öftere Anwesenheit des Kaisers um so wohlthätiger, als Hadrian die Heere und ihre Befehlshaber, wie die Statthalter und Finanzbeamten sorgfältig und scharf beobachtete, und seinen Ruhm vorzüglich darin suchte, daß er überall Denkmäler errichtete und die vornehmsten Städte des Reiches verschönerte. Er besuchte auf seinen Reisen alle Theile des Reiches, von Spanien und Britannien an bis nach Egypten und Armenien hin, und verweilte in einzelnen Provinzen viele Monate lang. Am meisten bemerkenswerth ist sein Aufenthalt in Athen und in Egypten, weil sein dortiges Treiben sowohl für die Erkenntniß seines eigenen Wesens, als auch für die Sittengeschichte seiner Zeit sehr bezeichnend ist. In Athen, wo er zweimal einen ganzen Winter zubrachte, und in Egypten, wo er sich sogar zwei Jahre hinter einander aufhielt, fand er nicht nur eine willkommene Gelegenheit, seinen Hang zur Schwärmerei zu befriedigen, sondern er machte auch hier wie dort die großartigsten Bau-Unternehmungen. In Athen ließ er sich in die eleusinischen Mysterien einweihen, veranstaltete glänzende Feste, theilte mit verschwenderischer Hand Geld und Getraide unter das Volk aus, und verschönerte die Stadt durch prächtige Gebäude. In einem der Tempel, welche er dort aufführen ließ, errichtete er sich selbst einen Altar. In der Hauptstadt von Egypten ließ er ebenfalls viele Gebäude erbauen oder wiederherstellen; die meiste Zeit widmete er jedoch dem Verkehr mit den Gelehrten des Museums, welche die alt-egyptische Priesterweisheit mit der ausgearteten griechischen Wissenschaft verbanden, und deren Treiben durch Hadrian's großartige Unterstützungen neue Nahrung erhielt (s. Th. III. S. 54.). Dieser Umgang hatte für den Kaiser die nachtheiligsten Folgen; er ward in demselben Grade finsterer, in welchem seine Schwärmerei zunahm, und die schmeichelnde Gleißnerei der Priester, Mystiker und Buchstabengelehrten, die ihn in Athen und in Egypten umgaben, machte ihn immer härter, unduldsamer, neidischer und jedem Freimuth feindseliger. In Egypten entriß ihm übrigens der Tod seinen Liebling, den schönen Jüngling Antinous, den er nachher für einen Gott erklären und durch Statuen, Tempel und Opferfeste verherrlichen ließ, und der durch seine unzähligen Abbildungen eine große Bedeutung für

die Kunstgeschichte erhalten hat, weil er das Ideal männlicher Jugendschönheit geworden ist.

Die Gelehrten hatten noch nie eine solche Stellung und einen so großen Einfluß auf den Hof und die Leitung des Staates gehabt, als sie unter Hadrian erhielten, und die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben und mit der Staatsverwaltung war in keiner früheren Zeit so vollkommen, als damals. Die Regierung dieses Kaisers hat deswegen, wie sich später bei der Darstellung des Bildungsganges der römischen Welt zeigen wird, eine ganz besondere Wichtigkeit für die Cultur und Literatur der letzten Zeiten des Alterthums. Einer ebenso großen Rücksicht und Pflege erfreute sich unter Hadrian auch die Kunst, besonders die Baukunst, und die angesehensten Privatleute wetteiferten hierin, wie in der Sorge für Wissenschaft und Unterricht, mit dem Kaiser. Hadrian baute erstaunlich viel, und zwar nicht blos in der Hauptstadt, sondern in den verschiedensten Theilen des Reichs. Er errichtete Wasserleitungen, Brücken, Bibliotheksgebäude und Tempel in Rom, in Athen, kurz in jeder Stadt, die er begünstigte; Athen aber erfreute sich dieser Gunst vor allen anderen Städten. Selbst Egypten, wo doch bereits fast zu viele öffentlichen Gebäude waren, schmückte er mit neuen Bauwerken. Das berühmteste seiner vielen Gebäude war sein ungeheueres Grabmal oder die sogenannte Hadrians-Burg zu Rom, die sich bis zum heutigen Tag erhalten hat und jetzt den Namen Castel Sant Angelo führt. Es war mehr einer Festung als einem Grabmal ähnlich, und diente auch bis zur gegenwärtigen Zeit immer als Festung. Merkwürdiger als dieses Gebäude, ist das Landhaus, das sich Hadrian in Tivoli erbaute, weil die Einrichtung desselben uns den Geist der damaligen Zeit anschaulich macht, und namentlich recht auffallend zu erkennen gibt, wie sehr das wahrhaft Schöne und Große ins Prächtige und Kleinliche übergegangen war, und wie sehr die Rücksicht auf Privatnutzen, Annehmlichkeit und Bequemlichkeit den Haupt-Charakterzug der antiken Baukunst, die Beziehung auf Volk und Staat, verdrängt hatte. Hadrian's Palast zu Tivoli war, wie die dazu gehörenden Gartenanlagen, in viele Abtheilungen getheilt, welche für alle möglichen Bequemlichkeiten und für jede Art von eitlem Pomp eingerichtet waren, und die ver-

ſchiedenartigſten Gegenſtände mit und neben einander vorführten. Dieſe Abtheilungen, die zum Theil ganze Berge und Thäler und überhaupt einen ſehr großen Raum in ſich begriffen, waren nach den Haupt-Charakterzügen beſtimmter Gegenden, Städte oder Gebäude angelegt, und trugen auch den Namen derſelben. Man fand dort z. B. ein Lyceum, eine Akademie, ein Tempe; ſelbſt die egyptiſche Stadt Kanopus und das von Hadrian neu erbaute Jeruſalem waren daſelbſt im Kleinen zu ſehen. Ja, ſogar eine Darſtellung der mythiſchen Unterwelt war in Hadrian's prächtigem Landhaus ebenſo zu finden, wie ſich in den fürſtlichen Gärten des achtzehnten Jahrhunderts alle möglichen Tempel, Labyrinthe und mythologiſchen Scenen fanden.

So prächtig und glänzend auch alle dieſe Schöpfungen Hadrian's waren, ſo zerſtörten ſie doch die wenigen noch übrigen Reſte des guten Geſchmacks, ſie beförderten außerdem die Gewöhnung an leeren Pomp und an perſönliche Bequemlichkeit, knüpften Alles immer mehr an die Perſon und den Hof des Kaiſers, und wurden auf Koſten des Bürger- und Bauernſtandes gemacht, während ſie doch nur dem Regenten und wenigen vornehmen Familien zu Statten kamen. Nicht anders verhielt es ſich mit Hadrian's Staatsverwaltung. Er benahm ſich viel willkürlicher, als Trajan, obgleich er in ſeinem äußeren Benehmen und in ſeinem Verhältniſſe zum Hof dieſem Kaiſer ähnlich blieb. Er hatte zwar gleich anfangs das Volk für den eigentlichen Souverain und das Volkswohl für den alleinigen Zweck der Regierung erklärt, und ließ es ſich angelegen ſein, das Anſehen des Senats aufrecht zu erhalten; deſſen ungeachtet waren aber ſeine Verordnungen oft willkürlich und hart, ſeine Geſetze despotiſch und ſeine Verwaltungsweiſe koſtſpielig. Außerdem veränderten ſeine vielen Bau-Unternehmungen, die Beſoldungen, die er Gelehrten und Künſtlern gab, und ſein perſönlicher Einfluß auf Literatur und Kunſt die bisher beſtandenen Verhältniſſe, und knüpften an den Kaiſer und ſeinen Hof, was nur aus freier Beſtrebung, aus patriotiſchem Eifer und aus wahrer Liebe zum Schönen und Beſſeren hätte hervorgehen ſollen. Die vortrefflichſte Seite ſeiner Regierung war die Rechtspflege. Er beſchäftigte ſich angelegentlich mit derſelben, handhabte die Juſtiz mit unparte-

licher Strenge, und schaffte viele schreienden Misbräuche ab, die sich nach und nach eingeschlichen hatten Er zog ferner bei den letzten Entscheidungen, die er selbst als Kaiser zu geben hatte, stets eigentliche Rechtsgelehrte zu Rath, statt daß vorher die Beisitzer des Kaisers ohne alle Rücksicht auf Rechtskenntniß aus den Umgebungen der Fürsten gewählt worden waren. Das Wichtigste von allem, was er für die Justiz that, ist ein sogenanntes immerwährendes Edict (edictum perpetuum) oder die Sammlung der von den Prätoren der republikanischen Zeit jährlich erlassenen Edicte, in welchen die Grundsätze festgesetzt wurden, nach denen die Richter ihre Entscheidungen gaben (s. Th. III. S. 243). Diese Sammlung, welche Hadrian durch Salvius Julianus, den ersten Juristen seiner Zeit, verfertigen ließ, und dann als gesetzliche Richtschnur bei der Justiz-Verwaltung bekannt machte, war gewissermaßen das älteste Gesetzbuch der Römer, und brachte Gleichförmigkeit und Bestand in das gerichtliche Verfahren.

In der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten zeigte sich Hadrian sehr besonnen und verständig. Er strebte weder nach Kriegsruhm, noch verfiel er in Trajan's Fehler, die Grenzen des Reichs zu erweitern. Dabei hatte er jedoch ein scharfes Auge auf die rohen Völker des Nordens und Ostens, die sich immer mehr an den Grenzen sammelten, und mit habgierigem Sinne nach den blühenden Provinzen des römischen Reiches blickten. Er traf die besten Anstalten zur Bewachung der Grenzen, so daß seine Heere jeden Angriff jener Völker glücklich abwehrten. Er selbst zog im Jahre 120 gegen die Roxolanen und andere sarmatischen Stämme (s. Th. I. S. 119 f.), welche verheerend bis in das Innere von Illyrien vorgedrungen waren, und jagte sie in ihre Gebirge und Steppen zurück. Alle anderen Angriffe wurden von seinen Generalen zurückgeschlagen. Auch in Britannien bewährte Hadrian seine militärische und politische Einsicht. Da er nämlich die Schwierigkeit erkannte, die Truppen in den unangebauten Berggegenden von Mittelschottland zu ernähren, so zog er dieselben aus den Grenzbefestigungen Agricola's zurück, und gab das ganze Land bis zum Flusse Eden in Cumberland und bis zur Tyne in Northumberland den Skoten und Kale-

doniern preis. Dagegen ließ er einen neuen Grenzwall zwiſchen den Mündungen der genannten beiden Flüſſe aufführen.

Während Hadrian durch Beſonnenheit und gutgewählte Maßregeln an den Grenzen jede Gefahr glücklich beſeitigte, zog ihm dagegen das Streben, ſeinen Namen durch Städte-Gründungen zu verewigen, einen bedenklichen Krieg im Inneren zu. Er kam nämlich auf den Gedanken, Jeruſalem in eine römiſche Pflanzſtadt umzuwandeln, und reizte dadurch das jüdiſche Volk zum Aufſtande. Die Juden waren unter Trajan's Regierung ebenſo wie die Chriſten, die man für eine jüdiſche Secte hielt, faſt in allen Theilen des Reiches heftig gedrückt und verfolgt worden, ſie hatten ſich daher häufig empört, und die ſtrengen Maßregeln, welche Trajan gegen ſie ergriff, hatten immer wieder neue Aufſtände veranlaßt. Beſonders war Paläſtina, wo die Juden ſich wieder in großer Zahl angeſiedelt hatten, der Schauplatz unaufhörlicher Empörungen geweſen. Hadrian verfuhr eine Zeitlang gelinde mit den Juden, und wir hören daher auch unter ihm von keinen Unruhen, bis er gegen das Ende ſeiner Regierung römiſche Coloniſten nach Jeruſalem ſchickte, in der Nähe des zerſtörten Heiligthums der Juden dem capitoliniſchen Jupiter einen Tempel erbauen ließ, und der Stadt den neuen Namen Aelia Capitolina ertheilte (133). Die Einwohner von Jeruſalem widerſetzten ſich, wie es ſcheint, dieſem Unternehmen, ſie wurden aber überwältigt, und mußten es geſchehen laſſen, daß ihre heiligſte Stätte durch heidniſchen Götzendienſt entweiht, ihre Hauptſtadt mit Heiden bevölkert und ihres alten heiligen Namens beraubt ward. Ein ſolcher Gräuel erbitterte die Juden aufs höchſte, ſie ſtrömten aus allen Gegenden nach Paläſtina zuſammen, und ſchloſſen ſich daſelbſt an Barcocheba oder Bar Chozba an, der ſich für den Meſſias erklärt hatte, und von einem der angeſehenſten Rabbiner jener Zeit als ſolcher anerkannt worden war. Barcocheba begeiſterte ſeine Landsleute zum furchtbarſten Widerſtande gegen die Römer, ſo daß ſie mit derſelben Hartnäckigkeit kämpften, wie bei ihrer erſten gewaltſamen Unterwerfung unter die Römer, und daß ihre Feinde gegen das Land und ſeine Bevölkerung faſt eben ſo grauſam wütheten, wie unter Veſpaſianus und Titus. Hadrian ſah ſich zuletzt genöthigt, Julius Severus, den

tüchtigsten der Generale, welchen des Kaisers Eifersucht nicht verderblich geworden war, aus Britannien abzurufen und mit der Führung des jüdischen Krieges zu beauftragen. Auch dieser vermochte erst im dritten Jahre des Krieges und nach den größten Anstrengungen die Empörten wieder zu unterwerfen (135). Die Zahl der Juden, welche in diesen drei Jahren durch das Schwert vernichtet wurden, soll fünfmalhundert achtzigtausend betragen haben; sehr viele kamen außerdem durch Hunger, Feuer und Krankheiten ums Leben. Palästina ward gänzlich verwüstet, die römischen Truppen zerstörten nicht weniger als fünfzig stark befestigte Städte und neunhundert fünf und achtzig offene Ortschaften. Auch Jerusalem wurde von neuem zerstört, Hadrian ließ es wieder aufbauen, verbot aber allen Juden bei Todesstrafe, den Fuß in die Stadt zu setzen. Die neue Stadt erhielt den Namen Aelia Capitolina, der zugleich an Hadrian's Geschlecht und an den römischen Götzendienst erinnerte; doch ward der alte bald wieder der allein gebräuchliche.

Hadrian verfiel gegen das Ende seiner Regierung in eine unheilbare Krankheit. Er beschloß deshalb einen Nachfolger zu ernennen, ließ sich aber bei der Wahl desselben blos von seiner persönlichen Neigung bestimmen. Zum Glück für das römische Reich starb der Ernannte, Lucius Commodus Verus, noch vor Hadrian, und der Zufall leitete den Kaiser auf eine bessere zweite Wahl; denn der neue Thronfolger, Arrius Antoninus, war ein zum Regenten durchaus geeigneter Mann. Hadrian ernannte ihn jedoch nur unter der Bedingung, daß Antoninus sogleich den Sohn des Lucius Commodus Varus, der seines Vaters Namen trug, und einen andern Liebling des Kaisers, Marcus Aurelius, zwei Männer von ganz verschiedenem Charakter, für seine Nachfolger erkläre. Hadrian ward durch seine Kränklichkeit von Tag zu Tage mürrischer und mislauniger, beging daher viele Grausamkeiten, und machte sich allgemein verhaßt. Als er endlich starb (138), war die Erbitterung gegen ihn so groß geworden, daß der Senat alle Verordnungen, welche Hadrian in den letzten Jahren erlassen hatte, für ungültig erklären, und ihm die schon von August's Zeit an gebräuchliche Ehre, nach welcher jeder verstorbene Kaiser für einen Gott erklärt wurde, versagen wollte. Beides würde auch geschehen sein, wenn sich nicht Antoninus,

dem man deshalb den Beinamen Pius d. i. der kindlich Treue gab, aufs angelegentlichste dafür verwendet hätte, daß das Erstere geschehe und das Zweite unterlassen werde.

10. Rückblick auf den Geist des Lebens und das Staatswesen der ersten Zeit des Kaiserreichs.

Der Zustand des römischen Reiches bietet uns von der letzten Zeit der Republik an zwei sehr verschiedene Seiten dar. Auf der einen Seite erblicken wir eine stets zunehmende moralische Herabwürdigung und eine so große und allgemeine Entartung, daß auch die besten Regenten die Wirkungen des Zeitgeistes wohl vorübergehend zu hemmen, nicht aber zu heilen vermochten. Auf der anderen Seite dagegen gewährt das römische Reich den erfreulichen Anblick einer Civilisation, die sich mit raschen Schritten weiter, als je zuvor, über die Welt hin ausbreitete, so daß sie auch ganz barbarische Länder, wie Frankreich, Spanien und die Wallachei, mit den Elementen eines besseren Daseins befruchtete, und nach Norden hin sogar bis an den Fuß des schottischen Hochlandes vordrang. Ruhe und Frieden herrschten mit geringen Unterbrechungen im Reiche, und Handel und Industrie, sowie eine gewisse Art von Wissenschaft und Kunst blühten so sehr, als zu irgend einer anderen Zeit des Alterthums. Endlich wurden den Bewohnern des Reiches damals auch die meisten der Anstalten und Einrichtungen zu Theil, welche in unseren Tagen das Leben behaglicher machen und den Verkehr erleichtern. Kanäle, Heerstraßen, Post-Einrichtungen, Anstalten zur Verpflegung der Kranken, zur Erziehung der Jugend und zur Unterstützung der Nothleidenden, polizeiliche Sicherheit und Ordnung und eine alle Theile des Staates umfassende Sorge für Recht und Gerechtigkeit wurden gerade zu jener Zeit die Hauptgegenstände, auf welche die Thätigkeit der Regierung sich richtete, und die Bequemlichkeit in Hinsicht auf Wohnung, Kleidung und andere Dinge war, wie die in Herkulanum und Pompeji gefundenen Einrichtungen zeigen, damals fast ebenso groß, ja in mancher Beziehung sogar noch größer, als in unserer Zeit. Wer daher bei der Betrachtung der menschlichen Dinge blos die äußere Seite des Lebens ins Auge faßt, wird diesen Zustand der römischen Welt für einen sehr glück-

lichen erklären, und in der That hat es auch Geschichtschreiber gegeben, welche die ersten hundertfünfzig Jahre des römischen Kaiserreichs den schönsten Zeiten der Menschheit beigezählt, und diese Zeit ebenso, wie die unserige, vorzugsweise glücklich gepriesen haben. Wer dagegen die moralischen und geistigen Zwecke der Menschheit höher anschlägt, als alle Bequemlichkeiten, Verfeinerungen und Hülfsmittel des äußeren, sinnlichen Lebens, wer in dem Treiben der Welt nur das, was Eigenthümlichkeit, Charakter und Kraft hat, zu schätzen gewohnt ist, und bei der Beurtheilung unseres Geschlechtes sich nicht um die äußeren Zufälligkeiten kümmert, an die der Mensch im civilisirten Zustand sich in der Regel ganz zu binden pflegt, sondern auf unabhängigen Sinn und moralischen Werth sieht, der wird die ersten anderthalb Jahrhunderte des römischen Kaiserreichs zu den traurigsten Zeiten der Geschichte zählen. Viele römischen Geschichtschreiber und Satyriker haben den damaligen Zustand der Welt blos von dieser Seite her angesehen, und ihn deshalb mit den dunkelsten Farben gemalt; von tiefem Unwillen gegen ihre Mitwelt erfüllt, haben sie sich durch die Betrachtung der früheren besseren Zeiten zu erquicken gesucht, diese zum einzigen Maßstab ihrer Beurtheilung gemacht, und in Folge davon ein Bild ihrer Zeit entworfen, in welchem die andere Seite zu sehr in den Schatten gestellt ist. So sehr hängt bei der Beurtheilung menschlicher Dinge Alles von dem Sinn und Standpunkt des Beurtheilers ab! So schwer ist es, über den Vorzug der einen Zeit vor der anderen zu entscheiden!

Fassen wir bei unserer Betrachtung beide Seiten zusammen, so zeigt uns die Geschichte dieses Zeitraumes besser, als die irgend eines anderen, daß den Staaten wie den einzelnen Menschen vom Schicksal ein bestimmtes Alter angewiesen ist, über dessen Ziel hinaus Schwäche und Kränklichkeit ihr Erbtheil werden. Geregelte Lebensweise und ärztliche Kunst vermögen zwar das gebrechliche Dasein eines Greises auf Jahre hinaus zu verlängern; neue Säfte aber und die verlorene Rüstigkeit der männlichen Kraft können sie ihm nicht verleihen. Wie viele Männer von Einsicht, Kraft und gutem Willen beherrschten in jenem Zeitraum das römische Reich! Diesen Kaisern standen die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, die gewandtesten Geschäftsmänner, die tüchtigsten

Generale, die furchtbarſten, tapferſten und aufs beſte eingerichteten Heere zu Dienſte; ſelbſt die ſchlechteſten Regenten ſchadeten mehr der Hauptſtadt und ihren nächſten Umgebungen, als dem Reiche; und dennoch, wie ſank Alles ſo ſichtlich herab, wie ſehr verſchwand nach und nach ſogar der Schimmer der alten Größe! Die Civiliſation gewann an Ausdehnung, Künſte, Gewerbe und Handel erhielten einen neuen Aufſchwung, alles, was den Zwecken des äußeren Lebens diente, war in ſtetem Fortſchreiten begriffen, eine neue Religion brachte der erſchlafften Welt ſogar eine neue Moral; aber was half dies Alles? Der alte Geiſt und die alte Kraft waren entwichen, Selbſtſucht und niedriger Sklavenſinn hatten die Stelle der Vaterlandsliebe und des Bürgerſinnes eingenommen, das römiſche Volk war nur noch ein Körper ohne Seele, es konnte ſich daher auch nicht mehr aus und durch ſich ſelbſt erneuern.

Der auffallendſte Charakterzug dieſer Zeit iſt die ſonderbare Miſchung von republikaniſchen Formen und Einrichtungen und von despotiſcher Regierungsweiſe und Hofſitte. Dieſer Charakterzug gab dem ganzen Leben eine eigenthümliche Geſtalt, durch welche ſich die damalige römiſche Welt bedeutend von anderen in moraliſcher Hinſicht ähnlichen Zeiten unterſchied. Die republikaniſche Verfaſſung des Staates und die mannichfaltigen Vorrechte von Städten und Provinzen dauerten der Form nach fort, in der Wirklichkeit aber waltete die völlig willkürliche Regierung eines Einzelnen, welche weder Geſetz noch Verbriefung berückſichtigte. Je nachdem nun der Regent und ſeine Umgebung mehr oder weniger despotiſch geſinnt waren, nahm der Einfluß dieſer republikaniſchen Form ab oder zu. Bald befand ſich der Staat in einem Rechtszuſtande, welcher nahe an die frühere republikaniſche Freiheit grenzte, bald wieder in einem Zuſtande völliger Willkür und Geſetzloſigkeit, die mildeſte Form der Monarchie wechſelte mit grauſamer Despotie ab, und die aus Beiden hervorgegangenen Einrichtungen ſtanden oft ſowohl unter einander ſelbſt, als auch mit der äußeren Verfaſſung im Widerſpruch. Dieſer ſchwankende Zuſtand war dem Staat und den Bürgern vielleicht verderblicher, als eine fortdauernde Tyrannei geweſen ſein würde. Der Staat war in eine todte Form gebannt, und konnte ſich alſo nicht mehr

den veränderten Verhältnissen und Umständen gemäß entwickeln; Gesetz und Verfassung gewährten dem Einzelnen keinen Schutz mehr, und gaben ebenso wenig dem Fürsten einen Anhalt und Stützpunkt. Alles, selbst das Gerichtswesen, hing von der Persönlichkeit des Herrschers ab. Dazu kam noch, daß wegen der beständig zunehmenden Sittenlosigkeit und Verweichlichung eine polizeiliche und militärische Regierungsweise immer nützlicher und nothwendiger ward. Die Regierung wurde also auch im Allgemeinen genommen stets monarchischer und despotischer, während die republikanischen Formen und Ämter immerfort bestehen blieben.

Ebenso, wie mit der Verfassung, verhielt es sich mit den Sitten. Auch in ihnen zeigt sich eine Mischung und ein steter Wechsel von republikanischem und monarchischem Wesen, im Ganzen aber nahmen sie immermehr den Charakter des Lebens an, welches von jeher in den Reichen des Orients zu finden war. Caligula, Claudius und Nero führten zuerst eine orientalische Art von Etikette und Hofwesen ein; Vespasian und Titus dagegen kehrten wieder zur alten Einfachheit und Sitte zurück. Domitian's Regierung war eine Wiederholung der Regierung Nero's, seine nächsten Nachfolger aber betraten wieder denselben Weg, welchen Vespasian und Titus gegangen waren Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marcus Aurelius würden Rom wieder zur alten Einfachheit zurückgeführt haben, wenn dies möglich gewesen wäre; allein der Geist der Zeit, der ganze Charakter des Lebens hatte sich zu sehr geändert. Das frühere Verhältniß der Stände zu einander war ganz verschwunden; der Reiche und Mächtige stand dem Armen und Niederen nicht mehr wie einem gleichberechtigten Bürger gegenüber, sondern eine unübersteigliche Kluft trennte Beide von einander, und statt der Patronen und Clienten der republikanischen Zeit gab es nur Herren und Diener, Fürsten und Knechte. Statt daß früher, wie das Beispiel des ältern Cato am besten zeigt (s. Th. III. S. 480), der Client und Patron eine gewisse Gemeinschaftlichkeit des Lebens gehabt hatten, war die Stellung des Letzteren zu dem Ersteren ungefähr so, wie sie heut' zu Tage zwischen den russischen Großen und den von ihnen abhängigen Bürgerlichen ist. Hohe Gönner werden von den Dichtern des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit sogar öfters mit dem Namen

Könige bezeichnet. Auch der Ritterſtand hatte alle Bedeutung verloren, er war ein bloßer Namen und Titel geworden. Kurz, die mittleren Stände waren ganz herabgeſunken, ſie hatten ihre Kraft und ihr Anſehen verloren, und wurden von den höheren Klaſſen auf herabwürdigende Weiſe behandelt.

Ein anderer Charakterzug jener Zeit beſtand darin, daß alle edleren Triebfedern aus dem Leben verſchwunden waren, und daß, wie in unſerer Zeit, jede höhere Rückſicht der ängſtlichen Sorge für behagliche Exiſtenz weichen mußte. Mit der republikaniſchen Einfachheit und Natürlichkeit war auch die Leichtigkeit des Lebens verſchwunden, die einen Haupt-Charakterzug des früheren griechiſchen und römiſchen Alterthums gebildet hatte; denn jeder, der in der Geſellſchaft eine Bedeutung haben wollte, mußte gewiſſe Moden mitmachen, gewiſſe Bedürfniſſe befriedigen können. Noch unter Tiberius Regierung dachte man nicht daran, durch Kleidung, Hauseinrichtung und Lebensweiſe ſeinen Stand zu erkennen zu geben; bald nachher aber erſcheint auch hierin das römiſche Leben dem der neueren Zeit gleich. Die nämlichen Erbärmlichkeiten, welche unter uns die Stände von einander ſcheiden, trennten auch den Römer vom Römer. Die Feinheit des Kleides und die Koſtbarkeit ſeiner Farbe bezeichneten den Mann von Stande, Möbel von ſeltenem Holze und von theuerer Arbeit waren für jeden vornehmen Mann ein weſentliches Bedürfniß, wer dieſe Art von Hausrath oder Kleidung nicht beſaß, gehörte nicht zur guten Geſellſchaft. Der Philoſoph Seneca, ein Zeitgenoſſe von Claudius und Nero, ſpricht ſich in dieſer Beziehung ſo aus: „Bei uns iſt es unglücklicher Weiſe dahin gekommen, daß niemand anſtändig leben kann, ohne eine Menge von goldenen und ſilbernen Geräthſchaften zu beſitzen, ſowie Gefäße von ſolchen Stoffen, welche ihre Koſtbarkeit blos der Grille einiger wenigen Leute verdanken, und ſo viele Sklaven, daß für ihre Zahl ſogar die Räumlichkeiten der größten Paläſte zu enge ſind!“

Die ſchon in der letzten Zeit der Republik eingeriſſene Prachtliebe, Schwelgerei und Verſchwendung mußte ſich in auffallend ſtarkem Maße ſteigern, weil theils die Standesvorurtheile innig damit verknüpft waren, theils die ſinnlichen Genüſſe das eigentliche Element des Lebens wurden. Die koſtbarſten Teppiche und

Kleidungsstoffe wurden damals Mode. In jedem vornehmen Hause hielt man eine Anzahl Kosmeten oder Leute, die sich auf die Kunst des Putzens verstanden, und den zierlichen Herren und Damen nicht blos zum geschmackvollen Ankleiden behülflich waren, sondern auch Runzeln glätteten, entstellte Züge verdeckten, falsche Zähne einsetzten und Augenbraunen malten. Der Luxus in der Einrichtung und Ausschmückung von Palästen, Landhäusern und Bädern, die Üppigkeit der Mahle und die Menge und Mannichfaltigkeit der Diener überstiegen alles Maß. In der Beschreibung, die uns Petronius (s. oben S. 220) von dem Palast eines seiner Freunde hinterlassen hat, verräth Alles eine wahrhaft königliche Pracht und eine Vorsorge für Genüsse, wie sie der entartetste Epikureer nicht besser auszudenken vermöchte. Silberne Hausgötter und eine lange Reihe von Gemälden schmücken die Eingangshalle. In den nächsten Zimmern befindet sich eine ganze Kanzlei von Dienern, welche die Leitung und das Rechnungswesen der Haushaltung verwalten. In den Besuchzimmern wimmelt es von Sklaven, die in Alexandria abgerichtet worden sind, weil man dort allein die feinste Art jemand zu bedienen lernen konnte. In den Speisesälen, in den Wohnzimmern und in allen andern Räumen ist für jede mögliche Art von Bequemlichkeiten und Vergnügungen Sorge getragen. Dies geht so weit, daß alle Diener des Hauses zugleich gute Sänger sind, und daß sogar das Vorschneiden und Auftragen der Speisen unter Gesang und Musik geschieht. Die Schwelgerei im Essen und Trinken wurde überhaupt damals in jeder Beziehung bis aufs Äußerste getrieben. Man studirte Alles aus, um die Speisen mannichfaltiger zu machen, man verschwendete ungeheuere Summen, um die feinsten und seltensten Gerichte aus allen Weltgegenden zusammenzubringen. Unter Augustus machte sich Marcus Apicius blos dadurch weltberühmt, daß er sich auf die Kochkunst besser als alle Anderen verstand, weshalb sein Name noch jetzt einen vollendeten Schlemmer bezeichnet. Von anderen sinnlichen Ausschweifungen jener Zeit zu reden, erlaubt die Rücksicht auf Anstand und Schicklichkeit nicht. Übrigens war die Schwelgerei und Prachtliebe in der Zeit von Tiberius an bis auf Nero am größten; die Demoralisation wurde damals, wie in Frankreich seit der Zeit des Regenten,

gewiſſermaßen von oben her organiſirt, und machte beſonders unter Caligula, Claudius und Nero ſchreckliche Fortſchritte. Von Nero's Tod an nahm das Übel wieder allmälig ab, weil gleich nachher eine geregelte Monarchie eintrat, und weil die erſten Familien durch übermäßige Verſchwendungen in ihrem Vermögen zu ſehr heruntergekommen waren. Außerdem wirkte auch das Beiſpiel Veſpaſian's und der vielen Provinzbewohner, welche in den Senat aufgenommen wurden, ſehr wohlthätig ein; der Erſtere gab durch ſeine einfache Lebensweiſe einen beſſeren Ton an, und die Letzteren brachten die Sparſamkeit, an welche ſie in ihrer Heimath gewohnt geweſen waren, mit in die Hauptſtadt. Deſſen ungeachtet war an eine Rückkehr zur alten Sitte nicht zu denken; denn die ganze Richtung der Zeit ſtand damit im Widerſpruch, und außerdem ſind Verſchwendung und Schwelgerei von großem Reichthum und von großen Städten immer unzertrennlich.

Am meiſten wurde die herrſchende Entartung durch das Beiſpiel des Hofes und durch die öffentlichen Spiele befördert. Die Schwelgerei der ſchlechteren Kaiſer und die Schamloſigkeit, mit welcher an ihren Höfen alle Laſter getrieben wurden, ſind uns bereits bekannt; über die öffentlichen Spiele dagegen und über ihren Einfluß auf die Moral müſſen noch einige Andeutungen gegeben werden. Die blutigen Kämpfe, welche ſchon in der republikaniſchen Zeit eine Hauptquelle der Rohheit des Pöbels waren, wurden unter den Kaiſern immer häufiger, und ſelbſt die beſſeren Regenten des Reichs mußten es ſich angelegen ſein laſſen, die unmenſchliche Schauluſt des Volkes zu befriedigen. Das Wohlgefallen an dieſem grauſamen Vergnügen nahm daher fortwährend zu. Man begab ſich oft ſchon mitten in der Nacht in diejenigen Amphitheater, in welchen am andern Tage Spiele gehalten wurden; ſelbſt Leute von vornehmem Stande, ja ſogar Damen drängten ſich ſchon zur Nachtzeit hinein, und unter Caligula kam es einmal vor, daß bei einer ſolchen Gelegenheit außer vielen anderen Menſchen zwanzig Ritter und eben ſo viele Damen erdrückt wurden. Zu dem verderblichen Einfluſſe der Gladiator-Spiele und Thierhetzen kam noch die Wirkung, welche die Aufführung der ſogenannten Mimen und Pantomimen, die Tänze und der Geſang in anderen öffentlichen Spielen auf die Sinnlichkeit

und auf den Geschmack in Kunst und Wissenschaften ausübten, zumal da man sich nicht mit den einheimischen und nationalen Unterhaltungen begnügte, sondern auch aus dem Orient, aus Spanien und aus andern Ländern schwülstige, geschmacklose oder ganz rohe Gesänge und Tänze nach Rom brachte. Alle besseren Schriftsteller und alle tüchtigen Staatsmänner der ganzen Zeit von Augustus bis Hadrian sprechen das einstimmige Zeugniß aus, daß nichts so sehr auf die Entartung der römischen Welt eingewirkt habe, als die öffentlichen Spiele. Leider blieb diese Wirkung nicht auf die Stadt Rom beschränkt, sondern die Lustbarkeiten der Hauptstadt wurden allmälig auch in allen größeren Orten der Provinzen eingeführt.

Die Spiele hatten außer ihrem moralischen Einfluß auch noch den großen Nachtheil, daß sie bedeutende Summen aus der Staatskasse in Anspruch nahmen, und alle Ersparnisse verschlangen. Bringt man dabei noch die großen Summen in Anschlag, welche die Unterhaltung einer ansehnlichen Heeresmasse und die Erbauung so vieler neuen Brücken, Heerstraßen und Prachtgebäude erforderten, so wird man leicht einsehen, daß die Verwaltung des Reiches sehr kostspielig war, und daß der Glanz des Äußeren in Rom und anderen größeren Orten ebenso, wie bei manchen unserer Hauptstädte, von den Provinzen theuer bezahlt wurde. Natürlicher Weise mußten daher die öffentlichen Lasten, selbst abgesehen von der Verschwendung eines Caligula, Nero und Domitian, in der Kaiserzeit fortwährend zunehmen. Auch die Errichtung von Bibliotheken, Stiftungen und anderen Anstalten, welche zum Theil die bessere Seite dieser Zeit bildeten, trugen dazu viel bei. Die Steuern wurden mannichfaltiger und größer, und wenn auch einzelne verständigere und mildere Kaiser die eine oder andere neue Abgabe wieder eingehen ließen, so half dies doch wenig oder gar nichts. Konnten ja doch in einer Zeit, wo fast kein einziger Bürger mehr die öffentliche Sache als seine eigene ansah, selbst die besseren Kaiser das nöthige Geld nicht herbeischaffen, ohne zu gewaltsamen Mitteln zu greifen! Das beweist am besten Vespasian's Regierung, besonders der Tadel wegen seiner Kargheit und die Behauptung, welche er bei seinem Regierungsantritt vor dem Senat ausgesprochen haben soll, daß er einer Summe von mindestens

drei und achtzig Millionen Gulden (sieben und vierzig und einer halben Millionen Thaler) bedürfe, wenn der Staat fortbestehen solle.

Betrachten wir die besseren Seiten der Zeit, so ist die allgemeinere Verbreitung der Cultur unstreitig die erfreulichste Erscheinung. Die Grenzen der Civilisation wurden immer mehr erweitert, und Völker, welche, wie die Britten, die Gallier und die Spanier, bisher nur durch wilde Rohheit ausgezeichnet gewesen waren, nahmen römische Sitten und römischen Charakter an. Auch im Innern des Reiches ward die Bildung mit allen den Vortheilen, die sie dem äußeren Leben des Menschen bringt, immer mehr ein Gemeingut, statt daß sie früher auf einzelne Städte und Länder beschränkt gewesen war. Die verschiedenen Theile des Reiches wurden dadurch einander ähnlicher, und das Übergewicht von Rom und Italien nahm in Folge davon so sehr ab, daß schon am Ende der ersten Periode drei Provinzialen nach einander Kaiser wurden, ohne daß man den mindesten Anstoß an ihrer Herkunft nahm. Ein anderer Vortheil, der aber auch mit großen Nachtheilen verknüpft war, bestand in den vielen neuen Einrichtungen, die aus dem monarchischen Wesen hervorgingen, besonders in den Wohlthätigkeitsanstalten, den Bibliotheken und dem Gebrauche, Beamte und Gelehrte zu besolden. Diese Erscheinungen verdienen um so mehr eine nähere Betrachtung, als sie der klassischen Zeit des Alterthums ganz fremd gewesen waren, und dagegen von Vespasian's Tagen an eine Eigenthümlichkeit aller civilisirten Staaten geblieben sind. Besoldete Staatsdienste waren in früheren Zeiten etwas Unerhörtes; man erhielt zwar eine Entschädigung für die auf öffentliche Geschäfte verwendete Zeit und Geldausgabe, allein einen Erwerb und die Mittel zur Existenz konnte man nur in Privatgeschäften suchen. Dies änderte sich von Vespasian's Zeit an völlig, die Beamten erhielten, wie in der neueren Zeit, eigentliche Besoldungen, ihre Existenz wurde aber dadurch freilich auch ganz von dem Herrscher, von seinem Hofe und von dem Zustande der Staatskasse abhängig. Derselbe Fall war mit der Wissenschaft. Man gab den Lehrern bestimmte Gehalte, man gründete Stipendien für die Schüler, und einzelne Kaiser, so wie reiche Privatleute und Städte machten Stiftungen für gelehrte Anstalten. Selbst gewöhnliche Schulen wurden vom

Staate mit Geld unterstützt. Die Bildung hörte also auf, Sache des Einzelnen zu sein. Dies hatte zwar seinen Nutzen und war in einem monarchischen Staate sogar nothwendig; es brachte aber auf der andern Seite den Schlendrian, der allen Anstalten der neueren Zeit verderblich wird, auch in die des Alterthums, welche bisher davon ganz frei geblieben waren. Namentlich wurden die Lehrerstellen ebenso, wie die Staatsämter, als ein Mittel der Versorgung angesehen und benutzt.

Auch die Verpflegung und Unterstützung der Armen wurde, noch ehe das Christenthum sie zur Religionspflicht machte, ein Gegenstand der Fürsorge derjenigen Kaiser und Privatleute, welche sich auf eine bessere Art verewigen wollten, als durch Stiftungen für Spiele und Wettkämpfe. In den früheren Zeiten des Alterthums kümmerte sich der Staat um die Nothleidenden nicht, selbst die Wohlthätigkeit der Privaten war gering, und die Sorge für die Armen ging nie so weit, daß man förmliche Armenanstalten gründete. Nur wenn die Menge der Armen zu groß wurde, suchte man von Staatswegen dem Übel abzuhelfen; man beschränkte sich aber darauf, daß man eine neue Colonie gründete, in welcher ein Theil des geringen Volkes auf Staatskosten angesiedelt wurde. Gegen das Ende der Republik kam noch der Misbrauch öfterer Getreide-Austheilungen hinzu, und zu August's Zeit waren diese schon so sehr Gewohnheit geworden, daß an eine Aufhebung derselben nicht mehr gedacht werden konnte. Es erhielten damals nicht weniger als zweimalhundert tausend Bewohner der Hauptstadt regelmäßig ihren Brod-Bedarf vom Staate geschenkt. Augustus selbst fühlte zwar den Nachtheil einer solchen Pflegeanstalt, durch welche die Müßigen auf Kosten der Arbeitsamen unterhalten wurden; allein er durfte nicht wagen, dieses Übel abzustellen, weil dadurch das Fortbestehen seiner Herrschaft in Gefahr gebracht worden wäre. Sein grausamer Stiefsohn und Nachfolger konnte die wildeste Tyrannei einrichten, Recht und Gerechtigkeit mit Füßen treten, Menschlichkeit und Tugend verhöhnen, er brauchte dessen ungeachtet keine Unruhen zu befürchten. Als er aber einst seine Sparsamkeit auf die Getreide-Austheilung anwandte, gerieth das Volk in die größte Aufregung, und verlangte mehrere Tage hinter einander im Theater laut und stürmisch die gewohnte reich-

lichere Spende. Diese Getreide-Austheilungen waren in Rom eine ebenso große Nothwendigkeit geworden, wie die öffentlichen Spiele, und der Ausdruck panis et circenses (Brod und Kampfspiele) ward als der Inbegriff der Hauptbedürfnisse des römischen Volkes sprüchwörtlich. Trajan führte aus der edelsten Absicht einen neuen Misbrauch ein, welcher ähnliche Folgen hatte, wie die Armengesetze in England. Er wies eine bedeutende Summe aus den Staatsgeldern zur Verpflegung von fünftausend armen Kindern an. Dies fand sogleich bei einigen Privatleuten Nachahmung. Der Schriftsteller Plinius der Jüngere, ein Freund Trajan's, machte in seiner Vaterstadt Como eine Stiftung, nach welcher die jährlichen Einkünfte eines seiner Landgüter zur Ernährung armer Kinder verwendet werden sollten. Andere Männer befolgten das von Trajan und Plinius gegebene Beispiel, und es entstanden damals durch Privat-Schenkungen, durch die Freigebigkeit des Kaisers und durch die Beiträge der Städte selbst in verschiedenen Gegenden von Italien zum ersten Male solche Anstalten, wie unsere milden Stiftungen sind. Hadrian erweiterte gleich bei seiner Thronbesteigung die von Trajan gegründete Versorgungsanstalt für Kinder, und sein Nachfolger gab derselben eine noch größere Ausdehnung. Der Nachtheil, den diese neuen Einrichtungen mit sich führten, ist nicht schwer zu entdecken. Man sieht leicht ein, daß innere Kriege, Einfälle der Barbaren und die eintretende Verarmung einzelner Städte um so verderblichere Folgen haben mußten, je mehr sich nach und nach jedermann gewöhnte, für seine Privatangelegenheiten auf Stadt und Staat zu sehen, und daß eine einzige Stockung die ganze Maschine hemmen konnte. Außerdem waren die meisten Stiftungen aus dem Staatsgute gemacht, und die öffentlichen Kassen hatten seitdem jährlich eine bedeutende Mehrausgabe für milde Zwecke, für Schulen, Museen und Bibliotheken zu bestreiten; jenes ward also in demselben Grade vermindert, in welchem die Steuern zunahmen.

Endlich zeigt sich noch ein Vorzug dieser Zeit in dem Zustande des Handels, der Industrie und des Ackerbaues. Der vermehrte Luxus und die dadurch geweckte Erfindsamkeit riefen eine Menge neuer Gewerbe hervor, und der Handel erhielt einen größeren Aufschwung und ein weiteres Feld. Selbst die schlechtesten Kai-

ser, ein Nero, ein Domitian und Andere, wirkten durch ihre Verschwendung und Eitelkeit fördernd darauf ein. Es würde zu viel Raum erfordern, wenn man die Zunahme und Ausbreitung des Handels im römischen Reiche, die Verbesserung des Weinbaues, der Viehzucht und anderer Theile der Landwirthschaft, sowie die Fortschritte der Industrie in der Bereitung des Glases, des Papiers, der Hausgeräthe und anderer Gegenstände im Einzelnen darstellen wollte. Nur über den Buchhandel und die Kunstwerke jener Zeit müssen einige Andeutungen gegeben werden, weil man an Beiden den herrschenden Geist und seine Richtung erkennen kann. Der Buchhandel wurde damals zugleich mit der Papier-Fabrikation ein bedeutendes Gewerbe; denn die Beschäftigung mit der Literatur war ein allgemeines Bedürfniß geworden, und die Mode machte in jedem vornehmen Hause eine Bibliothek nöthig. Schon unter Augustus war das Abschreiben der Bücher durch Sklaven ein lebhaftes Gewerbe in Rom, von Vespasian's Zeit an aber nahm diese Art von Vervielfältigung der literarischen Werke, auf welcher das Geschäft des römischen Buchhandels beruhte, nicht blos in der Hauptstadt sehr bedeutend zu, sondern sie breitete sich auch in den Provinzen aus. Besonders kam in Gallien der Buchhandel sehr empor. Dort wurden nämlich in Lyon, Autun und anderen Städten die römischen Studien mit stets zunehmendem Eifer betrieben, und in Marseille bestand eine Lehranstalt für griechische Literatur und Kunst, welche von den vornehmen Römern sogar den Schulen von Athen vorgezogen ward. Die gesteigerte Lust an der Lectüre und die vermehrte Liebhaberei für Bücher machte auch für Dichter und Gelehrte das Schreiben immer mehr zu einer Art von Gewerbe. Die Honorare wurden bedeutender, und selbst angesehene Männer scheuten sich nicht, sich für ihre Werke große Summen zahlen zu lassen. Noch allgemeiner war die Kunstliebhaberei. Die Macht der Mode machte Kunstwerke ebenso unentbehrlich, als gewöhnliches Hausgeräthe. Diese Richtung beschäftigte eine Menge Künstler, und gab der Kunst als Gewerbe eine große Bedeutung. Auch für die neuere Zeit ist dieses Streben sehr wichtig geworden; denn die meisten antiken Werke, welche unseren Künstlern als Muster dienen, rühren entweder aus jener Zeit her, oder sie wurden damals in Folge der

herrschenden Kunstliebhaberei von Griechenland nach Italien gebracht, wo man sie in der neueren Zeit wieder aufgefunden hat. Freilich war ein Zeitalter, in welchem Geldgier, Schwelgerei und Prachtliebe herrschten, der wahren Kunst ebenso wenig günstig, als der echten Wissenschaft, und wenn man auch zugestehen muß, daß noch immer einzelne Meisterwerke hervorgebracht wurden, so zeigt sich doch in der Hauptsache schon der Übergang zur späteren Geschmacklosigkeit. Man fing schon an, auf das Material, aus welchem ein Kunstwerk bestand, den Hauptwerth zu legen, und zog goldene und silberne Statuen den ehernen vor. Man strebte ferner danach, Staunen zu erregen und durch die Größe und Masse der Bildsäulen zu wirken. Zu Nero's Zeit ließen z. B. die Bewohner der heutigen Auvergne eine Merkur-Statue anfertigen, welche so kolossal war, daß nicht weniger als zehn Jahre an ihr gearbeitet ward, und daß sich der Arbeitslohn allein auf drei Millionen dreimal hunderttausend Gulden oder fast zwei Millionen Thaler belief. Wenn man auch von diesen Irrwegen, auf welche die Kunst damals gerieth, nichts wüßte, so würde man doch schon aus dem ganzen Leben und Treiben jener Zeit auf einen sinkenden Zustand der Kunst zurückschließen müssen; denn die Kunst kann nicht blühen, wenn sie eine Sache der Mode und ein Gewerbe geworden ist, da Kunstsinn und Modegeschmack zwei ganz verschiedene Dinge sind.

Auch in den Bauwerken jener Zeit, besonders in den prächtigen Landhäusern zeigt sich, daß der Luxus ein Feind der wahren Kunst ist. Wie sehr bei dem Bau der Letzteren das Streben nach dem Prächtigen, Mannichfaltigen und Interessanten vorherrschte, läßt sich am besten aus der oben (S. 291 f.) beschriebenen Villa Hadrian's erkennen. Der Luxus brachte dabei außerdem noch die Sitte auf, möglichst viele Kunstwerke in den Landhäusern zusammenzuhäufen, wo sie ebenso, wie heut' zu Tage in den Villen englischer Großen, blos als Merkwürdigkeiten oder als kostbarer Zierrath dienten. Wie Vieles und Prächtiges übrigens auch die Kaiser und ihre Großen bauten, der wahre Geschmack, das Edle, Erhabene und Einfache der Kunst selbst gingen unter. Sogar die allgemeine Gewerbsthätigkeit und der Wohlstand der Bürgerklasse gewannen dadurch nur scheinbar. Nur was aus dem

wirklichen Bedürfniß der Nation hervorgeht und ein Werk der freien Erzeugung ist, kann gedeihen und Nutzen bringen. Ein König oder Kaiser läßt wohl gewisse Kunstwerke machen, hebt einzelne Zweige der Betriebsamkeit, und befördert diese oder jene Anstalt; allein Alles zerrinnt wieder, sobald der Nachfolger sich der Sache nicht ebenfalls annimmt, und es bleiben nur die Spuren verlorener Bestrebung übrig. Endlich geht auch der Bürgerstand und die allgemeine Wohlhabenheit in einem Lande unter, wo Alles herrschaftlich ist, wo alle Vortheile nur den Menschen, die mit dem Hofe zu thun haben, zu Statten kommen, der Bürger und Bauer aber allein den Druck tragen und daher zu Taglöhnern oder Leibeigenen werden. Diese Erscheinung zeigt der Orient in unseren Tagen, und im römischen Reiche, besonders in Italien, ging es zur Kaiserzeit ebenso. Wenn also diese Zeit auch, neben der untergehenden Moralität und Kraft des Reiches, den erfreulichen Anblick einer Entwickelung des äußeren Lebens und seiner Bedürfnisse darbietet, so erstreckte sich doch der Vortheil davon nicht bis auf die große Masse des Volkes.

11. Literatur und Bildung von Augusts Zeit an bis auf Hadrian.

1. Das Augusteische Zeitalter der Literatur.

Die Zeit des Kaisers Augustus hatte für die römische Literatur eben dieselbe Bedeutung, wie die Zeit Ludwig's XIV. für die französische: sie war die eigentliche Blüthezeit derselben. Auch standen beide Regenten ungefähr in dem nämlichen Verhältniß zu dem geistigen Leben ihrer Nation, und die Literatur der Römer erhielt durch den Schutz, welchen Augustus ihr angedeihen ließ, einen ähnlichen Charakter, wie die literarische Bildung der Franzosen durch Ludwig's XIV. Verhältniß zu ihr erhalten hat. Augustus selbst besaß ebenso wenig, wie Ludwig XIV., ein wahres Interesse an Literatur und Kunst, er schloß vielmehr die Beförderung der Wissenschaft und die Begünstigung der Dichter nur aus Staatsklugheit und Eitelkeit in seine Politik ein. Dagegen wurde die Literatur unter ihm ein Hauptbedürfniß des feineren Lebens für einen Mäcenas, einen Messala, einen Asinius Pollio und viele andere Männer des Hofes und für die vornehme

Klasse der Römer überhaupt. Dies war der römischen Literatur im Ganzen sehr vortheilhaft und für den Regenten, unter dessen Schutz es erfolgte, ebenso ehrenvoll bei der Nachwelt, als die Art von Schutz, welche Ludwig XIV. der französischen Wissenschaft, Poesie und Kunst angedeihen ließ; die römische Literatur erhielt dadurch in Hinsicht auf Form und gelehrtes Wissen ihre Vollendung. Sie verlor aber zu gleicher Zeit auch ihren eigentlichen Kern und Gehalt, und wurde schnell und unwiderbringlich auf den Abweg gebracht, zu welchem die von Cicero gegebene Richtung sie hatte führen müssen. Schon unter Tiber's Regierung zeigt sie den Charakter völliger Entartung. Das Streben der Gebildeten wurde nämlich, wie einst in Alexandria, ganz auf die bloße Form und auf bloßes Wissen gerichtet, und noch dazu von dem Geiste abhängig gemacht, der am Hof und in der vornehmen Klasse der Hauptstadt herrschte. Die Nation verlor ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung, sie bestimmte den Gang der Literatur nicht mehr, sondern erhielt vielmehr ihre Richtung und Bildung von dem kleinen Kreise, der den Regenten umgab. Der Hof entschied, wie bei den Franzosen vor hundert und fünfzig Jahren, für die Hauptstadt und diese für die Nation über Geschmack und Wissenschaft. Die Literatur und Bildung nahmen also ganz den Charakter des Hofes und der vornehmen Welt von Rom an, und die Verdorbenheit der Sitten, welche bei dieser Klasse von Menschen eingerissen war, mußte auch den Geschmack und die Ansichten der Nation verderben, zumal da die Bildung damals ein allgemeineres Bedürfniß geworden war, und nicht mehr, wie früher, in den einzelnen Familien, sondern in Schulen gelehrt und mitgetheilt wurde.

Die römische Literatur war und blieb zugleich eine rhetorische, gelehrte und vornehme. Glätte und Wissen waren das Ziel, nach welchem man strebte, Angebildetes, nicht Angebornes hatte den Vorzug, und es läßt sich von der Literatur der Kaiserzeit fast alles das Gute und Böse sagen, was von der Zeit der Ptolemäer gesagt worden ist. Drei Umstände bewirkten hauptsächlich, daß diese Literatur sehr schnell ihre höchste Vollendung erreichte, sie führten zugleich ihren Übergang vom Rednerischen zum Declamatorischen und damit ihren schnellen Verfall herbei: nämlich die zu frühe Ent-

stehung der Kritik, das zunehmende Übergewicht der griechischen Bildung und das Aufkommen von bloßer Gelehrsamkeit. Mit dem ersten dieser drei Umstände verhielt es sich bei den Römern gerade so, wie bei den Franzosen: noch ehe nämlich die Sprache und Literatur ganz ausgebildet worden waren, entstand eine ängstliche Kritik, welche zwar auf der einen Seite die größte Feinheit des Ausdrucks entwickelte, auf der anderen aber auch die Aufmerksamkeit ganz auf das Kleinliche der Form leitete, dem freischaffenden Genie die Schwingen beschnitt, und den aufstrebenden Dichter wie den Prosaiker entmuthigte. Diese Kritik wirkte um so mehr hemmend, da sie von Herren der vornehmen Klasse geübt wurde, deren Urtheile gleichsam als Orakel galten. Der einflußreichste Kritiker zu August's Zeit war Cajus Asinius Pollio, dessen bereits früher in der politischen Geschichte gedacht worden ist (s. oben S. 104). Er zog sich, als er das aristokratische Regierungssystem ohne Rettung verloren sah, von den Staatsangelegenheiten zurück, beschäftigte sich seitdem nur mit der Literatur, und gehörte zu dem Kreise von Männern, der an August's Hof in Bezug auf Wissenschaft und Kunst den Ton angab. Asinius Pollio schrieb selbst mehrere Werke, und galt für einen der ausgezeichnetsten Redner seiner Zeit. Er tadelte Livius, Sallust und andere Schriftsteller auf eine höchst kleinliche Weise wegen ihrer Sprache, obgleich er selbst in seinen Schriften sich mitunter schon zu dem Breiten, Schwülstigen und Gekünstelten verirrte, welches von dieser Zeit an Mode ward.

Neben dem Aufkommen einer engherzigen, pedantischen Kritik wirkte auch der zunehmende Einfluß des Griechischen in hohem Grade auf den Gang der römischen Literatur ein. Die Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur war eine Nothwendigkeit für jeden Gebildeten geworden, sie drang so sehr in die vornehme römische Welt ein, daß damals die Unterhaltung in guten Häusern griechisch geführt wurde, daß es Ton ward, griechische Wendungen und Floskeln in die Conversation einzumischen, und daß die Nation seitdem in geistiger Hinsicht für immer in zwei große Hälften geschieden blieb, von welchen die eine ganz in der griechischen Literatur lebte, die andere aber gar kein geistiges Bedürfniß empfand. Endlich erhielt auch das bloße Wissen eine über-

wiegende Bedeutung. Schon vor August's Zeit hatte die eigentliche Gelehrsamkeit, wie sie unter den Griechen in Alexandria aufgekommen war, Eingang in Rom gefunden, und es ist eine ganz eigene Erscheinung, daß unter dem praktischen und kriegerischen Volke der Römer schon damals einer der gelehrtesten Männer des Alterthums auftrat, und sich in der bewegtesten Zeit der römischen Geschichte mit dem Sammeln von gelehrten Notizen und mit dem grübelnden Erforschen von Urgeschichten und Alterthümern beschäftigen konnte. Dieser Mann war Marcus Terentius Varro, welcher 116 v. Chr. geboren wurde, bis etwa 30 oder 26 vor Chr. lebte, und nicht weniger als vier hundert und neunzig Schriften geschrieben haben soll, in denen er fast alle Zweige des Wissens behandelte, und sogar Forschungen über die Trojaner, über die Gründung der Stadt Rom und über ähnliche Dinge mittheilte. Nach dem Untergange der Republik begann das eigentliche Zeitalter der Gelehrsamkeit, diese wurde die Seele der Bildung und Literatur, und selbst alle Dichter unter August's Regierung strebten ängstlicher nach dem Ruhme gelehrter Kenntnisse, als nach der Ehre der eigenthümlichen Erfindung und des nationalen Geistes. Dies ging soweit, daß schon der Kaiser Tiberius sich mit seinen gelehrten Freunden und Tischgenossen über die kleinlichsten Punkte des Wissens unterhielt, z. B. wer die Mutter der trojanischen Königin Hekuba gewesen sei, was die Sirenen gesungen hätten u. dgl. m. Schon damals gab es in Rom, wie einst in Alexandria, eine Menge Gelehrte von Handwerk, und die meisten Gebildeten beschäftigten sich mit den Wissenschaften nur zum Zeitvertreib, oder um ihren Scharfsinn an gelehrten Gegenständen auf eben die Weise zu zeigen, wie man ihn an Räthseln und Charaden zeigt. Der gelehrte Kaiser Claudius, der die dunkelsten und entlegensten Dinge zum Gegenstand seiner Forschungen machte, war in dieser Hinsicht ein wahres Muster des herrschenden Geistes. Mit diesem Aufkommen des eigentlichen gelehrten Treibens hing auch die Erscheinung des Bibliotheken-Wesens in Rom zusammen. Das Bücherſammeln wurde zugleich eine Sache der Mode und ein Bedürfniß, so daß schon zu August's Zeit in jedem vornehmen Hause ein Bibliothekzimmer ebenso unentbehrlich schien, als eine elegante Bade-Einrichtung, und daß eine Bibliothek in jeder

großen Stadt als etwas ebenso Nothwendiges angesehen wurde, wie eine Gerichtshalle und andere öffentliche Anstalten. Es geschah also damals im römischen Reiche dasselbe, was nach Alexander's des Großen Tod in den griechischen Städten und Residenzen geschehen war: man legte überall auf Kosten des Staats oder der Gemeinden Büchersammlungen an. Diese öffentlichen Bibliotheken dienten aber in Griechenland und Rom nicht blos, wie die unsrigen, zum Nachschlagen, Lesen und Entleihen von Büchern, sondern sie waren zugleich auch eine Art von Akademie oder die Vereinigungsorte der Gelehrten, an welche man sich begab, um seine Freunde anzutreffen und sich mit ihnen über gelehrte Gegenstände zu unterhalten. Schon Sulla, Lucullus und andere Männer der letzten republikanischen Zeiten hatten große Büchersammlungen angelegt und ihren Mitbürgern geöffnet. Julius Cäsar machte den Plan, nach der Art der alexandrinischen Bibliothek eine Anstalt zu gründen, in welche alle griechischen und römischen Werke zusammengebracht werden sollten, sein Tod vereitelte aber diesen ungeheueren Entwurf. Asinius Pollio nahm zuerst Cäsar's Plan wieder auf, und stiftete eine große öffentliche Bibliothek. Bald nachher ließ Augustus zwei Bibliotheken erbauen, von welchen besonders die auf dem palatinischen Hügel errichtete ein große Bedeutung erlangte. Nachher nahm die Zahl der Bibliotheken immer mehr zu, und Trajan errichtete endlich die größte römische Bibliothek, die sogenannte Ulpische.

Die römische Literatur erhielt also zu August's Zeit einen fest bestimmten, bleibenden Charakter. Dieser bestand in Gelehrsamkeit, in der Rücksicht auf die Form und in der Vervollkommnung alles dessen, was dem Nutzen des äußeren Lebens oder dem Vergnügen und der Unterhaltung diente; oder mit andern Worten, die römische Bildung wurde damals eine blos gelehrte, eine blos formelle und rhetorische und eine praktische, alles Andere blieb von ihr ausgeschlossen. Ganz besonders wichtig ist dabei der Umstand, daß diese Art von Bildung nicht auf Rom und Italien beschränkt blieb, sondern sich mit dem Gebrauche der lateinischen Sprache auch über Gallien, Spanien, Britannien und Nordafrika verbreitete, und so der Cultur und Literatur des ganzen Westens für eine Reihe von Jahrhunderten ihren bestimmten Charakter gab.

In jener dreifachen Beziehung, besonders aber in Bezug auf Vollendung der Form, war August's Regierung die Blüthezeit der römischen Literatur. In Betreff der bildenden Kunst dagegen blieben die Römer damals, wie zu allen Zeiten, auf einer niedern Stufe stehen. Sie liebten zwar den Schmuck der Kunst, und häuften griechische Kunstwerke in ihren Städten, Palästen und Landhäusern mit ebenso großem Eifer auf, wie sie die Schriften der Griechen zusammenschleppten; allein sie selbst leisteten, wenn man die Baukunst ausnimmt, als Künstler nie etwas Bedeutendes. Fast alle Kunstwerke, die sie neu verfertigen ließen, wurden von Griechen gemacht, die Zahl der römischen Künstler blieb stets gering. Der Grund dieser Erscheinung lag in dem Charakter der römischen Nation und in der eigenthümlichen Art ihrer geistigen Entwickelung. Die kriegerische und praktische Richtung der Römer ließ in der früheren republikanischen Zeit die Beschäftigung mit der Kunst nicht aufkommen, und als die griechische Bildung von ihnen angenommen wurde, nahmen sie zugleich auch den Luxus und Geschmack der späteren Griechen an. Übrigens war und blieb auch das Rhetorische so sehr Charakter der Römer, daß es bei ihnen zu allen Zeiten weit mehr Ehre brachte, Redner, Dichter oder Geschichtschreiber zu sein, als Künstler.

In den prosaischen Schriften des Augusteischen Zeitalters zeigt sich allenthalben der Haupt-Charakter der Zeit. Die Schriftsteller haben stets nur das Leben und seinen Nutzen, den Ruhm der Gelehrsamkeit, den Vortrag und die Empfehlung der Sache durch die angenehme, unterhaltende Form des Vortrags im Auge. Besonders war die letztere Rücksicht überwiegend. Die verschiedenen Wissenschaften wurden stets mit Zierlichkeit vorgetragen, und die Unterweisung in denselben ward immer dem Bedürfnisse geistreicher Unterhaltung und dem herrschenden Tone der Gesellschaft angepaßt. Auf diese Weise hat z. B. Vitruvius Pollio in einem besonderen Werke die Baukunst, Terentius Varro den Landbau, Cornelius Celsus die Medicin behandelt. Übrigens blieben die Griechen in den meisten realen Wissenschaften die Lehrmeister der Römer, auch als unter diesen selbst Bearbeiter der verschiedenen Fächer des praktischen Wissens auftraten. Cäsar mußte sich griechischer Astronomen bedienen, um das Kalender-

Wesen in Ordnung zu bringen, und Griechen richteten ungefähr zu derselben Zeit die Sonnen- und Wasseruhren zu Rom neu ein. Mit der Baukunst, der Medicin und Geographie verhielt es sich eben so. Vitruv selbst sagt in seinem Werke, nur vier Römer hätten außer ihm über die Architektur geschrieben, die Zahl der griechischen Schriftsteller in diesem Fach aber sei über allen Vergleich größer. Eine medicinische Lehranstalt ward zwar schon lange vor August's Zeit in Rom gegründet, die Lehrer an derselben waren aber nicht allein seither Griechen gewesen, sondern auch in der Kaiserzeit beschäftigten sich meistens nur griechische Gelehrten mit dieser Wissenschaft. Auch die Geographie blieb fast ganz ein Eigenthum dieser Nation. Der Grieche Strabo schrieb zu August's Zeit für die Gebildeten unter den Römern eine in griechischer Sprache abgefaßte Länder- und Völkerkunde, welche nicht allein im Alterthum, sondern auch im Mittelalter und durch einen großen Theil der neuen Zeit hindurch unübertroffen geblieben ist.

Der gelehrte Charakter der römischen Bildung, das Rhetorische und die überwiegende Bedeutung der Form, die Abhängigkeit von der griechischen Literatur und der Einfluß der verbildeten späteren Zeit der Griechen zeigen sich auch in der schönen Literatur Rom's, deren goldenes Zeitalter unter August's Regierung fällt. Alle Dichter jener Zeit verfaßten ihre Werke nur zur Unterhaltung der gebildeten Gesellschaft, und schrieben mehr für das Ohr und für den spielenden Scharfsinn, als für das Herz und die Vernunft. Ihre Muster waren fast blos die Werke griechischer Dichter, und die Wenigen, welche nach dem Altitaliänischen und Altrömischen haschten, ließen sich dabei nicht sowohl von einem wahrhaft römischen Sinn und von Patriotismus leiten, als vielmehr von dem Wunsche, der müßigen und übersatten vornehmen Welt eine andere Art von Zeitvertreib und Spielwerk darzubieten. Überhaupt war es weder ein Nationalbedürfniß, noch angeborener Sinn, was die Dichter jener Zeit antrieb und leitete, sondern die Unterhaltung und der Geschmack der gebildeten Kreise von Rom. Aus diesem Grunde nahmen sie auch nicht die besseren poetischen Schöpfungen der Griechen zum Muster, sondern die Werke der späteren griechischen Dichter, welche dasselbe Ziel verfolgt hatten, und denen ebenfalls die Form wichtiger gewesen

war, als der Inhalt. Wenn auch einer und der Andere, wie z. B. Horatius, die älteren und beſſeren Dichter der Griechen nachzuahmen ſuchte, ſo hielt er ſich doch ſo genau an dieſe Muſter, daß man ſeine Werke faſt nur als Überſetzungen betrachten kann. Übrigens haben die römiſchen Gedichte des Auguſteiſchen Zeitalters, obgleich ſie Nachahmungen der griechiſchen Poeſie ſind, deſſen ungeachtet für uns einen ſehr großen Werth; ſie gelten in unſeren Augen als Meiſterſtücke, und dienen uns ſelbſt wieder als Muſter, ſowohl wegen des in ihnen wehenden Geiſtes des klaſſiſchen Alterthums, der für alle Zeiten die reinſte Quelle des Geſchmackes und der geiſtigen Veredlung iſt, als auch wegen der hohen Ausbildung, welche die lateiniſche Sprache von der Zeit der Gracchen an erhalten hatte.

Außer den drei größten Dichtern der römiſchen Nation lebten zu Auguſt's Zeit oder kurz vorher noch einige weniger berühmte, von welchen Catullus, Cornelius Gallus, Tibullus und Propertius die ausgezeichnetſten waren. An jedem dieſer vier Dichter laſſen ſich die angedeuteten Charakterzüge jener Zeit erkennen, beſonders die gelehrte Manier und die Nachahmung von griechiſchen Muſtern der ſpäteren Zeit. Sogar bei Propertius und Tibullus zeigt ſich dies, obgleich die Gedichte des Erſteren ſehr viel Eigenthümliches haben, und der Letztere ſich in hohem Grade der modernen Empfindſamkeit und einer Melancholie nähert, die dem lebensluſtigen griechiſchen Alterthum fremd war. Die drei erſten römiſchen Dichter, Ovidius, Horatius und Virgilius, haben eine welthiſtoriſche Wichtigkeit; denn obgleich ſie in Bezug auf eigentliches ſchaffendes Genie einem Homer und Pindar weit nachſtehen, ſo übten doch ihre Werke durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch einen größeren Einfluß auf die Welt aus, als die ganze poetiſche Literatur der Griechen. Nur in zwei Punkten zeigt ſich die Letztere wichtiger für die Bildungsgeſchichte der Menſchheit, nämlich in ihrer Einwirkung auf die römiſche Literatur und in dem bedeutenderen Einfluß, den das Studium der griechiſchen Poeſie in der neueſten Zeit erhalten hat. Im ſpäteren Alterthume dagegen waren Ovidius, Horatius und Virgilius die geleſenſten Dichter, und im Mittelalter blieben neben ihnen und

anderen römischen Dichtern die poetischen Werke der Griechen fast ganz und gar unbeachtet.

Publius Ovidius Naso war 43 v. Chr. in einer kleinen Stadt des mittleren Italiens geboren, gelangte als Mann in die üppigen Kreise der vornehmen Welt von Rom, und führte im Verkehr mit derselben ein lustiges Leben, bis ihn der Kaiser Augustus um das Jahr 8 n. Chr. aus unbekannten Gründen nach der Stadt Tomi in der heutigen Bulgarei verbannte. Ungeachtet aller seiner Bitten und Bemühungen konnte er weder von Augustus, noch auch nach dessen Tode von Tiberius die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten. Er starb im Jahre 16 n. Chr. in Tomi. Ovidius hat bei der Nachwelt einen größeren Einfluß und Ruhm erlangt, als bei seinen Zeitgenossen. Bei diesen hatte er nur den Rang, den unter den Franzosen ein Gresset und andere Dichter der leichteren Gattung haben: er war als angenehm unterhaltender, scherzender Dichter bekannt und beliebt. Bald nach seinem Tode dagegen, wo seine spielende Manier immer mehr Ton der Gesellschaft ward, und das Wohlgefallen an Gelehrsamkeit und am Tändeln mit Worten den Sinn für wahre Poesie immer mehr verdrängte, fand man an Ovid's Werken großes Behagen. Im Mittelalter erhielt er eine noch viel größere Bedeutung, weil seine Gedichte weit leichter, als die Werke anderer Dichter, zu verstehen und doch zugleich sehr unterhaltend waren. Er war daher in dieser Zeit der gelesenste lateinische Dichter, bis Dante und Petrarcha den Virgil wieder zum gebührenden Range erhoben; ja, selbst dann noch blieben einige seiner Gedichte die Hauptwerke, an denen man in den Schulen die Jugend bildete. Am Ende des Mittelalters erstreckte sich die Wirkung seiner Schriften von neuem über die Schulen hinaus auf das Leben der vornehmen Welt. Die gebildete Gesellschaft von Italien nahm nämlich damals einen Ton an, zu welchem zwei von seinen Gedichten, die Kunst zu lieben und das Gegenmittel der Liebe, sowohl dem Inhalt als der Form nach vortrefflich paßten. Überhaupt beruhte das Wohlgefallen an Ovid's Werken zu allen Zeiten vorzugsweise auf seinem leichten Latein und auf der gefälligen Nachlässigkeit seines Ausdruckes und Versbaues, einer Wirkung der natürlichen Anlagen dieses Dichters und seiner

Gewohnheit ſich in den geſelligen Zirkeln gut und leicht auszudrücken. Seine Gedichte müſſen aus dieſem Grunde von allen denen, welche nur die Bildung für die Welt empfangen haben, leichter verſtanden und mehr geſchätzt werden, als tiefer empfundene und mit größerer Kunſt und Kenntniß geordnete Verſe. Sie ſind überdies wegen der alexandriniſchen Gelehrſamkeit, die in ihnen enthalten iſt, eben ſo anziehend für den gelehrt gebildeten Theil der Geſellſchaft, als ſie durch des Dichters Liebe zum Schlüpfrigen einen beſonderen Reiz für alle Leute von leichtfertigem Sinne haben.

Betrachten wir die Hauptwerke Ovid's mit Rückſicht auf den Charakter der römiſchen Literatur und in Betreff ihrer Einwirkung auf die Cultur der Menſchheit, ſo müſſen ſeine ſogenannten Heroiden, ſeine Faſti, ſeine Metamorphoſen und ſeine Klagelieder vorzugsweiſe betrachtet werden. Die Heroiden oder poetiſchen Liebesbriefe, welche Ovid von Frauen des mythiſchen Zeitalters an ihre Geliebten ſchreiben läßt, ſind ein mit gefälliger Rhetorik vorgetragenes Erzeugniß der Schulgelehrſamkeit; ſie erhalten alſo ihren Hauptreiz von der Freude, eine ſchwierige Aufgabe gut und witzig gelöſt zu ſehen. Dieſe Eigenſchaft der Heroiden machte ſie im Mittelalter, als die Wiſſenſchaft und die Dichtkunſt aus dem Leben in die Mönchsſchulen flüchteten, ganz geeignet, Muſter und Lehre für diejenige Art von Geiſtesbildung zu werden, die mit dem Leben und der Natur wenig oder nichts gemein hat. Die Faſti oder Jahrbücher ſind eine Art von poetiſchem Kalender, in welchem die verſchiedenen religiöſen Feſte der Römer beſchrieben und die ihnen zu Grunde liegenden Mythen angegeben werden. Dieſe ſonderbare Verbindung von Gelehrſamkeit und Dichtkunſt gab dem Werke eine größere Bedeutung, als man auf den erſten Blick hin erwarten ſollte. Die Faſti kleideten nämlich die alte römiſche Sage in ein neues Gewand, ſie friſchten alſo die hingewelkten Mythen des Volkes wieder auf, und leiſteten außerdem der neuen Herrſcherfamilie den wichtigen Dienſt, daß die Namen der Glieder dieſer Familie an die gefeierten Namen der Sage und an die Nationalfeſte angereiht wurden. Dieſes Gedicht gibt uns ferner im Gewande leichter Dichtung vollſtändigen Aufſchluß über die Verbindung der römiſchen Staatsreligion und Geſchichte

mit dem öffentlichen und Privat-Leben; es zeigt uns, wie im alten Rom jeder Bürger des Staats durch die öffentlichen Feste an Nationalgeschichte erinnert, wie Gottesverehrung mit Patriotismus verbunden wurde. Die Metamorphosen oder Verwandlungen bestehen aus einer großen Zahl von Mythen, welche in der Form eines epischen Gedichts erzählt werden. Sie fanden bei den Zeitgenossen des Dichters wenig Beifall, desto bedeutender aber war ihr Einfluß auf die Kunst und Bildung des Mittelalters und der neueren Zeit bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein. Sie tragen nämlich die alten Dichterfabeln auf eine angenehme Weise vor, und wurden daher eine Art von Handbuch für alle diejenigen Künstler und Dichter, welche sich der alten Mythologie als eines Mittels für ihre Darstellungen bedienten. Umgekehrt verhält es sich mit der Wirkung der Ovidischen Klagelieder, deren einziger Gegenstand der Schmerz des Dichters über seine Verbannung ist. Sie wurden während seiner Lebenszeit am meisten gelesen, die Nachwelt aber hat sie von allen seinen Werken am wenigsten beachtet. Dies erklärt sich leicht. Ovids Zeitgenossen fanden in dem Werke theils ihre eigenen Empfindungen ausgedrückt, theils wurde durch dasselbe ihre Neugierde gereizt und mitunter befriedigt. Uns dagegen zeigen diese Klagelieder zu deutlich die Weichlichkeit des Augusteischen Zeitalters und die Einbildung der verwöhnten Römer, daß ein Leben außerhalb der Hauptstadt kein Leben sei, sowie endlich einen Mangel an Natürlichkeit, der sogar den wahren Schmerz nur gekünstelt auszudrücken vermag; dies Alles muß uns doppelt widerlich sein, weil wir zugleich erkennen, daß damals die römische Kraft im Ganzen noch vorhanden und nur im Einzelnen geschwächt war.

Sehr verschieden von Ovid's Wirkung ist der Einfluß des Quintus Horatius Flaccus, welcher 65 v. Chr. in der apulischen Stadt Venusia geboren wurde, in der letzten Zeit seines Lebens der Günstling des Mäcenas und Augustus war, und im Jahre 9 v. Chr. starb. Auch er folgte in seinen Oden meistentheils griechischen Mustern, und begnügte sich oft mit dem Verdienste der bloßen Übertragung und neuen Einkleidung; allein er wählte sich nicht, wie Catullus, Propertius und die meisten Anderen, die Poesie der späteren griechischen Zeit, sondern die

alten, von echter Begeisterung erfüllten Dichter der Griechen zu Vorbildern. Dadurch machte er sich um die römische Literatur auf eine ähnliche Weise, wie Cicero, verdient; denn er leistete für die höhere Dichtkunst seiner Nation dasselbe, was Cicero für die Redekunst und Philosophie geleistet hatte. Cicero hatte das Geheimniß verstanden, diese beiden Arten von Geistesthätigkeit in diejenige Form zu bringen, welche dem nur aufs Praktische und Rhetorische gerichteten Wesen der Römer vollkommen entsprach, er hatte auf diese Weise mit fremdem Material eine ganz neue Bildung geschaffen. Horaz bewirkte eben dasselbe in Rücksicht der lyrischen Poesie und der eigentlichen Lebensweisheit, und es gibt keinen Dichter, welcher in gleich hohem Grade auf die Philosophie und den poetischen Genuß der höheren Stände eingewirkt hätte, als Horaz. Er besaß feine Welt- und Menschenkenntniß, er kannte das menschliche Herz, sowie die Bedürfnisse der vornehmen Welt von Rom, besonders aber aller derer, welche entweder als Regierende das Beschwerliche der Macht und des Glanzes fühlten, oder im Besitze eines großen Reichthums, den sie als das höchste Glück ansahen, die Leerheit eines prunkvollen äußeren Lebens empfanden. Für solche Leute schrieb er seine Oden. Er bediente sich dabei einer aus den Griechen geschöpften Lebensweisheit und der griechischen Dichtungsformen, um die Lehre vom richtigen Gebrauche der äußeren Güter und der mühsam erworbenen inneren Bildung vorzutragen. Diese Lehre ward den höheren Ständen der Kaiserzeit um so mehr Bedürfniß, je weiter die Lebensweise derselben sich von der Natur entfernte, je schwieriger ihre Stellung, je gefährlicher ihr unermeßlicher Reichthum ihnen selbst wurde. Horaz bleibt dabei ebenso sehr von der Rauhheit der einseitigen Stoiker, wie von der weichlichen Sinnlichkeit der späteren Epikureer frei, er versteht es, die Philosophie der Entbehrung mit der Anweisung zum einfachen Lebensgenusse geschickt zu verbinden, und trägt auf diese Weise die Lehren einer edleren Lebensweisheit und Lebensklugheit vor. In Betreff des Ausdruckes und der Form hat er ein so großes Verdienst, daß man dasselbe dem, was Cicero in der Prosa leistete, an die Seite stellen muß. Er zeichnet sich nämlich nicht nur durch Feinheit und Gewandtheit des Ausdrucks, durch Reichthum an Wendungen, durch

Bestimmtheit, Reinheit und wahre Schönheit der Sprache aus, sondern er verfuhr auch bei der Übertragung griechischer Formen und Poesien auf dieselbe Weise, wie in neuerer Zeit die Franzosen bei ihren Nachbildungen lateinischer Dichter verfahren sind: er nahm die fremde Form und den fremden Stoff nur in so weit auf, als sie dem Wesen seines Volkes und dem Genius seiner Sprache angemessen waren, und vermied so den Irrweg, in welchen die Deutschen bei der Nationalisirung fremder Ideen und Geisteswerke schon so oft gerathen sind.

Wenn Horaz in seinen Oden griechische Poesie und Lebensweisheit auf römische Weise mittheilt, so ist er dagegen in seinen Satyren und poetischen Briefen ganz Original, sowohl in Hinsicht auf die Form, als auch in Betreff des Inhalts. Er hat hierbei kein Muster vor sich gehabt, sondern vielmehr eine ganz neue und eigenthümliche Gattung von Dichtung geschaffen, welche zwischen Poesie und Prosa die Mitte hält. Er hat in diesen beiden Werken ebenso den Schatz der Lebenserfahrung seiner Zeit der Nachwelt überliefert, wie er in seinen Oden den Schatz der griechischen Lebensweisheit durch leicht behaltbare Verse gegen den Untergang geschützt hat. Seine Satyren und Briefe haben es mit dem wirklichen Leben zu thun, sie zeichnen den Menschen und seine Natur, und unterscheiden sich dabei sehr von der bitteren und herben Satyre der Griechen; denn sie verwunden nie tief, sondern belehren und tadeln auf heitere und scherzende Weise, und indem sie nur Lebensgenuß zu lehren und Hofleute in der Kunst des Schmeichelns und Genießens zu unterrichten scheinen, führen sie die Leser unmerklich auf den Pfad zu einem besseren Leben, welches auf dem eigenen Inneren derselben, auf der Wissenschaft und der Kunst beruht.

Um den Horaz zu fassen, ja sogar um nur Sinn für seine Lehren zu haben, ist es durchaus nöthig, daß man mit den Eigenthümlichkeiten des bis zur Überfeinerung entwickelten geselligen Zustandes bekannt sei. Aus diesem Grunde hatten seine Gedichte nur eine sehr geringe Wirkung in jenen dunkeln Zeiten des Mittelalters, wo das Leben rauher und die Verhältnisse einfacher waren; um so größer war ihr Einfluß in den Zeiten, wo, wie z. B. während des 16ten Jahrhunderts an den Höfen und in

den aristokratischen Republiken von Südeuropa, die geselligen Verhältnisse und Bedürfnisse der vornehmen Klasse sich von dem Zustande der übrigen Nation weit entfernt halten, und überfeinert, gekünstelt und mannichfaltig geworden waren. In solchen Zeiten war Horaz der beliebteste und gelesenste Dichter, und seine Schriften bildeten dann gleichsam das tägliche Handbuch der meisten Staatsmänner und Weltleute, welche den durch wahre Wissenschaft und Kunst erhöhten Lebensgenuß suchten.

Der letzte von den drei Hauptdichtern der Römer, Publius Virgilius Maro, war 70 v. Chr. in dem Dorfe Andes bei Mantua geboren, erhielt an August's Hofe dieselbe Stellung wie Horaz, und starb neunzehn Jahre v. Chr. auf der Rückkehr von einer Reise nach Griechenland. Kein anderer Dichter hat einen so großen und allgemeinen Einfluß auf die römische Literatur gehabt, als Virgil, und man könnte fast behaupten, daß die unverständige Bewunderung und Nachahmung desselben der römischen Poesie ebenso sehr geschadet hat, als die unverständige Nachahmung Cicero's der römischen Redekunst. Virgil's Werke sind in Hinsicht auf Form und Sprache das Höchste und Vollendetste, was die römische Dichtkunst hervorgebracht hat. Niemand hat so vollkommen wie er die Musik der Sprache verstanden, nie stockt der sanfte Fluß seiner Rede, überall ist Leben, Bewegung und Rhythmus, und die große Sorgfalt, mit welcher Virgil in der Aufeinanderfolge der Wörter die Verschiedenheit der Vokale und den Wechsel harter und weicher Consonanten berücksichtigt, verleiht seinen Versen einen Wohllaut, für den unser Sprachorgan keinen Ton, unser Ohr keine Empfänglichkeit hat. Wir Nordländer sind für diesen Zauber der Virgilischen Poesie taub, nur der Italiener kann ihn empfinden, und wenn wir daher den Vorzug Virgil's von dieser Seite her vollkommen würdigen wollen, so müssen wir uns auf das Urtheil eines Dante, eines Petrarcha und anderer italiänischen Dichter verlassen, in welchen Virgil's Verse die höchste Bewunderung und das größte Entzücken erweckt haben.

Bei seinem ersten poetischen Versuche gerieth Virgil auf einen Irrweg. Er schrieb nämlich zuerst Idyllen; für diese Art von Gedichten paßte aber weder seine eigene Natur, noch die römische

Sprache. Er war dabei um so weniger glücklich in seiner Wahl, als er nicht, wie Geßner, ein ideales Schäferleben schildern wollte, sondern sich Theokrit (s. Thl. III. S. 107) zum Muster nahm, also Natur und Wahrheit darzustellen strebte. Theokrit lebte zwar in einer ähnlichen Zeit, und schrieb seine Idyllen für Menschen, die sich ebenso, wie die römische vornehme Welt zu Virgil's Zeit, durch Überbildung und Weichlichkeit von der Natur weit entfernt hatten; allein er hatte dabei den großen Vortheil, daß er sich in seinen Gedichten des kunstlosen dorischen Volks-Dialektes bedienen konnte, daß er also nicht genöthigt war, die feine Sprache der sogenannten guten Gesellschaft und ihre kunstreichen Wendungen den Hirten, die er redend vorführte, in den Mund zu legen. Dieser Ausweg stand dem Virgil nicht offen; die römische Literatur war im Gegentheil gerade hierin ärmer, als irgend eine andere, weil die Dichter der Römer niemals die Dialekte der verschiedenen Theile von Italien, noch weniger aber die Ausdrucksweise der niederen Stände in der edleren Poesie anwenden durften. Die feine Sprache der vornehmen Gesellschaft oder das, was man in Frankreich die akademische Manier nennt, hatte sich in Rom, wie unter den Franzosen, der Literatur als etwas Wesentliches aufgedrängt, sie hatte die Sprache des Volkes aus derselben für immer verbannt, und dadurch die Volksdichtung erdrückt. Diese feine und vornehme Ausdrucksweise hätte wohl zu der gezierten, langweiligen Schäferwelt der Geßner'schen Idyllen gepaßt, allein eine solche Darstellung konnte dem Römer, welcher überall Leben, Regsamkeit und Wirklichkeit suchte, ebenso wenig gefallen, als dem Griechen. Virgil machte also die Schilderung der wirklichen einfachsten Lebensverhältnisse zum Gegenstande seiner Idyllen; weil aber dieses Leben völlig ungeschminkt und kunstlos ist, so wird bei seiner Darstellung durch die eleganten Wendungen und den Pomp einer gebildeten Sprache ein widerlicher Contrast zwischen Form und Inhalt hervorgerufen. Die Römer selbst sahen freilich darüber hinweg, weil sie sich am unnachahmlichen Reize des virgilischen Verses ergötzten, sowie an der Feinheit, mit welcher Virgil nach dem Muster seines alexandrinischen Vorgängers Artigkeiten gegen seine Gönner anzubringen wußte.

Der Triumph von Virgil's Kunſt iſt das Lehrgedicht, in welchem er den Landbau beſchreibt; denn er hat allein von allen Dichtern in dieſe proſaiſche Dichtungsart Leben und Bewegung zu bringen gewußt, und ſein Werk iſt das einzige Lehrgedicht, in welchem der Gegenſtand wirklich und durchaus poetiſch behandelt iſt. Virgil hat damit ſeinen Landsleuten zugleich ein wahrhaft nationales Gedicht gegeben, da er in demſelben das altrömiſche Leben und die einzige Wiſſenſchaft, die dem Römer zu allen Zeiten neben dem Kriege blieb und werth war, dargeſtellt hat. Er hat außerdem ſeine der Natur entfremdeten Zeitgenoſſen auf das Leben der guten alten Zeit zurückgewieſen, und dieſes Leben durch alle Reize der Bildung verſchönert, ſoweit dieſe mit Einfachheit beſtehen kann. Hier iſt er endlich auch wahrhaft ſchaffend geweſen, da ihm die griechiſchen Lehrdichter nur Anlaß zur Erfindung gaben, nicht aber als Muſter dienten. Aus dieſem Grunde und wegen des echt römiſchen Elements, in welchem ſich der Dichter befindet, iſt auch der Zauber der Virgiliſchen Sprache hier ganz an ſeiner Stelle, Alles bewegt ſich leicht, Künſtelei und Zierlichkeit iſt nirgends zu finden, das Werk zeigt überall nur wirkliche Kunſt. — In der Aeneide, einem Heldengedicht, welches die Irrfahrten des Aeneas und ſeine Niederlaſſung in Latium beſingt, hat ſich Virgil den Apollonius von Rhodus (ſ. Th. III. S. 110) und andere alexandriniſchen Dichter zu Muſtern genommen, und aus denſelben ganze Scenen und Schilderungen entlehnt. Dieſe Dichter hatten diejenige Gattung der Poeſie, die nur unter den einfachen und naturgetreuen Menſchen des Homeriſchen Zeitalters hatte entſtehen und gedeihen können, dem Tone der verfeinerten und gekünſtelten monarchiſchen Zeit angepaßt; Virgil folgte ihrem Vorgang, und übertraf ſie ſogar, weil er dieſe Dichtungsart auf eine ganz neue Weiſe dem Leben näher zu bringen wußte. Er faßte nämlich das Epos gerade ſo auf, wie Livius die Geſchichte aufgefaßt hatte, oder mit anderen Worten, er zog dabei den Nationalſinn der Leſer in ſein Intereſſe. Er wählte zum Gegenſtand ſeines Gedichtes einen Helden, an deſſen Namen ſich die alten lateiniſchen Sagen und die früheſten römiſchen Geſchichten anknüpften, er hauchte auf dieſe Weiſe in eine fremde poetiſche Form römiſches Leben, und verdrängte

die kalte Künſtlichkeit ſeiner alexandriniſchen Vorgänger durch das Nationalintereſſe, das er ſeinem Werke verlieh. —

Die Blüthe der römiſchen Dichtkunſt war, wie die gegebenen Bemerkungen zeigen, eine künſtliche, und ging mit den drei genannten Dichtern ſchnell vorüber. Der alexandriniſche Charakter der Zeit oder das Gelehrte, das Gekünſtelte und die Spielerei mit geiſtigen Dingen traten immer entſchiedener hervor. Die nächſtfolgenden Dichter beweiſen zum Theil ſchon durch die Wahl ihres Gegenſtandes, daß bei ihnen an Natur und Poeſie kaum mehr zu denken iſt, weil ſie vor allem Anderen Scharfſinn, Gelehrſamkeit und Kunſt zeigen wollten, und die verbildete, überfeinerte Welt mit Gedächtnißkram, mit Künſteleien und mit einem geiſtreichen oder witzigen Spiele zu unterhalten ſtrebten. Aemilius Macer z. B., der im Jahre 17 v. Chr. ſtarb, verfaßte Gedichte über die Vögel und über die Schlangen; Gratius Faliscus, ein jüngerer Zeitgenoſſe desſelben, beſchrieb die Jagd in Verſen; Manilius, welcher ebenfalls unter Auguſt's Regierung lebte, behandelte die Sternkunde in einem Gedichte; Germanicus, der Sohn des Drnſus, überſetzte Arat's aſtronomiſches Lehrgedicht (ſ. Th. III. S. 119 f.). Beſonders hervorzuheben iſt der Dichter Phädrus, ein Thracier, der als Sklave nach Rom kam und von Auguſtus die Freiheit erhielt; denn Phädrus iſt in ſeiner Art originell geweſen, und hat Gedichte verfaßt, welche für den Geiſt ſeiner Zeit bezeichnend ſind. Er war nämlich ein Fabeldichter, und hat theils die griechiſchen Fabeln, welche unter Aeſop's Namen umhergetragen wurden (ſ. Th. I. S. 336), in ein römiſches Gewand gekleidet, theils *nach dem Muſter derſelben* neue Fabeln gedichtet. Dieſe aller*einfachſte Gattung der Poeſie*, die ſonſt nur für den ſchlichten, unverdorbenen Sinn natürlicher Menſchen einen Reiz hat, konnte einem verwöhnten, von aller Einfalt und Natur weit entfernten Geſchlechte, wie die gebildete römiſche Welt des Auguſteiſchen Zeitalters war, blos durch eine beſondere Art von Behandlung genießbar und anziehend gemacht werden. Phädrus hat dies ebenſo vortrefflich verſtanden, wie La Fontaine unter Ludwig XIV., und er iſt dadurch, wie dieſer, einer der Lieblingsſchriftſteller ſeiner Zeit geworden. Er hat eine für den geſelligen Verkehr

passende Klugheitsmoral in die Fabel gebracht, dem Leser durch Witz, Schalkheit und epigrammatische Kürze Überraschungen bereitet, und seine Verse durch Leichtigkeit, Reinheit und Richtigkeit des Ausdruckes so angenehm zu machen verstanden, daß er den ungetheilten Beifall der gebildeten römischen Welt erlangte.

Die schwächste Seite der römischen Poesie war die dramatische Dichtkunst. Die Natur hatte den Römer für dieselbe ebenso wenig geeignet, als den neueren Italiäner, daher zeigt uns auch das goldene Zeitalter der römischen Literatur nur verfehlte Versuche in diesem Fache. Zwar hat sich keines von den Stücken erhalten, welche damals für das Theater geschrieben wurden; allein es finden sich Andeutungen genug, aus denen wir auf ihre Werthlosigkeit schließen können. Bei den theatralischen Vorstellungen selbst war es nur auf Glanz und lärmende Unterhaltung, nicht auf Kunstgenuß abgesehen. Man suchte, wie heut' zu Tage in der Oper, den inneren Gehalt durch Pracht der äußeren Aufführung zu ersetzen. In einem Stücke erschienen z. B. einmal nicht weniger als sechshundert Maulesel auf der Bühne, in einem anderen wurden mehrere tausend vergoldete Schilde vor dem Publikum vorübergetragen, und ganze Züge von Reiterei und Fußvolk mußten den Zuschauer für das, was der Poesie abging, schadlos halten. Neben Tragödien und Komödien, welche meistentheils aus dem Griechischen übersetzt waren, führte man damals auch noch die gemeinen Atellanischen Possen auf (s. oben S. 128). Diese waren aber nach und nach so heruntergesunken, daß schon Tiberius sich bewogen fand, sie durch strenge Maßregeln ganz und gar zu unterdrücken. Neben diesen alterthümlichen Possen, den übertragenen griechischen Schauspielen, den blutigen Thierhetzen und den grausamen Gladiatorkämpfen, welche durcheinander dem römischen Volke zur Unterhaltung vorgeführt wurden, brachte man zu Cäsar's Zeit eine neue Art von Belustigung, die sogenannten Mimen, auf die Bühne, und unter Augustus kamen die bis dahin in Rom noch nicht gesehenen Pantomimen hinzu. Die römischen Mimen waren, wie die der Griechen (s. Th. II. S. 191), anfangs blos ein Unterhaltungsmittel des Volkes, und auch die Verfasser derselben gehörten diesem an, sie wurden aber,

als man ſie veredelte, nicht wie die griechiſchen zum Leſen, ſondern zur dramatiſchen Aufführung beſtimmt. Dieſe Veredelung fand zuerſt zu Cäſar's Zeit Statt, und die Mimen gewannen gleich damals großen Beifall. Sie waren eine Art von Charakterſtücken, ſtellten Scenen des römiſchen Lebens dar, und beſtanden aus Monologen, bei deren Vortrag jedoch die Geſticulation die Hauptſache bildete. Über ihre Wirkung können wir nicht urtheilen, weil dabei vor allem Andern das Geberdenſpiel, mit dem ſie begleitet waren, und die eigenthümliche Beweglichkeit und Natur der ſüdeuropäiſchen Völker in Anſchlag gebracht werden müßten. Sie wurden durch die Pantomimen verdrängt, welche aus ganz ſtummen oder blos mit Muſik begleiteten Geberden und rhythmiſchen Körperbewegungen beſtanden, und in kurzer Zeit zu bloßen Balleten ausarteten. Dieſe erhielten ſich nach dem Untergange der alten dramatiſchen Kunſt, und trugen ſpäter im byzantiniſchen Reiche nicht wenig zum Verderbniß der Sitten bei. Übrigens beſtehen die Bruchſtücke der römiſchen Mimen, die ſich bis auf unſere Zeit erhalten haben, entweder aus witzigen und nicht ſelten ſchmutzigen Einfällen, oder aus dem, was man heut' zu Tage Calembours nennt, oder auch aus moraliſchen Denkſprüchen. Die berühmteſten Mimen-Dichter aber waren Decimus Laberius, Publius Syrus und Cnäus Mattius, welche zu Cäſar's Zeit lebten.

2. Die Zeit von Auguſtus bis auf Hadrian.

Die Bildung und Literatur der nächſten hundert Jahre nach Auguſt zeigt uns, wie die politiſche Geſchichte, eine Zeit, in welcher das Geſunde, Gediegene und Kräftige immer mehr aus der römiſchen Welt ſchwand, und dagegen einerſeits nur das Nützliche und Glänzende gedieh, und andererſeits die verſchiedenen Theile des Reiches eine größere Gleichförmigkeit und Einheit erhielten. Die Bildung wurde allgemeiner und zugänglicher, gelehrte Kenntniſſe und die Beſchäftigung mit Wiſſenſchaften gehörten zum Begriffe des Wohlerzogenſeins, und das Bedürfniß derſelben wurde in allen Ständen größer, als es je zuvor geweſen war. Die Bildung breitete ſich ferner über alle Theile der römiſchen Welt aus, und nahm überall den nämlichen Charakter an. Allent-

halben wurden Schulen und gelehrte Bildungsanstalten gegründet, und wie in den griechisch redenden Städten und Ländern die alexandrinische Bildung schon Jahrhunderte hindurch gepflegt worden war, so beschäftigte man sich seitdem auch in dem ganzen Occident bis zur äußersten Grenze der bekannten Erde aufs angelegentlichste mit Wissenschaft und Literatur. Das Bedürfniß der Bildung wurde also von dieser Zeit an in beiden Theilen der Welt gleich stark empfunden; aber auch der Weg, den man zur Befriedigung desselben einschlug, ward hier wie dort derselbe. Überall in Italien, Gallien, Spanien und anderen Ländern lateinischer Zunge, wie in Griechenland, Thracien, Egypten, Kleinasien, Syrien, Mesopotamien und Armenien betrieb man seit Augusts Zeit einerlei Art von Wissenschaft und Literatur, obgleich in zwei verschiedenen Sprachen.

In dieser allgemeinen Verbreitung der Bildung, in der größeren Zugänglichkeit derselben und in der dadurch hervorgebrachten gegenseitigen Annäherung der entferntesten Völker besteht unstreitig die schönste Seite jener Zeit. Betrachten wir dagegen das Wesen der damaligen Bildung und Literatur, so finden wir, daß überall der wahre Zweck aller Bildung oder die Entwickelung des inneren Lebens bei Seite gesetzt wurde, und daß nur gelehrtes Wissen, die bloße Form der Bildung und ihr Werth für den Gebrauch im geselligen Verkehr, sowie der Nutzen, den die Erfahrungswissenschaften für das rein materielle Leben und für den Erwerb haben, das Endziel aller geistigen Thätigkeit bildeten. Gelehrte, geistreiche und witzige Unterhaltung waren die eigentliche Seele des Lebens der gebildeten Klasse. In keiner früheren Zeit des Alterthums war das Wissen so groß und so allgemein verbreitet gewesen, noch niemals war in allen Gegenden so sehr für Schulen und Bibliotheken Sorge getragen worden. Die Sprache des geselligen Verkehrs erhielt damals eine Feinheit und Zierlichkeit, wie man sie früher niemals gekannt hatte. Allein alle diese Vorzüge waren mit großen Opfern erkauft worden. Die allgemeine Geistesrichtung hatte alle Kraft und Natur aus dem Leben verscheucht; die Wissenschaft war eine Dienerin eitler oder gemeiner Zwecke geworden; in den vielen Schulen wurden Lehrer und Schüler in gleich hohem Grade von leerer Einbildung, von über-

müthigem Stolze, von falſchem Geſchmack und von Geſinnungsloſigkeit beherrſcht; hinter die geprieſene Eleganz der Unterhaltung und das geiſtreiche Spiel mit Begriffen, Ideen und Kenntniſſen verſteckten ſich Rohheit des Herzens, Leerheit der Seele, Eigennutz des Sinnes und ein meiſt oberflächliches Wiſſen. Nur eine einzige unbedingt beſſere Seite bietet der Charakter der damaligen Bildung und Literatur dar: die nützlichen Wiſſenſchaften gediehen nämlich ſeitdem ebenſo ſehr, wie einſt unter den Ptolemäern und Seleuciden. Sonſt gewährt die zunehmende Verirrung und Entartung des geiſtigen Lebens jener Zeit blos den Troſt, welchen die Geſchichte in allen ähnlichen Zeiten allein zu geben vermag: der beſſere Sinn der wenigen Unverdorbenen ſträubte ſich um ſo entſchiedener gegen den herrſchenden Geiſt, und entwickelte ſich in Folge davon um ſo ſchöner, kräftiger und edler, je größer die allgemeine Verdorbenheit war.

Die Gelehrſamkeit jener Zeit hatte die beiden Hauptrichtungen, die man unter den Ptolemäern eingeſchlagen hatte: man machte aus der Erklärung der älteren Schriften der Nation eine beſondere Beſchäftigung, und trieb mit Vorliebe diejenigen Fächer des Wiſſens, durch deren Vervollkommnung das äußere Leben gefördert wird (ſ. Thl. III. S. 103 u. 115). Der Geiſt der Gelehrten wandte ſich alſo, wie in der alexandriniſchen Zeit, theils dem Nachdenken über die früher gewonnenen Kenntniſſe, theils der Sorge für das Materielle und Nützliche zu. Es iſt für die Zwecke allgemeiner Bildung nicht nöthig, die Beſtrebungen der Römer in Betreff des Erſteren anzuführen, da ſie für die Geſchichte der menſchlichen Cultur überhaupt keine beſondere Bedeutung haben, und ſehr weit hinter dem zurückblieben, was einige Jahrhunderte früher in Alexandria geleiſtet worden iſt. Viel wichtiger iſt das, was damals für die realen Wiſſenſchaften, beſonders für die Landwirthſchaft, geſchah. Die nützlichen Wiſſenſchaften, welche bisher faſt ganz in den Händen der Griechen geblieben waren, gingen damals zu den Römern über; keine derſelben ward aber von denſelben mit mehr Glück bearbeitet, als die Wiſſenſchaft des Landbaues, welche ſeit uralter Zeit in Italien einheimiſch geweſen war. Sie war eine ächt nationale Wiſſenſchaft der Römer, die einzige, um die ſich der Staat ſchon in den Zeiten bekümmert hatte,

als noch keine andere Geistesthätigkeit Eingang finden konnte. Es ist daher auch sehr begreiflich, daß unter den frühesten römischen Schriftstellern ein ächter Römer, Cato der Ältere, als landwirthschaftlicher Schriftsteller auftrat. Cato hat jedoch in seiner Schrift den Landbau nicht sowohl wissenschaftlich behandelt, als vielmehr die überlieferten Regeln der römischen Landwirthe mitgetheilt. Als nachher bei allen Geistesbeschäftigungen die rhetorische Behandlung gebräuchlich ward, betrieb man auch die Darstellung des Landbaues auf diese Weise, oder mit anderen Worten, man verband mit der Belehrung über den Gegenstand den Genuß, den eine zierliche Darstellung gewährt, und suchte durch diese die Lehre anziehender zu machen. Der schon früher angeführte Gelehrte Terentius Varro erweiterte zuerst die Wissenschaft des Landbaues durch wirkliche Studien. Er hatte auf seinen Reisen viele besseren Einrichtungen kennen gelernt, und die Schriften der Karthager und Griechen über Landwirthschaft studirt, durch Beides ward er in den Stand gesetzt, diese Wissenschaft unter seinen Landsleuten auf eine höhere Stufe zu heben. Virgil stellte in seinem Lehrgedicht über den Landbau das alte ächt-römische Leben des Landmannes in einem bewegten und sprechenden Gemälde idyllisch dar; er beabsichtigte jedoch nicht die Erweiterung der Wissenschaft, sondern die Erweckung des erstorbenen Sinnes für Landleben und ländliche Beschäftigung. Dies war auch der Zweck Columella's, des wichtigsten römischen Schriftstellers über die Landwirthschaft, welcher zur Zeit des Kaisers Nero lebte. Er that für die Wissenschaft des Landbaues ebendasselbe, was Cicero und Livius für die Philosophie und Geschichte gethan hatten. Die beiden Letzteren hatten diese Wissenschaften in dasjenige Gewand gekleidet, dessen sie für die Römer bedurften, kein Gebildeter konnte sie seit ihrer Zeit entbehren. Auf die nämliche Weise führte Columella die Wissenschaft des Landbaues in den Kreis der allgemeinen Bildung ein. Er kannte seine Nation; er wußte, daß Cicero und Livius die griechische Philosophie und die Geschichte nur durch den Zauber des Vortrags ihren Landsleuten empfohlen hatten, und daß überhaupt in der Regel die Menschen nicht fähig sind, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu lieben. Er wollte dem Landleben einen neuen Reiz verschaffen und ein allgemeines

Interesse für die Natur und die alten ländlichen Sitten erwecken; dies suchte er dadurch zu erreichen, daß er seine Lehren im reinsten Latein und in den geschmackvollsten Ausdrücken und Wendungen vortrug. Seinen eigentlichen Zweck konnte er freilich bei einem verbildeten, erschlafften und der Natur entfremdeten Volke nicht erreichen, nichts desto weniger erhielt aber seine Schrift in anderer Hinsicht eine große Bedeutung. Man las sein Werk des Styles wegen ebenso gern, wie Virgil's Lehrgedicht, man machte es in den Schulen ebenso, wie andere klassischen Werke, zu einem Gegenstande der Belehrung und Übung, und nahm also damit zugleich auch die Wissenschaft des Landbaues in den Kreis der Schulwissenschaften auf. Die Wirkung, welche Columella's Werk dadurch erhielt, war besonders in Spanien und Frankreich sehr groß, wo gerade damals die höheren Lehranstalten aufblühten, und wo durch die Beschäftigung mit Columella's Schrift der Landbau nicht wenig gefördert ward.

Ebenso bedeutend, als die Vervollkommnung des wissenschaftlichen Landbaues, waren die Fortschritte der Römer in der gelehrten Rechtswissenschaft; diese können jedoch hier nicht dargestellt werden, weil dazu eine genaue Kenntniß des Rechtswesens erfordert würde. Die gesammte übrige Literatur theilt man am besten in vier Klassen, um sich aus ihr den Charakter der damaligen Bildung und ihre verschiedenen Richtungen klar zu machen.

Die erste Klasse begreift diejenigen Schriftsteller in sich, deren Ziel rhetorischer Pomp und falscher Schmuck war, welche also nach bloßer Declamation, nach schwülstiger Darstellung, nach hoch klingenden Redensarten, nach künstlichen, zugleich aber auch leeren Perioden strebten. Solche Schriftsteller mußten in einem Zeitalter erscheinen, in welchem die Menschen durch Unnatur, durch Eitelkeit, durch Weichlichkeit und Genußsucht den Sinn für das Einfache, Wahre und Würdige eingebüßt hatten, und nur am Abgeschmackten, Gekünstelten, Schwülstigen und Übertriebenen Gefallen fanden. Diese Richtung ward den jugendlichen Geistern schon in den Schulen gegeben, deren trauriger Zustand uns von einigen besseren Zeitgenossen sehr ausführlich dargestellt wird. Die Wissenschaft war den Eltern Nebensache, sie wollten ihre Kinder nur für den Erwerb und für das gesellige Leben gebildet haben,

und konnten sie nicht schnell genug zu einem Geschäfte gebracht sehen, welches Geld und Ehre gab. Von naturgemäßer Entwickelung des Geistes, von wirklicher Erkenntniß, von wahrer Bildung war unter diesen Umständen in den Schulen keine Rede. Die Studirenden selbst waren voller Dünkel, und eilten unreif ins Leben zu kommen. Schon früh irregeleitet und an Übermuth gewöhnt, gaben sie den Lehrern das Gesetz eines falschen Geschmackes, und diese, nach Geld und augenblicklichem Beifall haschend, opferten Grundsatz, Urtheil und Geschmack ihrem Vortheil und ihrer Eitelkeit auf. Diese Schilderung des Studien-Wesens, welche fast wörtlich den Schriften einiger Zeitgenossen entlehnt ist, hätte ebenso gut aus der Beobachtung dessen, was täglich unter uns geschieht, hergenommen werden können.

Die so eben bezeichnete Art von rhetorischer Verirrung, eine Wirkung der verkehrten Schulbildung und des allgemeinen Geistes der Zeit, zeigt sich ebensowohl bei prosaischen Schriftstellern, als bei Dichtern. Von den Ersteren ist Curtius Rufus, welcher zu Vespasian's Zeit lebte, das glänzendste Beispiel. Er schrieb eine Geschichte Alexander's des Großen, und schon die Wahl dieses Gegenstandes beweist seine verkehrte Richtung; denn ein Abschnitt aus der Geschichte der früheren Zeit, zumal ein Gegenstand, welcher der griechischen Geschichte angehört und mit den Verhältnissen des Orients zusammenhängt, eignete sich doch, wenn er Geschichte bleiben sollte, durchaus zu keiner andern Behandlung, als zu einer kritischen und gelehrten. Wahrheit und Leben waren aber für Männer, wie Curtius, ziemlich gleichgültige Dinge. Das zeigt sich ebensowohl in der Wahl seiner Quellen, als in der Manier seiner Behandlung. Er folgt nur den fabelhaften Berichterstattern, wählt immer das Abenteuerlichste aus, und übertreibt das von jenen Übertriebene noch mehr. Überall hört man nur den Schönschreiber und Rhetor mit seinen hochtrabenden gekünstelten Redensarten, mit seinen hochklingenden oder auf Gefühlserregung berechneten Floskeln; die Sache selbst, die doch großartig genug war, versteht er nie reden zu lassen. Seine Perioden sind zwar wohlgebaut, seine Darstellung lebendig und seine Sentenzen zum Theil gut angebracht; alles dies entschädigt aber nicht für den Frost der Phrasenjagd, der durch das ganze Buch hindurch fühl-

bar ist; die Behandlung hat alles Männliche verloren, und die Sprache geht so sehr in das Poetische über, daß man oft nur aufgelöste Verse zu hören glaubt, während die Schriftsteller der besseren Zeit, wenn sich ihre Sprache auch noch so hoch erhob doch nie die Grenze zwischen Poesie und Prosa überschritten.

In der Poesie ist die Wirkung der Weichlichkeit, die Liebe zu Spiel und Klang und das Streben nach Übertreibungen noch auffallender, als bei den rhetorischen Prosaikern. Der bemerkenswertheste von den Dichtern, welche die Poesie ebenso misbrauchten, wie Curtius die Geschichte, d. h. welche durch poetische Werke ihre geschmacklose Redekunst beweisen wollten, war Silius Italicus, ein Zeitgenosse des genannten rhetorischen Geschichtschreibers. Er hatte den unglücklichen Gedanken, die Geschichte des zweiten punischen Krieges zum Gegenstand eines Heldengedichtes zu machen. Bei seinem gänzlichen Mangel an dichterischen Fähigkeiten war er ebenso unglücklich in der Ausführung, als in der Wahl, er suchte das, was ihm an Talent abging, durch ängstliche Nachahmung Virgil's, durch abgeglättete Verse und durch geputzte, zierliche Sprache zu ersetzen. Für uns hat er nur dadurch Werth, daß wir aus ihm deutlich ersehen können, wie man in den Schulen Virgil's Gedichte und Cicero's Reden auf gleiche Weise misbrauchte. Glücklicher und mit wirklichem Talente begabt waren die beiden Dichter Valerius Flaccus und Papinius Statius, welche ungefähr zu derselben Zeit lebten, wie Silius Italicus. Jener schrieb ein Heldengedicht über den Argonauten-Zug, dieser dagegen besang die mythischen Geschichten vom Achilles und vom Kriege der Söhne des Oedipus, und verfaßte außerdem eine Anzahl vermischter Gedichte, die er zusammen herausgab und wegen ihrer Mannichfaltigkeit Wälder benannte. Beide nahmen griechische Dichter zu Muster, blieben aber hinter denselben ebenso weit zurück, als die römische Kaiserzeit hinter den Zeiten des griechischen Alterthums, selbst denen der Ptolemäer, zurückstand. Übrigens war Statius von allen späteren Dichtern derjenige, welcher allein den Virgil mit Glück nachzuahmen versuchte.

Der schon früher (S. 224 f.) erwähnte Dichter Lucanus, welcher in einem Heldengedichte den zweiten Bürgerkrieg beschrieb, gehört seinem Geschmack und seiner Gesinnung nach einer besseren

Zeit an. Freilich hatte auch er, wie schon die Wahl seines Gegenstandes zeigt, den Weg der Natur verlassen und einen künstlichen eingeschlagen; allein er kann dessen ungeachtet mit den genannten Dichtern nicht in Eine Reihe gestellt werden, er zeichnete sich vielmehr durch gediegene Kraft und angeborne Eigenthümlichkeiten sehr vor ihnen aus. Er lebte unter der schrecklichen Regierung Nero's und gehörte sogar zum Hofe desselben, stählte aber durch die stoische Philosophie die Kraft seines Herzens und Willens, und suchte von ihr erfüllt das in Versen auszusprechen, was in Prosa zu sagen nicht möglich war. Nur auf diese Weise kann man sich seinen Gedanken erklären, den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus episch zu behandeln, weil es sonst der verkehrteste Einfall gewesen wäre, nicht nur überhaupt in einer durchaus prosaischen Welt ein Heldengedicht zu verfassen, sondern insbesondere auch einen Gegenstand der Geschichte, ja sogar der neuesten Geschichte dazu zu wählen. Dieses historische Gedicht, welches er Pharsalia betitelte, ist als Geschichtswerk, nicht als Dichtung ausgezeichnet; denn Lucan hat die Scenen des zweiten Bürgerkrieges und die Charaktere der in demselben auftretenden Männer mit poetischer Lebendigkeit und meist sogar mit größerer Wahrheit geschildert, als irgend ein Geschichtschreiber. Daß in einem solchen Gedichte nur einzelne Stellen poetisch sein können, versteht sich von selbst. Allein der ächt römische Sinn des Dichters, seine edle Verachtung alles Niedrigen und die erhabenen Lehren, die er einer gemeinen Zeit muthig zu ertheilen wagt, heben das Gedicht oft mehr, als vielleicht eine größere Kraft der Phantasie vermocht hätte. Außerdem ist auch der Versbau, die angewandte Redekunst und die Musik der Sprache aus Lucan selbst hervorgegangen, und nicht, wie bei den späteren Dichtern, mechanisch dem Virgil nachgeahmt.

Die zweite Klasse der Schriftsteller begreift diejenigen Männer in sich, welche durch das Misvergnügen mit dem Wortschwall und mit der hohlen, breiten und hochtrabenden Manier der gewöhnlichen Rhetoren sich zu dem entgegengesetzten Fehler hinreißen ließen, und nach übertriebener Kürze, nach erkünstelter Schärfe und Bestimmtheit im Ausdrucke strebten. Auch diese Schriftsteller geben uns eine Zeit zu erkennen, in welcher man den geraden Weg der Natur verlassen hatte, und nur durch künst-

liche Mittel ſein Ziel zu erreichen trachtete. Ihr Streben nach einem affectirt gedrängten Styl und nach epigrammatiſcher Kürze hatte einen zwiefachen Grund. Theils glaubten ſie nämlich nur durch eine neue Art von Behandlung Aufmerkſamkeit und Intereſſe zu erwecken, theils wurden ſie von übertriebenen moraliſchen Grundſätzen geleitet, zu denen der Ernſt und das Schlagende eines ſolchen Styles paßte. Der Erſte, der aus dieſer Gattung von Schriftſtellern bemerkt zu werden verdient, iſt Vellejus Paterculus, welcher unter Auguſtus und Tiberius lebte. Er hat zuerſt in derjenigen Art, in welcher auch heut' zu Tage hiſtoriſche Bücher häufig geſchrieben werden, einen leicht faßlichen, gedrängt und zierlich dargeſtellten und ſentenzenreichen Überblick der römiſchen Geſchichte gegeben. Seine eigentliche Abſicht dabei iſt, die despotiſchen Maßregeln der Regierung nützlich und nothwendig erſcheinen zu laſſen, ohne gegen die Meinung der noch an republikaniſche Beurtheilungsweiſe gewöhnten Gebildeten zu verſtoßen. Mit eiſerner Stirn und mit großer Gewandtheit der Rede führt er dies ſo durch, daß er den republikaniſchen Theil der römiſchen Geſchichte mit pomphaftem Lobe der alten Zeit behandelt, die Begebenheiten der Kaiſerzeit dagegen ungefähr im Styl einer Hofzeitung darſtellt. Dieſe künſtliche Miſchung von Republikanismus und niedriger Kriecherei war nur in einer Zeit möglich, wo Wahrheit und Moral ſehr wenig, Kunſt und egoiſtiſche Schlauheit aber Alles galten. Auf eine der Form nach ähnliche Weiſe behandelte Florus, welcher unter Trajan lebte, die Geſchichte der republikaniſchen Zeit, er verfolgte aber ein ganz anderes Ziel. Er wollte nicht ſeinem Kaiſer und Gebieter ſchmeicheln, ſondern dem römiſchen Publikum, welches trotz ſeiner Entartung noch immer auf die alte römiſche Größe ſtolz war. Unter Trajan war ein kurz andauernder Enthuſiasmus für die republikaniſchen Zeiten erwacht, dieſen benutzte Florus, um die Thaten der Römer dem herrſchenden Sinn und Geſchmack gemäß in eine kurze Überſicht zu bringen. Er ſchilderte daher die Begebenheiten mit epigrammatiſcher Kürze und ſchwülſtigem Pompe. Sein Werk iſt den franzöſiſchen abgekürzten Geſchichten (Abrégés) zu vergleichen, und ebenſo wie dieſe bei ſcheinbarer Anſpruchsloſigkeit des Titels mit der größten Anmaßung in der Ausführung abgefaßt.

Von den beſſeren Schriftſtellern dieſer Gattung iſt zuerſt Seneca zu nennen, deſſen Verhältniß zu Nero und ſeiner Regierung bereits früher (S. 216 ff.) dargeſtellt worden iſt. Seneca war ein Mann, in welchem ſich die größten Gegenſätze vereinigten. Er war ein Anhänger der ſtoiſchen Philoſophie und ein niedriger Schmeichler zugleich, verband mit dem größten Talente die niedrigſte der Leidenſchaften, die Geldgier, ſo wie mit einer auf philoſophiſchen Grundſätzen beruhenden Tugend weiche Nachgiebigkeit gegen das Laſter, und ſuchte in einer verdorbenen Zeit für Wahrheit, Tugend und Recht nicht durch Ernſt und Würde, ſondern durch ſchwaches Hin- und Herſchwanken und durch kriechende Dienſtwilligkeit gegen eine Agrippina zu wirken. Seine moraliſchen Zwecke waren alſo vortrefflich, aber er wollte ſie auf dem Wege der Klugheit erreichen, und gerieth dadurch in ſeinen Handlungen wie in ſeinen Schriften mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Aus dieſem Grunde war auch die Wirkung ſeiner Schriften ebenſo verſchiedenartig, wie das Urtheil der Nachwelt über ihn. Die Moral, die er lehrte, und die Geſchicklichkeit, mit welcher er die wahre Würde des Menſchen, den Werth eines inneren Lebens und die Verachtung irdiſcher Güter den ſchlaffen Gemüthern der Mitlebenden empfahl, ſind der Welt zu allen Zeiten nützlich geweſen, und haben auf wahrhaft edele Naturen einen äußerſt wohlthätigen Einfluß ausgeübt; aber ebenderſelbe Mann hat aus Politik und Klugheit es auch über ſich vermocht, vor einem elenden Despoten-Diener, wie der Freigelaſſene Polybius war (ſ. oben S. 212), zu kriechen, und durch eine an denſelben gerichtete ſchmeichelnde Schrift Philoſophie und Wiſſenſchaft herabzuwürdigen. Man könnte übrigens die Verbindung der Gegenſätze bei Seneca zum Theil auch dadurch erklären, daß ſich in einer ſittlich entarteten und der Natur untreu gewordenen Zeit die Extreme leicht berühren, daß der höchſte Genuß Überdruß, die Überreizung Abſtumpfung erzeugt, daß der Umgang mit ſelbſtſüchtigen, verdorbenen Menſchen, ſowie verfehltes Streben und vereitelter Ehrgeiz den Verſtändigen in ſich ſelbſt zurückdrängen, und daß ein Mann, der an eine große politiſche Wirkſamkeit gewöhnt war, ſich von der Unbehaglichkeit des unthätigen Privatlebens und von dem Gedanken an die Nichtigkeit äußerer Verhältniſſe und Beſtrebungen ſehr gedrückt fühlen

mußte, und daher leicht an abgeschlossenen philosophischen Beschäftigungen und an strengen moralischen Grundsätzen Gefallen fand. Aus diesem Grunde war Seneca mit seiner Welt- und Menschenkenntniß auch ganz geeignet, für den abgelebten Hofmann und für alle diejenigen, denen ihre Plane in der Welt mislungen waren, eine passende Philosophie vorzutragen. Eben dieselbe strenge Moralphilosophie mußte ihm aber auch bessere Männer, wie Tacitus, gewinnen; denn es liegt in der Natur einer edeln Seele, daß sie im Unwillen über die allgemeine Verdorbenheit sich um so entschiedener festen und strengen Grundsätzen hingibt.

Auf diese Weise erklärt sich die große Wirkung dessen, was Seneca in seinen Schriften lehrt. Noch bedeutender war die Wirkung seines Styls, in welchem er der Richtung folgte, die bereits sein Vater, ein berühmter Lehrer der Beredsamkeit, eingeschlagen hatte. Seneca war für seine Zeit ein Cicero, und übte auf Geschmack und Schreibart keinen geringeren Einfluß aus, als früher Cicero; nur dadurch ward der Einfluß beider Männer ein verschiedener, daß die Zeiten und Menschen verschieden waren, und daß der Eine sich als Staatsmann durch seine Talente und Tugenden, der Andere dagegen durch Gewandtheit und Geschmeidigkeit geltend zu machen wußte. Mit Seneca's Styl verhielt es sich ebenso, wie mit seinen Grundsätzen: er bestand in einem Gegensatz gegen den herrschenden Modeton, und war gleichfalls dem Leben und der Natur fremd. Seneca wandte sich von der weichen und stumpfen Schreibart, deren Charakter leere Declamation und ein bloßes Spiel mit Tönen war, zu dem allzu Spitzen, Scharfen, Gedrängten und schwer Verständlichen. Die Menschen waren theils jener Manier müde und suchten eine andere, die den Verstand reize und beschäftige, theils haschten sie in ihrer Schlaffheit überhaupt nach dem Neuen, Ungewohnten und Überraschenden. Seneca's Styl wirkte daher auf dieselbe Weise, wie der ähnliche Styl vieler französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts. Das Herz, welches nach Cicero's Ausspruch allein den Redner macht, hatte damals keinen Antheil an der Beredsamkeit, die Beschäftigung mit der Wissenschaft diente blos als ein zeitkürzendes Spiel; der nur auf Unterhaltung be-

dachten vornehmen Welt war daher mit jeder Art von Spielerei, Künſtelei und Affectation gedient.

Wie ſehr Seneca's Philoſophie ſich für die Zeit eignete, beweiſt die Bedeutung, welche die Lehrer des Stoicismus bald nachher erhielten, und der republikaniſche Ton, den dieſelben aller Verfolgung ungeachtet anzunehmen wagten, ſowie die ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums, das in ſeiner moraliſchen Wirkung der ſtoiſchen Lehre ſehr ähnlich war. Mit dem Kaiſer Marc Aurelius gelangte die ſtoiſche Philoſophie, für welche Seneca unter den Römern die Bahn gebrochen hatte, ſogar auf den Thron. Man mußte in jener Zeit entweder Entſagung und kräftiges Widerſtehen gelernt haben, oder man mußte ſich in wilde Zerſtreuungen verlieren und dazu alle Mittel des Genuſſes beſitzen. Seneca's Wirkung auf die Beſſeren jener Zeit zeigt ſich am glänzendſten in den Schriften des Geſchichtſchreibers Tacitus, der unter Domitian ſeinen Staatsdienſt begann, und bis zu Hadrian's Zeit gelebt zu haben ſcheint. Tacitus eignete ſich Seneca's Philoſophie an, bildete ſich auch in Bezug auf den Ausdruck nach ſeinem Muſter, ohne ihn jedoch blind nachzuahmen, und ſchrieb dann in einem ähnlichen Styl, der aber bei ihm nicht eine bloße herzloſe Kunſt blieb, ſondern zur Natur wurde. Seine Werke ſind: die Annalen, in denen er die Geſchichte von Auguſt's Tod bis auf Nero's Ende behandelte, die Geſchichte ſeiner eigenen Zeit von Galba an bis auf Domitian's Tod, welche er Hiſtorien oder Geſchichte betitelte, eine Lebensbeſchreibung Agricola's und eine kleine Schrift über die Sitten der Deutſchen. Tacitus gehörte zu den wenigen edlen Menſchen ſeiner Zeit, er glaubte an die Würde der menſchlichen Natur, und war von Bewunderung für die beſſeren alten Zeiten erfüllt, in denen jeder Einzelne nur ſoviel galt, als er werth war, in welchen der Bürger, von edelm Selbſtgefühle gehoben, ſich ſeiner Bedeutung im Staate bewußt war, und durch Verdienſte den Beifall ſeiner Mitbürger zu erlangen ſtrebte. Ein ſolcher Mann konnte in einer Zeit der Entartung nicht hoffen, die große Menge der Leſenden für ſeine Zwecke zu gewinnen, er faßte daher nur die Wenigen, welche Sinn für ernſte Belehrung hatten, ins Auge, und ſuchte durch ſeine Schriften gleichgeſtimmte Seelen gegen den Druck der Um-

stände zu stählen. Zu diesem Zwecke paßte Seneca's Philosophie und Styl. Tacitus war aber nicht, wie Seneca, zum Hofmann, ja nicht einmal, wie sein edler Freund Plinius der Jüngere, zum Hofmanne der besseren Gattung geboren und gebildet, er wollte nicht mit Feinheit den Umständen dienen, sich den Beifall der Welt erwerben und eine Rolle unter seinen Zeitgenossen spielen. Er mußte vielmehr nothwendiger Weise, je mehr er und Seinesgleichen allein standen, in sich selbst zurückgedrängt werden, und seine Schriften mußten, ohne daß er es wollte, die bittere Stimmung eines in sich zurückgezogenen und mit Unwillen über die herrschende Schlechtigkeit erfüllten Gemüthes aussprechen. Tacitus sah ferner nur Verdorbenheit und Ränke um sich, diese Erfahrung mußte ihn zu einer Ansicht der Dinge führen, vermöge deren er, wie die meisten französischen Schriftsteller, alles, was geschieht, von einem Plan, von bestimmter Absicht und von dem Charakter der handelnden Hauptpersonen herleitet. Daß er indessen weder an der Menschheit, noch an der Tugend verzweifelte, daß ihm im Gegentheil das Ideal des wahren Menschen und Bürgers immer vor Augen schwebte, das beweisen die Stellen seiner Werke, in denen er einer Arria, eines Seneca und unseres deutschen Helden Hermann gedenkt. Daß ihm edle Liebe und Hingebung kein leerer Traum ist, lehrt er in der Erzählung vom Tode der Arria; was er von Freiheit, von Vaterland und von Aufopferung für dasselbe hält, deutet er bei der Geschichte Hermann's an; welche Philosophie ihm in diesen traurigen Zeiten der allein feste und würdige Halt edler Seelen zu sein scheint, zeigt er in der erhabenen Schilderung von Seneca's Tod, in welcher er seinen Lehrer als Märtyrer der besseren Grundsätze dargestellt hat. Daß übrigens Tacitus oft zu finster und bitter ist, erklärt sich ganz von selbst bei einem Manne, der voll des edelsten Unwillens war, der den erschlafften weichen Gemüthern einer entarteten Zeit gleichsam die verlorene Federkraft wiedergeben wollte, der überdies stets blos dem Hauptgange der Dinge zugewendet ist, und sich deßhalb auf Hin- und Herreden, auf Abwägen und Raisonniren nicht einlassen kann.

Tacitus Verhältniß zu seiner Zeit, sein der Richtung derselben völlig entgegengesetztes Streben und der eigentliche Zweck seiner

Geſchichtſchreibung laſſen ſich am beſten erkennen, wenn man ſeine beiden kleineren Werke, die Lebensbeſchreibung Agricola's und die Schrift über die Deutſchen, ſorgfältig betrachtet. Das erſtere Werk ſchildert einen Römer, der ſeinem Weſen nach der beſſeren alten Zeit angehörte, und mitten in der allgemeinen Verdorbenheit dem Nationalcharakter treu blieb. Die Lebensbeſchreibung Agricola's iſt deßhalb ein Gegenbild zu dem, was Tacitus in ſeinen beiden größeren Werken dargeſtellt hatte, ein helles Licht mitten im Dunkel der traurigſten Entartung. Dieſe Schrift iſt übrigens auch dadurch einzig in ihrer Art, daß ſie eine Aufgabe löſte, welche weder Xenophon im Leben des Ageſilaus (ſ. Th. II. S. 225), noch irgend einer der Neueren zu löſen vermocht hat. Tacitus ſetzte nämlich ſeinem Helden ein würdiges Ehrendenkmal, ohne eine fortlaufende Lobrede zu ſchreiben, welche nur durch Declamation und rhetoriſche Kunſt erträglich gemacht werden kann, gerade deshalb aber dem geſunden Sinn und dem guten Geſchmack in gleich hohem Grade widerſtrebt. In der Schrift über die Deutſchen hatte Tacitus keineswegs blos den Zweck, die Sitten und Gebräuche der germaniſchen Völkerſchaften zu ſchildern; ebenſo wenig wollte er die Sittlichkeit der Germanen preiſen, da er als Geſchichtſchreiber und als Philoſoph wohl wußte, daß eine Moralität, die blos auf äußeren Umſtänden, auf Gewohnheit und auf Mangel an Gelegenheit zum Sündigen beruht, nur ſo lange dauert, als die Verhältniſſe die nämlichen bleiben. Er verfolgte einen höheren Zweck, als einen bloßen Naturzuſtand idylliſch darzuſtellen, obgleich gerade diejenigen Menſchen, die der Natur am meiſten entfremdet ſind, auf ein ſolches Gemälde mit dem größten Entzücken blicken. Tacitus wollte durch die Schilderung der Germanen die entgegengeſetzte Seite von dem Bilde zeigen, welches er in ſeinen beiden größeren Werken entworfen hatte. In dieſen hatte er die Entartung des verbildeten und überfeinerten römiſchen Volkes mit leuchtenden Farben gemalt; in ſeiner Schilderung der Germanen ſtellt er den grellen Contraſt einer natürlich kräftigen, nicht verwilderten, aber auch nicht cultivirten Nation dar. Überall ſchimmert der Gedanke durch, daß bei dieſem Volke, welches der Natur treu geblieben ſei und ſeiner falſchen Weisheit ſein Ohr geliehen habe, alles das gefunden

werde, was man in dem entgegengesetzten Zustande der Römer vermisse. Eine Religion ohne Aberglauben, sowie Freundschaft, Treue, Freiheitsliebe und Einfachheit des Lebens, lauter Dinge, die in Rom ihre Bedeutung verloren hatten, werden hier an einem Naturvolk auf eine oft mehr poetische als historische Weise dargestellt, und zwar, damit der Leser nicht um den eigentlichen Zweck dieser Beschreibung betrogen werde, mit beständigen Seitenblicken auf den Zustand der römischen Welt.

Die dritte Klasse der Schriften jener Zeit findet sich überall wieder, wo entweder die Hofhaltung eines mächtigen Herrschers oder die ungeheuere Größe einer Hauptstadt eine bedeutende Zahl von müßigen, aber gebildeten Menschen zusammenführt. Dies bringt nämlich im geistigen und literarischen Treiben stets zwei Erscheinungen hervor, welche je nach der Beschaffenheit des sittlichen Zustandes bald mehr bald weniger bedeutend werden. Die Eine besteht in bitterer Satyre, schadenfrohem Spott oder schmutziger Witzelei über die Personen und Verhältnisse, die Andere in dem Haschen nach Anekdoten und ärgerlichen Erzählungen, sowie darin, daß Notizen und Klatschereien über das Privatleben der handelnden Personen den Hauptinhalt der Schriften über die Zeitgeschichte bilden. Beide Erscheinungen sind nahe mit einander verwandt; denn sie entstehen Beide aus dem Wohlgefallen am Schlechten und aus dem Streben, sich auf Kosten von Anderen zu unterhalten und dadurch zugleich diesen selbst zu schaden.

Die Anekdotenjagd und das Sammeln und Niederschreiben von anstößigen Anekdoten und Privatgeschichten waren schon zu Cicero's Zeit sehr im Schwange. Es gab bereits damals viele Menschen, welche ebenso, wie in unseren größeren Städten eine gewisse Klasse von Mitarbeitern an den Zeitungen (die Reporters), ein förmliches Gewerbe daraus machten, alles, was irgend interessant war, aufzuhaschen und für Geld mitzutheilen. Diese Leute sammelten Anekdoten aller Art, Geschichten von Heirathen, Sterbfällen, Zwisten und andere Klatschereien, und verkauften sie an die großen Herren, die sie ihren Freunden auf dem Land oder in den Provinzen zuschickten. In der Kaiserzeit, wo das Leben immer mehr aufhörte, ein öffentliches zu sein, wo Alles vom Hof

und von bestimmten Persönlichkeiten abhängig ward, wo außerdem in der höheren Klasse der Geist immer schlaffer, leerer und unterhaltungssüchtiger wurde, nahm das Wohlgefallen an solchen Anekdoten natürlich in hohem Grade zu. Man haschte begierig nach allen möglichen Nachrichten von dem Regenten und seinen Großen, man sammelte dieselben, und bildete daraus eine skandalöse Chronik, mit der man ebenso, wie in Frankreich zur Zeit der schrecklichen Herrschaft des Regenten und Ludwig's XV., einen einträglichen Handel trieb Auf solche Weise entstand eine neue Gattung der Literatur, die man ganz und gar mit den vielen Privatgeschichten französischer Könige und mit den im achtzehnten Jahrhundert so häufig erschienenen Memoiren der Franzosen vergleichen kann. Die meisten dieser Anekdotenschriften wurden von Griechen, die am kaiserlichen Hofe lebten, verfaßt. Da das Aufkommen dieser Literatur mit dem Fortgange des römischen Zeitungswesens in Verbindung steht, so ist hier der passendste Ort, eine Bemerkung über öffentliche Blätter und Nachrichten der Römer zu machen. Eine Art von Zeitung erschien zum ersten Male unter Cäsar's Herrschaft. Cäsar sorgte nämlich für die regelmäßige Führung eines Protokolls der Senatssitzungen, welches bisher nur sehr unordentlich niedergeschrieben worden war, und ließ dasselbe öffentlich bekannt machen. Schon Augustus fand für gut, das Letztere wieder abzustellen, und diese erste officielle Zeitung der Römer hörte also bald wieder auf zu erscheinen. Dagegen blieb eine andere bestehen. Cäsar hatte nämlich zugleich verordnet, daß unter dem Namen Tagesregister oder Volksverhandlungen (acta diurna oder acta populi) auch das Verzeichniß aller vor dem Volke, den Gerichten und den Verwaltungsbehörden verhandelten Dinge bekannt gemacht werden sollte. Dieses officielle Blatt ließ Augustus bestehen, weil es außer dem Berichte über die Prozesse nur die Listen der Geborenen und Gestorbenen, die Anzeige der Heirathen, Ehescheidungen, Adoptionen und anderer blos die Neugierde befriedigenden Kleinigkeiten enthielt, also lauter Dinge, durch welche die Gedanken des Volkes vom Wichtigen aufs Unbedeutende, von den eigentlichen Staatsangelegenheiten auf die Verhältnisse einzelner hohen Familien oder des regierenden Hauses und auf Festen, Schauspiele, Bauwerke, Reisen u. dgl. m. abge-

lenkt wurden. Manchmal kam jedoch auch Einiges von dem, was im Senat vorfiel, darin vor. Diese officiellen Nachrichten wurden durch Abschriften vervielfältigt, und nicht nur in Rom, sondern auch in den Provinzen und bei den Heeren mit Begierde gelesen. Obgleich ihr Inhalt höchst unschuldig war, so wurden sie doch von den Tyrannen und ihren Schergen manchmal benutzt, um einen der wenigen Männer, welche Opposition zu machen wagten, zu verderben. Unter Nero z. B. hatte der Senator Thrasea Pätus der schrecklichen Regierung des Kaisers dadurch einen passiven Widerstand entgegengesetzt, daß er seine Gesinnung entweder durch sein Schweigen oder durch die bloße Verweigerung seiner Zustimmung zu einem Senatsbeschluß an den Tag legte. Als er endlich wegen seines Verhaltens vor Gericht gezogen wurde, bedienten sich die Ankläger unter Andern auch jener Tagesblätter, um ihn zu verdächtigen. Sie behaupteten nämlich, er strebe nach Zeitungslob, und die liberale Partei im Reich hasche begierig nach jedem erscheinenden Blatte, blos um zu erfahren, was Thrasea *nicht* gethan habe.

Obgleich diese wenig bedeutenden Blätter dasselbe Verhältniß zu der öffentlichen Meinung hatten, wie die Zeitungen in unseren Tagen, so war es doch bei dem gesunkenen moralischen Zustande der römischen Welt natürlich, daß die zuvor erwähnten Sammlungen anstößiger Anekdoten weit mehr gesucht und gelesen wurden. Es waren viele solcher Sammlungen im Umlauf, und die Welt las sie mit größter Begierde, weil sie dem herrschenden Hange nach Geheimnissen und Anstößigkeiten Befriedigung gewährten. Sie sind zwar untergegangen, aber die meisten Geschichtschreiber der Kaiserzeit, deren Werke auf uns gekommen sind, haben diese Anekdoten-Bücher als Quellen benutzt. Außerdem schöpften dieselben ihre Nachrichten noch aus den erwähnten Zeitungen, aus den öffentlichen Bibliotheken und aus den Archiven. Es entstand also eine neue Art von Geschichtschreibung, in welcher das Öffentliche und Allgemeine den Privatangelegenheiten und dem rein Persönlichen untergeordnet wurde. Der erste und vorzüglichste Schriftsteller dieser Gattung war Suetonius Tranquillus, welcher zu Trajan's und Hadrian's Zeit lebte. Zwar hatte schon unter Tiber's Regierung Valerius Maximus eine Sammlung von

merkwürdigen Vorfällen und Aussprüchen verfaßt, allein er hatte dabei einen moralischen Zweck verfolgt, er hatte nämlich nicht sowohl die Neugierde und das Interesse an Anekdoten, Kabalen und Persönlichkeiten befriedigen, als vielmehr das Gemüth ansprechen und Stoff für den Unterricht geben wollen.

Neben der rein persönlichen und vorzugsweise auf Anekdoten ausgehenden Geschichtschreibung erschien zu gleicher Zeit die schamlose, bittere Satyre. Diese Art von Satyre nimmt zwar den Schein an, als wenn sie die moralische Entartung der Zeit durch Spott und Witz heilen wolle, in Wirklichkeit aber gibt sie nur ein recht anschauliches Gemälde der verdorbenen Sitten, reizt die Phantasie des Lesers, bringt ihn dadurch den herrschenden Lastern näher, und sucht außerdem gewöhnlich auch das Geachtete, Würdige und Höhere herabzuziehen. Sie dient also zu gleicher Zeit der Unsittlichkeit und jener selbstsüchtigen Bosheit, welche gern alles Erhabene und Große gemein macht. Sie ist die stete Begleiterin von sehr verdorbenen sittlichen Zuständen, wie sich dies auch in der neueren Zeit besonders an Voltaire und anderen französischen Satyrikern zeigt Aus dem ersten Abschnitt der römischen Kaiserzeit sind Juvenal und Petronius als die ausgezeichnetsten Muster für diese Gattung von Satyren hervorzuheben. Juvenalis, welcher um das Jahr 100 n. Chr. lebte, sprich nicht etwa blos seinen moralischen Unwillen über die Verdorbenheit der Zeit aus, sondern er poltert, eifert und schilt über Sünden, Verbrechen, Frevel und Gräuel. Statt aber diese nur anzudeuten, stellt er sie in grausenhafter Nacktheit hin, und beschreibt sie in sehr zierlichen, kunstreichen Versen, während er, wenn er die Menschen in der That bessern wollte, seine Beredsamkeit und Verskunst gerade hierbei am wenigsten hätte anwenden sollen. Er verweilt mit sichtbarem Wohlgefallen bei der Schilderung von höchst unmoralischen Scenen, und entwirft in fürchterlicher Klarheit das Gemälde von Abscheulichkeiten, die selbst ein Tiberius durch seinen Aufenthalt auf Capri den Augen der Welt zu entziehen suchte, und die man heut' zu Tage sogar in den verdorbenſten Städten von Europa in ein für die Menschheit wohlthätiges Dunkel birgt. Juvenal schrieb also die verderblichste Art von Satyren; denn statt seine Leser zu bessern, machte er sie

vielmehr mit dem Laſter erſt recht bekannt, zog die Unſchuld in die Netze desſelben, und theilte die Verdorbenheit großer Städte dem Lande und den kleinen Orten mit. Petronius Arbiter, deſſen bereits in der Geſchichte Nero's (oben S. 220) gedacht worden iſt, war einer von den Männern, welche die größte ſittliche Verdorbenheit mit der feinſten Bildung verbinden, und die in Frankreich ſich ſelbſt die Roué's nennen, eine Klaſſe von Menſchen, welche auch in Deutſchland leider nicht mehr unbekannt iſt. Er hat eine Art von Roman verfaßt, in welchem er mit großem Geiſt, mit unerſchöpflichem Witz und mit ſtaunenswerther Feinheit der Sprache jene ſchändlichen Lüſte und Laſter ſchildert, welche er an Nero's Hofe mittrieb, und die er ebenſo gut zu beſchreiben als auszudenken und anzugeben verſtand. Sein Buch iſt daher für die Kenntniß des Geiſtes und Lebens der höheren Klaſſe von Rom wichtiger, als alle Schilderungen der Geſchichtſchreiber. Es iſt mit jener verruchten Glätte, Feinheit und Gewandtheit geſchrieben, von der uns die Geſchichte der Literatur auch bei anderen Völkern ähnliche Beiſpiele darbietet. Petronius Werk gehört nämlich in eine und dieſelbe Klaſſe mit den Schriften eines Peter Aretino und anderer italiäniſchen Dichter, mit Voltaire's Jungfrau von Orleans und ähnlichen Werken der Franzoſen. Auch die deutſche Literatur enthält ſolche Schriften, wie z. B. Thümmel's Reiſen und mehrere Arbeiten Wieland's; nur findet dabei der Unterſchied Statt, daß man den Deutſchen eine ſo große Leichtfertigkeit der Grundſätze und des Tons, wie ſie bei Petronius, Aretino und Voltaire zu finden iſt, bisher noch niemals bieten durfte. Petronius faßt in ſeiner Darſtellung Alles von der luſtigen Seite. Er lacht über die komiſchen Scenen und Verwickelungen, welche das bloße Streben nach Befriedigung der Lüſte herbeiführt; er miſcht zwar auch Ernſt in ſeine Darſtellung, aber blos um den Leſer durch den grellen Gegenſatz der wildeſten Luſtigkeit und einer philoſophiſchen Haltung zu überraſchen und zu unterhalten. Obgleich er den Verfall des Wahren und Guten im Leben, wie in der Wiſſenſchaft und Kunſt ſehr gut fühlt, ſo trifft ſein Spott doch nicht ſowohl die verderblichen Genüſſe, als vielmehr den Pedanten, der das leere Treiben der Genießenden misbilligt, und er geiſſelt

nicht die Laſter ſelbſt, ſondern nur das Lächerliche, deſſen man ſich bei ihrer Begehung ſchuldig machen könnte.

Neben Juvenal und Petronius iſt auch Martialis, ein Zeitgenoſſe des Letzteren, anzuführen, obgleich er nicht zu den eigentlichen ſatyriſchen Schriftſtellern gehörte. Er gibt aber in den Epigrammen, die ſich von ihm erhalten haben, in ähnlicher Weiſe den traurigen Charakter jener Zeit zu erkennen. Er iſt zierlich, witzig und gewandt wie Petronius, und beſingt ebenſo wohl einen Domitian, wie einen Nerva und Trajan; er preiſet bald Tugend und Seelenadel, bald bringt er die ſchmutzigſten Dinge in kurze Denkverſe und macht ſie dadurch leichter behaltbar. Dabei gilt es ihm immer nur um ſeinen eigenen Vortheil, und er ſcheut ſich ſogar nicht auszuſprechen, es liege ihm wenig daran, daß ſeine Gedichte in allen Theilen des römiſchen Reiches geleſen werden, wenn dafür kein Geld in ſeine Kaſſe fließe. Dieſer Misbrauch des Witzes und der zierlichen Formen, durch welche Martialis, Petronius und Juvenal ſich auszeichnen, und die rückſichtsloſe Mittheilung der Ausſchweifungen der vornehmen römiſchen Welt wirkten Jahrhunderte lang höchſt verderblich auf die Sitten ein. Wie ſehr dies der Fall war, kann man daraus ermeſſen, daß die ſpäteren Schriftſteller vorzugsweiſe einen Martialis zum Muſter wählten, und daß man, wie uns ein Geſchichtſchreiber des vierten Jahrhunderts berichtet, damals von allen älteren Dichterwerken der Römer faſt nur Juvenal's Satyren las.

Dagegen gerieth ein Mann ſehr bald in Vergeſſenheit, der zu den talentvollſten Schriftſtellern der Kaiſerzeit gehörte, aber ein ganz anderes Streben hatte, als Juvenal, Martialis und Petronius. Dies war Perſius, welcher 34 n. Chr. geboren wurde und ſchon 28 Jahre ſpäter ſtarb. Er beſaß, wie Petronius, ein großes angebornes Talent zur Satyre, ſo daß man lange über den Vorzug von Beiden geſtritten hat; die Welt ſelbſt entſchied aber ſchon früh zu Gunſten des Petronius. Perſius war nämlich ein Biedermann, der mit dem leichtfertigen Leben ſeiner Zeitgenoſſen nicht lachend ſein Spiel trieb, ſondern ſeinen lang verhaltenen Unwillen über dasſelbe mit Heftigkeit ausathmet, Petronius mußte daher den Vorrang vor ihm erhalten; denn für Perſius ſpricht zwar die ewige Wahrheit, die dem Menſchen ins

Herz gelegt iſt, aber dieſe wird ſtets nur von Wenigen verſtanden und berückſichtigt, und Petronius hat außerdem die Erfahrung des Weltlaufes für ſich, nach welcher in der That gewöhnlich nicht ſowohl der Böſewicht als vielmehr nur derjenige, der ſeine Sache ungeſchickt anfängt, alſo oft gerade der Beſte am erſten unterliegt. Perſius, der wie Tacitus über ſeiner Zeit ſtand und mit dieſem Geſchichtſchreiber die gleiche Richtung und Würde hatte, ſchrieb nicht für jene vornehmen Kreiſe, welche an Spott und Übelreden Wohlgefallen finden, wenn nur Witz und Feinheit damit verbunden ſind. Auch hatten ſeine Satyren bei denſelben ſchon darum keinen Eingang finden können, weil ſie nicht ohne Anſtrengung zu leſen ſind, während dagegen des Petronius Sprache und leichte Manier die Sinne der gebildeten Schwelger kitzelten. Ein ſo wackerer und ernſter Mann hatte ganz andere Zwecke, als Juvenal und Petronius, und wandte zur Erreichung derſelben ganz andere Mittel an. Er ſuchte die Quellen und erſten Urſachen der herrſchenden Verdorbenheit zu enthüllen, er wollte warnen und die Mittel angeben, durch die man dem weiteren Verderben ſteuern könne. Er ſcherzte alſo nicht, wie Petronius, abwechſelnd über die Tugend und über die Fehler der Menſchen, ſondern er bediente ſich der Geißel des Witzes und Scherzes ebenſo, wie ſich Tacitus der Geſchichte bediente, um die Wenigen, die ihn leſen und verſtehen konnten, durch eine kräftige Philoſophie gegen die Übel der Zeit zu ſtählen. Er gefiel ſich daher natürlicher Weiſe auch nicht, wie Juvenal, in der Schilderung der Laſter, er deutet dieſelben vielmehr nur an, weil er zu gut weiß, daß diejenigen, welche ſie begehen, unverbeſſerlich ſind, und daß es für die Anderen viel heilſamer iſt, wenn man einen Schleier über die Schandthaten wirft, als wenn man ſie aufdeckt und ſchildernd tadelt. Auch richtete er ſeine Satyre nicht, wie Juvenal oder wie in neuerer Zeit Boileau, blos gegen beſtimmte einzelne Gebrechen der Menſchen, ſondern er faßte bei jedem Laſter immer die Verkehrtheit und den Geiſt der Zeit überhaupt ins Auge. Endlich verirrt er ſich auch nie zu dem, was über oder unter dem Tadel des Philoſophen liegt: er trifft vielmehr mit ſeiner Geißel immer die Dinge, die zwar in der menſchlichen Natur gegründet ſind und unter gewiſſen Umſtänden und Verhältniſſen ſtets wieder

erscheinen, die aber durch Erziehung und Lehre entfernt werden können.

Persius gehörte schon zu der vierten und letzten Klasse der Schriftsteller dieses Zeitalters oder zu denen, welche auf keinen der drei oben näher bezeichneten Abwege geriethen. Von diesen besseren Schriftstellern hatten Quinctilianus, Plinius der Ältere und Plinius der Jüngere am meisten Einfluß und Bedeutung. Quinctilian, welcher von Geburt ein Spanier war, lebte zu gleicher Zeit mit Plinius dem Jüngeren, er ward nämlich 42 nach Chr. geboren und starb um das Jahr 118, während die Lebenszeit des jüngeren Plinius die Jahre 62 bis 110 umfaßte. Plinius der Ältere war der Oheim des Letzteren, und ward 79 v. Chr., als er sich bei dem bekannten Ausbruche des Vesuvs diesem Berge zu sehr näherte, ein Opfer seiner Wißbegierde. Quinctilianus war Lehrer der Beredsamkeit, und hat uns eine Anweisung zur Redekunst hinterlassen. Er ist für die Bildung seiner eigenen und der folgenden Zeit besonders dadurch sehr wichtig geworden, daß er die verkehrte Richtung seiner Zeit erkannte, und mit der ganzen Kraft eines Mannes, der in Sachen des Geschmacks und der Beredsamkeit die erste Stimme hatte, ihr entgegen arbeitete. Er konnte zwar auf die Dauer nicht durchdringen, und gerieth selbst hier und da auf Abwege; aber das beweist nur, daß sich niemand dem Einflusse seiner Zeit ganz zu entziehen vermag. Quinctilian fand in Betreff des wissenschaftlichen Strebens und des Vortrages die beiden entgegengesetzten Richtungen vor, welche oben als die Haupt-Charakterzüge der zwei ersten Klassen von Schriftstellern dieser Zeit bezeichnet worden sind, das Haschen nach Bombast, Schwulst und leerer Wortkünstelei, wie es sich uns in Curtius Schrift am deutlichsten zu erkennen gibt, und den entgegengesetzten Irrweg, auf welchen besonders der Vorgang Seneca's und seines Vaters geführt hatte, oder das Streben nach dem allzu Spitzen, Schaffen, Bestimmten und Kurzen. Beide Richtungen drohten schon damals allen Sinn für den natürlichen Ausdruck zu vernichten, als Quinctilian in Rom auftrat, und sich als Lehrer der Redekunst zu solchem Ansehen erhob, daß er es wagen durfte, Beiden entgegenzutreten. Auf welche Weise er dies that, mögen einige Worte über die Art,

wie er Seneca beurtheilte und angriff, andeuten. Er wirft es demſelben z. B. als eine ſehr verderbliche Anmaßung vor, in allen Fächern glänzen zu wollen, und weiſt nach, wie Seneca ſich dadurch zerſtreut und getheilt, und deswegen nicht das geleiſtet habe, was er hätte leiſten können und ſollen. Er erkennt ferner zwar Seneca's Talent an, ſieht aber durch ſeinen Styl überall die Eitelkeit hindurchſchimmern und wirft ihm in Bezug auf Schreibart, Inhalt und Tendenz ſeiner Schriften geradezu vor, daß er nicht nach dem Beifall der Verſtändigen, ſondern nach Anſehen und Ruhm bei unverſtändigen jungen Leuten geſtrebt habe. Quinctilian ſuchte übrigens nicht blos durch Kritik, ſondern auch durch beſtimmte Anweiſungen zur Beredſamkeit zu wirken. In dieſer Beziehung iſt ſein Einfluß dadurch um ſo größer geworden, daß er ſeinen Vorſchriften diejenige Ausdehnung gab, welche die Bildung der Zeit erforderte. Er faßte nämlich im Sinne der Neueren nicht blos den Redner und Staatsmann, ſondern den Schriftſteller überhaupt ins Auge. Dies iſt für die Geſchichte der Literatur beſonders darum wichtig, weil die Italiäner und Franzoſen bei ihren rhetoriſchen Lehren und Anweiſungen Quinctilian's Schrift zu Grunde gelegt haben.

Plinius der Jüngere, der uns eine Sammlung von Briefen und eine Lobrede auf Trajan hinterlaſſen hat, war einer der verdienteſten Männer ſeiner Zeit. Er und ſeine Freunde, zu welchen auch Tacitus und der Kaiſer Trajan gehörten, wußten nicht allein das Leben und Wirken im Staate mit wahrer innerer Bildung zu vereinigen, ſondern ſie waren auch für die Verbreitung allgemeiner Bildung unausgeſetzt thätig. Überhaupt erſehen wir aus Plinius Briefen, was wir aus der Geſchichte ſelbſt nicht lernen können, daß es damals in den erſten Ständen von Rom noch immer eine Zahl von vortrefflichen Menſchen gab, die ſich der allgemeinen Entartung entzogen, dem einreißenden Verderben kräftig entgegen wirkten, die Wiſſenſchaften mit eigener Aufopferung zu fördern ſtrebten, und, was bei weitem mehr iſt, dabei ſelbſt mit glänzendem Beiſpiele vorangingen, Männer, welche die Schriftſtellerei nicht als Gewerbe trieben, ſondern als eine würdige Beſchäftigung edler Seelen anſahen, und, frei von kleinlichen

Zwecken und Rücksichten, es nicht unter ihrer Würde hielten, trotz ihrer hohen Stellung im Staat ihre Mitbürger zu belehren.

Plinius folgte in Bezug auf den Styl Quinctilian's Spuren, er wirkte als Redner, als Schriftsteller und als Freund des Kaisers Trajan den Lehren der schwülstigen, declamatorischen Schule, wie dem Beispiel eines Seneca entgegen, und suchte den besseren und reineren Geschmack zu erhalten. Seine Briefe sind besonders dadurch interessant und wichtig, daß sie, wenn wir sie mit Cicero's Briefen vergleichen, uns die seit des Letzterer Zeit eingetretene Veränderung in der Bildung und dem Tone der höheren Kreise von Rom, sowie in der Geschäftssprache und in der ganzen Art, die Geschäfte zu behandeln, aufs klarste vor Augen führen. Bei Cicero und seinen Freunden ist der Ton, selbst wenn der Empfänger des Briefes einer andern Partei angehört oder für etwas gewonnen werden soll, stets offen, gerade und ohne gesuchte Höflichkeit. Dies ist in Plinius Briefen nicht mehr zu finden, im Gegentheil, man kann aus den Wendungen des Ausdruckes den Rang des Empfängers leicht erkennen. In den Ciceronischen Briefen hat ferner bei aller Kunst die Natur ihr Recht, bei Plinius dagegen ist überall Kunst und Manier. Man gewahrt in den Briefen des Letzteren eine beständige Aufmerksamkeit des Schreibers auf sich selbst, ein gewisses ängstliches Streben, geistreich und fein zu schreiben und sich stets von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Überall blickt eine gewisse Vorsicht und Umsicht durch, wie sie in einer Zeit, wo jeder eine feste bestimmte Stellung hat und ein einziger Mann Alles vertheilt, durchaus nöthig ist. Kurz, Plinius Briefe, obgleich sie ein Muster guter Geschäfts- und Cabinets-Correspondenz sind, beweisen ebenso, wie jede andere Schrift jener Zeit, daß damals ein Werk der freien Geistesschöpfung schwerlich mehr entstehen konnte. Dies geht auch aus dem zweiten noch übrigen Werke des jüngeren Plinius hervor, der Lobrede auf Trajan, die er im römischen Senat vorgetragen hatte. Er verräth darin ebenfalls das Streben nach dem Ruhme, eine geistreiche Wendung oder einen witzigen Ausdruck gefunden zu haben. Ein solches Streben ist bekanntlich dieser Gattung von Schriften überhaupt eigen, an welcher die fran-

zösische Literatur sehr reich ist, während sie bei uns Deutschen nie Glück gemacht hat. Plinius Lobrede auf Trajan enthält zwar vorzugsweise wirkliche Thatsachen; allein dessen ungeachtet ist es für einen freien Sinn unerträglich, eine so lange fortgehende Rede zu lesen, in welcher immer nur ein und derselbe Mann gezeigt und die Welt nur in ihm und an ihm dargestellt wird. Übrigens wird in der Geschichte die Tugend immer am besten sich durch und aus sich selbst loben. Endlich war auch eine bei Lebzeiten eines Regenten veröffentlichte Lobpreisung seiner Thaten gewiß nicht geeignet, die erschlafften Gemüther der Bürger eines sinkenden Reiches zu heben und zu kräftigen; denn das Urtheil der Menge ist schwankend, und der Verfasser einer solchen Lobrede gibt ein bedenkliches und leicht ansteckendes Beispiel.

Plinius der Ältere hat ein großes Werk verfaßt, welches er selbst eine Geschichte der Natur betitelte, dessen Zweck und Inhalt man aber besser bezeichnet, wenn man es eine Encyklopädie nennt. Die gelehrten und nützlichen Wissenschaften wurden damals auf eine so lebhafte Art betrieben, daß man ebendasselbe Bedürfniß empfand, welches man im achtzehnten Jahrhundert zuerst unter den Franzosen und nachher auch in den übrigen Ländern Europa's zu empfinden begann. Mit andern Worten, man mußte damals, wie in der neuern Zeit, auf Encyklopädieen denken, welche eine Übersicht gewährten und eine schnellere Erlernung möglich machten. Solche Werke werden bei uns durch ganze Gesellschaften von Gelehrten gearbeitet, Plinius dagegen hat diese Riesenarbeit für sich allein übernommen. Er suchte nämlich alle Kenntnisse, welche derjenige besitzen mußte, der die höchste Bildung seiner Zeit in sich vereinigen wollte, in ein einziges Werk zusammenzufassen, und trug den Inhalt desselben aus nicht weniger als zwei tausend und fünf hundert Werken anderer Schriftsteller zusammen. Daß er nicht alles das leisten konnte, was wir von einem solchen Werke verlangen, liegt in dem Ungeheueren seines Unternehmens. Es ist ihm dabei oft so ergangen, wie es Sammlern zu ergehen pflegt, er hat zu wenig Kritik angewandt, und deßhalb seine Angaben bald aus sehr schlechten und unzuverlässigen, bald aus guten und zuverlässigen Schriftstellern genommen. Nur in der Botanik hat er durchaus Gutes geliefert,

weil er ſich dabei blos an Dioskorides (ſ. Th. III. S. 118) gehalten hat. Auch hat er, um dem Geſchmacke ſüdlicher Völker Genüge zu thun, zu viele Fabeln und Mährchen aufgenommen. Die Art, wie er die Gegenſtände auffaßte und vortrug, verräth deutlich die Zeit, in welcher er lebte; ſein Styl iſt nämlich oft zu prächtig und glänzend, zu dunkel für die Beſchreibung und mitunter an einer Stelle ebenſo dürr, wie an einer andern wieder zu hochtrabend; in Hinſicht auf das Letztere iſt übrigens manche etwas ſchwülſtige Redensart gewiß auch daraus zu erklären, daß Plinius zuweilen die Sache nicht völlig in ſeiner Gewalt hatte, und dies durch eine hochklingende Phraſe verdeckte. Büffon, der in ſeinem bekannten Werke ein ähnliches Ziel wie Plinius verfolgte, ſich dabei aber auf die Fächer der Naturgeſchichte beſchränkte, nennt Plinius Schrift ein Werk, welches die Kenntniß aller Gegenſtände und Erſcheinungen der Natur, ſowie aller menſchlichen Werke und Geſchäfte auf glänzende und zierliche Weiſe dargeſtellt habe. Gegenüber ſeinen Landsleuten hatte Plinius jedenfalls das Verdienſt, daß er bei ihnen durch die Art ſeines Vortrages die Naturwiſſenſchaft zum Range einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft erhob. Auch iſt ſein Werk für die Bildung der Menſchheit im Allgemeinen von großer Bedeutung; denn es begreift den Inhalt von vielen hundert verloren gegangenen Büchern in ſich, und hat durch ſeinen Styl nicht wenig dazu beigetragen, die Gelehrten des Mittelalters, welche einen pomphaften, ſpitzfindigen Vortrag liebten, für den Inhalt zu gewinnen. Plinius Werk war daher im Mittelalter eine der Hauptquellen für das Studium der Natur. Auch die Italiäner, welche am Ende dieſes Zeitalters auf den Grundlagen der antiken Bildung die modernen Wiſſenſchaften bauten, gingen von Plinius aus, und für die Geſchichte der alten Kunſt iſt ſein Werk noch jetzt eine höchſt wichtige Quelle.

42. Literatur und Bildung zu Hadrian's Zeit.

Hadrian iſt wegen ſeines Einfluſſes auf die Literatur des römiſchen Reiches einer der wichtigſten römiſchen Kaiſer geweſen. Er ſelbſt war nicht ſowohl zum Welt- und Geſchäftsmann, als vielmehr zum eigentlichen Gelehrten gebildet worden, und ſein

ganzes Wesen und Treiben behielt fortwährend diesen Charakter. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Unterhaltung über Wissenschaft und Literatur, seine nächste Umgebung bestand aus Gelehrten, er selbst suchte als Redner, Dichter und Philosoph zu glänzen, und hatte sich umfassende und gründliche Kenntnisse in den verschiedenen Fächern des Wissens erworben. Seine außerordentliche Gedächtnißkraft kam ihm dabei sehr zu Statten; denn diese war so stark, daß man von ihm erzählt, er habe die Namen aller Soldaten des Heeres gewußt, und eine ganze Schrift schon bei einmaligem Durchlesen auswendig behalten können. So groß übrigens auch sein Einfluß auf die Literatur war, so ging derselbe doch nicht von seiner bloßen Persönlichkeit allein aus, sondern er beruhte auf der Übereinstimmung derselben mit dem, was im Geiste der Zeit lag. Hadrian's Beispiel zeigt auf diese Weise sehr deutlich, daß in der Entwickelung einer Nation immer viele Umstände zusammentreffen müssen, damit eine Wirkung nachhaltig werde, und daß eine und dieselbe Ursache in verschiedenen Zeiten ganz verschieden wirkt. Der Kaiser Claudius z. B. war ebenso wie Hadrian ein bloßer Gelehrter, und hatte einen ebenso sonderbaren Geschmack wie dieser, er konnte aber seine gelehrten Grillen nie geltend oder herrschend machen, weil sie nicht mit dem Zeitgeiste übereinstimmten.

Hadrian stand mit den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit in genauer Verbindung, die wichtigsten Männer seines Hofes waren Gelehrte, er ertheilte Rhetoren, Grammatikern, Dichtern und Musikern Jahresgehalte, unterstützte mit freigebiger Hand die bestehenden wissenschaftlichen Anstalten, und gründete neue Schulen und Akademien, wie z. B. das sogenannte Athenäum zu Rom, einen Versammlungsort für Gelehrte, welcher mit dem Museum zu Alexandria verglichen werden kann. Seine Ansichten über Wissenschaft und Geschmack konnten also nicht für die Bildung und Literatur der Nation gleichgültig sein, wie dies bei einem Tiberius und Claudius der Fall war; im Gegentheil, seine Stellung zur Wissenschaft und Literatur war von der Art, daß er durch sein Urtheil sowohl unter den ersten Schriftstellern und Gelehrten, als auch für die Haupt-Unterrichtsanstalten des Reiches den Ton bestimmte. Wie es sich aber mit seinen persönlichen Ansichten ver-

hielt, kann man daraus schließen, daß er einen Cato dem Cicero, einen Ennius dem Virgil vorzog, daß er von einem Plato und Homer wegwerfend urtheilte, und daß er eine große Vorliebe für Vielwisserei, für gelehrte Spitzfindigkeiten und Spielereien, für Mysterien, für Astrologie, Traumdeutung u. dgl. m. hatte. Hadrian's Bemühungen für Wissenschaft und Literatur mußten daher wegen der besonderen Art von gelehrtem Treiben, die er begünstigte, eine nachtheilige Wirkung ausüben. Er schadete der ächten Bildung außerdem noch von einer anderen Seite her; er machte nämlich die Wissenschaft und Literatur, um welche sich die Regierung früher entweder gar nicht oder nur gelegentlich und mittelbar bekümmert hatte, zu einer Regierungsangelegenheit. Die Wissenschaft verlor dadurch ihre Selbstständigkeit und Freiheit, sie ward von der Persönlichkeit des Regenten abhängig gemacht und völlig an das Schicksal des sinkenden Reiches geknüpft. Endlich wirkte Hadrian auf die römische Bildung auch noch durch seine Vorliebe für die griechische Literatur nachtheilig ein. Er selbst hatte das Griechische besser in seiner Gewalt, als das Lateinische, so daß er seine Briefe an Freunde und sogar seine Reskripte griechisch schrieb; für das eigentlich Römische in dem Charakter der Nation hatte er durchaus keinen Sinn, er schätzte und begünstigte die griechische Literatur fast ausschließend, verlangte ebendasselbe auch von Anderen, und besetzte seine Hauptanstalten für Wissenschaft und Gelehrsamkeit mit Griechen. Es würde übrigens sehr ungerecht sein, wenn man nicht auch die nützliche und erfreuliche Seite von Hadrian's Bemühungen anerkennen wollte. Er gewährte nämlich seine Gunst einigen der aufgeklärtesten und verdientesten Männer jener Zeit, gab ihnen eine Stellung, in welcher sie dem Staate nützlich werden konnten, und setzte sie durch seine Unterstützung in den Stand, für eine bessere Geistesrichtung wirksam zu sein. Diese Männer arbeiteten mit Erfolg den Irrthümern und Verkehrtheiten entgegen, welche Hadrian selbst begünstigte, und hemmten besonders den einreißenden Aberglauben und Mysticismus, der als der stete Begleiter der Überfeinerung, Schwelgerei und Schwäche gerade damals sehr überhand nahm. Diese Männer waren Arrian, Favorinus und Plutarch.

Betrachten wir den damaligen Zustand der Literatur und Bildung nach seinen einzelnen Seiten, so ist zuerst die herrschende Sophistik und Wortkünstelei hervorzuheben, weil die eigentliche Blüthe derselben in die Zeit von Hadrian's Regierung fällt. Die Redekunst ward eine bloße Sache der Eitelkeit und der Speculation, sie verschmolz daher, wie jede wissenschaftliche Thätigkeit, die nur als Gewerbe oder um des Ruhmes willen getrieben wird, mit der Sophistik. Grübeln, Faseln und Schwärmen, Disputiren und Spielen mit Worten, sowie die lächerliche Sucht, durch sonderbare Behauptungen und durch gelehrte Entdeckungen ohne Wahrheit oder ohne Wichtigkeit Aufsehen zu erregen, wurden ein Haupt-Charakterzug des wissenschaftlichen Treibens, und Hadrian beförderte diese Verkehrtheiten durch seine gelehrte Hofhaltung und durch seine eigenen wunderlichen Ansichten über Geisteswerke. Von ächter und freier Wissenschaft konnte kaum mehr die Rede sein. Die Sophistik, welche zu Sokrates Zeit so verderblich auf die Jugend und auf die vornehme Welt eingewirkt hatte (s. Th. II. S. 232 ff.), war doch wenigstens noch mit Philosophie verbunden gewesen; die neue Sophistik aber, die zu Hadrian's-Zeit in Schwung kam, drehte sich nur um leere Declamationen. Die Sophisten suchten ihre Gedanken-Leerheit, ihren Mangel an wahrem Gefühl und ihre schlechten Absichten unter bloßes Wortgeklingel und unter zierliche Redensarten zu verstecken, um dadurch Aufsehen zu machen und sich auf Unkosten Anderer zu bereichern. Sie ließen sich für Geld hören, und einige von ihnen machten auf dieser Laufbahn so großes Glück, daß sie unermeßliche Reichthümer erwarben, und daß man sich zu ihren öffentlichen Vorträgen ebenso drängte, wie man sich in unsern großen Städten zu den Vorstellungen berühmter Sänger und Sängerinnen zu drängen pflegt. Die bedeutendsten Sophisten jener Zeit waren Polemo, Herodes Atticus, Alexander, Aelius Aristides und Hadrianus von Tyrus. Von dem Hochmuth dieser Menschen mag man sich daraus einen Begriff machen, daß der Letztere, ein Phönicier, sich nicht scheute, den Athenern, als er zum ersten Mal bei ihnen auftrat, öffentlich zuzurufen, die Bildung, die einst zuerst durch Kadmus nach Griechenland gebracht worden sei, käme ihnen jetzt zum zweiten Male aus Phönicien. Wie einträglich und ehrenvoll aber das

Gewerbe der Sophisten war, kann aus dem, was man uns von Polemo berichtet, ersehen werden. Dieser hatte auf seinen Reisen ganz das Ansehen, als wenn er der Beherrscher eines mächtigen Reiches wäre: eine große Zahl Sklaven, Pferde und Jagdhunde folgten ihm überall hin, er selbst saß auf einem prachtvollen, kostbar ausgeschmückten Wagen. Die Kaiser Trajan und Hadrian beeiferten sich um die Wette, ihn mit Gunstbezeugungen zu überhäufen. Herodes Atticus, welcher freilich schon von Geburt einer der reichsten Männer seiner Zeit war, spielte eine so bedeutende Rolle, daß er sich durch viele großartigen Bau-Denkmale und Stiftungen verewigen konnte, und sogar einmal den Plan entwarf, die Landenge von Korinth auf seine Kosten durchgraben zu lassen.

Zeigt uns schon dieses Treiben der Sophisten eine Zeit völliger Entfremdung von Wahrheit und Natur, so erkennen wir dieselbe noch deutlicher darin, daß Schwärmerei und Aberglaube und folglich auch Heuchelei und Gemeinheit, die gewöhnlichen Begleiterinnen von Beiden, im römischen Reiche herrschend wurden. Mystische Grübeleien, der Glaube an übernatürliche Erscheinungen, Wahrsagerkünste und andere Phantastereien nahmen seitdem immer mehr überhand, obgleich die Anhänger der alten freien, heiteren und verständigen Art die Dinge anzusehen einen heftigen Kampf gegen die neuen Schwärmer begannen. Diese Verirrung hatte ihren Hauptgrund in der Verweichlichung der Menschen und in der herrschenden Liebe zum Sonderbaren und Neuen, sie wurde aber dadurch noch mehr gefördert, daß in demselben Grade, in welchem der Volksglauben gesunken war, die orientalischen Lehren, Sagen und Gebräuche Eingang erhielten. Schon in der letzten Zeit der Republik und unter den ersten Kaisern hatte dieser Einfluß egyptischer, syrischer und jüdischer Vorstellungen und Ceremonien begonnen; er nahm seitdem immer mehr an Ausdehnung zu, weil viele Syrer, Egypter und Juden sich in Italien niederließen, und aus dem herrschenden Zeitgeiste Nutzen zu ziehen suchten. Diesen Orientalen war der eigentliche Geist der griechischen Bildung und Lebensansicht ganz fremd, obgleich sie sich der griechischen Sprache bedienten; sie deuteten also auch den Sinn der Griechen falsch, und schoben den Lehren derselben ihre

heimathlichen Ideen unter, entweder ohne es selbst zu wissen, oder weil sie als offenbare Betrüger absichtlich täuschen wollten. So kam eine ganz neue Anschauungsweise und Richtung in die griechische und römische Literatur; sie ward durch die Ausbreitung des Christenthums in hohem Grade gefördert, und verschaffte andererseits diesem selbst in den höheren Klassen der Gesellschaft Eingang. Wie tiefe Wurzeln dieses Wesen schon zu Domitian's Zeit geschlagen hatte, beweist das oben (S. 278) über Nerva's Erhebung Bemerkte und die Rolle, welche Apollonius von Tyana spielte. Apollonius galt für eine Art Wunderthäter, man erzählte die widersinnigsten Dinge von ihm, und der Kaiser Hadrianus selbst gab sich aus Bewunderung gegen ihn die größte Mühe, alle seine hinterlassenen Schriften zu sammeln.

Von den Orientalen, die durch ihre Schriften dem griechisch-römischen Wesen einen neuen Charakter gaben und dadurch die christliche Literatur der folgenden Zeit vorbereiteten, sind Philo und Josephus die bemerkenswerthesten. Beide Männer waren Juden, und suchten die jüdischen und griechischen Ansichten mit einander zu verschmelzen. Philo, welcher zu Caligula's Zeit lebte, schrieb viele Werke von theologisch-philosophischem Inhalt, in welchen er die Lehren der Pythagoreer, Platoniker und Stoiker mit dem jüdischen Glauben und mit verschiedenen Systemen orientalischer Grübler in Verbindung zu bringen strebte. Josephus, ein Zeitgenosse Vespasian's (s. oben S. 248), verfolgte als Geschichtschreiber einen ähnlichen Weg. Er schrieb nämlich, außer einigen anderen Werken, eine ältere Geschichte der Juden, durch welche er die bekannteren Völker des Orients in ein solches Verhältniß zu den Juden brachte, daß dadurch dieses bisher verachtete Volk in den Augen der Griechen und Römer eine welthistorische Bedeutung erlangte, und seine heiligen Bücher den ersten Rang unter den orientalischen Geschichtsquellen erhielten. Das Letztere zu bewirken, war bei der Wahrhaftigkeit und Einfalt der Schriften des alten Testaments einerseits und der fabelhaften Beschaffenheit der übrigen orientalischen Geschichtswerke andererseits nicht gerade schwer; Josephus nahm aber zur Erreichung seines Zweckes auch den Trug zu Hülfe. Er mischte, um sein Volk zu heben, Fabeln und Dichtungen in die Erzählung, und durchflocht die wahre

Geschichte auf eine sehr schlaue Weise mit absichtlichen Lügen. Ein Beispiel davon ist sein Bericht über Alexander's des Großen Anwesenheit in Jerusalem, die er ausführlich beschreibt und sogar mit einer Schrift, welche damals noch gar nicht verfaßt war, in Verbindung bringt. — Es ist nicht nöthig, noch einige Schriftsteller anzugeben, welche damals die Geschichte und Philosophie in derselben Weise behandelten, oder über Astrologie, Traumdeutungen u. dgl. m. schrieben. Die ganze Literatur zeigt von Hadrian's Zeit an immer deutlicher den mächtigen Einfluß der herrschenden Schwärmerei und des orientalischen Glaubens an eine höhere Weisheit, welche auf unbekanntem Wege zu den Menschen gekommen sei, und nur durch Weihen und ähnliche geheime Mittel verstanden werden könne.

Die schönste Seite der Bildung jener Zeit ist der wieder auflebende Stoicismus und die aus ihm hervorgegangene Ansicht göttlicher und menschlicher Dinge, und es ist rühmlich für Hadrian, daß er den verbesserten stoischen Grundsätzen nicht allein Unterstützung gewährte, sondern ihnen auch durch die Erhebung Antonin's und Marc Aurel's den Zugang zum Thron öffnete. Die stoische Lehre war schon vor Seneca's Zeit in eine Spielerei mit Begriffen und leeren Spitzfindigkeiten ausgeartet. Epiktet, welcher um die Zeit von Hadrian's Thronbesteigung starb, reinigte sie von diesen Schlacken, und führte sie in das Leben zurück. Er selbst machte der von ihm vorgetragenen Philosophie auch durch sein eigenes Leben Ehre. Im Sklavenstande geboren und unter Nero's Regierung freigelassen, hatte er sich eine Zeitlang vergebens bemüht, den Bewohnern der Stadt Rom bessere Lebensansichten und Grundsätze beizubringen; er erhielt keinen Beifall, und lebte in dürftigen Verhältnissen als Lehrer eines kleinen Kreises von Schülern, bis ihn Domitian zugleich mit allen andern Philosophen aus Rom verbannte. Er zog sich nach Nikopolis in Epirus zurück, und vereinigte daselbst bald eine große Zahl lernbegieriger Schüler um sich, welche den verschiedensten Ständen angehörten, und von allen Gegenden her zu ihm strömten. Seine Lehre war kein bloßes System der Weisheit, sondern auf das wirkliche Leben und auf die Erkenntniß des wahren Glücks gerichtet. Auch wirkte Epiktet mehr durch sein Beispiel und durch

seine Unterhaltung, als durch philosophische Forschungen und durch streng wissenschaftliche Weisheit. Die von ihm mündlich gegebenen Vorschriften hat sein Schüler Arrian, ein kleinasiatischer Grieche und Freund des Kaisers Hadrian, in einer kleinen Schrift zusammengestellt, welche Enchiridion oder Handbuch betitelt ist, und eine Art von Taschenbuch für den beschäftigten Mann der höheren Klasse sein sollte, der zu einem langen Studium der Moralwissenschaft nicht Muße genug hat. Dieses Schriftchen stimmt mit der Sittenlehre des Christenthums so vielfach überein, daß Manche daraus sogar schließen zu dürfen glaubten, Epiktet sei ein Christ gewesen. Die einfache Art, wie Arrian in dieser Schrift Epiktet's Lehren vortrug, und der große Beifall, den dieselbe fand, beweisen, daß damals der alte Sinn und Geschmack doch noch nicht völlig untergegangen war, und daß die herrschende Schwärmerei, Sophistik und Scheinbildung noch nicht die ganze römische Welt ergriffen hatte. Die Wiederherstellung der stoischen Lehren von der inneren Würde des Menschen, von sittlicher Freiheit und von der geringen Bedeutung äußerer Leiden trug nicht wenig dazu bei, daß das Christenthum bei den Gebildeten des Reiches Eingang erhielt. Arrian hat sich übrigens nicht allein als Dollmetscher und Verkündiger der Lehre Epiktet's verdient gemacht, sondern er zeichnete sich auch als Staatsmann und als Feldherr aus, und bewies durch sein eigenes Leben den Werth der Grundsätze, die er der Welt vorgetragen hatte. Handeln, kräftig eingreifen in das menschliche Leben und sich um der Pflicht willen aufopfern lehrte die Philosophie, zu der er sich bekannte, und Arrian zeigte der Welt durch sein Beispiel, daß ein inneres Leben und rein geistige Beschäftigungen zu den Geschäften nicht untauglich machen. Er bewies als Statthalter von Kappadocien große Einsicht und Gewandtheit in dem Verwaltungswesen, sowie er sich im Kampfe gegen kaukasische Raubvölker als einen geschickten Feldherrn zeigte. Eben dieselbe Tüchtigkeit ist auch in den Werken zu erkennen, welche er über das Kriegswesen und über Alexander's des Großen Feldzüge schrieb. Das letztere Werk ist die beste Geschichte Alexander's, die wir besitzen, weil es aus einer gesunden Kritik hervorgegangen ist, und ebenso sehr von der beliebten romanhaften Be-

handlungsweise, wie von dem leeren Pomp der rhetorischen Schriftsteller jener Zeit frei blieb.

Arrian gehörte zu den drei Männern, welche zu gleicher Zeit auf Hadrian, auf den Staat und auf die Literatur den größten Einfluß ausübten. Die beiden anderen waren Favorinus und Plutarch. Obgleich diese der stoischen Lehre feind waren, so haben sie doch eine ähnliche Richtung wie Arrian gehabt; denn auch sie faßten in ihren Bestrebungen vorzugsweise das Leben ins Auge, und suchten die Weisheit der Schule auf dasselbe anzuwenden. Favorinus, ein Gallier von Geburt, war, wie Hadrian, in der griechischen und römischen Literatur und in der ganzen Gelehrsamkeit seiner Zeit bewandert, er hatte die nämliche Vorliebe für Vielwisserei, für Geheimlehren und ähnliche Dinge, und war gleichsam der Leiter des gelehrten Kreises, den der Kaiser um sich versammelt hatte, so daß man ihn gewissermaßen den Minister des öffentlichen Unterrichts nennen könnte. Von seinen Schriften hat sich nichts erhalten; einer seiner Schüler, Gellius, hat uns aber soviel von ihm und seinem Treiben berichtet, daß wir daraus sein Verhältniß zur Bildung und Literatur deutlich erkennen können. Er hatte, wie sein kaiserlicher Freund, großes Wohlgefallen an gelehrten Spitzfindigkeiten und Spielereien, zeigte sich aber auf der anderen Seite auch als einen würdigen und verständigen Mann, der in vielen Stücken dem falschen Geschmack seiner Zeitgenossen entgegen arbeitete, die Misbräuche der Verwöhnung bekämpfte, und seinen Einfluß auf Hadrian zum Besten der Sitten gegen Vorurtheil und Modeton gebrauchte. Als ein Beispiel dieser besseren Wirksamkeit Favorin's kann sein Kampf gegen das Haschen nach alterthümlichen Ausdrücken und Wendungen dienen; Favorinus wies in dieser Beziehung seine Zeitgenossen auf die nämliche Weise zurecht, wie man bei uns etwa einen jungen Mann belehren würde, der in der Sprache und Poesie des Mittelalters oder in den Kunstausdrücken einer philosophischen Schule den Stein der Weisen zu besitzen glaubte.

Plutarch von Chäronea in Böotien, der seiner Richtung nach dem Favorinus am nächsten stand, hatte schon unter Trajan eine hohe Stellung im Staat erhalten, und ward von Hadrian zum Statthalter von Griechenland ernannt. Er war es besonders,

der Hadrian's Neigung zu geheimnißvoller Deutung und Auffassung der Poesie, Wissenschaft und Kunst nährte, und er hat auch auf die Bildung des nächsten Nachfolgers dieses Kaisers einen sehr bedeutenden Einfluß gehabt. Solche Männer, wie Plutarch, die als Staatsbeamte im praktischen Leben brauchbar waren, als Schriftsteller das größte Ansehen hatten, und besonders als Freunde der Kaiser die Wahl der von Staatswegen zu begünstigenden Schriftsteller und Lehrer bestimmten, führten die Zeit zu dem hinüber, wodurch auf den Trümmern des alten griechischen und römischen Geistes die Fundamente eines neuen Lebens gelegt wurden. Sie beförderten namentlich die Verbreitung einer neuen, vom Geiste südlicher Völker und von der Erschlaffung der höheren Stände begünstigten Lebensansicht, die der alten, welche Griechenland und Rom einst groß gemacht hatte, ganz entgegengesetzt war. Diese Ansicht und Lehre von duldendem Gehorsam und von der Sündhaftigkeit des Lebens, welche überall durchdrang, half das Christenthum in der römischen Welt verbreiten. Freilich schadete dieselbe dem Staate sehr, weil sie gerade zu der Zeit herrschend wurde, als die Überzeugung, daß das Reich nur durch die Entschlossenheit und Kraft der Bürger gerettet werden könne, am nöthigsten gewesen wäre.

Plutarch, von welchem sich ziemlich viele philosophischen und historischen Schriften erhalten haben, haßte, wie alle Weltleute, die Extreme; er war daher ein erklärter Gegner der beiden entgegengesetzten Lebensansichten der Stoiker und Epikureer, und suchte einen Mittelweg zwischen Beiden, oder vielmehr er bediente sich der Philosophie blos als eines Mittels für seine Zwecke, etwa so, wie sich der Staatsmann der Geschichte bedient. Er wählte daher seine Sätze aus verschiedenen Systemen, und neigte sich dabei, wie seine ganze Zeit, zu einer Art von mystischer Schwärmerei, bei der er sich jedoch innerhalb gewisser Schranken hielt, und nicht, gleich den eigentlichen Schwärmern, das Leben aus den Augen verlor. Von seinen Werken sind die vergleichenden Biographien ausgezeichneter Griechen und Römer das wichtigste. Plutarch geht in denselben durchaus nicht auf eigentliche Belehrung aus. Dies war ebenso wenig bei Voltaire der Fall; beide Schriftsteller kannten aber ihre Zeit und die Bedürfnisse der höheren Gesellschaft,

und haben dieſen völlig Genüge zu leiſten verſtanden. Plutarch wußte ebenſo gut, wie Voltaire, daß die vornehme Welt ſeiner Zeit wegen der gelehrten Erziehung, die ſie erhalten hatte, nur die Erregung der Phantaſie und des Gefühls und eine geiſtreiche oder witzige Unterhaltung liebe. Er richtete daher ſeine Schriften ganz nach dieſem Bedürfniſſe ein. Doch hatte er den Sinn für die großen früheren Zeiten von Griechenland und Rom nicht verloren, er ſuchte vielmehr gerade dieſe Zeiten poetiſch und rhetoriſch zu einem Ideale zu machen, und ſchrieb in ſeinen vergleichenden Biographieen ein Werk, welches bis auf unſere Tage herab einen außerordentlichen Einfluß geübt hat. Der hiſtoriſche Gehalt dieſes Buches iſt ſehr gering; allein die Art der Behandlung hat demſelben eine ungeheuere Wirkung verſchafft, beſonders ſeit der Zeit, wo in Europa das Studium des Alterthums wieder aus langem Schlummer erwachte. Plutarch hat nämlich alle Charaktere ſo aufgefaßt und behandelt, daß die jugendliche Begeiſterung der neueren Zeit für das Alterthum durch ſeine Darſtellung beflügelt, das Gemüth erhoben und der Wunſch, ſich die Bildung der Alten anzueignen, geweckt werden mußte. Die vielen Anekdoten und Geſchichten, durch welche er ſeine Erzählung belebt und den Charakterzügen Beſtimmtheit und Schärfe gibt, werfen auf die Männer und Begebenheiten zwar meiſtens ein falſches, theatraliſches Licht, aber ſie machen dieſelben auch anſchaulich, überraſchen und unterhalten den Leſer, und ſind dadurch bekannter geworden, als die eigentliche und wirkliche Geſchichte.

Der dritte Hauptumſtand, der zu Hadrian's Zeit für den Charakter der Bildung entſcheidend wurde, war das neue Aufblühen der griechiſchen Literatur und der Verfall der römiſchen. Der Vorzug, welchen Hadrian und andere Kaiſer dem Griechiſchen gewährten, würde bei dem rein perſönlichen Charakter der Regierung allein ſchon die lateiniſche Literatur in den Hintergrund gedrängt haben; noch weit mehr aber trug die Entartung der Römer dazu bei. Rom und Italien erſchlafften immer mehr durch Schwelgerei und Zerſtreuungsſucht, während die griechiſche Nation ihre alte Regſamkeit behielt, und in den Provinzen Gallien, Spanien und Britannien ein ganz neues Leben erwachte. Schon in den letzten ſechszig Jahren vor Hadrian waren die meiſten

beſſeren Schriftſteller Fremde; Seneca, Lucanus, Martialis, Quinctilian, Columella und Favorinus waren Spanier oder Gallier; von Hadrian's Zeit aber an erhielten die Griechen und Aſiaten das Übergewicht. Die Letzteren verpflanzten die Vorurtheile des Orients in die abendländiſche Literatur, die Erſteren aber brachten natürlich ebenfalls einen ganz anderen inneren Charakter mit, das rein Römiſche oder Italiäniſche ward alſo aus der lateiniſchen Literatur verdrängt.

XIV. Die römiſche Kaiſerzeit von Hadrian's Tod an bis auf Conſtantin den Großen.

1. Allgemeines über den Zuſtand der römiſchen Welt in ihren letzten Zeiten.

Von Hadrian's Tod an ſchreitet der Verfall des Reiches ſo raſch vorwärts, daß unſer Blick ſtets unwillkürlich von den einzelnen Ereigniſſen auf den Zuſtand des Ganzen hingezogen wird. Es wird daher paſſend ſein, aus dem, was der Verfaſſer der Weltgeſchichte in ſeinen Vorleſungen vorzutragen pflegte, einige allgemeinen Bemerkungen zu entlehnen und hier vorauszuſchicken, um den eigentlichen Grund anſchaulich zu machen, warum das römiſche Reich, aller Anſtrengungen tüchtiger Regenten ungeachtet, unaufhaltſam ſeiner Auflöſung entgegenging.

Die Haupturſache des Unterganges der römiſchen Welt lag in dem Umſtande, daß ohne ein gewiſſes Maß von phyſiſcher Kraft in der ganzen Nation ſich kein Staat erhalten kann, und daß dieſe Kraft, wegen des Beſtehens der Sklaverei, bei den alten Völkern viel leichter und früher verſchwinden mußte, als bei den neueren. Unſere niederen Klaſſen müſſen alle die körperlichen Verrichtungen thun, welche bei den Alten von Sklaven verrichtet wurden, in dieſen Klaſſen iſt alſo ſtets eine genügende Maſſe von rüſtiger Kraft angehäuft, um die erſchlafften höheren Stände wieder zu kräftigen und die Nation zu neuen Anſtrengungen zu befähigen. Der alten Welt dagegen war dieſes Erſatzmittel durch die eingeführte Sklaverei geraubt Jede mechaniſche Beſchäftigung ward als etwas des freien Mannes Unwürdiges angeſehen, ſogar die Arbeit auf dem Felde ließ jeder, der nur irgend im Stande

war einen Sklaven zu unterhalten, durch diesen verrichten. Die Folge davon war, daß in der Kaiserzeit die Gesammtheit der freien Bürger des Reiches aus einer trägen Masse ohne physische und moralische Kraft bestand. Nur hier und da gab es rauhe Gegenden, in welchen ein unverdorbener kräftiger Menschenschlag wohnte. Aus ihnen und aus den barbarischen Grenzländern recrutirte man das Heer; dies hatte aber den Nachtheil, daß die Soldaten, als der eigentliche Kern der Nation, einen Gegensatz gegen das übrige Volk bildeten, und immer mehr auch der allein entscheidende Theil des Ganzen wurden. Die Bevölkerung des Reiches zerfiel also in drei Klassen. Die eine Klasse bestand aus dem Heere, welches aus dem rohesten Theile der Nation und aus völlig uncivilisirten Barbaren zusammengesetzt war; die zweite Klasse bildeten jene ungeheuren Schaaren von Sklaven, die durch alle Provinzen hin vertheilt und stets bereit waren, sich mit den einbrechenden Feinden zu verbinden; die dritte Klasse endlich waren die entnervten freien Bürger, welche jeder Anstrengung feind waren, und unbekümmert um das gemeine Beste nur für sich selbst sorgten. Bei diesem Zustande des Reiches konnte die Nation unmöglich durch eine bloße Revolution wieder belebt und aufgerichtet werden; es war dazu die überwiegende Beimischung von ganz neuen Elementen oder mit anderen Worten eine eigentliche Erneuerung der Bevölkerung des Reiches nöthig.

Mit dem Zustande der Regierung hatte es dieselbe Bewandtniß. Der Kaiser gehörte entweder ebenfalls zu jener erschlafften Mehrzahl des Volkes, oder er war nur als kräftiger Soldat und General im Stande zu herrschen. Im letzteren Falle hatte die Regierung einen entschieden militärischen Charakter, und die Heere bildeten den Mittelpunkt, um den sich der Staat drehte. Im ersteren Falle dagegen hingen die Kaiser schon seit Tiberius, Claudius und Nero's Zeiten meistens von ihren Freigelassenen und von den weichlichen Großen ab, die sich Einfluß zu verschaffen wußten; die Regierung wurde also zum Theil von Menschen geführt, welche der im Alterthum so sehr verachteten Klasse der Unfreien angehörten, und deshalb durch ihre Herrschaft nicht nur die freien Bürger um so tiefer herabwürdigten, sondern auch die Verderbniß der Sitten und des Nationalgeistes

in hohem Grade beförderten. Die Regierung des Reiches ward übrigens noch von einer andern Seite her um einen bedeutenden Theil ihrer Kraft gebracht. Der Aufwand des Hofes, die Unterhaltung der großen Heeresmaſſen, die übermäßigen Schenkungen, welche auch der beſte Kaiſer bei ſeiner Ernennung an die Soldaten machen mußte, das beträchtliche Anwachſen der verſchiedenen Hauptſtädte, welche Sitze des größten Luxus wurden, und endlich noch der Umſtand, daß man ſeit Trajan und Hadrian nach moderner Art die meiſten Anſtalten und Einrichtungen an den Staat geknüpft hatte, alles dies ſteigerte die Staatsausgaben ins Ungeheure, verſchlang alle Hülfsmittel der Nation, und machte immer ärgere Erpreſſungen nöthig. Unglücklicher Weiſe konnten aber die Steuern nicht regelmäßig erhoben werden, weil es im Alterthum kein eigentliches Syſtem der öffentlichen Finanzen und keine durchgeführte Eintheilung der Unterthanen, ihrer Gewerbe und ihres Grundbeſitzes gab; es mußte daher auch bei jeder der vielen Empörungen, bei jedem Einbruche von Feinden, bei jedem Kampf um den Kaiſertitel, überhaupt bei jedem außerordentlichen Ereigniſſe die Verwirrung in der Staatsverwaltung um ſo größer und verderblicher werden.

Allen dieſen Nachtheilen hätte vielleicht eine lebhafte geiſtige Thätigkeit der Nation abwehren, und ſo durch innere Kraft das, was der äußeren abging, erſetzen können; allein auch dieſe Stütze war ſchon ſeit Auguſt's Zeit im Zuſammenbrechen begriffen, und konnte nicht wieder hergeſtellt werden. Die von den Voreltern ererbte Bildung war bereits unter Hadrian ganz in die Gewalt der Gelehrten und der vornehmen Welt gefallen, ſie war eine bloße Form, eine Sache der Künſtelei, ein Spiel der weichlichen höheren Stände geworden, und hatte ſich faſt durchaus von der Natur, von dem Ernſte der Wahrheit und von der Anſtrengung des Denkens losgeſagt. Kurz, ſie war ſo ſehr geſunken und entartet, daß auch aus ihr, ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden, ohne die ſehr überwiegende Beimiſchung von ganz neuen Elementen kein beſſeres Leben hervorgehen konnte. Den Beweis dieſer Unmöglichkeit gibt uns das ſpäter auf den Trümmern der öſtlichen Hälfte des römiſchen Staates entſtandene byzantiniſche Reich, dem eine ſolche Erneuerung nicht zu Theil wurde, und welches daher

ein ganzes Jahrtausend hindurch, auch unter seinen vorzüglichsten Regenten und beim Eintreten der vortheilhaftesten Verhältnisse, nicht über die Stufe hinausgekommen ist, die es schon unter seinen ersten Kaisern erreicht hatte. Auch die Religion des römischen Volkes gewährte dem Reiche keinen Stützpunkt, an dem es sich wieder hätte aufrichten können. Der alte Volksglauben war den Fortschritten der Bildung erlegen, und mit ihm hatte auch der nationale Gottesdienst, durch welchen man das, was die Religion ehrte, in Bildern und Symbolen verehrte, seine Bedeutung verloren. Der heidnische Cultus des Alterthums war zu allen Zeiten von der Bildung der Nation und von den eigentlichen religiösen Bedürfnissen getrennt gewesen. Er bestand im Grunde blos in Poesie und in nationalen Gewohnheiten; ebendeswegen konnte man aber auch bei seinem Hinwelken das, was früher die Phantasie und das Gemüth geleistet hatten, nicht durch den Verstand ersetzen. Da jedoch das Staatswesen zu innig mit der Staats-Religion verbunden war, so mußte man den seelenlos gewordenen Cultus der Vorfahren beibehalten, und dem abgestorbenen Glauben durch Gewalt und äußeren Schein zu Hülfe kommen. Religion und Gottesdienst wurden also eine bloße äußere Form, und übten keine Wirkung mehr auf das Herz der Menschen aus; die Feste und Feierlichkeiten, die Opfer und Mysterien, die Priesterwürde und die heilige Sage, kurz, der ganze Nationalcultus verlor seinen Sinn und seine Bedeutung, und diente bald nur dazu, die Trägheit, Schlaffheit und Sinnlichkeit der Menschen zu nähren und zu vermehren. Auch in dieser Beziehung konnte also die Vorsehung nur durch eine vollständige Erneuerung helfen.

So zeigen alle Verhältnisse und Erscheinungen, daß das römische Reich unrettbar seinem Untergang entgegeneilte. Zwei neue Elemente drangen damals in die griechisch-römische Welt ein, das Germanenthum und die christliche Religion. Sie schlugen ihre Wurzeln auf dem Boden der absterbenden griechisch-römischen Menschheit und ihrer Bildung, und entwickelten für die Geschlechter späterer Zeiten ein neues Leben. Das Alte ging unter, und es blieb nur soviel davon übrig, als dem Geiste des Christenthums und dem Charakter der germanischen Stämme

entsprach, und sich mit Beiden zur Herstellung dieses neuen Lebens verknüpfen ließ.

2. Antoninus Pius und Antoninus Philosophus.

Antoninus Pius und sein Adoptivsohn Marcus Aurelius, der in der Geschichte auch den Namen Antoninus Philosophus führt, beherrschten nach Hadrian's Tode das römische Reich, und zwar der Erstere von 138 bis 161, der Zweite von 161 bis 180. Unter ihnen schien die Zeit da zu sein, wo nach Plato's Wunsch (s. Th. II. S. 262) Philosophie und Wissenschaft die Welt regieren würden; denn beide Männer verbanden tiefe innere Bildung, echten Sinn für das Höhere und Würdige und ein wahrhaft edles Streben mit Einfachheit, Sittenreinheit, Gerechtigkeit und Herzensgüte. Ihre Regierung beruhte also auf einer edlen Gesinnung und auf Wissenschaft und Philosophie. Leider war aber damals jede Art von Bildung eine gelehrte Schulbildung, und diese ist fast immer zu sehr der Natur entfremdet, als daß sie jemals im Stande wäre, ein absterbendes Leben mit neuer Kraft zu durchdringen. Außerdem konnte auch die römische Welt der ganzen Lage der Dinge nach nur durch militärische Mittel gelenkt und erhalten werden.

Unter Antoninus Pius hatte das Reich durch Unruhen zu leiden, welche in Britannien, Afrika, Griechenland, Egypten und Judäa ausbrachen; sie wurden ohne Grausamkeit gedämpft. Von Kriegsbegebenheiten erfahren wir nichts, außer daß mit den Germanen und Daciern glücklich gekämpft ward, und daß Antoninus einerseits der Republik Olbia am Dniepr Hülfe gegen räuberische Nomadenstämme sandte, und andererseits die Kaledonier durch einen seiner Generale, Lollius, bekriegen ließ. Der Letztere beging damals den Fehler, Hadrian's Grenzbefestigung wieder bis dahin vorzuschieben, wo Agricola seine Schanzen und Forts errichtet hatte. Er reizte dadurch die auf einen zu engen Raum beschränkten Barbaren zu häufigeren Einfällen in das römische Gebiet; sie ruhten nachher nicht eher, als bis der Wall durchbrochen und die Bewohner des römischen Britanniens ihrer Raubgier preisgegeben waren.

In Betreff der inneren Angelegenheiten zeigte sich Antoninus Pius als einen Mann, der weder von Stolz noch von Genußsucht geleitet wurde, mit angestrengter Thätigkeit seiner Pflicht zu genügen strebte, und die Regierung zugleich mit Würde und auf eine schlichte, freundliche Weise führte. Er blieb auf dem Throne ein Privatmann, sah die Kaiserwürde als ein Amt an, bestritt die Ausgaben für seine persönlichen Bedürfnisse aus seinem eigenen Vermögen, benahm sich in seinem täglichen Leben nie als Gebieter, und verkehrte mit seinen Freunden immer als Freund. Er schützte die Städte des Reichs in ihren Freiheiten und Rechten, und gab ihnen nicht nur aus der kaiserlichen Kasse, sondern sogar aus seinem beträchtlichen Privatvermögen Geld zu ihren Bauwerken und zur besseren Verwaltung ihrer Ämter. Er sorgte, wie Trajan und Hadrian, für Armenanstalten, unterstützte Wissenschaften und Schulen mit freigebiger Hand, und wies nicht blos einzelnen Lehrern und Schulen bestimmte jährliche Summen an, sondern gab auch in allen Provinzen den Hauptlehrern der Redekunst und Weltweisheit Gehalte und ehrenvolle Auszeichnungen. Der Rechtspflege widmete er die größte Sorgfalt. Er ließ diejenigen Richter, die sich als tüchtige und rechtliche Männer bewährt hatten, gegen den seitherigen römischen Gebrauch lebenslänglich in ihren Richterstellen. Staatsangelegenheiten legte er seinem Staatsrath zur Berathung vor, und ließ jede Verordnung nur nach Stimmenmehrheit abfassen. Er beseitigte auf diese Weise für die Dauer seiner Regierung das Hauptübel des damaligen römischen Staates, welches darin bestand, daß es an einem gesetzgebenden Körper fehlte, der die alten Gesetze den veränderten Zuständen hätte anpassen können. Der Senat bildete zwar scheinbar eine solche Behörde, und verwaltete wirklich auch anfangs in Gemeinschaft mit den Kaisern das Geschäft der Gesetzgebung; allein theils war ihm selbst nur ein Schatten des alten Ansehens und noch weit weniger Unabhängigkeit übrig geblieben, theils hatten die früheren Kaiser die fehlenden Gesetze durch Rescripte ergänzt, und diese Rescripte wurden nicht nur den übrigen Gesetzen gleichgestellt, sondern sie galten sogar mehr als diese. Durch das Fortbestehen des Alten neben den neuen Gesetzen des Kaiserreichs war in allen Verhältnissen des bürger-

lichen Lebens eine große Verwirrung entstanden, welche die auffallendsten Widersprüche und Ungerechtigkeiten nach sich zog. Es bestanden nämlich auf diese Weise im Staate zwei ganz verschiedene Gattungen von Gesetzen neben einander, eine systematische, welche ererbt, in der Geschichte und in den Verhältnissen begründet war, und eine Reihe willkürlicher und zufälliger Verfügungen; die tollen Einfälle eines Domitian galten also ebenso, wie die vortrefflichsten Verordnungen der älteren Zeit, als Recht und Gesetz. Wäre Antonin's Einrichtung von den späteren Kaisern beibehalten worden, so würde sich dieser Widerspruch allmälig ausgeglichen haben, es wäre Ordnung, Plan und Übereinstimmung in die Gesetzgebung und Verwaltung gekommen, und die Verwaltung des Staates hätte sich bis auf ihre einzelnen Theile herab immer gleichsam von selbst den Umständen gemäß geändert.

Von den beiden Männern, welche Antoninus Pius auf Hadrian's Begehren an Kindesstatt hatte annehmen müssen, trat der Eine, Marc Aurel oder Antoninus Philosophus ganz in seine Spuren, der Andere aber, Lucius Verus, hatte sein ganzes Leben hindurch nur für sinnliche Genüsse Sinn. Zum Glück für das römische Reich war Lucius Verus so viel jünger, als Marc Aurel, daß er bei der gemeinschaftlichen Regierung hinter diesen zurückgesetzt werden konnte. Übrigens lebten die beiden neuen Regenten fortwährend in Eintracht mit einander, weil Lucius Verus seinen Ausschweifungen zu Liebe dem älteren Collegen gern die Leitung des Reiches überließ, dieser aber die Laster und Gebrechen seines Mitregenten mit stoischer Gelassenheit ertrug.

Das römische Reich hatte sich während der vier und vierzig Jahre von Hadrian's und Antoninus Pius Regierung eines fast ununterbrochenen Friedens erfreut, und es schien damals die Zeit eines dauernden glücklichen Zustandes gekommen zu sein. Das Reich genoß alle die Vortheile, welche eine milde monarchische Verwaltung, republikanische Gesetze und die vortrefflichsten Städteverfassungen gewähren konnten; Kunst und Wissenschaft hatten sich über alle Provinzen verbreitet, und jeder Bürger gab sich im sicheren Vertrauen auf die Regierung den Geschäften friedlicher Muße hin. Gerade in dieser Zeit der Ruhe und des Glückes

zogen sich aber von den Grenzen her die Stürme zusammen, welche beim Anfange von Marc Aurel's Regierung losbrachen, und bis zum Ende derselben das Reich fast unaufhörlich verwüsteten. Es fielen nämlich einerseits am Rhein und an der Donau die Germanen und andererseits am Euphrat die Parther in das römische Gebiet ein. Beide Völker wurden erst nach einem mehrjährigen blutigen Kriege wieder zurückgetrieben. Kaum war diese doppelte Gefahr durch den Verlust der besten römischen Soldaten beseitigt worden, als in Deutschland der furchtbare Markomannen-Krieg ausbrach, und zu gleicher Zeit auch im Innern des Reiches Pest, Hungersnoth und Erdbeben zu wüthen begannen. Kurz vor Marc Aurel's Regierung war unter den germanischen Völkern eine wichtige Veränderung eingetreten. Die vielen kleinen Stämme, aus welchen dieselben bestanden, hatten die Eifersucht, mit der ein jeder über seine Freiheit wachte, zum Theil aufgegeben, und sich in Bünde zu vereinigen begonnen. Durch diese Verbindungen wurden die germanischen Völker dem römischen Reiche im höchsten Grade gefährlich. Ein solcher Bund machte damals die Markomannen zum mächtigsten Feinde der Römer. Diesem Volke soll zu Julius Cäsar's Zeit Ariovist angehört haben, welchen Cäsar aus Gallien trieb (s. oben S. 64). Die Markomannen wohnten damals an den Grenzen der Helvetier. Fünfzig Jahre später finden wir sie im nördlichen Baiern und in Böhmen. Sie bildeten damals unter Marbod's Führung einen mächtigen Bundesverein von verschiedenen Völkerschaften, die unter dem Namen der Markomannen zusammen begriffen wurden. Marbod strebte ein großes markomannisches Reich zu gründen, sein Plan scheiterte aber, der Bund löste sich in Folge davon wieder auf, und die Markomannen geriethen in die nämliche Abhängigkeit von Rom, wie die Bataver, d. h. sie mußten die Römer mit Truppen unterstützen. Zu Domitian's Zeit, als die Dacier in die römischen Provinzen einbrachen, machten sich die Markomannen von dieser Abhängigkeit wieder frei, und vereinigten von neuem viele Stämme in einen Bund. Diese Stämme waren theils deutschen, theils sarmatischen Ursprungs; zu den Ersteren gehörten die Hermunduren, die Quaden, die Vandalen, die Longobarden, die Gothinen, die Astinger, die Buren, die Alanen und,

die mit Kelten vermischten Bastarner, zu den Letzteren die Jazygen und Roxolanen; wenigstens pflegen die Gelehrten diese verschiedenen Völkerschaften, deren Herkunft zum Theil nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist, so einzutheilen. Der Markomannen-Bund vereinigte jetzt eine furchtbare Macht, und richtete unter Marc Aurel, während der größte Theil der Legionen am Rhein und am Euphrat beschäftigt war, entsetzliche Verheerungen in den Donau-Provinzen an.

Diese Völkerbewegung an der unteren und mittleren Donau beschäftigte den edelsten und weisesten der römischen Kaiser sein ganzes Leben hindurch, und hielt ihn während des größten Theiles seiner Regierungszeit von Italien entfernt. Der parthische Krieg hatte die Reihen der Vertheidiger von Mösien, Dacien, Pannonien und Noricum sehr gelichtet, die Pest, welche das römische Heer aus dem Orient mit brachte, tödtete gleich nachher noch eine Menge Soldaten, und das ganze Land von der Donau an bis zum Busen von Triest war den Barbaren preisgegeben. Auch vom Rhein her streiften germanische Stämme bis nach Italien hin. Die Provinzen wurden ausgeplündert, einzelne römische Truppenschaaren vernichtet, und Hunderttausende von Menschen als Sklaven fortgeschleppt. Marc Aurel suchte sich dadurch zu helfen, daß er die barbarischen Völker von einander trennte und mit einigen von ihnen Frieden schloß. Er gab einzelnen Schaaren Wohnsitze in Mösien, in Dacien und sogar in Italien, gewährte anderen Stämmen gewisse Vortheile, und nahm viele Barbaren in sein Heer auf. Alles dies fruchtete aber nichts, die Lockung war zu groß, und uncivilisirten kriegerischen Stämmen gegenüber ist überhaupt Ruhe und Frieden nicht anders, als durch Gewalt und folgerechte Strenge zu sichern. Marc Aurel schlug nachher (172—174) die Schaaren der Barbaren mehrmals, rottete zwei kleine Stämme fast gänzlich aus, drang bis in das Innere von Ungarn, und schloß dann von neuem mit den einzelnen Völkerschaften Verträge. Schon nach wenigen Jahren (178) brachen die Markomannen den Frieden wieder. Der Kaiser zog nochmals gegen sie, gewann eine bedeutende Schlacht (179), erkrankte aber im nächsten Jahre, und starb, noch ehe der Krieg beendigt war.

Über den Gang der inneren Angelegenheiten des Reiches unter Marc Aurel besitzen wir leider keine vollständigen Berichte. Dies ist um so mehr zu beklagen, da es sich um einen wahrhaft edlen Mann handelt, der des Thrones würdig war, und die harte Probe des glänzendsten Glückes und der widrigsten Schicksale auf gleiche Art glorreich bestanden hat. Krieg, Pest, Hunger und Empörung verheerten unter seiner Regierung die Provinzen; die Ausschweifungen und Laster seines Mitregenten beugten Marc Aurel's Seele nieder; seine Gemahlin Faustina, eine Tochter des Antoninus Pius, war ein verworfenes Weib ohne alle Scham und Sitte, und er konnte sich nicht von ihr scheiden, weil er sich bei der traurigen Lage des Reiches ihres sehr bedeutenden Vermögens nicht entäußern durfte. Trotz aller dieser harten Schicksale blieb er bis zum Tode den strengen Grundsätzen der stoischen Philosophie getreu, denen er von Jugend auf ergeben war. Leider war er nur zu sehr Schulgelehrter, und beschäftigte sich zuviel mit philosophischen Betrachtungen, so daß darüber manches Andere vernachlässigt ward, und seine sittenlose Gemahlin dadurch Einfluß auf die Regierungsgeschäfte erhielt. Auch die Erziehung seines Sohnes und Nachfolgers überließ er derselben; denn er selbst ward theils durch das Unglück der Zeiten und durch philosophische Beschäftigungen zu sehr in Anspruch genommen, theils war seine eigene Natur und Lebensweise schon vom zwölften Lebensjahr an so ernst, daß er von Verwöhnung und Verzärtelung zu wenig fürchtete. In seiner äußeren Erscheinung war Marc Aurel so einfach und bürgerlich, als irgend ein anderer Regent jemals gewesen ist. Er lebte nur zu sehr von seinem Hofe entfernt, und speiste sogar allein, weil er seiner Umgebung jeden Zwang und jede Rücksicht auf den Herrscher ersparen wollte, trug aber dadurch, ohne es zu ahnen, zu einer nachtheiligen Veränderung im Hofwesen bei; man gewöhnte sich nämlich daran, sich den Kaiser vom geselligen Verkehr getrennt zu denken, und ihn also noch eine Stufe höher zu stellen. Daß ein Fürst, der sich fast eine größere Ehre daraus machte, Philosoph und Gelehrter, als Regent und Kaiser zu sein, für Wissenschaften und Schulen vieles that, versteht sich von selbst. Am wichtigsten ist in dieser Hinsicht das, was er in Athen that; er richtete nämlich daselbst

eine höhere Lehranstalt ein, und bewirkte dadurch, daß Athen als Universitätsstadt von neuem emporblühte, und noch einmal eine welthistorische Bedeutung erhielt, welche ganz allein auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit beruhte. Auch huldigte Marc Aurel in Athen den Vorurtheilen seiner Zeit; denn er ließ sich die Weihe der Mysterien geben, der man damals allgemein eine besonders große Bedeutung beilegte.

Über seinen Mitregenten Lucius Verus zu reden, ist kaum nöthig, weil derselbe keinen Einfluß auf den Gang der Dinge ausübte. Nur als ein Charakter, in welchem sich die schlechteste Seite des Zeitgeistes lebendig abspiegelte, hat er für den Beobachter eine Bedeutung. Er war ein großer Wüstling, und kann seinem Wesen und Leben nach ganz mit einem Tiberius, Caligula und Nero verglichen werden. Er hatte nur Sinn für sinnliche Genüsse, verbrachte seine Zeit mit Schwelgereien und Ausschweifungen aller Art, und gab Feste, welche Tag und Nacht fortdauerten, und mitunter über eine halbe Million kosteten. Gleich den späteren Seleuciden hatte er Leute in seinem Dienste, welche die schändlichsten Lüste zur Schau trugen und in öffentlicher Schamlosigkeit eine Ehre suchten. Marc Aurel hatte den Wüstling anfangs durch die Aussicht auf Ruhm zu spornen gesucht, und ihn aus diesem Grunde mit der Führung des parthischen Krieges beauftragt; Lucius Verus überließ aber die Mühe und den Ruhm des Krieges seinen Generalen, schwelgte in den verdorbenen Städten von Syrien, und ward noch weit ausschweifender und rücksichtsloser, als er vorher gewesen war. Sein philosophischer College seufzte über die Unverbesserlichkeit seines Mitregenten, beklagte zuweilen das Schicksal des Staates, vermied aber jeden Schein eines Zwistes. Zum Glück starb Lucius Verus schon im Jahre 169.

3. Die Nachfolger der Antonine bis auf Alexander Severus.

Mit Marc Aurel's Tode (180) beginnt eine traurige Zeit. Die Herrschaft elender Despoten, verdorbener Weiber und der verwöhnten kaiserlichen Garde bildete von neuem den Haupt-Charakterzug der Reichsregierung. Zu gleicher Zeit ward die Abhängigkeit des Staates von seinen militärischen Bedürfnissen fühlbarer

und drückender. Das Reich bedurfte nicht nur immer mehr des Schutzes gegen die kriegerischen und raubgierigen Grenzvölker, sondern auch die ganze Verwaltung und die Sicherheit im Innern mußten auf Soldaten und auf militärische Einrichtungen gestützt werden. Die Zahl der Truppen nahm in Folge davon so sehr zu, daß die drei oder fünf und zwanzig Legionen, aus welchen das Heer zu August's Zeit bestanden hatte, zwanzig Jahre nach Marc Aurel's Tode schon bis auf zwei und dreißig Legionen oder hundert und sechszigtausend Mann vermehrt worden waren. Diese Stärke des Heeres könnte im Vergleich mit der Truppenmacht der heutigen europäischen Staaten höchst unbedeutend erscheinen; allein man darf dabei nicht übersehen, daß die Legionen nur den Kern der römischen Kriegsmacht bildeten, und daß oft ganze Heere aus den Truppen einzelner Provinzen und Völker zusammengesetzt waren, bei denen sich nur eine oder zwei Legionen befanden. Die Legionen waren in festen Lagern angesiedelt, und bildeten auf diese Weise eine Art von militärischem Staat, welcher nur dadurch in Unterwerfung gehalten werden konnte, daß man die Anführer oft wechselte, und die einzelnen Legionen bald an das eine, bald an das andere Ende des Reiches schickte. Übrigens wurden die Truppen fast durchgehends nicht mehr in Italien und in den anderen gebildeten Theilen des Reiches ausgehoben, weil die Bewohner derselben zu sehr verweichlicht waren und statt des Kriegsdienstes eine Kriegssteuer entrichteten. Illyrien, Thracien und ähnliche Länder mit halbrohen Einwohnern waren die Heimath der meisten eigentlich römischen Soldaten. Außerdem nahm man so viele Germanen und andere Barbaren in das Heer auf, daß sich seitdem Namen wie Hartmund, Haldengast und Hildemund immer häufiger unter den Namen der Anführer finden, und daß nach und nach Generale von barbarischer Herkunft sogar in den Staatsgeschäften die Hauptrollen erhielten. Solche Heere wurden natürlich weder durch das Gefühl der Ehre, noch durch Vaterlandsliebe geleitet, sondern nur das Geld und die Aussicht auf Beute lockte und bestimmte sie. Sie hausten daher oft auch im Reiche selbst wie in Feindes Land; Officiere und Gemeine erlaubten sich auf römischem Grund und Boden die ärgsten Mishandlungen und Beraubungen. Ein anderes Übel, das aus der

Nothwendigkeit der Unterhaltung einer großen Kriegsmacht entsprang, war die dadurch vermehrte Staatsausgabe. Außer dem Solde, welcher jährlich eine bedeutende Summe verschlang, erforderte das Heer noch andere und größere Kosten. Die außerordentlichen Vergütungen und Belohnungen der Soldaten betrugen allein noch weit mehr als der Sold. Das Thronbesteigungs-Geschenk, welches jeder Kaiser den Soldaten zu geben hatte, war von Nero's Zeit an immer höher gestiegen: Hadrian gab fast siebenmal soviel, als Augustus gegeben hatte, Marc Aurel und Lucius Verus aber gingen noch weiter; denn sie ließen jedem Gemeinen eintausend neunhundert Gulden (etwas über tausend Thaler), jedem Hauptmann das Doppelte, jedem Obersten das Dreifache bezahlen. Außerdem war es schon von Alters her gebräuchlich, einzelnen Soldaten als Belohnung und Auszeichnung doppelten Sold zu geben, und natürlich nahm dieser Gebrauch in einer Zeit, wo das Heer nur um Geld diente, noch mehr überhand. Auch die Diäten der Officiere wurden immer größer, und die Vorrathshäuser und Verpflegungsanstalten für das Heer erforderten bei den beständigen Märschen von einer Grenze zur anderen ungeheuere Summen. Rechnet man zu diesen bedeutenden Staatsausgaben noch die Kosten für die kaiserliche Hofhaltung, für Straßen und Bauten, für die öffentlichen Spiele, für die Unterhaltung der Armen- und Unterrichtsanstalten und für die vielen Besoldungen von Gelehrten und Beamten, so wird man einsehen, daß das Misverhältniß zwischen den Einnahmen und Ausgaben immer größer werden mußte. Auch nahmen in der That die Steuern sowohl an Menge, als an Größe fortwährend zu. —

Commodus, der Sohn der Faustina, der als neunzehnjähriger Jüngling den Thron bestieg, und von 180 bis 192 regierte, war seinem Vater eben so ungleich, als seine Mutter dem ihrigen. Er war ein schwacher, aber gutmüthiger junger Mensch, und wurde, da er zugleich einfältig und feige war, von den Leuten seiner Umgebung misbraucht. Diese zogen ihn von den Geschäften ab und stürzten ihn in Ausschweifungen und Zerstreuungen; nachher ward er theils aus Schwäche und Feigheit, theils aus Gewohnheit immer grausamer und lasterhafter. In

Staatsgeschäften ganz unerfahren und zugleich von der Pest und den Feinden bedrängt, befand er sich bei dem Tode seines Vaters in einer bedenklichen Lage. Auf den Rath der Freunde Marc Aurel's, von welchen er sich anfangs leiten ließ, beendigte er den Markomannen-Krieg schnell durch einen Frieden, der in jeder Rücksicht vortheilhaft für Rom war. Die Markomannen und Quaden versprachen, sich der Donau nicht weiter als bis auf zwei Stunden zu nähern, und ihre Versammlung nur in Gegenwart eines römischen Beamten zu halten. Dagegen ließ Commodus die jenseit der Donau angelegten Castelle schleifen, und zog seine Truppen über den Fluß zurück. Leider machte er zugleich die Bedingung, daß über zwanzigtausend Quaden und Markomannen bei den Römern Dienste nehmen sollten. Dadurch erlangten die Barbaren Kenntniß des Kriegswesens, und das römische Heer erhielt in seinen eigenen Reihen Feinde und Verräther. Übrigens ward der Friede viele Jahre lang gehalten.

Leider entledigte sich der junge Kaiser bald der Freunde seines Vaters, die ihn mit ihrem Rath unterstützt hatten, und gerieth ganz in die Gewalt schlechter Menschen. Ein Zwist, in den er zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt mit seinen nächsten Anverwandten gerieth, veranlaßte seine Schwester Lucilla und viele Senatoren zu einer Verschwörung, und ward von jenen Elenden, die ihn zur Grausamkeit reizten, sehr geschickt benutzt. Einer der Verschworenen hatte, als die Sache zum Ausbruch kam, den Dolch mit den Worten: „Das sendet dir der Senat!“ gegen ihn gerichtet, und Commodus war seitdem voller Argwohn gegen den Senat und da er nur der Garde seine Rettung verdankte, so vertraute er fortan auch nur ihr und den Dienern seiner Lüste und Grausamkeiten. Die Schwester ward verbannt und eine Menge angesehener Männer umgebracht. Die gemeine Umgebung des Kaisers spielte seitdem wieder dieselbe Rolle, die sie unter Tiberius, Caligula und Claudius gespielt hatte, und die Geschichte der Garde-Präfecten ward wider die Geschichte der Regierung. Es ist nicht nöthig, das tolle Leben dieses Kaisers im Einzelnen darzustellen und die Garde-Präfecten anzugeben, welche nach einander die Herrschaft führten, und deren Sturz jedes Mal mit einer Revolution der Regierung verbunden war.

Der junge Mensch überließ sich ganz seiner Umgebung und seinen Lüsten, er beschäftigte sich fast blos mit Fechten, Bogenschießen, Wettfahren und Thierhetzen, verschwendete von Jahr zu Jahr größere Summen, und entzog, um neue Geldmittel zu erhalten, nicht allein allen öffentlichen Anstalten die zu ihrer Unterhaltung bestimmten Staatsgelder, sondern ließ auch gleich den orientalischen Despoten die Reichen hinrichten, damit er sich ihres Vermögens bemächtigen könne. Dadurch verloren ganze Landstriche ihre Bebauer und wurden in Einöden umgewandelt, weil in jenen Zeiten nach der Vernichtung des Mittelstandes die Gutsbesitzer die Feldarbeiten durch Sklaven verrichten ließen. Wenn also die Familie eines Gutsbesitzers ihr Vermögen verlor, so stand der Ackerbau ebenso still, wie heut' zu Tage eine Fabrik, deren Eigenthümer aufhört zahlungsfähig zu sein.

Die tollen Lustbarkeiten verwirrten immer mehr des Kaisers Verstand, der ohnedies von Natur nicht stark war. Commodus ward nach und nach halb wahnsinnig, traute zuletzt keinem Menschen mehr, und wüthete ärger als die Pest, welche während seiner ganzen Regierung fortdauerte. Als er endlich sogar seine nächsten Vertrauten ermorden lassen wollte, kamen diese ihm zuvor, und schafften ihn, um ihr eigenes Leben zu retten, aus der Welt (am letzten Tage des Jahres 192). Der Senat zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder ebenso niederträchtig, wie früher bei Domitian's Tode. Noch kurz vorher hatte er von Commodus die schmählichste Mishandlung geduldig ertragen, und nur ein einziger Senator, ein Freund Marc Aurel's, hatte die Behauptung seiner Menschenwürde dem Leben vorgezogen; kaum war aber Commodus ermordet, als derselbe Senat die Statuen desselben umstürzen und seinen Namen aus den Inschriften tilgen ließ.

Commodus Nachfolger war der seitherige Stadt-Präfect Pertinax, welcher wahrscheinlich um die Verschwörung gewußt hatte, und von den Verschworenen nach geschehener That zum Kaiser ausgerufen wurde, weil sie ihren Mord durch die Wahl eines rechtlichen, beim Senat beliebten Mannes rechtfertigen wollten. Pertinax, welcher bei Commodus Tode ein Alter von acht oder neun und sechszig Jahren hatte, war ein wackerer, im Felde und in den Verwaltungsgeschäften erprobter Mann, wandte aber zu

plötzlich und zu strenge den Ernst eines alten Mannes an, da doch Volk und Soldaten an den Leichtsinn und die Vergnügungssucht eines jungen Regenten gewohnt waren. Überdies hatte er weder Anhang noch Familie, und obgleich er beim Senat sehr beliebt war, so konnte ihm dies doch wenig nützen, im Gegentheil, er mußte gerade deshalb den Garden um so mehr verhaßt sein. Ebenso wenig half ihm das Geschenk von zwölfhundert Gulden oder gegen siebenhundert Thalern, welches er jedem Soldaten der Garde versprach, und aus dem Verkaufe von Commodus Kostbarkeiten bestritt. Schon nach sieben und achtzig Tagen erhob sich die Garde, und Pertinax wurde, als er den Empörern muthig entgegen ging, ermordet (193). Die Soldaten zogen mit dem Haupte des erschlagenen Kaisers in ihr Lager zurück. Da ihre That in Rom einen allgemeinen Schrecken verbreitete, und sowohl Pertinax Schwiegervater, als der Senator Didius Julianus sich bei ihnen um die Kaiserwürde bewarb, so kamen sie auf den Gedanken, das römische Reich förmlich an den Meistbietenden zu versteigern. Ein Soldat machte von dem Walle des Lagers herab das Ausgebot bekannt, und als sich Julianus zu einem Geschenk von zweitausend fünfhundert Gulden oder fünfzehnhundert Thalern für jeden Soldaten der Garde verstand, so wurde ihm das Reich zugeschlagen (28. März 193). Die Art, wie Julianus die Kaiserwürde erlangt hatte, war zu anstößig und er selbst persönlich zu unbedeutend, als daß er sich hätte behaupten können. Kaum war die Nachricht von seiner Erhebung in die Provinzen gekommen, als sich an drei Orten zugleich die Legionen gegen ihn erklärten, und ihre Anführer zu Kaisern ausriefen. In Pannonien erhoben sich die Truppen unter Septimius Severus, in Britannien unter Clodius Albinus, in Syrien unter Pescennius Niger. Der Erste brach mit seinen Soldaten schnell nach Italien auf. Hier gingen überall die Besatzungen zu ihm über, und sogar die Prätorianer verließen ihren Kaiser, als ihnen Septimius Severus Verzeihung zusicherte. Der Senat hatte nicht sobald den Abfall der Garden erfahren, als er Septimius Severus zum Kaiser ausrufen, den unglücklichen Julian aber in der Stille enthaupten und seinen Kopf öffentlich aufstecken ließ (1. Juni 193).

Auf diese Weise verschwand sogar der bloße Schein einer Verfassung im römischen Reich, und es war ein Glück für dasselbe, daß der neue Kaiser mit rücksichtsloser und oft übertriebener Strenge verfuhr.

Septimius Severus, welcher von 193 bis 211 herrschte, begann seine Regierung damit, daß er den Tod des Pertinax an seinen Mördern rächte. Die Prätorianer wurden durch Sever's Soldaten entwaffnet, aus der Stadt gejagt und zerstreut. Der bevorstehende Kampf mit seinen beiden Nebenbuhlern nöthigte den neuen Kaiser zwar, seinen eigenen Soldaten einige Freiheiten zu erlauben; wie wenig er aber willens war, ihren Anmaßungen nachzugeben, bewies er dadurch, daß er ihnen damals statt der verlangten zweitausend fünfhundert Drachmen (tausend Gulden oder fünfhundert siebenzig Thaler) nur ein Geschenk von fünfhundert Drachmen (zweihundert Gulden oder hundert dreizehn Thalern) bewilligte. Er hatte schon vor seinem Aufbruche nach Italien den einen seiner zwei Gegenkaiser, Albinus, durch die Ernennung zum Mitregenten beschwichtigt, und zog jetzt mit seinem ganzen Heere gegen den anderen, Pescenninus Niger, welcher aus Schlaffheit und Genußsucht die günstigsten Augenblicke unbenützt hatte vorübergehen lassen, und sich erst auf die Nachricht vom Marsche seines Gegners zu rüsten begann. Pescenninus wurde in drei Schlachten geschlagen und nach der dritten auf der Flucht getödtet; seine Anhänger vertheidigten sich aber noch fast ein ganzes Jahr lang in der Stadt Byzanz, weil sie von Sever's Strenge keine Gnade hoffen durften. Die Möglichkeit eines so langen Widerstandes verdankten sie dem Umstande, daß Priscus, einer der größten Kenner der Kriegsbaukunst im ganzen Alterthume, zu ihrer Partei gehörte. Priscus machte sich durch seine Kenntnisse und Erfindungen bei der Vertheidigung von Byzanz ebenso berühmt, als einst Demetrius Poliorketes bei der Belagerung von Rhodus. Als Byzanz endlich durch Hunger fiel, verfuhr Severus mit empörender Grausamkeit. Die Häuser der Stadt wurden niedergebrannt und die ungeheueren Festungsmauern, so weit es möglich war, zerstört; alle obrigkeitlichen Personen und die ganze Besatzung mußten über die Klinge springen, viele Einwohner wurden ebenfalls getödtet, die übrigen

aber als Sklaven verkauft. Nur Priscus ward begnadigt, weil der Kaiser von seinem Talente Nutzen zu ziehen gedachte.

Aus dem Orient wandte sich Severus nach Gallien, um auch Albinus zu besiegen; denn dieser hatte schon längst gemerkt, daß er nur zum Schein als Mitregent angenommen worden sei, und mußte daher ebenfalls vernichtet werden. Eine furchtbare Schlacht, welche bei Lyon geliefert ward und dem römischen Reiche seine besten Streiter kostete, entschied den Zwist der beiden Männer: Albinus ward geschlagen und verlor das Leben. Severus verfuhr gegen seine Anhänger ebenso, wie er gegen Pescenninus Anhänger verfahren war. Als er nach Rom zurückgekehrt war, ließ er zweiundvierzig Senatoren, die mit Albinus in Verbindung getreten waren, umbringen, und erklärte dem versammelten Senat unverhohlen, Leute wie die römischen Senatoren verdienten keinen besseren Kaiser, als Commodus gewesen sei, die Milde eines Pompejus und Cäsar tauge nichts, man müsse gegen die vornehme Klasse der Römer die grausame Strenge eines Marius, Sulla und Augustus anwenden. Severus zog gleich nachher wieder in den Orient, wo die Parther einen verheerenden Einfall in die römischen Grenz-Provinzen gemacht hatten. Sie wurden nach Parthien zurückgejagt und ihre Hauptstadt Ktesiphon der Wuth der römischen Soldaten preisgegeben. Auf diesem Feldzuge eroberte Severus mit Hülfe des Priscus auch die mitten in der Wüste auf einem unzugänglichen Felsen gelegene mesopotamische Stadt Atra, welche früher Trajan vergebens belagert hatte.

Als der Kaiser nach Rom zurückgekehrt war, widmete er seine ganze Zeit der Rechtspflege und der Verwaltung. Auch dabei verfuhr er mit seiner gewohnten übermäßigen Strenge, Heftigkeit und Grausamkeit, die man übrigens weniger seinem persönlichen Charakter, als vielmehr der Einwirkung des afrikanischen Landes, in welchem er geboren und erzogen worden war, zuschreiben muß. Nur gegen seine beiden Söhne Caracalla und Geta, welche er schon früh zu Mitregenten ernannt hatte, und gegen seinen Günstling, den Garde-Präfecten Plautianus, zeigte er sich schwach. Der Letztere ward von Severus auf eine unverständige Weise begünstigt. Der Kaiser gebrauchte ihn in allen Geschäften, und Plautianus erhielt einen so großen Einfluß, daß man seine

Stellung schon oft mit Sejan's Bedeutung unter Tiberius verglichen hat. Er bewog seinen Herrn zu vielen Hinrichtungen, weil dieser ihm die Güter der Hingerichteten zu schenken pflegte, und war mehr gefürchtet und geehrt, machte mehr Aufwand, und erlaubte sich mehr Willkürlichkeiten, als der Kaiser selbst oder einer seiner Söhne. Er wollte auch den Hofmeister des jungen Caracalla spielen, welcher Plautian's stolze und herrschsüchtige Tochter hatte heirathen müssen, gerieth aber darüber mit demselben in die größte Feindschaft, und stürzte sich in Folge davon selbst ins Verderben. Caracalla beschuldigte ihn eines Tages bei Severus einer Verschwörung, und als dieser den Angeklagten, welcher wahrscheinlich unschuldig war, freundlich anhörte, kam Caracalla der gewohnten Milde des Kaisers gegen den Günstling schnell zuvor: er ließ den Letzteren durch einen anwesenden Soldaten vor den Augen des Vaters durchbohren (204). So schwach sich Severus gegen Plautianus und Caracalla bewies, so würdig zeigte er sich sonst in der Leitung der Verwaltung und Rechtspflege, und es finden sich so viele Beweise seiner Güte und Freundlichkeit, daß man geneigt ist, ihn in vielen der Fälle, wo er strenge und hart verfahren zu müssen glaubte, zu entschuldigen. Er wußte die Staatseinnahmen mit den Ausgaben nicht allein in das gehörige Verhältniß zu bringen, sondern sorgte auch durch bedeutende Ersparnisse für die Zukunft. Er war ungemein vorsichtig in der Wahl der Beamten, erlaubte seinen Freigelassenen und Hausbedienten nie, sich öffentlich in die Staatsgeschäfte zu mischen, und verwies es dem Senat sehr ernst, als derselbe einmal nach seiner kriechenden Weise zwei Freigelassene, die bei Severus in großem Ansehen standen, durch besondere Decrete öffentlich beloben wollte. Severus saß ferner selbst zu Gericht, entschied dabei mit unerbittlicher Strenge, stellte die in der Justizverwaltung eingerissenen Misbräuche ab, und zog die größten Rechtsgelehrten, welche die Geschichte kennt, in seine Nähe, um sich ihres Rathes bei der Gesetzgebung und in schwierigen Processen zu bedienen. Diese Männer waren Papinianus, Paulus und Ulpianus. Der Erstere ward nach Plautian's Sturze zu einem der beiden Garde-Präfecten ernannt, von welchen schon zu jener Zeit der Eine die oberste Leitung der Justiz hatte, der

Andere den Militärangelegenheiten vorstand. Papinianus nahm Paulus und Ulpian zu Beisitzern, und verewigte sich mit ihrer Hülfe durch die Verwaltung der Gerechtigkeit auf eine so glänzende Weise, daß zwei hundert und fünfzig Jahre später der Kaiser Valentinian III. für den Fall eines Widerspruches zwischen den Ansichten der Rechtsgelehrten der Meinung Papinian's das Ansehen einer gesetzgebenden Entscheidung zusprach. Sehr verkehrt und nachtheilig war dagegen das, was Severus für das Kriegswesen that. Er vernichtete zwar die Garde, die unter Commodus das Reich tyrannisirt, Pertinax gemordet und die Kaiserwürde an Julius versteigert hatte; er errichtete aber eine neue und weit zahlreichere Leibwache. Außerdem erhöhte er den Sold und die Rationen der Truppen, und machte dadurch die Unterhaltung des Heeres noch kostspieliger und schwieriger. Er gab überdies den Soldaten von Zeit zu Zeit bedeutende Geschenke, erlaubte ihnen sich zu verheirathen, und duldete ihre Weiber in den Quartieren.

Noch im hohen Alter zog Severus nach Britannien, um die Kaledonier wegen ihrer Raubzüge zu strafen (208). Er drang in die entferntesten Gegenden der schottischen Hochlande, baute Brücken über die Sümpfe, leitete Ströme ab, und büßte auf seinen Zügen über vierzig tausend Mann ein; dennoch konnte er während seines dreijährigen Krieges seinen Zweck keineswegs erreichen. Zuletzt kam er seiner heftigen Gemüthsart gemäß auf den Gedanken, die Bevölkerung von Schottland ganz zu vertilgen, und nur der Tod hinderte ihn an der Ausführung desselben. Wahrscheinlich erbaute er während des Krieges an der Stelle von Hadrian's Wall eine neue und weit stärkere Reihe von Befestigungen, er kehrte also zu der weisen Maßregel Hadrian's zurück, von welcher Lollius zu Antoninus des Ersten Zeiten abgegangen war, und die noch jetzt zwischen England und Schottland sichtbaren Festungstrümmer sind vermuthlich die Überreste dieses Werkes. So grenzenlos auch Sever's Liebe gegen seine Söhne war, so sah er doch in Britannien, wohin er sie mitgenommen hatte, endlich selbst ein, daß Beide nur für Ausschweifungen Sinn hatten, und daß besonders der älteste ganz unverbesserlich sei; er konnte sich aber nicht entschließen, eine strenge Maßregel gegen sie zu ergreifen, obgleich er doch selbst den Marc Aurel oft gadelt

hatte, daß er seinen Sohn nicht von der Nachfolge ausgeschlossen hätte. Caracalla hatte in Britannien sogar dem Vater einmal ganz öffentlich nach dem Leben getrachtet, der Letztere hatte ihm in Gegenwart des Hofes bittere Vorwürfe darüber gemacht, der Sohn änderte auch nachher sein Betragen nicht im mindesten, und dennoch war Severus nicht zur Strenge gegen ihn zu bewegen. Der unvollendete Krieg in Schottland, die Zwietracht seiner Söhne, welche einander tödtlich haßten, ihre Verdorbenheit und schlechte Gesinnung, die Reue über manche grausame That und eine schmerzhafte Krankheit trübten Sever's letzte Stunden. Er soll sogar Gift gefordert haben, um sein Leben schneller zu enden. Er starb 211 in der Stadt York.

Seine beiden Söhne, Caracalla und Geta, folgten ihm in der Regierung nach. Der älteste, welcher eigentlich Bassianus hieß und von einer neuen Kleidung, die er in Rom einführte, den Spottnamen Caracalla erhielt, war zu gleicher Zeit einer der grausamsten, ausschweifendsten, rohesten und unsinnigsten römischen Kaiser. Sein Bruder Geta scheint nicht viel besser gewesen zu sein, obgleich er eine liebenswürdige Seite hatte und vielleicht nicht so hart und grausam war, als Caracalla. Beide hatten sich schon früh den ärgsten Sittenlosigkeiten ergeben, raubten auf jede Weise Geld zusammen, machten mit Gladiatoren und Wagenlenkern Brüderschaft, suchten einander in Thorheiten und Tollheiten zu überbieten, und waren durch einen kindischen Zwist über Hahnenkämpfe und Fechtspiele in unversöhnliche gegenseitige Feindschaft gerathen. An Energie und Ränken übertraf Caracalla seinen Bruder, und dieser verdankte es nur der Fürsorge seiner Mutter Julia Domna, daß er nicht schon zu des Vaters Lebzeiten den wiederholten Mordanschlägen Caracalla's erlegen war. Schon im ersten Jahre seiner Regierung aber ward Geta von seinem Bruder in der Mutter Armen ermordet. Nach und nach ließ Caracalla auch alle diejenigen, welche jemals die geringste Verbindung mit Geta gehabt hatten, ums Leben bringen, und die Zahl dieser Unglücklichen soll nicht weniger als zwanzig tausend betragen haben. Unter ihnen befand sich auch Papinian.

Alle Tyrannen, welche das römische Reich beherrscht haben, waren zugleich Verschwender; auch Caracalla vergeudete in kurzer

Zeit die Ersparnisse der vorigen Regierung. Neue Mittel zu seinen Verschwendungen verschaffte er sich auf dieselbe Weise, wie ein Nero, Domitian und Commodus; er unterschied sich von diesen aber dadurch, daß er auch in den Provinzen umherzog, um daselbst die Hinrichtungen und Gütereinziehungen vorzunehmen, die seine Vorgänger nur in Italien geübt hatten. Um die ungeheuere Steuer, welche jeder Bürger von Freilassungen und Erbschaften zu entrichten hatte, recht einträglich zu machen, ertheilte er allen freien Einwohnern des ganzen Reiches das römische Bürgerrecht. Am meisten war der Senat den Launen dieses halb wahnsinnigen Jünglings unterworfen. Nur für die Soldaten trug Caracalla Sorge, alle anderen Stände wurden diesen geopfert. Er erhöhte den Sold der Truppen, und sagte ihnen unverhohlen, daß er und das ganze Reich von den Soldaten abhingen. Er umgab sich mit sarmatischen und germanischen Barbaren, suchte sie auf jede Weise zu gewinnen, ahmte ihre Tracht und ihre Sitten nach, und trug sogar falsches Haar, um ihnen durch blonde Locken ähnlich zu werden: alles dieses blos, um sich gegen die friedlichen Bürger, die er mishandelte, durch rohe Soldaten zu schützen, während er von den Grenzvölkern den Frieden mit großen Summen erkaufte und dadurch den Übermuth der immer drohender werdenden Barbaren verstärkte. Er machte sich auf seinen Kriegszügen als General und Kaiser bei Freund und Feind verächtlich, erfüllte dagegen alle Pflichten eines gemeinen Soldaten, und theilte ebenso die Anstrengungen, Arbeiten und Entbehrungen, wie die Lustbarkeiten seiner Krieger.

Zuletzt unternahm er einen Zug in den Orient. Als er auf demselben nach Egypten kam, hielt er in Alexandria eine Bürgerversammlung, umgab dieselbe in der Stille mit seinen Soldaten, und ließ dann nicht nur Alle ohne Unterschied niederhauen, sondern erlaubte den Truppen auch, mehrere Tage hinter einander zu plündern und zu morden. Er war über die Alexandrier deshalb aufgebracht, weil sie sich früher Spöttereien über ihn erlaubt hatten. Doch hatte er wahrscheinlich noch andere Gründe zu seinem Verfahren; denn er vertrieb nachher auch alle Fremde aus der Stadt, und traf noch andere harte Maßregeln, welche aus jenem Anlasse nicht erklärt werden können. Von Egypten zog

Caracalla gegen die Parther, welche wegen innerer Zwistigkeiten noch keine Gegenrüstungen hatten treffen können. Er richtete in der parthischen Provinz Medien unsägliche Verheerungen an, brachte dann den Winter in Edessa zu, und wollte im folgenden Sommer den Krieg von neuem beginnen, ward aber beim Ausmarsch ermordet (217). Der Anstifter des Mordes war Macrinus, derjenige von den Garde-Präfecten, welcher die bürgerliche Gerichtsverwaltung zu leiten hatte. Dieser hatte schon längst in Rom und beim Heere eine Verbindung gegen Caracalla zu Stande zu bringen gesucht, sah sich wahrscheinlich plötzlich verrathen, und kam dann durch rasches Handeln der Strafe zuvor. Er ließ den Kaiser durch einige Officiere unerwartet überfallen und umbringen. Er selbst und die andern Häupter der Verschwörung wußten ihre Mitwissenschaft zu verbergen; die Vollzieher der That aber wurden von der Garde, deren Abgott Caracalla war, sogleich niedergehauen.

Vier Tage lang blieb das Reich ohne Haupt. Am fünften gelang es den Obersten, welche mit Macrinus verschworen waren, die Garden zu dessen Gunsten zu stimmen; er ward von ihnen in Edessa zum Kaiser ausgerufen, und der Senat billigte die Wahl. Macrinus war weder Feldherr noch Soldat, er ergab sich gleich anfangs der Üppigkeit und Trägheit, und nahm dadurch alle Verständigen gegen sich ein. Er war überdies unglücklich im Kampfe gegen die Parther, und schloß mit ihnen einen Vertrag, kraft dessen er den von Caracalla gemachten Raub zurückgab und noch außerdem eine bedeutende Entschädigungssumme zahlte. Unglücklicher Weise suchte er auch die Soldaten, denen seine Theilnahme an Caracalla's Ermordung nach und nach kund ward, zur unrechten Zeit an eine strengere Zucht zu gewöhnen. Die Folgen von allem diesem traten schon ein Jahr nach seiner Erhebung ein. Caracalla's Mutterschwester Mäsa war von Macrinus nach der syrischen Stadt Emesa verwiesen worden, und lebte daselbst mit ihren beiden Töchtern Mammäa und Soämis und deren Söhnen Alexianus und Bassianus im Besitze großer Reichthümer. Bassianus, der Sohn der Soämis, ward Oberpriester des syrischen Sonnengottes, und erhielt als solcher den Namen seines Gottes Heliogabalus. Er zog durch seine Schön-

heit und durch den Glanz der priesterlichen Würde die Aufmerksamkeit der römischen Soldaten auf sich, welche in einem festen Lager bei Emesa einquartiert waren. Man streute das Gerücht aus, er sei Caracalla's Sohn, und die drei Weiber waren schamlos genug, dasselbe zu bekräftigen. Da sie außerdem kein Geld scheuten, um die dem Macrinus ohnehin nicht gewogenen Soldaten zu gewinnen, so waren diese leicht dazu gebracht, daß sie Heliogabal zum Kaiser ausriefen. Die gegen ihn ausgeschickten Truppen wurden durch Geld zum Abfall bewogen, und da Macrinus sich hierauf furchtsam und unentschlossen benahm, so gingen auch die anderen Truppen außer der Garde zu Heliogabal über. Macrinus zog mit den Prätorianern seinem Feinde entgegen. Er hatte in der Schlacht das Glück anfangs für sich, ergriff aber, sobald sich dasselbe von ihm zu wenden drohte, die Flucht, und seine Soldaten nahmen, nachdem sie einen ganzen Tag vergebens auf seine Rückkehr gewartet hatten, Heliogabal's Anträge an. Macrinus ward von den nachgeschickten Soldaten seines Gegners eingeholt und umgebracht (218).

Heliogabal war ohne alle Erziehung, an Schwelgerei und leeren Glanz gewöhnt und bei seinem Regierungsantritt erst fünfzehn Jahre alt. Er sah sich plötzlich im Besitz einer unbeschränkten Gewalt und unermeßlicher Reichthümer, und säumte nicht, Beides so zu gebrauchen, daß er sich mit allen Lastern befleckte und alle Thorheiten beging, welche eine verdorbene Phantasie, eine verwöhnte Sinnlichkeit und der jugendliche Muthwille eingeben konnten. Seine Mutter Soämis, eine schwache, eitle Frau, bestärkte ihn in allen Verkehrtheiten. Heliogabal benahm sich als Kaiser auf eine so ruchlose und kindisch tolle Art, wie kaum irgend ein anderer Fürst der Geschichte. Wollüstig und grausam zugleich trieb er die schändlichsten Dinge ganz öffentlich, und verschonte keinen, der seinen Argwohn im mindesten erweckte. Er führte den Dienst des Baal und Moloch in Rom ein, brachte diesen Götzen sogar Menschenopfer, und ließ sich aus den Eingeweiden geschlachteter Kinder die Zukunft weissagen. Er trug fast jeden Tag ein anderes Kleid, wandelte in seinem Palast auf ausgestreutem Gold- und Silberstaub umher, ernannte sein Pferd zum Consul, ließ einmal, um über die Größe von Rom Erstaunen zu erregen, alle

Spinnengewebe der Stadt sammeln, und beging noch viele andere Thorheiten ähnlicher Art. Tänzer, Kutscher und andere gemeine Menschen waren seine gewöhnliche Gesellschaft, und wurden von ihm mit den angesehensten Ämtern bekleidet. Das Hofwesen erhielt unter ihm einen völlig orientalischen Charakter. Dies ging besonders von seiner Mutter Soämis aus, welche auf weibliche Etikette bis zum Lächerlichen eifersüchtig war. Seither war den Weibern der kaiserlichen Familie noch nie ein besonderer Rang im Staate gewährt worden, Soämis aber bewirkte die Stiftung eines Weiber-Senats, der über die Hof-Etikette Sitzungen hielt, und Gesetze erließ, durch welche der Rang, der Anzug und die standesmäßige Behandlung jeder Dame des Hofes bestimmt war. Auch die Regierungsgeschäfte überließ Heliogabal den Weibern; seine stolze Mutter und die herrschsüchtige Mäsa erschienen sogar im Senat, was weder Livia noch Agrippina gewagt hatte.

Heliogabal's Großmutter sah bald ein, daß ihr Enkel zu kindisch und unvorsichtig sei, um die Herrschaft lange behaupten zu können. Sie beschloß daher, ihn bei Seite zu schieben, damit die Regierung bei ihrer Familie bliebe, wartete aber mit der Ausführung bis ins vierte Jahr, und wählte unterdessen ihre Maßregeln mit großer Vorsicht und Überlegung. Ihr zweiter Enkel, Alexianus oder, wie er später genannt wurde, Alexander Severus, war von seiner Mutter Mammäa, der verständigsten von den drei Weibern, vortrefflich erzogen worden. Mäsa und Mammäa ließen Alexander Severus, obgleich er damals erst zwölf Jahre alt war, zum Mitregenten und Nachfolger ernennen, und bearbeiteten dann die Soldaten zu seinen Gunsten. Heliogabal suchte zwar, sobald er die Gefahr merkte, seinen Vetter zu verderben, aber alle seine Anschläge mislangen. Als er endlich eines Tages mit Severus im Lager der Prätorianer erschien, und sich selbst mit lauten Zeichen des Misfallens, seinen Nebenbuhler dagegen mit jauchzendem Beifall empfangen sah, wollte er die Anstifter bestrafen lassen; diese reizten aber in Verbindung mit Mammäa ihre Freunde unter den Soldaten zum Widerstand. Es kam darüber zu einem Kampfe zwischen den Anhängern der beiden Regenten, Heliogabal's Partei unterlag, und er selbst ward nebst seiner Mutter getödtet (222).

4. Alexander Severus und die Entstehung des neupersischen Reiches.

Alexander Severus war zwar noch sehr jung, allein die vormundschaftliche Regierung kam, da Mäsa schon 223 starb, ganz in die Hände seiner trefflichen Mutter, und diese behielt bis zu Sever's Tode den größten Einfluß. Keine Weiberherrschaft, die der Königin Elisabeth von England etwa ausgenommen, ist dem menschlichen Geschlechte wohlthätiger gewesen, als die der Mammäa. Wäre diese Frau wirklich, wie man oft behauptet hat, Christin gewesen, so würden ihre Handlungen als Kaiserin ein glänzendes Beispiel von der Wirkung der christlichen Lehre und Moral sein. Wenn sie aber auch nicht wirklich Christin war, so ehrte und achtete sie doch den großen christlichen Philosophen Origenes, welcher damals für die Verbreitung des christlichen Glaubens wirkte, und ihr Wandel ward durch die Grundsätze der stoischen Philosophie bestimmt, die mit dem Christenthume so vieles gemein hatte. Nicht blos die Erziehung und Bildung des jungen Kaisers, sondern auch die Regierung des Reiches ward nach diesen Grundsätzen eingerichtet. Die Gesetzgebung ging nicht wie bisher vom Kabinet aus, sondern über jedes Gesetz wurde entweder der Senat oder ein aus zwei und fünfzig Mitgliedern desselben bestehender Ausschuß zu Rathe gezogen, und dieser Ausschuß war stets in der Nähe des Kaisers, um zur Prüfung der Regierungsvorschläge berufen zu werden. Die ganze Regierung leitete ein Staatsrath von sechszehn geprüften Männern, in deren Mitte der junge Kaiser Regentenweisheit lernen sollte. Der Rechtspflege standen berühmte Rechtsgelehrte als höchste Instanz vor. Ulpian, der erste Jurist und der strengste und rechtlichste Mann seiner Zeit, war Alexander's Freund und der Einzige, mit dem er sich ohne Zeugen zu unterhalten pflegte. Auch der berühmte Rechtsgelehrte Paulus gehörte zu Sever's Rathgebern. Schon der Einfluß dieser beiden Männer allein kann als das beste Lob des jungen Kaisers und seiner Mutter gelten. In Bezug auf das Hofwesen war Sever's Regierung eine kurze Wiederkehr der alten Form und Weise eines Vespasianus. Er selbst zeigte die größte Einfachheit und Ordnung in seinem Leben, und arbeitete dem

orientalischen Hofwesen und der herrschenden Prunkliebe so viel als möglich entgegen; denn ganz in die alte Bahn konnte er die Sitten nicht zurückleiten, weil es leichter ist, einen neuen Luxus einzuführen und die Eitelkeit anzuspornen, als jenen abzuschaffen und diese zu dämpfen. Sever's Privatleben, die Keuschheit seines Wandels, die Einfachheit seines Hausrathes, seine Tafel und seine Erholungen, die Vorsicht, mit welcher er die Ämter besetzte, seine Unterstützung der Anstalten für Wissenschaft, Unterricht und Armenpflege, seine Sorge für eine weniger kostspielige Verwaltung und seine Bemühungen um Wiederherstellung der alten Sittenzucht waren in der That musterhaft. Dagegen fühlt man aber freilich auch in dem ganzen Benehmen des Kaisers einen auffallenden Mangel an Selbstständigkeit, man gewahrt in Allem etwas Pedantisches und Anerzogenes, sowie eine gewisse weibliche Reizbarkeit, eine weiche Milde und dabei doch auch wieder eine zu große Heftigkeit in der Verfolgung solcher unmoralischen Handlungen, welche Gott allein richten kann.

So vortrefflich auch die Regierung Sever's und seiner Mutter war, so ergibt sich doch aus dem ganzen Zusammenhange der Geschichte, daß im römischen Reiche keine Einrichtung von Dauer sein konnte, so lange Soldatenherrschaft bestand, und der Kaiser nicht durch Tapferkeit und Kriegserfahrung den Truppen Achtung einflößte. Das konnte weder Ulpian noch Severus, obgleich der Letztere bei seinem orientalischen Kriegszuge sich auf jede Art beliebt zu machen suchte, und die Einfachheit seiner Lebensweise sorgfältig zur Schau trug. Um die Liebe der Soldaten zu erwecken, vielleicht auch um auf die Orientalen durch kaiserliche Pracht einen stärkeren Eindruck zu machen, umgab er sich mit einer neuen Garde von etwa dreißigtausend Mann, und hielt neben derselben noch eine andere Schaar, die mit vergoldeten, silbernen oder übersilberten Schilden geschmückt war. Auf diese Weise vermehrte der friedlichste und freundlichste Kaiser die Kosten des Heeres, und gab dem Übermuthe der Soldaten neue Nahrung. Ewige Unruhen waren die Folge von Sever's ganzem Benehmen und Verfahren; es verging fast kein Jahr, wo nicht irgend eine Unzufriedenheit im Heere zu dämpfen oder eine Verschwörung zu unterdrücken war, und zuweilen brachen auch zwischen den Bür-

gern und Soldaten Zwiſtigkeiten aus, welche manchmal in einen förmlichen mehrtägigen Bürgerkrieg übergingen. Bei einem dieſer blutigen Zwiſte ward Ulpian, welcher unglücklicher Weiſe zum Präfecten der Prätorianer ernannt worden war, und die Soldaten durch ſeine Strenge erbittert hatte, vor den Augen des Kaiſers, der ihn vergebens in Schutz nahm, ums Leben gebracht.

Zu Sever's Zeit ging das parthiſche oder arſacidiſche Reich unter, und ein neues perſiſches Reich trat an ſeine Stelle. Die Parther gehörten ihrer Abkunft nach höchſt wahrſcheinlich nicht zu den perſiſchen Völkern (ſ. Th. I. S. 119), auch traten ſie nie aus dem Nomaden-Zuſtande heraus, und die alte perſiſche Religion und Wiſſenſchaft ſank während ihrer Herrſchaft in Vergeſſenheit. Daher haben auch die ſpäteren perſiſchen Dichter und Geſchichtſchreiber den Ruhm der Arſaciden nicht als einen perſiſchen in Anſpruch genommen; ſie ſchweigen von den Heldenthaten der Parther, von der Niederlage eines Craſſus und von den übrigen rühmlichen Kriegen, über welche die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller ausführlichen Bericht geben. Ganz anders verhält es ſich mit der Dynaſtie der Saſſaniden, welche 226 die Herrſchaft des arſacidiſchen Hauſes zerſtörte, und auf den Trümmern derſelben ein neues Reich gründete. Ardiſchir oder Artaxerres I., der Stifter dieſer Dynaſtie, war ein Perſer, und rühmte ſich ſogar der Abſtammung von den perſiſchen Königen der Vorzeit. Er war Statthalter einer parthiſchen Provinz, empörte ſich gegen Artaban IV., den letzten arſacidiſchen Herrſcher, und wußte ſeine Landsleute gegen die Parther um ſich zu vereinigen. Es gelang ihm die parthiſche Macht zu brechen, und ſeine erſten Regierungshandlungen beſtanden darin, daß er in dem von ihm gegründeten neuperſiſchen Reiche die alte perſiſche Religion, die Prieſterkaſte der Magier und die anderen Einrichtungen der Vorfahren wiederherſtellte. Er eroberte hierauf eine Provinz nach der andern, und gewann zuletzt in der Nähe der heutigen Stadt Schuſter eine entſcheidende Schlacht, in welcher Artaban Thron und Leben verlor. Da Artaxerres das alte perſiſche Reich auch ſeinem äußeren Umfange nach wiederherzuſtellen ſuchte und aus dieſem Grunde ſchon im Jahre 227 in die römiſche Provinz Kappadocien einbrach, ſo gerieth er dadurch in einen mehrjährigen

Krieg mit den Römern. Alexander Severus zog selbst gegen ihn. Er machte einen vortrefflichen Operations-Plan, erfocht bedeutende Vortheile über die Perser, und drang tief in ihr Land ein; allein seine Mutter erlaubte ihm aus übertriebener Besorgniß für sein Leben nicht, den entworfenen Plan weiter zu verfolgen. Er zog sich daher zurück, und verlor auf dem Rückzug über zwei Drittheile seines Heeres. Doch hatte er die Perser so sehr in Schrecken gesetzt, daß sie einige Jahre lang ruhig blieben.

Der Kaiser ward gleich nach dem persischen Kriege, der wahrscheinlich vier Jahre (von 230 bis 234) gedauert hatte, durch einen Raubzug germanischer Völker an den Rhein gerufen (235). Hier hatte ein Thracier, Maximinus, der vom gemeinen Ringer und Soldaten bis zu den ersten Stellen im Heer emporgestiegen war, ein Haupt-Commando, und stand, als Severus in Mainz eintraf, an der Spitze der kurz vorher in Pannonien ausgehobenen Truppen. Dieser ganz rohe, aber durch ungeheure Größe, Kraft und Gewandtheit des Körpers ausgezeichnete General leitete während Sever's Anwesenheit am Rhein die Übungen und Märsche des Heeres; der Kaiser selbst dagegen, welcher stets von seiner Mutter begleitet wurde, nahm an den Beschwerlichkeiten des Kriegsdienstes keinen Theil, sondern sah müßig zu, erließ aber häufig Befehle über Mannszucht, welche besonders bei den gallischen Truppen große Unzufriedenheit erregten. Als die Soldaten den Kaiser deshalb mit Beschwerden und Forderungen bestürmten, versuchte er sie mit Strenge zurechtzuweisen, er veranlaßte aber dadurch einen förmlichen Aufstand der gallischen Truppen. Diese zwangen Maximin, sich an ihre Spitze zu stellen, und ermordeten in der Nähe von Mainz sowohl den Kaiser als seine Mutter (235). Sever's Tod erweckte bei den übrigen Truppen eine allgemeine Betrübniß, und die Mörder mußten ihre That mit dem Leben büßen; Maximin ward aber von dem roheren und kräftigeren Theile des Heeres als Kaiser begrüßt, und wußte sich zu behaupten.

5. Die Nachfolger des Alexander Severus bis auf Diokletian.

Mit dem Regierungsantritte des rohen Barbaren Maximinus (im März 235), der sogar durch seine einzige gute Eigenschaft, seinen

Eifer gegen Weichlichkeit und Üppigkeit, mit der Verfassung und Einrichtung des verfeinerten römischen Volkes in Widerstreit gerieth, beginnt eine der traurigsten Perioden der alten Geschichte. Von dieser Zeit an zeigen sich nämlich neben der inneren Zerrüttung zwei Haupterscheinungen, die Herrschaft der unter einander in Zwietracht gerathenden Heere und eine fast ununterbrochene Reihe von Einfällen der Barbaren. Dieser Zustand drohte jeden Augenblick eine völlige Auflösung des Staates herbeizuführen, und endigte zuletzt mit der Trennung der östlichen Provinzen von den westlichen und mit der Gründung einer zweiten Hauptstadt des Reichs.

Die Wahl des deutschen Heeres, bei welchem sich auch ein großer Theil der Garden befand, wurde vom Senat aus Furcht bestätigt; der neue Kaiser blieb aber beim Heere, und kam während seiner dreijährigen Regierung nie nach Rom. Er entwarf große Eroberungspläne, machte Kriegszüge in das Innere von Deutschland, und war auf dem Marsche, wie bei den Kämpfen stets selbst voran. In der Verwaltung zeigte er sich furchtbar streng und hart, und zwei Empörungen, welche gegen ihn versucht wurden, dienten ihm als ein neuer Beweggrund zu den grausamsten Hinrichtungen; bei der einen ließ er nicht weniger als viertausend Menschen umbringen. Schonung kannte er durchaus nicht, im Gegentheil, er lebte der Überzeugung, daß sich das Reich ohne Grausamkeit nicht behaupten lasse. Er verachtete die Weichlichkeit und Schwäche der Römer, haßte ihre Feigheit und Vergnügungssucht, zog alle für Pracht, Thierhetzen und Schauspiele ausgesetzten Summen ein, mishandelte alle Leute von Familie oder von Vermögen auf unerhörte Weise, ließ alle bürgerlichen Anstalten verfallen, und verschwendete die Staatsgelder an den rohesten Theil des Heeres. Als er sich zuletzt sogar an dem Privateigenthum der Bürger und an den Tempelschätzen vergriff, wurden auch die Friedlichsten zur Verzweiflung gebracht. In Afrika brach die allgemeine Unzufriedenheit zuerst in Empörung aus. Dort setzte man bei einer zufällig entstandenen Auflehnung den Statthalter der Provinz, den achtzigjährigen Gordianus I, zum Kaiser und seinen gleichnamigen Sohn zum Mitregenten ein. Der römische Senat bestätigte diese Wahl sogleich, und wüthete auf

gleiche Weise, wie das Volk der Stadt Rom, gegen alle diejenigen, welche es mit Maximin hielten. Zum Unglück wurden die beiden Gordiane durch den benachbarten Statthalter von Mauritanien sehr bald besiegt und ums Leben gebracht. Maximin, der sich anfangs vor Zorn rasend gestellt, dann aber dem Senat Verzeihung angeboten hatte, setzte sich, als diese zurückgewiesen wurde, mit seinem Heere gegen Italien in Bewegung. Auf die Nachricht vom Anmarsche des Kaisers und vom Tode der beiden Gordiane erwählte der Senat zwei neue Kaiser, den kriegserfahrenen Maximus und den gewandten Staatsmann Balbinus, und als die Soldaten dabei die geheime Absicht der Einführung einer aristokratischen Herrschaft argwohnten, ward noch ein dritter Kaiser ernannt, Gordianus III., der dreizehnjährige Enkel Gordian's I. Maximin verzögerte seinen Marsch nach Italien aus unbekannten Gründen so lange, bis alle Provinzen sich gegen ihn erklärt hatten. Als er endlich im Frühjahr, wo das Anschwellen der Flüsse den Marsch sehr erschwerte, in Oberitalien erschien, hatten seine Gegner alle nöthigen Vorkehrungen gegen ihn getroffen, er fand überall den hartnäckigsten Widerstand, und sein Heer hatte zugleich mit dem Hunger und mit einem wohlgerüsteten Feinde zu kämpfen. Dieses Misgeschick erbitterte ihn so sehr, daß seine Härte zuletzt sogar seinen eigenen Soldaten unerträglich wurde. Sie erschlugen ihn daher sammt seinem Sohne bei der Stadt Aquileja, und erkannten die drei vom Senat erwählten Kaiser an (239).

Die Besieger Maximin's waren kaum nach Rom zurückgekehrt, als die Prätorianer mit dem Senat und Volk in Streit geriethen, und bei einem Aufstand die beiden Kaiser Balbinus und Maximus erschlugen. Gordianus war nun allein Kaiser, und zum Glück für ihn ward unmittelbar nachher Misitheus, ein wackerer Mann, Präfect der Prätorianer. Dieser vermählte seine Tochter mit dem jungen Kaiser, und führte statt seiner die Regierung. Misitheus und Gordianus waren bald genöthigt, gegen die Perser zu ziehen, welche unter dem zweiten Sassaniden, Schapur I., die Verwirrungen im römischen Reiche zu einem Einfall in Mesopotamien benutzt hatten. Die Feinde wurden zurückgeschlagen; unglücklicher Weise starb aber Misitheus auf diesem

Kriegszuge, und sein Nachfolger in der Präfecten-Stelle, Philippus, dem man wegen seiner asiatischen Herkunft den Beinamen des Arabers gab, konnte sich bei seinem unbegrenzten Ehrgeiz nicht mit der untergeordneten Stellung des Misitheus begnügen. Es strebte von Anfang an nach der Kaiserwürde, erregte Unzufriedenheit im Heere, ließ den jungen Kaiser ermorden (254), nahm dann selbst den Purpur, und ward vom Senat als Herrscher anerkannt.

Der neue Kaiser schloß sogleich Frieden mit den Persern und eilte nach Rom. Hier feierte er mit außerordentlicher Pracht und durch eine Reihe von öffentlichen Lustbarkeiten den tausendjährigen Bestand der Stadt Rom, welche nach der damals allgemein angenommenen Varronischen Zeitrechnung siebenhundert vierundfünfzig Jahre vor Christi Geburt gegründet worden war (s. Th. III. S. 154). Zu der nämlichen Zeit, als man das tausendjährige Bestehen des römischen Reiches feierte, schien sich dasselbe völlig auflösen zu wollen. Es war nämlich nicht nur im Inneren zerrüttet, sondern gerade damals zogen auch einerseits deutsche Völkerschaften plündernd über den Rhein und die Donau, und andererseits schien es, als wenn der ganze Orient den Persern zufallen würde. Dies wäre auch vielleicht geschehen, wenn die Perser ein ordentliches Kriegssystem und regelmäßige Heere gehabt hätten. Zu eben derselben Zeit traten auch bei den verschiedenen römischen Heeren verschiedene Kaiser auf. Während die Anführer der Heere die Kaiserwürde an sich rissen, ward der zum Statthalter der empörten Provinzen Mösien und Pannonien ernannte Decius von den Soldaten auf den Thron erhoben. Er zog sogleich gegen Philippus zu Felde. Decius hatte zwar vor der Abreise nach Mösien seinem Kaiser Muth eingesprochen, hatte ihm die Unterdrückung des dortigen Aufstandes gelobt, und soll ihm sogar nach seiner Erhebung auf den Thron geschrieben haben, daß er von den Soldaten zur Empörung gezwungen worden sei, und nach seiner Ankunft in Rom die kaiserliche Würde wieder niederlegen werde; Philippus traute aber mit Recht diesem Versprechen nicht, und zog ihm mit einem Heere entgegen. Er ward geschlagen und verlor im Treffen das Leben (249).

Decius Regierung war nicht glücklicher, als die seines Vorgängers. In Gallien brachen Unruhen aus, und die Provinzen Dacien, Mösien und Thracien wurden von den Gothen verwüstet, welche unter ihrem Könige Cniva eingebrochen waren. Decius zog gegen die Gothen, und erfocht anfangs bedeutende Vortheile über sie, wurde aber, als er sie mit unbedachtsamer Hitze verfolgte, von ihnen plötzlich angegriffen und mit seinem Heere aufgerieben (251). Gallus, der einen anderen Theil des Heeres commandirte, ward von diesem zum Kaiser ausgerufen. Er kaufte die Gothen mit dem Versprechen eines jährlichen Tributs ab, kränkte aber dadurch den Stolz der Römer, und reizte zu gleicher Zeit die Feinde zu neuen Einfällen in ein Reich, dessen Ohnmacht durch jenen Vertrag öffentlich eingestanden worden war. Bald nachher zog der in Pannonien commandirende General Aemilianus gegen die Gothen zu Felde, und war so glücklich, ebendieselbe Nation, an welche sein Kaiser Tribut zahlte, zu besiegen. Er theilte die den Feinden entrissene Beute unter seinen Soldaten aus, und ward von diesen aus Dankbarkeit zum Herrscher ausgerufen. Der neue Kaiser brach hierauf sogleich nach Italien auf. Gallus ward, als er ihm entgegen zog, von seinen eigenen Soldaten erschlagen (253), Aemilianus erfuhr aber wenige Monate nachher das gleiche Schicksal. Als nämlich der General Valerianus, der in Graubünden und Tyrol ein zahlreiches Heer für Gallus gesammelt hatte, in Italien erschien, ward Aemilianus von seinen eigenen Leuten getödtet und Valerianus statt seiner als Kaiser anerkannt. Wie traurig mußte die Lage eines Reiches sein, in welchem seit Alexander Severus Tode die Regierung so häufig wechselte, und die Soldaten, die größtentheils aus rohen Ausländern bestanden, nach ihrer Laune Kaiser ein- und absetzten! Verwirrung und Soldatenherrschaft waren aber nicht das einzige Unglück. Gallien und die Nord-Provinzen waren fast ohne Unterlaß den Verwüstungen der Barbaren preisgegeben; neben öfterer Hungersnoth wüthete seit Gallus Herrschaft noch eine furchtbare Pest, die sich über das ganze Reich verbreitete und besonders in Rom viele tausend Menschen hinwegraffte; endlich hatte Decius eine grausame Verfolgung der Christen angeordnet, durch welche man mit einer mächtigen, sich

immer mehr ausbreitenden Religion in Kampf gerieth und das Reich noch mehr zerrüttete.

Auch Valerianus (253—260), obgleich er sich seither als tüchtiger General und als rechtlicher, an einfache Sitten gewöhnter Bürger ausgezeichnet hatte, war nicht vermögend, Ordnung, Ruhe und Frieden wiederherzustellen. Er selbst und sein Sohn Gallienus, den er zum Mitregenten angenommen hatte, zogen gegen die auswärtigen Feinde zu Felde, und einige seiner Generale bewiesen in der Bekämpfung derselben große Tapferkeit und Geschicklichkeit; allein die Zahl der Feinde war zu groß, die Grenze zu ausgedehnt. Wenn man auch die Feinde an dem einen Ende des Reiches zurück trieb, so brachen sie am anderen um so furchtbarer ein. Die Franken, deren Namen um jene Zeit zum ersten Mal erwähnt wird (s. oben S. 182), verheerten die Provinz Gallien; die Völker des alemannischen Bundes, welche zu Caracalla's Zeit zuerst unter diesem gemeinschaftlichen Namen erschienen waren, drangen verwüstend durch den Elsaß und die Schweiz bis nach Mailand vor, wo Gallienus sie in einer großen Schlacht besiegte. In Pannonien, Illyrien, Mösien und Thracien setzten die Gothen und andere Völkerschaften ihre Raubzüge fort. Die Gothen waren damals von allen barbarischen Völkern am furchtbarsten. Sie schifften sogar auf gebrechlichen Fahrzeugen, die sie von gefangenen Römern bauen ließen, über das schwarze Meer nach Kleinasien hinüber, beraubten und zerstörten die dortigen Küstenstädte, und streiften plündernd bis tief in das Innere des Landes Ebenso furchtbar, wie die Gothen, waren die Perser, welche um jene Zeit Armenien an sich rissen und bis nach Syrien vordrangen. Valerian zog 258 selbst gegen sie zu Felde. Unterwegs ward er durch neue verheerende Einfälle der Gothen, Burgunder und anderer barbarischen Völker aufgehalten. Er traf zwar die nöthigen Maßregeln zur Vertheidigung des nördlichen Kleinasiens gegen diese Raubangriffe, die Barbaren wandten sich aber, als dies geschah, nach anderen Gegenden und Städten, die seit undenklichen Zeiten keinen Feind gesehen hatten. Sie verwüsteten die Inseln des Archipels, besetzten und mishandelten Athen, streiften von da bis nach Thessalien und Illyrien, plünderten Ephesus und zerstörten den Dianen-Tempel dieser Stadt. Mit reicher Beute

beladen kehrten sie dann in ihre Heimath zurück. Valerian selbst ward, als er endlich gegen die persische Grenze zog, in einem Treffen geschlagen. Er ließ sich nachher von den Feinden täuschen, und fiel selbst in ihre Hände (260). Er wurde nie mehr aus der Gefangenschaft entlassen, und Schapur I. soll ihn mit Ketten beladen durch alle Hauptstädte seines Reiches geführt, beim Aufsteigen aufs Pferd den Fuß auf seinen Rücken gesetzt, kurz, ihn ebenso schmählich und unwürdig behandelt haben, wie über ein Jahrtausend später der Sage nach Sultan Bajazeth I. von Timur behandelt wurde. Etwas Wahres mag beiden Erzählungen zu Grunde liegen, jedenfalls sind aber beide übertrieben. Der persische König benutzte sein Glück und die Verwirrung im römischen Reiche zu einem verheerenden Einfall in Syrien, er eroberte und plünderte Antiochia, schleppte Tausende von Menschen in die Sklaverei, und verfuhr dann ebenso in Cilicien und Kappadocien, bis es den Römern endlich unter Anführung des Generals Balista gelang, ihn zurückzutreiben.

Gallienus herrschte zwar dem Namen nach noch acht Jahre nach seines Vaters Tode; es traten aber in den verschiedenen Theilen des Reiches so viele Gegenkaiser auf, daß ihre Zahl dreißig oder sogar noch mehr betragen haben soll. Man hat Gallien's Nebenkaiser wegen dieser Zahl auf eine sehr unpassende Weise mit den dreißig Tyrannen von Athen (s. Th. II. S. 6) verglichen, und sie daher die dreißig Tyrannen der Römer genannt. Die berühmtesten von ihnen waren Balista und Odenathus im Orient, Posthumus in Gallien und Spanien, Tetricus in Gallien und Aureolus in Illyrien. Diese Herrscher verschwanden größtentheils wieder ebenso schnell vom Schauplatze, als sie aufgetreten waren. Obgleich ihr Erscheinen eine Zeit völliger Verwirrung und Auflösung anzudeuten schien, so waren doch die meisten von ihnen tapfere Generale, welche das Reich gegen die von den Germanen und Persern drohende Gefahr schützten. Gallienus zeigte sich in dieser Verwirrung als einen Mann, der bald in sorgloser Üppigkeit schwelgte und durch die Beschäftigung mit philosophischem Mysticismus seine Zeit verschwendete, bald wieder große Anstrengung und Thätigkeit entwickelte. Er ward im Jahre 268 durch seine eigenen Leute

umgebracht, und Claudius, der tapferste seiner Generale, welcher wahrscheinlich um seinen Mord gewußt hatte, wurde statt seiner zum Kaiser ernannt.

Mit Claudius, den alle Schriftsteller als einen bescheidenen, gerechten, uneigennützigen und einsichtsvollen Regenten preisen, begann für das Reich eine neue und bessere Zeit; denn es gelang diesem Kaiser, die Barbaren zu besiegen, die Empörer nach und nach zu bezwingen und die Einheit der Verwaltung wieder herzustellen. Sein ausgezeichneter General Aurelianus, welcher nach ihm die Kaiserwürde erhielt, und seine anderen nächsten Nachfolger gingen auf dem von ihm gebahnten Wege weiter, und vollendeten das, was er angefangen hatte. Zuerst rettete Claudius Italien, in welches die Alemannen eingedrungen waren; er brachte den Barbaren am Garda-See eine vollständige Niederlage bei, und jagte sie über die Alpen zurück. Hierauf wandte er sich nach dem Osten, wo die Gothen, Peucinen, Juthunger, Gepiden, Heruler und alle übrigen zwischen dem Don und der Donau wohnenden Völkerschaften verheerend in das römische Gebiet eingebrochen waren. Ein Theil von ihnen hatte Pannonien, Illyrien, Mösien und Thracien überschwemmt, die übrigen waren über das schwarze Meer und durch die Dardanellen geschifft, und verheerten die Küsten des Archipelagus bis nach Kreta und Cypern hin. Die Barbaren wurden theils vom Kaiser selbst, theils von seinen Generalen besiegt, außerdem erlag ein großer Theil von ihnen der Pest und dem Mangel. Claudius und seine Feldherren verschafften damals den östlichen Provinzen nicht blos augenblickliche Rettung, sondern sie brachen auch die gothische Übermacht auf längere Zeit. Leider wurden diese Vortheile wieder dadurch ganz aufgewogen, daß man die vielen Gefangenen in die Provinzen vertheilte, und ganze Horden von Barbaren nebst ihren Führern dem römischen Heere einverleibte.

Dieselbe Krankheit, die den Barbaren so verderblich war, raffte auch Claudius hinweg (270). Die Soldaten riefen Aurelianus zum Kaiser aus, welchen Claudius selbst zu seinem Nachfolger ernannt haben soll. Der neue Kaiser, der bis 275 regierte, war kaum nach Rom gekommen, als ihn die Raubzüge der Markomannen nach Oberitalien riefen. Er trieb die Barbaren

zurück, verfolgte sie bis in ihr Land, und stand tief in Pannonien, als ihn die Nachricht, daß die Alemannen und andere Völker in Italien eingebrochen seien, zur Rückkehr nöthigte. Er rettete die Halbinsel zum zweiten Male, konnte aber durch alle seine Siege nur augenblickliche Ruhe erzwingen; schon wenige Jahre später wiederholten die nämlichen Völker ihre Streifzüge. Mit Recht begann daher Aurelian gleich nachher die Befestigung der Stadt Rom; denn seitdem die Alpenpässe keinen Schutz mehr gewährten, war Rom vor den Barbaren nicht länger sicher; die Alemannen hatten bei ihrem letzten Raubzug wirklich die Absicht gehabt, Rom selbst anzugreifen, und waren bereits bis nach Umbrien vorgedrungen. Aurelian ließ die Stadt mit ungeheuern Mauern umgeben, die erst unter seinem Nachfolger vollendet wurden.

Nach der Besiegung der deutschen Völker mußte Aurelian seine Kräfte gegen zwei innere Feinde richten. In Gallien herrschte nämlich noch immer der Kaiser Tetricus, und der größte Theil des Orients war schon unter Gallienus von einem Eingeborenen, Odenathus, abhängig geworden. Den Ersteren konnte Aurelian ohne Bedenken noch eine Zeitlang in Ruhe lassen, da Tetricus ein Sklave seiner Soldaten und des Purpurs überdrüssig war; das von dem Letzteren gegründete Reich dagegen war eine zu gefährliche Macht, als daß nicht Aurelian, sobald ihm die Barbaren freie Hand ließen, hätte eilen müssen, es anzugreifen. Odenathus und seine Gemahlin Zenobia gehören, obgleich ihre Macht kurz und vorübergehend war, zu den bedeutendsten Personen der Weltgeschichte. Odenathus war ein Stamm-Häuptling auf der für den Karawanen-Handel des Alterthums so wichtigen und seit Trajan zum römischen Reiche gehörenden Oase Palmyra (s. Th. I. S. 106). Auf dieser Oase blühte seit Salomo's Zeiten die gleichnamige Stadt, einer der Haupthandelsplätze zwischen dem persischen Busen und dem Mittelmeer. Sie hatte unter den Seleuciden griechische Cultur angenommen, und war von griechischen Baumeistern mit prachtvollen Tempeln und anderen Gebäuden geschmückt worden. Odenathus, welcher zugleich Bürger der Stadt war, hatte unter Gallien's Regierung, als die Perser die römischen Grenzprovinzen überschwemmten, seine Mitbürger und die zerstreuten Römer mit der waffenfähigen Mannschaft seines Stammes

zu vereinigen gewußt, an der Spitze dieser Macht die Perser über den Euphrat zurückgetrieben, und sich dabei einen so großen Ruhm erworben, daß er seitdem unter dem Namen eines Königs von Palmyra die Herrschaft in der Stadt und auf der ganzen Oase führte (260). Seine Gemahlin Zenobia erklärte er gleich anfangs zur Mitregentin. Er setzte nachher den Krieg gegen die Perser mit großem Glücke fort, lockte die Soldaten des römischen Generals Balista, der den Kaisertitel angenommen hatte, an sich, und tödtete ihn selbst. Gallienus ernannte ihn zum Dank dafür nicht allein zum Oberfeldherrn des Orients, sondern beehrte ihn auch nebst seiner Gemahlin mit den Titeln Cäsar und Augustus. Er herrschte seitdem als alleiniger Regent in einem großen Theile des Orients. Nach seinem Tode (267) übernahm Zenobia die Regierung, und führte sie ebenso kräftig, als er. Ihre Schönheit, ihr großer Verstand, ihre griechische Bildung, ihre Beredsamkeit, besonders aber, was bei Weiberregierungen so selten und im Orient fast wunderbar ist, ihr keuscher Sinn und Wandel zeichneten sie ebenso sehr aus, als ihre Tapferkeit und ihre männlichen Beschäftigungen mit dem Krieg und der Jagd. Sie trug das Diadem orientalischer Könige, hatte einen orientalischen Hofstaat und zeigte in ihrer äußeren Erscheinung die bei den Herrschern des Morgenlandes gewöhnliche Pracht. Ihre Kleidung war halb griechisch, halb orientalisch, öffentlich erschien sie stets im Helm Ihre Gastmähler waren nach römischer Art eingerichtet. Während sie die Römer und die nach römischen Sitten lebenden Asiaten durch ihre gebildete Unterhaltung und ihre Geselligkeit gewann, scheute sie sich andererseits nicht, den Armeniern und Persern, welche mehr als andere Orientalen den Genuß des Weines liebten, durch ihre Theilnahme an Trinkgelagen gefällig zu sein. Sie war in der Geschichte des Orients bewandert, und verstand die wichtigsten orientalischen Sprachen, sowie das Griechische und Egyptische vortrefflich; das Lateinische war ihr weniger geläufig, dagegen sprachen ihre Söhne gewöhnlich lateinisch. Despotische Strenge und freundliche Milde, Sparsamkeit und Freigebigkeit wußte sie auf eine geschickte Weise mit einander zu verbinden.

Als Claudius den römischen Thron bestieg, beherrschte Zenobia das ganze syrische Reich und die meisten Provinzen von Klein-

asien; bald nachher benutzte sie eine in Egypten ausgebrochene Empörung, um sich auch in diesem Lande festzusetzen. Gerade als Aurelian seine Kriege gegen die Deutschen beendigt hatte, war sie im Begriff, ihre Herrschaft noch über den Rest von Kleinasien auszudehnen; Aurelian kam ihr aber zuvor. Zenobia's Heere wurden von ihm mehrmals besiegt, und mußten aus Syrien und Kleinasien zurückweichen, endlich verlor sie selbst eine entscheidende Schlacht, welche bei Emesa oder Hems geliefert wurde. Sie zog sich nach Palmyra zurück, konnte sich hier aber nicht lange halten, weil der Mangel an Lebensmitteln eine längere Vertheidigung der Stadt unmöglich machte, während Aurelian die nöthigen Maßregeln ergriffen hatte, um sein Heer mit reichlicher Zufuhr zu versorgen. Zenobia suchte sich daher durch die Flucht zu retten, gerieth aber dabei in römische Gefangenschaft. Die Palmyrener nahmen hierauf die angebotene Verzeihung an, und öffneten dem Sieger die Thore ihrer Stadt. Aurelian, der sonst mit rücksichtsloser Härte zu verfahren pflegte, benahm sich gegen Palmyra schonend, und ließ nur die Vertrauten der Königin ums Leben bringen. Unter diesen befand sich auch der berühmte griechische Philosoph und Rhetor Longinus, welcher die Königin für griechische Bildung begeistert und ihr gleichsam als erster Minister zur Seite gestanden hatte, weil er von ihr und ihrem Reiche bessere Zeiten erwartete. Aurelian war über ihn besonders wegen des stolzen und trotzigen Schreibens aufgebracht, mit welchem Zenobia seine Aufforderung zur Unterwerfung beantwortet hatte, und für dessen Verfasser, obgleich wahrscheinlich mit Unrecht, Longinus gehalten wurde. Auch war die undankbare Königin in der Gefangenschaft schwach genug, den Groll des Kaisers gegen Longinus zu ihrem Vortheile zu benutzen und die Schuld ihres Widerstandes auf den Letzteren zu schieben. Aurelian verurtheilte den edlen Weisen, welcher der alten Zeiten seines Volkes würdig gedacht und gehandelt hatte, sammt seinen Freunden und Gehülfen zum Tode. Longinus blieb den Grundsätzen, die er im Leben gelehrt hatte, bis zum letzten Augenblicke getreu, und besiegelte seine Philosophie durch die Art, wie er in den Tod ging und seine Leidensgefährten tröstete. Aurelian kehrte, nachdem er eine kleine Besatzung in Palmyra gelassen hatte, mit der gefangenen

Königin nach Europa zurück, erhielt aber unterwegs die Nachricht, daß die Palmyrener sich empört und seine Besatzung ermordet hätten. Diese Nachricht reizte seine ganze Wuth, er wandte sich sogleich wieder um, eroberte die Stadt im ersten Anlauf, und bestrafte sie auf eine unerhört grausame Art. Alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes wurden niedergemetzelt, und die Stadt sammt dem riesenmäßigen Sonnentempel, der seiner Pracht und Größe wegen nur mit den egyptischen Bauwerken verglichen werden konnte, zerstört. Palmyra wurde zwar später wieder aufgebaut, und Aurelian selbst ließ jenen Tempel wieder herstellen, die Zeiten waren aber dem Zerstören günstiger als dem Erbauen, und im achten Jahrhundert ward auch diese neue Stadt von den Arabern vernichtet. Die Trümmer von Palmyra, welche zum Theil noch der Zeit der Zenobia angehören, sind erst vor hundert fünfzig Jahren von europäischen Reisenden wieder aufgefunden worden; sie sind so großartig und prachtvoll, daß die ersten Berichte über sie in Europa lange Zeit keinen Glauben fanden.

Von dem zerstörten Palmyra zog Aurelian nach Egypten, wo einer der reichsten Handelsleute jener Zeit, Marcus Firmus, sich zum Beherrscher aufgeworfen und alle flüchtigen Anhänger der Zenobia bei sich aufgenommen hatte. Die schnelle Besiegung desselben mußte dem Kaiser um so mehr am Herzen liegen, weil der neue Usurpator die Getraideausfuhr nach Italien gehemmt, und dadurch das römische Volk in Verlegenheit gebracht hatte. Aurelian unterwarf das empörte Land bald, ließ Firmus hinrichten, und übte in Egypten, wie überall, viele Grausamkeiten. Den Bürgern von Rom zeigte der Kaiser seinen Sieg mit dem Zusatze an, daß sie nun wieder Brod hätten und sich also sorglos dem Vergnügen der Spiele hingeben könnten. Er selbst freute sich also, daß dem weltherrschenden Volke nur zwei armselige Wünsche (panis et Circenses, s. oben S. 306) die Seele füllten. Nach seiner Rückkehr in das Abendland besiegte Aurelian mit leichter Mühe den Gegenkaiser Tetricus in Gallien. Bei Chalons für Marne wurde eine Schlacht geliefert, in welcher Tetricus selbst, der Abhängigkeit von seinen Soldaten müde, sich und die Seinigen dem Gegner verrieth. Aurelian feierte in Rom einen glänzenden

Triumph, und führte in demſelben nicht nur Zenobia, ſondern auch Tetricus öffentlich auf. Dieſer ward nachher aufs ehrenvollſte behandelt, und erhielt eine angeſehene Statthalterſtelle in Italien. Über den letzten Schickſalen der Zenobia ſchwebt einiges Dunkel. Nach einigen Schriftſtellern wäre ſie ſogar ſchon auf der Reiſe von Aſien nach Rom geſtorben; nach den übrigen aber hätte ſie von Aurelian nach ſeinem Triumphe bedeutende Güter in Italien zu ihrem Unterhalte bekommen, und mit ihren Töchtern noch lange in ehrenvollem Privatſtande gelebt.

Aurelian zeichnete ſich während der übrigen kurzen Zeit ſeines Lebens hauptſächlich durch die furchtbare Härte aus, mit welcher er die Ruhe und Ordnung im Inneren zu befeſtigen ſuchte. Er gab die ſtrengſten Sittengeſetze ſowohl für die Bürger, als für die Soldaten, und beſtrafte die Verletzung derſelben aufs rückſichtsloſeſte. Seine unerhört grauſame Strenge muß übrigens einigermaßen damit entſchuldigt werden, daß das Reich in ſeinem damaligen Zuſtande ohne gewaltſame Mittel nicht erhalten werden konnte. Außerdem beſtand das Heer der Mehrzahl nach aus Barbaren, und dieſe konnten nur durch barbariſche Strafen im Zaum gehalten werden. Am größten war Aurelian an der Spitze der Heere. Bald nach ſeinem Triumphe entriß er den Alemannen das einige Zeit vorher von ihnen beſetzte Vindelicien. Dann zog er wieder in den Orient, um einen Krieg mit den Perſern zu beginnen. Unterwegs bekämpfte er mit Glück die Gothen an der Donau; doch iſt es nicht ausgemacht, ob die Gothen nicht vielleicht ſchon früher von ihm beſiegt wurden. Trotz ſeines Siegs entſchloß ſich Aurelian aus Klugheit, das Land Dacien den Gothen zu überlaſſen und die Donau von neuem zur Grenze des Reiches zu machen. Er ſchloß daher auf dieſe Bedingungen einen Frieden mit den Gothen. Die Länder Möſien, Thracien und Illyrien hatten ſeitdem bei weitem nicht mehr ſoviel zu leiden, als in der letzten Zeit; denn in den nächſten fünfzig Jahren brachen die Gothen viel ſeltener in die römiſchen Provinzen ein, und ſo oft ſie es wagten, wurden ſie mit Verluſt zurückgeſchlagen. Als Aurelian auf ſeinem weiteren Marſche nach Byzanz kam, ereilte ihn der Tod. Er hatte ſeinen vertrauten Geheimſchreiber auf Betrügereien ertappt; dieſer

brachte, um der unausbleiblichen harten Strafe zu entgehen, einigen der getreuesten Diener und Officiere des Kaisers durch die nachgemachte Handschrift desselben die Überzeugung bei, daß auch sie mit dem Tode bedroht wären. Die Geängstigten verschworen sich mit ihm zur Ermordung Aurelian's, und führten ihr Vorhaben schnell aus (275).

Die angesehenen Officiere, welche den Mord hatten ausführen lassen, suchten einen Theil der Schuld dadurch von sich abzuwälzen, daß sie die Ernennung eines neuen Kaisers dem Senat überließen. Dieser wies die Wahl zurück, weil er die großen Nachtheile erkannte, die beim damaligen Zustande des Reiches für ihn selbst und für den Gewählten entstehen mußten, wenn das Heer den Ernannten nicht anerkannte. Nachdem die Generale und der Senat mehrere Monate lang darüber verhandelt hatten, ernannte endlich der Letztere einen alten und würdigen Senator, Tacitus, zum Kaiser (275 im Herbst). Dieser wurde wahrscheinlich ebensowohl seines Reichthums, als seiner bürgerlichen Verdienste wegen erwählt. Tacitus gibt uns ein glänzendes Beispiel von dem großen Gegensatze, welcher nach und nach in den Vermögensverhältnissen der römischen Bürger entstanden war. Die freie Bauernklasse und der Mittelstand waren fast ganz verschwunden, während durch das Emporblühen des Handels und der Gewerbe der Reichthum einiger wenigen Familien fortwährend zugenommen hatte. Es erfolgte daher im römischen Reiche dasselbe, was zum Theil im heutigen England erfolgt ist, und früher oder später auch im übrigen Europa erfolgen wird. Die Bevölkerung zerfiel in zwei Theile, in übermäßig Reiche und Bettelarme. Zu den Ersteren gehörte Tacitus. Er besaß allein in liegenden Gütern dreiundzwanzig Millionen Gulden oder an dreizehn Millionen Thaler, und hatte bei seiner Erhebung so viel baares Geld in seiner Kasse, daß er damit dem ganzen Heere den Sold bezahlen konnte. Ein ähnliches Beispiel von königlichem Reichthum liefert uns der kurz zuvor erwähnte Usurpator Firmus, welcher, wie Odenathus, sein Vermögen und seinen Einfluß dem Handel verdankte. Firmus ließ ganze Handelsflotten nach Indien gehen, hatte den Verkehr mit dem inneren Afrika und Arabien größtentheils in seiner Gewalt, und soll allein von seinen Papier- und

Leim-Fabriken so viel Geld eingenommen haben, daß er davon ein ganzes Heer hätte unterhalten können.

Der fünfundsiebenzigjährige Tacitus, der sein ungeheueres Vermögen gleich anfangs dem Reiche schenkte, konnte die Herrschaft nur sechs Monate behaupten. Als er sich nach Kleinasien begeben hatte, um den Einfällen der Gothen und Alanen zu steuern, beleidigte er die Soldaten, und ward von ihnen erschlagen (276). Diese tödteten gleich nachher auch seinen Bruder, den Garde-Präfecten Florianus, welchen der Senat zu seinem Nachfolger ernannt hatte, und huldigten dem General Probus, den die Legionen in Syrien und Egypten zum Kaiser ausriefen. Probus, der von 276 bis 282 regierte, war ein tüchtiger General, und eines Feldherrn bedurfte das Reich damals mehr, als jemals. Die Gothen und Alanen waren noch nicht völlig aus Kleinasien zurückgetrieben; in Frankreich und in der Schweiz hatten die Alemannen, Franken, Burgunder und Vandalen, welche gleich nach Aurelian's Tod plündernd eingebrochen waren, das platte Land weithin überschwemmt und sechszig bis siebenzig Städte zerstört. Am furchtbarsten waren die Franken, welche damals in den Sümpfen und Wäldern der Niederlande ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten, und von dort aus die Provinz Gallien bedrängten. Gegen sie schickte Probus seine Generale, er selbst griff die Burgunder, Vandalen und Alemannen an. Gallien wurde zwar von den Barbaren wieder gereinigt, allein den Franken konnten die römischen Truppen nicht bis in ihre Sümpfe nachfolgen, und auch die anderen Völker wurden durch den Verlust, den sie erlitten, und durch die Verträge, zu denen sie sich bequemen mußten, eher gereizt, als gedemüthigt. Die Vandalen und Burgunder brachen sogar den Frieden, gleich nachdem er geschlossen worden war; Probus suchte sie daher im Innern ihres Landes auf, zwang sie zu einem Tribut, und ließ diesseit des Rheins feste Kriegslager anlegen. Außerdem errichtete er eine Flotte auf dem Rhein, um die Alemannen von ferneren Einfällen in Gallien abzuhalten. Leider vertheilte er auch viele Barbaren unter die römischen Legionen, und siedelte ganze Schaaren derselben in Britannien und anderen Provinzen an. Von den Franken ließ er sogar einen Theil nach den entfernten Küsten des schwarzen Meeres bringen, und die

spätere Zeit hat in einem Heldenliede den Zug von einigen hundert Franken besungen, die sich dort zur Rückkehr in ihre Heimath einschifften, auf einer abenteuerlichen, von Raub und Mord begleiteten Fahrt Kleinasien, Griechenland, Sicilien und die Küsten von Nordafrika berührten, und durch die Straße von Gibraltar, an Spanien und Frankreich her zu ihren Brüdern in den Niederlanden zurückkehrten. Die Sache ist etwas unglaublich, doch wird sie im Allgemeinen durch den Bericht eines griechischen Geschichtschreibers bestätigt, der im fünften oder sechsten Jahrhundert lebte. Übrigens gab vielleicht dieses Unternehmen den Friesen, Sachsen und anderen an der Nordsee wohnenden Völkerschaften den ersten Antrieb zu den kurz nachher beginnenden Seeräubereien, mit welchen sie die Küsten von England, Frankreich und Spanien unablässig heimsuchten.

Auch die Gothen und Alanen jagte Probus in ihre alten Sitze zurück. Außerdem steuerte er im Orient den Räubereien der Isaurier, schloß mit den Persern einen vortheilhaften Frieden, und vertrieb das halbwilde afrikanische Volk der Blemmyer, das einen Theil von Egypten besetzt hatte. In den letzten Jahren seiner Regierung richtete er sein Haupt-Augenmerk auf die Wunden, welche die lange Verwirrung im Inneren und die beständigen Einfälle der Barbaren dem Reiche geschlagen hatten. Er suchte besonders den Anbau des Bodens zu befördern, die Handelsthätigkeit zu beleben und den verödeten Provinzen eine neue Bevölkerung zu geben. Unglücklicher Weise zog er dadurch, wiewohl in der besten Absicht, Tausende von Barbaren in das Herz des Reiches. In Pannonien allein siedelte er außer vielen Gepiden, Juthungern und Vandalen hunderttausend Bastarner an. Er bediente sich zur Erreichung seiner wohlthätigen Absichten der Reichsheere, indem er dieselben während des Friedens zum Anlegen von Gebäuden, Straßen, Kanälen und Weinbergen verwendete. Die arbeitsscheuen Soldaten waren mit dieser Beschäftigung sehr unzufrieden, und Probus hatte deshalb mehrere gefährlichen Empörungen in verschiedenen Gegenden des Reiches zu unterdrücken. Endlich erlag er der Unzufriedenheit des Heeres. Er hatte nämlich schon früher in seinem Geburtslande Slavonien Weinberge anlegen lassen, deren Erzeugniß bis ins sechszehnte Jahrhundert

für den besten Wein des ungarischen Reiches galt. Jetzt wollte er daselbst auch Kanäle ziehen, die Sümpfe austrocknen und so das Land gesünder und zum Anbau geeigneter machen lassen. Er gebrauchte dazu dasselbe Heer, welches er so eben erst siegreich gegen die Quaden und Sarmaten geführt, und bereits zu einem neuen Zuge gegen die Perser bestimmt hatte. Die Soldaten murrten laut, daß sie gleich Verbrechern zu öffentlichen Arbeiten gezwungen würden, und als Probus selbst sie mit Heftigkeit schalt, ermordeten sie ihn (282).

Die Legionen setzten an Probus Stelle den als Feldherrn ausgezeichneten und unter den Waffen ergrauten Garde-Präfecten Carus, welcher seine beiden Söhne Carinus und Numerianus zu Mitregenten ernannte. Die Thätigkeit des neuen Kaisers wurde sogleich nach allen Seiten hin in Anspruch genommen. Die Perser hatten schon vorher den kaum erst geschlossenen Frieden gebrochen, die Quaden und Sarmaten fielen auf die Nachricht von Probus Tode aufs neue in die römischen Provinzen ein, und auch auf dem linken Rheinufer wiederholten die deutschen Völker ihre Raubzüge. Carus schickte seinen älteren Sohn Carinus gegen die Letzteren, züchtigte selbst die Quaden und Sarmaten, und zog dann in Begleitung seines jüngeren Sohnes gegen die Perser. Er drang siegreich in das Land derselben ein, ward aber während eines schrecklichen Gewitters in seinem Zelte durch den Blitz oder, was wahrscheinlicher ist, durch Meuchelmörder getödtet (283 im December). Numerianus wurde bald nachher von seinem eigenen Schwiegervater, dem Garde-Präfecten Aper, ermordet; dieser konnte aber, da er keinen bedeutenden Einfluß im Heere hatte, seinen herrschsüchtigen Zweck nicht erreichen. Die Soldaten riefen Diokletian, der unter Carus Chef des Generalstabes gewesen war, zum Herrscher aus (284), und die erste Regentenhandlung des neuen Kaisers war, daß er den Präfecten Aper ohne vorhergehende Untersuchung vor dem versammelten Heere als Numerian's Mörder zum Tode verurtheilte, und die Strafe gegen ihn mit eigener Hand vollzog. Hierauf zog Diokletian mit seinem Heere nach Europa, wo Carinus zuerst als Stellvertreter seines Bruders und nach dem Tode desselben in seinem eigenen Namen die Regierung führte. Carinus war ein so sittenloser und

verworfener Mensch, daß ihn sein eigener Vater zuletzt verleugnet und seine Absetzung beschlossen haben soll; dessen ungeachtet wußte er sein Ansehen im Westen des Reiches zu behaupten, und Diokletian fand an ihm einen schwer zu besiegenden Gegner. Sieben Monate lang dauerte der Kampf zwischen beiden Kaisern. Carinus trug sogar in dem letzten und entscheidenden Treffen, welches bei Margus an der Grenze von Pannonien und Mösien geliefert wurde, den Sieg davon, ward aber während der Verfolgung des Feindes von einigen seiner Leute, deren Ehre er durch seine Ausschweifungen schwer verletzt hatte, ums Leben gebracht. Nach seinem Tode (im August 285) erkannten beide Heere den Diokletian als Kaiser an.

6. Diokletian und seine Mitkaiser.

Diokletian hatte, wie aus Allem, was wir von ihm wissen, hervorgeht, schon lange vor seiner Erhebung nach dem Throne getrachtet, und behauptete die errungene Herrschaft durch militärische Gewalt. Bald nach Carinus Tode ernannte er seinen Waffengefährten Maximianus zum Cäsar oder Gehülfen in der Regierung, entweder weil derselbe in seine herrschsüchtigen Plane eingeweiht gewesen war, oder vielleicht auch weil Diokletian wegen der fast ununterbrochenen, in den entlegensten Theilen des Reiches zu führenden Kriege die Nothwendigkeit einer getheilten Regierung und eines doppelten, den bedrohten Gegenden nahe liegenden Sitzes derselben erkannte. Maximian, welchen der Kaiser bald nachher unter dem Titel Augustus zu seinem förmlichen Mitregenten annahm, und mit der Herrschaft über den Westen des Reiches belehnte, wohnte gewöhnlich in Trier oder in der südfranzösischen Stadt Arles, während Diokletian Nikomedia in Bithynien zur Hauptstadt des Ostens erhob, und, so oft es die Umstände erlaubten, dort seinen Sitz aufschlug. Maximian war, wie Diokletian, ein guter General und ein tapferer Soldat, unterschied sich aber von ihm hauptsächlich durch Mangel an Bildung und durch große Rohheit. Da er Diokletian's Überlegenheit fühlte, und sich von ihm leiten ließ, so wurden die Folgen einer getheilten Regierung in den ersten Jahren nicht fühlbar.

Diokletian ward in der ersten Zeit hauptsächlich durch die Bekriegung der Perser in Anspruch genommen, welche von neuem in das Reich eingebrochen waren; Maximian fand in Gallien und Britannien hinreichende Beschäftigung für seine kriegerische Thätigkeit. Im ersteren Lande hatte Maximian gleich anfangs einen furchtbaren Bauern-Aufstand zu unterdrücken, welcher durch den inneren Zustand dieser Provinz hervorgerufen worden war. In Gallien bestand nämlich schon zu Cäsar's Zeit unter den Einwohnern dasselbe drückende Verhältniß, das nachher während des Mittelalters in allen Staaten von Europa zu finden war, und dieses Verhältniß war unter der römischen Herrschaft noch drückender geworden. Die ganze Nation zerfiel in drei Klassen, in einen Güter besitzenden Adel, der die Herrschaft an sich gerissen hatte, in einen Klerus, der eine Kaste bildete und das niedere Volk auf mancherlei Weise zu seinem Unterhalte und Wohlleben zu steuern nöthigte, und in die Klasse der Bürger und Bauern, welche, da die beiden anderen Stände sich den öffentlichen Lasten zu entziehen wußten, alle Kosten der Verwaltung allein zu bestreiten hatte, und dabei noch dem Drucke der härtesten Willkür und Erpressung preisgegeben war. Die Bauern wurden endlich durch Noth und Elend zur Verzweiflung gebracht, und begannen unter dem Namen der Bagauden eine Empörung, die man mit den furchtbarsten Bauernkriegen, welche in der Geschichte vorkommen, in eine Reihe stellen kann. Sie rotteten sich zusammen, zogen Sklaven und Gesindel aller Art an sich, und streiften in großen Schaaren verheerend und plündernd umher. Bald waren alle Straßen unsicher, der Verkehr stockte, und sogar größere Städte wurden von den wüthenden Horden zerstört oder geplündert. Maximian mußte einen förmlichen Krieg mit den Bagauden führen und ganze Schaaren derselben niederhauen. Er stellte auf diese Weise zwar die Ruhe wieder her, allein nur auf kurze Zeit; denn die Ursache des Elends der unglücklichen Bauern wurde nicht aufgehoben, und die Aufstände und Verheerungen der Bagauden dauerten daher bis zum Untergange der römischen Herrschaft in Gallien fort. Maximian hatte mit der Dämpfung der inneren Unruhen eilen müssen, weil er sein Heer gegen die Barbaren nöthig hatte. Damals begannen nämlich die Franken und Sachsen, welche an

der Nordsee wohnten, und von den Römern die Erbauung größerer Schiffe gelernt hatten, ihre Raubfahrten nach Gallien und Britannien, während auch die Raubzüge zu Lande ununterbrochen fortwährten. Um dem neu entstandenen Übel mit Nachdruck zu begegnen, ließ Maximian eine Flotte zur Bewachung des Kanals ausrüsten, und übergab dieselbe einem geschickten Seemanne, dem Niederländer Carausius. Dieser benutzte das ihm anvertraute Commando, um sich mit der den Barbaren entrissenen Beute in Britannien Freunde zu machen, die dortigen Truppen zum Abfall zu reizen und sich selbst zum Kaiser aufzuwerfen. Maximian zog zwar gegen ihn, scheiterte aber in seinem Unternehmen, und mußte dem Usurpator sowohl den angenommenen Titel, als auch die Herrschaft von Britannien zugestehen (289). Carausius blieb im ungestörten Besitze der Insel, bis einer seiner Generale, Allectus, ihn ermordete und die Herrschaft an sich riß (293).

Auch in Osten war die Lage des Reiches sehr bedenklich. Diokletian hatte nicht allein mit den Persern Krieg zu führen, sondern auch die Donau-Völker zu bekämpfen, und wie in Britannien, so warf sich auch in Egypten ein Usurpator, Achilles, auf. Diese Verhältnisse bewogen den Kaiser Diokletian, die ganze bisherige Einrichtung des Reiches zu ändern (292). Er befragte über diesen wichtigen Schritt zwar seinen Collegen Maximian, nahm aber dabei nicht die mindeste Rücksicht auf den römischen Senat, den er überhaupt nie einer Aufmerksamkeit würdigte. Diokletian ging bei seiner neuen Einrichtung von dem Streben aus, die schleunige Ausführung der nöthigen Maßregeln zu befördern und allen Unruhen und Empörungen dadurch zuvorzukommen, daß er die schon bei Maximian's Ernennung angenommene Theilung kaiserlicher Macht noch weiter durchführte. Weil er aber nicht im mindesten geneigt war, sein eigenes Ansehen zu schmälern, so ernannte er nur solche Männer zu Mitregenten, auf deren Achtung und Gehorsam er sicher rechnen konnte. Die von ihm vorgenommene Änderung in der Reichsregierung beruhte also ganz auf seinem persönlichen Verhältnisse zu seinen Mitregenten. Sie hätte daher schon aus diesem Grunde unmöglich von Dauer sein können, wenn sie auch nicht mit den Gesetzen des römischen Staates, sowie mit den stolzen Vorurtheilen seiner Bürger im

Widerſpruch geſtanden hätte. Die neu erwählten Mitregenten waren die Generale Galerius und Conſtantius Chlorus. Sie erhielten den Titel Cäſar, und wurden alſo dem äußeren Range nach den beiden Auguſten Diokletian und Maximian untergeordnet. Conſtantius ward dem Maximian beigegeben, und erhielt die Regierung von Spanien, Gallien und Britannien, während Maximian Italien und Afrika unter ſeine unmittelbare Aufſicht nahm; Galerius ward mit der Verwaltung von Thracien, Illyrien und Griechenland beauftragt und dem Diokletian zugeſellt, welcher den Orient für ſich behielt. Jedem der vier Regenten waren alſo beſtimmte Provinzen zur Verwaltung, beſtimmte Grenzen zur Vertheidigung angewieſen; doch konnte jeder auch in den Provinzen der Anderen Regentenhandlungen vornehmen und die Truppen anführen, auch waren die Verordnungen eines jeden der vier Kaiſer in allen Provinzen gültig, überhaupt wurden alle vier Regenten als ein einziger betrachtet. Vier Höfe, vier kaiſerliche Heere und eine vierfache Militärregierung mußten für das Reich ſehr drückend ſein. Unglücklicher Weiſe wurde in Folge dieſer neuen Einrichtung auch die Zahl der Beamten ſehr vermehrt, und die Eintheilung der Provinzen vervielfältigt, ſo daß nicht nur die ganze Verwaltung einen langſameren, ſchwerfälligeren Gang erhielt, ſondern daß auch der despotiſche Charakter derſelben bis in die kleinſten Diſtricte und Örter herab erſt recht fühlbar gemacht ward. Alles dieſes mußte um ſo drückender werden, da Diokletian auch die orientaliſchen Formen der Regierung bleibend einführte. Bis auf ſeine Zeit hatte die äußere Erſcheinung des Kaiſers, ſeine Stellung zur Nation und das Hofweſen nur vorübergehend einen orientaliſchen Anſtrich gehabt, mit Diokletian aber wurde dieſer Charakter der Regierung für alle folgenden Zeiten feſtgeſtellt. Die Hofordnung und Beamten-Hierarchie wurde ſo zu ſagen geſetzlich begründet, die Rangverhältniſſe bildeten ſeitdem gleichſam die Seele des Staates, und das Oberhaupt des Reiches ward auch äußerlich durch eine große Kluft von der Nation getrennt. Seit Diokletian wurde die dem Orient entlehnte weiße Stirnbinde oder das Diadem das Hauptzeichen des Herrſchers, während früher das Purpurgewand die einzige Auszeichnung desſelben geweſen war. Diokletian und ſeine nächſten Nachfolger führten außerdem auch den übrigen

orientalischen Königsschmuck ein. Jetzt kam die traurige Zeit, wo Ehre und Ansehen, Macht und Einfluß ganz und gar vom Hofe abhängig wurden, wo das Verdienst um die Person des Kaisers allen anderen Verdiensten vorging, wo aller Patriotismus und jedes Streben für das gemeine Beste verschwanden. Alles ward, wie es bis zur gegenwärtigen Stunde im Orient der Fall ist, herrschaftlich, der Hof und die Beamten verschlangen allen Privatwohlstand, und bald konnte niemand mehr zu Auszeichnungen und Reichthum gelangen, als die Diener des Hofes und die Beamten.

Unter den vier Regenten waren drei gleich tapfere, aber auch gleich harte und grausame Männer; der einzige Constantius Chlorus war von sanfterem Wesen und durch Geburt, Erziehung und Bildung ausgezeichnet. Diesem ward zunächst aufgetragen, Britannien wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Er fand die Aufgabe nicht leicht, und war erst nach einigen Jahren im Stande sie vollständig zu erfüllen. Constantius sowohl, als die drei übrigen Kaiser hatten außerdem noch andere Kriege mit den Barbaren und mit Empörern zu führen. Am Ehrenvollsten für das römische Reich war ein Krieg mit den Persern, der, wie fast alle parthischen Kriege seit Nero's Zeit, durch die Besetzung des armenischen Thrones veranlaßt wurde. Diokletian hatte einen römischen Schützling in Armenien als König eingesetzt; diesen vertrieb der persische König Narses I., und es kam darüber (294) zu einem Kriege, dessen Führung Diokletian und Galerius zusammen übernahmen. Der Letztere zog sich durch seine Unbesonnenheit eine schreckliche Niederlage zu, tilgte aber die erlittene Schmach nachher durch einen glänzenden Sieg, und nöthigte die Perser zu einem Frieden, in welchem diese nicht nur einige am Tigris gelegenen Provinzen abtraten, sondern auch, was bis dahin noch nie geschehen war, allen ihren Ansprüchen auf Mesopotamien entsagten. Diokletian sicherte die neu erworbenen Länder der Ostgrenze durch die Errichtung bedeutender Festungswerke.

Bald nach der Beendigung des Perser-Krieges verordnete Diokletian eine Christenverfolgung (303), deren Härte uns bei einem so bedachtsamen Regenten unbegreiflich sein würde, wenn wir nicht aus anderen Maßregeln ersähen, daß Diokletian stets mit einer ungemein großen Eifersucht über sein Ansehen im Reiche

wachte. Jeden Ungehorsam, jeden Versuch einer Empörung strafte er mit unerbittlicher Strenge und Grausamkeit, so daß er oft in einem Anfall von Zorn Verordnungen erließ, welche die verderblichsten Folgen hatten. So rottete er z. B. in Egypten nach der Besiegung des Usurpators Achilles alle Anhänger desselben aus, und zerstörte ganze Städte, deren Einwohner sich ungehorsam bewiesen hatten, und als sich in Syrien ein gewisser Eugenius zum Kaiser aufwarf, ließ er dies die Bewohner von Antiochia durch empörende Grausamkeiten entgelten, obgleich die Antiochier selbst die Empörung gedämpft und den Rebellen getödtet hatten. Diokletian's Christen-Verfolgung traf anfangs nur die Christen im Heere. Diese hatten in der letzten Zeit, so oft sie einem heidnischen Opfer beiwohnen mußten, das Zeichen des Kreuzes an ihre Helme befestigt, um die Beschwörung des Teufels zu hindern, welche nach ihrer Meinung bei der Beschauung der Eingeweide des Opferthieres Statt fand; sie erbitterten dadurch einen der Oberpriester, und dieser reizte den Kaiser gegen sie auf. Doch entschloß sich Diokletian auch damals noch zu keinen grausamen Maßregeln, weil er weise und besonnen genug war, um einzusehen, daß die neue Secte wegen ihrer großen Verbreitung nicht mehr ausgerottet werden könne, und daß man durch Verfolgung derselben im ganzen Reiche gefährliche Unruhen hervorrufen werde. Er würde daher auch keine allgemeine Christenverfolgung beschlossen haben, wenn nicht Galerius, welcher dem mystischen Gaukelwerk des phrygischen Götzendienstes mit Leidenschaft ergeben war, ihn durch allerlei Kabalen dazu gebracht hätte. Selbst dann waren seine Gebote weniger gegen die Personen der Christen, als gegen ihren Gottesdienst und gegen die Anerkennung ihrer Gemeinde als einer erlaubten Verbindung gerichtet. Die Christen sollten kein Staatsamt bekleiden und ihr Recht vor den Gerichten nicht suchen dürfen, ihre Kirchen sollten geschlossen oder gar niedergerissen, Kreuze und Christus-Bilder aber nicht geduldet werden. Diese Verordnung wurde in Nikomedien, wo Diokletian und Galerius sich befanden, öffentlich angeschlagen. Ein sehr angesehener Mann unter den Christen riß sie am hellen Tage mit lautem Hohne herunter, und jetzt erst ließ sich Diokletian, der, sobald es die Erhaltung seines kaiserlichen Ansehens galt, furchtbar strenge war, zu einer grausamen

Verfolgung der Personen fortreißen. Seine Wuth wurde noch durch eine Feuersbrunst im kaiserlichen Palaste gesteigert, welche man, wie es scheint nicht mit Unrecht, der Rachsucht der Christen zuschrieb. Die Vollziehung des kaiserlichen Befehls wurde den Soldaten und dem Pöbel überlassen, und eine Menge Christen erlitten den Tod, und zwar größtentheils unter entsetzlichen Martern. Diese äußersten Maßregeln beschränkten sich jedoch nur auf den Orient, auf Afrika und auf den Süden von Europa; in den Ländern jenseit der Alpen ließ Constantius Chlorus, der von Natur menschenfreundlich gesinnt und überdies den Christen zugethan war, nur die Kirchen zerstören oder schließen.

Bald nach dem Anfange dieser Verfolgung erkrankte Diokletian, und seine Krankheit, die fast ein ganzes Jahr dauerte, ward so bedenklich, daß sich wiederholt die Nachricht von seinem Tode verbreitete. Als er genas, zeigten sich öfters Spuren von Gemüthsschwäche, welche es ihm unmöglich machten, die Regierungsgeschäfte ferner zu verwalten. Er legte daher im Mai 305 die Regierung nieder, und ebendasselbe that zu gleicher Zeit Maximian, von welchem Galerius durch Drohungen das Versprechen der Abdankung schon früher erpreßt hatte. Die beiden Cäsarn, Galerius und Constantius Chlorus, wurden zu Kaisern ausgerufen. Der Erstere ernannte sogleich, ohne seinen Mitregenten zu fragen, zwei neue Kaiser, nahm aber dabei weder auf Maximian's Sohn Maxentius, noch auf Constantius Sohn, den nachherigen Kaiser Constantin den Großen, Rücksicht. Den Ersteren hielt wahrscheinlich sein eigener Vater nicht für würdig den Thron zu besteigen; der Letztere hatte sich zwar bereits im Felde ausgezeichnet und besaß Diokletian's Gewogenheit, allein er war den verhaßten Christen gewogen und schien dem Galerius gefährlich. Die neuen Cäsarn waren rohe Officiere, die sich durch keine Art von Vorzug oder Verdienst auszeichneten. Der Eine von ihnen, Severus, erhielt die Verwaltung von Afrika und Italien, der Andere, Maximinus, ward mit Syrien und Egypten belehnt. Diokletian und Maximian sicherten sich bei ihrer Abdankung den Besitz ansehnlicher Güter und besondere Einnahmen. Maximian konnte sich nicht an die Stille des Privatlebens gewöhnen, und benutzte nachher die erste sich darbietende Gelegenheit, um den Purpur

von neuem anzulegen. Diokletian dagegen zog ſich in ſein Vaterland Dalmatien zurück, und lebte bis zu ſeinem Tode (313) als bloßer Privatmann. Er beſchäftigte ſich auf ſeinem Gute in der Nähe des heutigen Spalatro mit Gärtnerei und mit der Errichtung ungeheuerer Gebäude, deren Überreſte uns beweiſen, daß die Baukunſt damals ihren edeln Charakter gänzlich verloren hatte, und daß man durch Künſtelei und Pracht den Geſchmack der alten Zeit zu erſetzen ſuchte.

Ein Jahr nach Diokletian's Abdankung ſtarb Conſtantius Chlorus, deſſen Geſundheit ſchon ſeit langer Zeit geſchwächt geweſen war (306). Er hatte noch vor ſeinem Tode ſeinen Sohn Conſtantinus dem Heere dringend empfohlen, und dieſes rief, ſobald Conſtantius geſtorben war, den Sohn zum Kaiſer aus. Galerius wurde dadurch anfangs in große Verlegenheit gebracht, er beruhigte ſich aber, als Conſtantinus ſich dazu verſtand, dem Severus als einem älteren Manne die Würde eines Auguſtus oder Kaiſers zuzugeſtehen und für ſich ſelbſt mit dem Titel eines Cäſars zufrieden zu ſein. Schon im Herbſte desſelben Jahres änderten ſich die Verhältniſſe der Beherrſcher des Reiches von neuem. Galerius und Severus erbitterten durch drückende Verfügungen die Bürger und Soldaten der Stadt Rom. Dieſe empörten ſich und riefen Maximian's Sohn Maxentius zum Kaiſer aus. Severus ward, als er gegen dieſen zu Felde zog, von ſeinen eigenen Soldaten verlaſſen. Zu ſeinem Unglücke nahm auch Maximian den Purpur wieder an, ſtellte ſich an die Spitze ſeiner früheren Soldaten, und ſchloß den Gegner in der Stadt Ravenna ein. Nachdem Severus hier eine Zeit lang vergebens auf Galerius gewartet hatte, ergab er ſich dem Maximian, und entſagte, um ſein Leben zu retten, der kaiſerlichen Würde, ward aber deſſen ungeachtet ſchon im nächſten Jahr auf Maximian's Befehl getödtet. Galerius erſchien zwar gleich nachher in Italien, er mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen, und hätte beinahe ſogar Severs Schickſal gehabt, weil ſeine Soldaten über ſeine Strenge erbittert und unter Maximian zu dienen gewohnt waren. Galerius erlaubte beim Rückzug aus Italien ſeinem Heere die ſchrecklichſten Gräuel, und machte ſich dadurch bei allen Bewohnern der Halbinſel tödtlich verhaßt. Maximian war unterdeſſen nach Gallien

gereist, um sich mit Constantinus gegen Galerius zu verbinden. Er vermählte seine Tochter Fausta mit dem jungen Cäsar, und ertheilte ihm den Titel Augustus, erreichte aber seinen eigentlichen Zweck doch nicht, weil Constantin es nicht für klug hielt, sich in einen offenen Kampf mit Galerius einzulassen. Maximian zerfiel gleich nachher auch mit seinem Sohne, versuchte dann noch einmal ohne Erfolg Constantin für sich zu gewinnen, und faßte hierauf den sonderbaren Entschluß, sich zu Galerius zu begeben. Dieser ging schon längst mit dem Gedanken um, seinen alten Freund und Kriegsgefährten Licinius zum Augustus zu ernennen, und hatte gerade damals Diokletian aus seiner Ruhe gerissen und zu einer Reise nach Pannonien bewogen, um Licin's Erhebung auf recht glänzende Weise feiern zu helfen. Er benutzte auch Maximian's unerwartete Erscheinung zu diesem Zwecke, und so ward Licinius in Gegenwart dreier Kaiser zum Augustus ausgerufen (307). Maximian legte, da er auch bei Galerius keine Hülfe fand, unmittelbar nachher den Purpur zum zweiten Male nieder. Er begab sich von Pannonien wieder nach Gallien zu seinem Schwiegersohne, der ihn freundlich aufnahm und ihm sogar, bei einem Kriegszug gegen die Deutschen, für die Dauer seiner Abwesenheit einen Theil der Regierungsgeschäfte anvertraute. Maximian, welcher offenbar an Altersschwäche litt, kam auf den lächerlichen Gedanken, dies zu benutzen, um seinen Schwiegersohn zu stürzen und sich an dessen Stelle zu drängen, obgleich natürlich weder das fast ganz christliche Land Gallien, noch Constantin's Truppen im mindesten geneigt sein konnten, ihn ihrem seitherigen Gebieter vorzuziehen. Maximian wurde, als er seinen tollen Versuch wirklich machte, von Constantin mit leichter Mühe besiegt und gefangen genommen. Als er zwei Jahre nachher einen Mordanschlag auf Constantin machte, ließ dieser ihn erdrosseln (310).

Von den sechs Kaisern, Maximian, Galerius, Maximinus, Maxentius, Constantin und Licinius, war auf diese Weise zwar einer verschwunden, aber schon hatte sich in Afrika ein neuer aufgeworfen und im Besitze der Herrschaft befestigt. Dies war Alexander, ein feiger alter Mann, der sich von den dortigen Truppen zum Kaiser hatte ausrufen lassen. Er behauptete sich drei Jahre lang, und ward dann (311) von Maxentius, der einen

tüchtigen General mit einem auserlesenen Heere gegen ihn schickte, gestürzt und getödtet. Um dieselbe Zeit starb auch Galerius. Maximin und Licinius theilten seine Besitzungen unter sich. Jetzt beherrschten nur vier Kaiser, Maximin, Licinius, Marentius und Constantinus, das Reich; an ein friedliches Verhältniß zwischen ihnen war aber nicht zu denken. Es kam also darauf an, wer von ihnen Klugheit, Kraft und Geschicklichkeit genug besäße, um die Anderen zu stürzen und die Alleinherrschaft zu erkämpfen. Dies konnte nur dem Constantin gelingen, dessen würdiges, verständiges und gemessenes Benehmen unsere größte Bewunderung verdient. Die Hauptsache bei dem Kampfe der Kaiser war das Verhältniß der einzelnen Regenten zu den Christen. Diese bildeten nämlich in allen Theilen des Reiches eine sehr ansehnliche Zahl, sie waren unter sich aufs engste verbunden, ihre Hierarchie und ihre Synoden hatten sich aufrecht erhalten, während nicht nur die alte Reichsverfassung schon längst untergraben war, sondern auch die Anhänger der alten Religion durch eine Menge Ansichten und Meinungen gespalten waren, und weder durch ein inneres, noch durch ein äußeres hierarchisches Band zusammen gehalten wurden. Wer daher die Christen im Reiche für sich hatte, mußte früher oder später den Sieg über seine Mitregenten davontragen. Galerius hatte dies noch kurz vor seinem Tode eingesehen, und deshalb in seinem und seiner Mitregenten Namen ein Edict erlassen, durch welches die von Diokletian verordnete Christen-Verfolgung aufgehoben, und der so oft begonnene blutige Kampf der Staatsgewalt mit der Kirche für immer geendigt wurde. Auch Marentius scheint dies gefühlt zu haben; denn er war kaum Herr in Rom geworden, als er den Christen Duldung zusicherte. Allein da sein ganzes Betragen gegen dieselben dem milden Wortlaute seiner Edicte widersprach, so konnten die Christen ebenso wenig Vertrauen zu ihm fassen, als die Heiden, die er durch seinen Übermuth, seine Willkür und seine Grausamkeit tief verletzte. Von den anderen Kaisern schien nur Constantin den Christen aufrichtig zugethan zu sein. Er blieb zwar noch lange Zeit ein Heide, zeigte sich aber den Christen fortwährend gewogen, und diese hatten an den einflußreichsten Damen seines Hofes eine mächtige Stütze. Wir meinen seine Gemahlin Fausta, ihre Mutter Eutropia,

ganz besonders aber Constantin's Mutter Helena, welche durch ihren großen Eifer für die Lehre vom Kreuze berühmt geworden ist. Außer der Gunst der Christen hatte Constantin noch den großen Vorzug, daß er allein von Anfang an Sinn für Gesetz und Ordnung zu erkennen gab, während alle seine Mitkaiser nur militärische Gewalt und despotische Willkür zeigten. Auch schien er allein mit seinem Antheil am Reiche zufrieden zu sein, die anderen drei Kaiser dagegen suchten allzu rücksichtslos ihr Gebiet auf Unkosten ihrer Mitregenten zu erweitern.

Der Erste, der dem besonnenen Constantin erlag, war Maxentius. Dieser hatte offenbar durch Alexander's schnelle Besiegung eine zu große Einbildung von seiner Macht erhalten, und beschloß in seinem Übermuthe, Constantin anzugreifen. Daß er sich mit diesem nicht im mindesten vergleichen konnte, daß es tollkühn war, Streit mit ihm zu suchen, zeigt ein einziger Blick auf das Leben beider Kaiser. Maxentius hatte nie an der Spitze eines Heeres gestanden, er hatte stets in träger Ruhe seinen Lüsten gelebt, und ward seiner Tyrannei und Grausamkeit wegen von niemand geliebt, als von seiner Garde und von einer kleinen Zahl anderer Truppen, die er mit dem Raube der Bürger bereicherte. Dagegen war Constantin's seitheriges Leben stete Anstrengung und Übung gewesen. Er hatte zuerst unter Diokletian, dann unter seinem Vater rühmlich gedient und nachher am Rhein lange mit den fränkischen Völkerschaften gekämpft. Der Ausgang des Krieges zwischen beiden Kaisern konnte also nicht zweifelhaft sein. Constantin drang siegreich in Italien ein, und warf des Maxentius Truppen über den Haufen, während dieser sorglos in Rom schwelgte. Als endlich Constantin bis in die Nähe von Rom gedrungen war, beging Maxentius den Fehler, daß er seinem Feinde, für welchen eine Belagerung der Stadt große Bedenklichkeiten gehabt haben würde, entgegenzog und ihm auf offenem Felde eine Schlacht anbot. Er wurde völlig geschlagen und verlor auf der Flucht das Leben (am 27. Oktober 312). Constantin hatte vor der entscheidenden Schlacht den Enthusiasmus der Christen in seinem eigenen und in des Gegners Heere für sich in Anspruch zu nehmen gesucht, und deßhalb das Zeichen des Kreuzes zum Hauptzeichen des römischen Heeres gemacht. Es ward nämlich das Gerücht verbreitet,

daß ihm ein leuchtendes Kreuz mit der Aufſchrift: „Durch dieſes wirſt du ſiegen!“ am Himmel erſchienen ſei, und daß in der nächſten Nacht Chriſtus ſelbſt ihm im Traume befohlen habe, dieſes Zeichen zum Panier gegen ſeine Feinde zu machen. Am Tage vor der Schlacht erſchien das Kreuz und der Namenszug des Erlöſers auf der kaiſerlichen Standarte, welche ſeitdem den Namen Labarum führte, und Conſtantin ließ nachher öffentlich bekannt machen, daß er das Kreuz in den Wolken geſehen und über ſeinen Gegner durch unmittelbare göttliche Hülfe geſiegt habe.

Seit dem Siege über Maxentius änderte ſich Conſtantin's Charakter, und ſeine nachherigen Handlungen ſtehen mit den Grundſätzen, die er öffentlich bekannte, oft im Widerſpruch. Er trat zum Chriſtenthum über, und die chriſtlichen Geiſtlichen erlaubten und verziehen ihm dafür Alles. Der elende Senat, der ſchon längſt aufgehört hatte ein Regierungs-Collegium zu ſein und in Staatsangelegenheiten befragt zu werden, erklärte ihn für den erſten der drei Kaiſer des Reichs, und er kam auf dieſe Weiſe ganz natürlich auf den Gedanken der Alleinherrſchaft. Ungeachtet er Chriſt wurde und das Kreuz zur Reichsfahne machte, nahm er doch an den heidniſchen Opfern Theil, erlaubte ſich die Zeichendeuter zu befragen, und führte den Titel eines Oberprieſters der alten Religion. Übrigens verſparte er die Weihe der Taufe bis auf ſein Todbette, um nach der Lehre, welche ſeine Hofgeiſtlichen ihm darüber vortrugen, von allen Sünden rein gewaſchen in das andere Leben hinüber zu gehen.

Von Rom begab ſich Conſtantin nach Mailand, wo er mit Licinius zuſammentraf und ihm ſeine Schweſter Conſtantia vermählte. Dann zog er in ſeine Provinz Gallien, um die aufs neue eingebrochenen germaniſchen Völkerſchaften zurückzutreiben; Licinius aber eilte dem Kaiſer Maximin entgegen, der ihm ſeinen Antheil am Reich zu entreißen ſuchte und bereits die Städte Byzanz und Heraklea oder Perinthus eingenommen hatte. Im Süden von Adrianopel kam es zur entſcheidenden Schlacht zwiſchen beiden Kaiſern. Licinius gewann dieſelbe, und die Sage hat auch ſeinen Sieg auf ein göttliches Wunder gegründet, obgleich der Sieger dem Chriſtenthume keineswegs zugeneigt war. Ein Engel, heißt es, erſchien dem Licinius, und lehrte ihn ein Gebet, das er nach

seinem Erwachen sogleich aufschreiben und an die Soldaten austheilen ließ. Dieses Gebet ward vor dem Beginne der Schlacht gesungen, und verhalf zum Siege (313). Maximin ergriff die Flucht, nahm unterwegs Gift und zog sich dadurch eine schwere Krankheit zu, an welcher er erst nach großen Qualen starb. Mit entsetzlicher Härte und Grausamkeit verfuhr Licinius gegen Maximin's Verwandte und Freunde. Sie wurden alle ohne Gnade getödtet, und auch Diokletian's Wittwe und Tochter, sowie die Söhne des Galerius und Severus büßten durch Licin's rücksichtslose Grausamkeit das Leben ein.

7. Ausbreitung und Entwickelung des Christenthums bis zur Zeit Constantin's des Großen.

Das Christenthum war schon vor der Zerstörung von Jerusalem bis nach Spanien einerseits und bis an die Grenzen von Indien andererseits verkündet worden, und breitete sich im Laufe der ersten drei Jahrhunderte so sehr aus, daß es eine immer größere Wichtigkeit für den Gang der Dinge erhielt, und zuletzt bei dem Kampfe zwischen Constantin dem Großen und seinen Mitregenten vorzugsweise den Ausschlag gab. Leider ward mit der Ausbreitung der reinsten Religion, welche je den Menschen gepredigt worden ist, der Inhalt derselben immer mehr in Formen gebannt und ihre göttliche Wahrheit durch menschlichen Irrthum entstellt.

Zu dieser allgemeinen Verbreitung des Christenthums trugen mehrere besonderen Umstände bei. Ein Hauptgrund derselben ist darin zu suchen, daß die Juden durch ihre völlige Unterwerfung unter die Römer über die ganze civilisirte Welt hin zerstreut wurden. Obgleich nämlich der Apostel Paulus die neue Lehre und Gemeinde von den Fesseln des Judenthums gänzlich befreit hatte, so war dieses doch die Grundlage des Christenthums, und die Kenntniß der jüdischen Schriften blieb zum Verständnisse desselben unentbehrlich; die zunehmende allgemeinere Bekanntschaft mit den Schriften der Juden war also die beste Einleitung zur Bekehrung der Heiden. Auch wurden die Christen lange Zeit hindurch wirklich blos als eine jüdische Secte angesehen.

Ein zweiter Hauptumstand, durch welchen die Ausbreitung des Christenthums sehr befördert wurde, war die Verfolgung der neuen

Lehre von Seiten der heidnischen Staatsgewalt; denn sie stählte die moralische Kraft der Christen, und schützte die Entwickelung der neuen Religion gegen die zu frühe Einwirkung heidnischer Ideen, Sitten und Religionsgebräuche. Dieser Einfluß trat zwar nicht lange nachher doch ein; aber zum Glück für die neue Lehre wurden die Verfolgungen, die sich anfangs nur auf einzelne Orte oder Gegenden beschränkt hatten, in demselben Grade allgemeiner und härter, als die Entartung der Sitten unter den Christen zunahm, und mit Recht hat Cyprianus, ein Bischof des dritten Jahrhunderts, die zu seiner Zeit vom Kaiser Decius befohlene grausame Verfolgung der Christen im Reiche für eine heilsame und sogar nothwendige Maßregel erklärt. Man zählt zehn Haupt-Verfolgungen, und läßt die erste derselben unter Nero, die letzte unter Diokletian Statt finden. Übrigens sind keineswegs alle sogenannten Christen-Verfolgungen als wirkliche Unterdrückungs-Versuche der Reichsregierung anzusehen; manche waren vielmehr entweder nur Ausbrüche des jüdischen Zornes gegen die Christen von Palästina, oder sie wurden durch die persönliche Erbitterung einzelner Provinzialobrigkeiten veranlaßt, oder sie bestanden blos darin, daß man, wie dies z. B. mit Nero's Verfolgung der Fall war, den Haß des Volkes gegen die neue Secte zur Erreichung eines besonderen politischen Zweckes benutzte. Überhaupt haben sowohl die Griechen als die Römer, mit Ausnahme einiger wenigen Fälle, religiöse Meinungen nie verfolgt; denn bei beiden Völkern hatten Geistliche in unserem Sinne des Wortes und Gelehrte von Handwerk, die einzigen Menschen, welche Meinungen unversöhnlich zu verfolgen pflegen, fast niemals einen so entschiedenen Einfluß auf die Regierung, als unter uns, und wenn sie ihn einmal erhielten, wie z. B. unter Hadrian, so verfolgten sie nicht die Meinungen, sondern die Personen. In Betreff des Christenthums mußte sich jedoch dieses Verhältniß bald anders gestalten. Die Christen bildeten nämlich eine gegen die Staatsreligion feindlich gesinnte und noch dazu geheime Secte, sie hingen mit Fanatismus ihrem Glauben an, und suchten stets mit großem Eifer Proselyten zu machen; es war daher ganz natürlich, daß sie vom Volke schon früh als Sonderlinge und Gottlose gehaßt wurden, und daß man ihnen bald die schrecklichsten Dinge nachsagte. Überdies bildeten

die Glieder dieser neuen Religionsgemeinde durch die innige Verbindung, welche der gemeinschaftliche Eifer für ihren Glauben und die gegenseitige Unterstützung seiner Bekenner unter ihnen hervorgerufen hatte, recht eigentlich einen Staat im Staate. Wenn man dabei noch bedenkt, daß zu gleicher Zeit die Formen der römischen Republik ihre Bedeutung immer mehr verloren, daß sich alle Bande des Staats immer mehr löseten, daß im römischen Reiche Vaterlandsliebe zu einem leeren Worte ward, daß Ruhe und Sicherheit der Regierung nur durch Gewalt und Strafe erhalten werden konnten: so wird man leicht begreifen, warum zum Theil gerade die besten und kräftigsten Kaiser, welche die Ursachen dieses Verfalls einsahen und die Fähigkeit ihnen zu steuern besaßen, als die heftigsten Gegner des Christenthums auftraten. Erklärten doch viele Christen laut und unumwunden, daß die römische Staatsreligion, welche mit den Einrichtungen, den Gesetzen und der Regierung unzertrennlich zusammenhing, ein Werk des Teufels sei und von diesem zu seiner eigenen Verehrung eingerichtet worden wäre. Außerdem stellten die Christen schon früh den Grundsatz auf, daß die Pflichten des Bürgers den Forderungen des inneren Lebens und des religiösen Glaubens nachstehen. Dieser Gedanke setzte sie in Widerspruch mit der griechischen und römischen Grundansicht vom Leben, nach welcher der Mensch vorzugsweise zum Handeln berufen war, und den Mittelpunkt seiner Thätigkeit im Staate fand. War es daher nicht ganz natürlich, daß rüstige und kräftige Regenten, wie Decius und Diokletian, aufs heftigste gegen die Christen und ihre Religion aufgebracht waren! Sogar solche Kaiser, welche, wie Hadrian und Marc Aurel, sich von jener antiken Ansicht zum Theil entfernt hatten, und ihre meiste Zeit gelehrten Beschäftigungen widmeten, mußten die Christen hassen, weil sie dieselben als eine Secte unduldsamer Schwärmer, die christliche Lehre aber als einen für ihre eigene Philosophie gefährlichen oder doch wenigstens als einen verächtlichen Aberglauben ansahen.

Alle diese Verfolgungen erwiesen sich nicht nur unwirksam, sondern sie gaben auch der neuen Gemeinde mehr innere Kraft, weil eine Verbindung, deren Glieder die Probe der Tugend im Dulden und Entbehren, nicht im Handeln und Herrschen fanden, durch äußeren Druck inniger und fester werden mußte. Deswegen

waren auch die Zwischenräume der Ruhe, welche nach den einzelnen Verfolgungen eintraten, gerade diejenigen Zeiten, in denen sich der Charakter der christlichen Gemeinde verschlimmerte. Wie sehr die Verfolgungen der Christen den beabsichtigten Zweck verfehlten, kann daraus abgenommen werden, daß man schon unter Trajan die Ausrottung der Christen in einzelnen Provinzen für unmöglich erkannte. Zu Alexander Severus Zeit fand die neue Religion sogar Eingang am Hofe; dieser Kaiser selbst schenkte einzelnen Lehren des Christenthums entschiedenen Beifall, seine Mutter Mammäa aber war so sehr für dasselbe eingenommen, daß man sogar behauptet hat, sie sei Christin gewesen. Als sich Mammäa zu Antiochia aufhielt, ließ sie den großen christlichen Theologen und Kirchenlehrer Origenes, welcher in Alexandria geboren war und wirkte, zu sich kommen, und huldigte seinen mystischen Bestrebungen. Bald nachher erlitten die Christen durch den Kaiser Decius eine der härtesten und grausamsten Verfolgungen. Decius scheint wirklich die Absicht gehabt zu haben, das Christenthum auszurotten, und richtete seine Wuth besonders gegen die christlichen Bischöfe. So viele Christen aber auch damals dem Zorne des Kaisers, seiner Statthalter und des Pöbels geopfert wurden, so verfehlte doch Decius ganz und gar seinen Zweck, obgleich seine nächsten Nachfolger die Verfolgungen fortsetzten. Erst unter Gallienus trat von neuem Ruhe ein. Nachher ward vierzig Jahre lang nichts gegen die Christen unternommen, bis endlich unter Diokletian's Regierung die letzte und blutigste Verfolgung begann. Diese endete erst nach einer Reihe von Jahren durch das von Galerius erlassene Toleranz-Edikt, mit welchem die Versuche einer gewaltsamen Unterdrückung des Christenthumes von Seiten der Reichsregierung für immer aufhörten.

Ein dritter Hauptgrund der allgemeinen Verbreitung des Christenthums lag in der Freiheit und Bruderliebe, welche die neue Religionsgemeinde lehrte und übte. Dieser Vorzug gewann ihr besonders unter den Armen und Geringen viele Anhänger. Zwar schwand schon frühe die auf Gleichheit und auf Liebe beruhende demokratische Verfassung der christlichen Gemeinden, und die Herrschaft der Geistlichen trat allmälig an die Stelle dieser Einrichtung; allein dessen ungeachtet erhielt sich noch immer sehr

Vieles von der alten Verfassung, und die Gleichheit aller Menschen vor Gott blieb als Grundsatz bestehen. Der Arme fühlte sich also durch den Eintritt in die christliche Gemeinde gehoben, und die Freigelassenen, besonders aber die Sklaven und Sklavinnen, denen das Heidenthum sogar die Menschenrechte versagte, fanden die Ehre, die sie im weltlichen Staate verloren hatten, in dem neuen geistlichen Staate wieder, da die Sklaverei den Grundsätzen desselben völlig entgegen war. Dazu kamen noch die Vortheile, welche den Dürftigen, den Kranken, den Wittwen und Waisen aus der Verfassung einer Gemeinde zuflossen, die nicht allein eine besondere Kasse für Nothleidende hielt, sondern auch eigene männliche und weibliche Armen- und Krankenpfleger, Diakonen und Diakonissinnen, zur Besorgung der Geschäfte der Wohlthätigkeit hatte. Außerdem bestand ein enger Zusammenhang zwischen allen christlichen Gemeinden, der den Reisenden unter den Christen sehr zu Statten kam. Eine Gemeinde correspondirte mit der andern, und die bischöflichen Empfehlungsbriefe dienten den reisenden Christen von Britannien bis nach Persien.

Während das Christenthum auf diese Weise den unteren und ungebildeten Klassen der Gesellschaft, neben der Erquickung und Befriedigung ihres Inneren, große Vortheile für das äußere Leben darbot, fühlten sich die höheren Stände und die Schulgelehrten durch diejenige Art des Glaubens, des Trostes und des Gottesdienstes angezogen, dessen die damalige Zeit vorzugsweise bedurfte. Selbst die Entstellungen, welche die christliche Religion schon frühe erlitt, trugen sehr viel dazu bei. Man legte den Lehren und Glaubenssätzen Christi absichtlich oder zufällig mystische Bedeutungen unter, näherte den christlichen Gottesdienst durch Einmischung heidnischer Gebräuche den Bedürfnissen der herrschenden Sinnlichkeit, und nahm in die neue Religion und ihren Cultus alles dasjenige auf, was in dem Geiste der Zeit lag. Dadurch wurde der reine Quell evangelischer Wahrheit zwar mit menschlichen Erfindungen und Phantasie-Gespinnsten getrübt, allein zu gleicher Zeit auch den Menschen eines tiefgesunkenen Zeitalters zugänglicher gemacht. Die poetische Religion des Heidenthums hatte ihren Werth ganz verloren, und gewährte dem Geist und Gemüthe der Welt keine Befriedigung mehr; die neue Lehre dagegen ward zum Theil

gerade durch die Zusätze, die sie im Laufe der Jahre erhielt, recht zeitgemäß. Während auf diese Weise die christlichen Glaubenssätze den trost- und hoffnungsleeren Sinn der schwelgenden vornehmen Klassen anzogen, fanden andererseits die Schulgelehrten im Christenthum eine reiche Nahrungsquelle für das literarische Treiben, das aus der ganzen Richtung und Beschaffenheit der damaligen Bildung hervorgegangen war; denn man hatte die christliche Religion schon früh mit Bildern und Sagen ausgeschmückt, ihre Lehren in ein philosophisches Gewand gekleidet, und sie dadurch geeignet gemacht, ebensowohl die platonischen Träume als die Aristotelischen Spitzfindigkeiten der damaligen Philosophen in sich aufzunehmen. So ward also selbst der Wahn und Trug der Menschen eines der Mittel, durch welche die Gottheit aus den vermodernden Trümmern der alten Welt ein neues Leben entwickelte.

Wenden wir uns von den historischen Gründen der Ausbreitung des Christenthums zu den wichtigsten Veränderungen, welche die Lehre, der Cultus und die Verfassung der neuen Religionsgemeinde in den ersten drei Jahrhunderten erlitten: so gehört die Betrachtung der inneren und äußeren Entwickelung der christlichen Religion nur in so weit hierher, als sie mit der Geschichte der Menschheit im Allgemeinen zusammenhängt. In dieser Hinsicht ist zuerst hervorzuheben, daß auch die christliche Lehre sich dem Einflusse des Zeitgeistes nicht zu entziehen vermochte. Die herrschende Neigung zum Schwärmerischen, Grübelnden und Mystischen wirkte von früher Zeit an auf die religiösen Vorstellungen der Christen ein. Die dadurch hervorgebrachte Umgestaltung der neuen Lehre ging besonders von der Stadt Alexandria aus. Hier traten im Anfange des dritten Jahrhunderts zwei Männer auf, welche die einfache Lehre des Christenthums in ein philosophisches System brachten, ihr einen mystischen Sinn und eine bildliche Bedeutung unterlegten, und dadurch der Phantasie und dem grübelnden Verstande auch unter den Christen einen weiten Spielraum eröffneten. Diese Männer waren Klemens und sein Schüler Origenes, zwei der ältesten sogenannten Kirchenväter. Sie waren die eigentlichen Schöpfer der christlichen Mystik, und kleideten die christliche Lehre in das Gewand der Philosophie. Sobald man dem neuen Glauben einmal diese Richtung gegeben hatte, mußte er im Laufe der Zeit

wesentliche Veränderungen erfahren. Der Hochmuth der Schriftgelehrten, den die Apostel niedergeschlagen und Jesus für die Ursache der Entartung des Judenthums erklärt hatte, fand jetzt bei den Christen selbst seine Rechnung. Die Gelehrten sahen ein neues Feld des Redens und Schreibens eröffnet, und die philosophischen Schwärmer, deren Zahl in diesen Zeiten, sehr groß war, fanden bei den Christen vielbedeutende Mysterien und Symbole, welche vor denen der Heiden den Reiz der Neuheit und der größeren Tiefe voraus hatten. Je mehr die Zahl der Christen anwuchs, desto mehr ward auf diese Weise ihre Lehre allen denen, die an Mysterien, an philosophische Grübeleien, an verwickelte Phantasie-Gespinnste gewöhnt waren, nahe gebracht, und zugleich der äußere Gottesdienst durch heidnischen Pomp sinnlicher gemacht. Die Sacramente erhielten eine andere Bedeutung; die mit Sünden Belasteten sollten durch dieselben wie durch ein Wunder gereinigt werden; der Glaube sollte ersetzen, was der moralischen Gesinnung und dem Handeln abgehe; alle Pflichten des Bürgers und Menschen, der nicht zum Grübeln, sondern zur äußeren Thätigkeit geschaffen ist, sollten der religiösen Betrachtung, der Selbstpeinigung, dem Hinbrüten über unbegreifliche Sätze nachstehen. Sagt doch der Kirchenvater Tertullianus, welcher im Anfang des dritten Jahrhunderts lebte, in einer seiner Schriften: „Ich habe mit dem Staatsleben nichts zu thun, aus dem Volke und seinen Geschäften bin ich ausgetreten, in mir selbst ist mein einziges Geschäft; ich sorge für nichts als dafür, daß ich keine Sorge habe. So lange ich Heide war, glaubte ich zwar, der Mensch sei sich dem Vaterlande, den Reichsangelegenheiten und seinen eigenen äußeren Verhältnissen schuldig; allein Niemand wird für Andere geboren, um für sich selbst todt zu sein."

Auch der Cultus der Christen entfernte sich schon früh von der durch Jesus gebotenen Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Er wurde durch äußere Ceremonien und durch zunehmende Pracht von seinem wahren Zwecke abgelenkt und immer mehr dem heidnischen Gottesdienst genähert. Man führte sogar Feste und Feiertage von ärgerlicher Art ein, welche in verschiedenen Gegenden mit heidnischer Lustbarkeit begangen wurden. Von einem der berühmtesten Schüler des Origenes, dem Bischof Gregorius,

welcher den Beinamen Thaumaturgos oder der Wunderthäter erhielt, wird berichtet, daß er in seinem Vaterlande Pontus ein Fest zu Ehren der um des Glaubens willen gestorbenen Christen eingeführt, und dabei dieselben Lustbarkeiten und Schmausereien, wie sie bei heidnischen Festen gebräuchlich waren, erlaubt habe, weil er, wie hinzugefügt wird, die Neigung der Menschen zu sinnlichen Vergnügungen kannte und die Meinung hegte, daß die große Menge dadurch dem Christenthum leichter werde gewonnen werden. Von dieser Zeit an gab der kirchliche Staat der Christen und seine Geschichte dem Wortschwall der künstelnden Redner ergiebigen Stoff, und er hätte auch zu Dichtungen Veranlassung gegeben, wenn die Zeit der Poesie fähig gewesen wäre. Ein Hauptgegenstand der Verehrung wurden die sogenannten Märtyrer oder Zeugen des Glaubens, d. h. diejenigen, welche von den Heiden um der christlichen Religion willen getödtet worden waren; denn was war natürlicher, als daß man diejenigen als Helden bewunderte und verehrte, welche laut und öffentlich unter Qualen und im Angesichte des Todes bewiesen hatten, daß keine Gewalt sie zwingen konnte, das Gesetz der christlichen Verbindung dem Staatsgesetz unterzuordnen? Die christliche Republik dieser Zeiten läßt sich mit den griechischen Freistaaten zur Perser-Zeit vergleichen. Der Feind Beider war ein unumschränkter Monarch und ein militärisches Reich; dem Enthusiasmus der alten Griechen für die Freiheit entsprach der Eifer und die Standhaftigkeit der Christen für ihren Glauben, den Helden der Ersteren die Märtyrer der Letzteren, den griechischen Mythen die christlichen Legenden. Diese Anbetung der Märtyrer, die Feier ihrer Geburtstage, das festliche Besuchen ihrer Gräber und die Bitte um ihre Verwendung bei Gott, kurz der Glauben an Heilige und ihre Verehrung kamen bei den Christen schon vor der harten Verfolgung durch Decius auf.

Auch die Verfassung der christlichen Kirche erhielt eine ganz veränderte Gestalt. Von einem Unterschied zwischen den einzelnen Christen und von Priestern war in der ersten Zeit durchaus keine Rede gewesen. Die Gemeinden hatten eine ganz demokratische Einrichtung gehabt, und die erste Regierungs- und Verwaltungsform, die bei ihnen eingeführt worden war, bestand darin, daß jede Gemeinde aus ihrer Mitte eine Anzahl Männer erwählte,

welche unter dem Namen Presbyter oder Älteste die gemeinschaftlichen Angelegenheiten leiteten. Diese Einrichtung ward nach und nach in eine monarchisch-aristokratische Verfassung umgewandelt. Die Vorsteher des Rathes der Ältesten, Bischöfe d. i. Aufseher genannt, maßten sich im zweiten und dritten Jahrhundert nach und nach die Herrschaft an, betrachteten die Ältesten nur als ein berathendes Collegium, und bildeten zusammen einen eigentlichen Priesterstand, Klerus genannt, der als solcher dem Volke oder den Laien entgegengesetzt war. Diese folgenreiche Veränderung wurde besonders durch die Lehre des alten Testaments vom Priester- und Laienstande befördert. Man wandte diese auf das Christenthum an, und führte nach und nach eine Priesterschaft ein, welche zwar keine erbliche Kaste bildete, wohl aber dadurch, daß sie sich bald selbst ergänzte, ein besonderer Stand und eine Art von Orden ward; denn die Gemeinden hatten schon im dritten Jahrhundert, einzelne ganz besondere Fälle ausgenommen, bei der Wahl der Geistlichen nur noch ein Bestätigungsrecht. Auch ward es schon damals für unvereinbar mit dem Amte des Bischofs oder Priesters erklärt, daß derselbe irgend eine weltliche Beschäftigung treibe. Man führte deshalb eine monatliche Steuer zur Besoldung der Geistlichen ein, und redete schon damals viel von dem Mosaischen Gesetze des Priester-Zehntens, um der Priesterschaft eine sicherere Einnahme, als diese monatliche Abgabe war, zu verschaffen. Auch erhielten die Geistlichen ihre Stellen auf Lebenszeit, und schlaue Bischöfe fanden es leicht, lauter solche Männer in den Klerus zu bringen, welche ein vollkommenes System der Priesterschaft einführen halfen. Eine noch weit größere Macht und Bedeutung gewährte den Geistlichen die neu entstehende Theorie der Priesterweihe, die man auf die zufällige Ceremonie der Hände-Auflegung gründete, welche die Apostel bei der Bestellung eines Lehrers angewendet hatten; oder mit anderen Worten, es entstand die Lehre von einem körperlich gedachten heiligen Geiste, der in die Leiber der Eingesegneten übergehe und die Geistlichen sehr weit über alle andere Menschen emporhebe. Dadurch ward dem Hochmuth und der Anmaßung Thür und Thor geöffnet, und die Geistlichen erhielten besonders im Orient eine Art von Verehrung, welche sonst nur der Sklave dem Herrn erwies, die

aber dem Geiſte des ächten Chriſtenthums ganz entgegen war. In demſelben Grade, in welchem die Ehren der Biſchöfe zunahmen, ſtieg auch ihre Macht. Schon zweihundert Jahre nach Chriſti Geburt hatten ſie das Recht der Ernennung der Kirchenbeamten, ſowie das Recht der Ausſtoßung aus der Gemeinde. Übrigens gewährte die frühe Entwickelung einer Hierarchie oder Prieſterherrſchaft dem Chriſtenthum wenigſtens den einen Vortheil, daß ſie die Verbreitung desſelben fördern half. Die Macht und Ehre der Geiſtlichen in dem kirchlichen Staate der Chriſten war größer, als das Anſehen und der Einfluß irgend eines weltlichen Beamten. Die Ehrenſtellen des Reiches hatten ihre alte Bedeutung verloren, auch die höchſte derſelben machte den, der mit ihr bekleidet ward, zum Sklaven der Willkür des Kaiſers, und die Strafen der weltlichen Obrigkeiten, welche an die noch immer beſtehenden Formen der römiſchen Republik gebunden waren, konnten nicht ſo leicht verhängt werden und waren weniger furchtbar, als die Strafen der chriſtlichen Geiſtlichkeit, denen die Furcht oder Hoffnung des künftigen Lebens eine außerordentliche Wirkung verlieh. Dem Ehrgeizigen öffnete ſich alſo in der Kirche eine Laufbahn, welche weit glänzender war, als alles, was der Staat ihm bieten konnte; der Eintritt in ein kirchliches Amt machte ihn nicht allein zum freien Mann, ſondern, wenn er bis zur biſchöflichen Würde emporſtieg, ſogar zu einer Art von Herrſcher und zu einem Gegenſtande der Verehrung; er erhielt dadurch als Geſalbter des Herrn unter den Chriſten ein Anſehen, wie es ſelbſt die Kaiſer nicht hatten. Freilich waren dieſe Verhältniſſe für kräftige Regenten des Reiches ein Grund mehr, die neue Religionsgemeinde zu verfolgen, und außerdem wurden dadurch in die Chriſtengemeinde und in ihre Ämter auch viele unwürdigen Männer gezogen, die von dem edlen Eifer der erſten Chriſten weit entfernt waren und, was ihnen an wahrer Weisheit abging, durch Argliſt erſetzten. Dies war um ſo ſchlimmer, als leider die allgemeine Verderbniß der Zeit ſchon früh auch die Chriſten und ihre Vorſteher mit ſich fortgeriſſen hatte. Von der Entartung, die ſich kurz vor der Verfolgung durch Decius bei den Letzteren zeigte, ſagt einer der angeſehenſten Biſchöfe des dritten Jahrhunderts, Cyprianus, in einer auf unſere Zeit gekommenen Schrift: die meiſten Biſchöfe,

die doch den Anderen ein Beispiel sein sollten, hätten ihr geistliches Geschäft der Seelsorge verachtet, und sich mit weltlichen Geschäften abgegeben; sie hätten die Gemeinden ihrem Schicksale überlassen, und in anderen Provinzen umherziehend nach dem Handel eines gewinnreichen Verkehrs getrachtet; statt ihren hungernden Brüdern in der Kirche zu Hülfe zu kommen, hätten sie nur nach Reichthum gestrebt, sich dem Wucher ergeben, und mit tückischem Truge Güter an sich zu reißen gesucht. Freilich ist in dieser Schilderung offenbar viel Übertriebenes, aber es geht doch daraus im Allgemeinen hervor, daß die christliche Kirche schon lange zuvor, ehe sie herrschend wurde, sehr ausgeartet war.

Endlich ward das System der Hierarchie noch durch das veränderte Verhältniß der einzelnen Bischöfe unter einander vervollkommnet. Es entstand nämlich eine Rangordnung unter den Kirchen und ihren Geistlichen. Die Bischöfe der Provinzialstädte wurden dem Bischof der Metropolis oder Hauptstadt untergeordnet, und unter den Metropolen erhielten wieder mehrere als die eigentlichen Hauptstädte der damaligen Welt den Vorrang. Diese vornehmsten von allen Gemeinden führten den Namen apostolische Kirchen. Solche apostolischen Kirchen waren im Westen Rom, im Osten Jerusalem, Antiochia, Alexandria, Ephesus und Korinth. Die Bischöfe dieser Städte sahen sich als die ersten von allen Geistlichen an; am meisten Ansehen jedoch genossen die Bischöfe von Rom, welche schon in den ersten Jahrhunderten denselben Vorrang in Anspruch nahmen, den ihre Stadt vor den anderen Städten des Reiches hatte. Diese Thatsache ist unbezweifelt; wann und in wiefern aber der Anspruch der römischen Bischöfe an den ersten Rang und an ein entscheidendes Übergewicht in der Kirche anerkannt wurde, ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Die Päbste gründen diesen Vorrang auf das Ansehen der beiden größten Apostel, welche bei der sogenannten Christen-Verfolgung Nero's in Rom als Märtyrer gestorben sein sollen. Sollte sich aber auch die Entstehung des Pabstthums wirklich bis auf die Zeit von Petrus und Paulus hinaufführen lassen, so würde darum doch nicht weniger gewiß sein, daß diese Apostel durch Hände-Auflegen und Vermächtniß keinem Sterblichen eine Gewalt verleihen konnten, welche Gott allein vorbehalten bleiben

muß, wenn nicht alle menschlichen und göttlichen Gesetze verwirrt und aufgehoben werden sollen. Der Felsen, auf welchen Jesus seine Kirche gründete, war nicht eine äußere Gewalt desjenigen Apostels, auf dessen Namen er in einer bekannten Stelle des Evangeliums anspielte, ja, nicht einmal die Festigkeit und Standhaftigkeit dieses Jüngers, die ja nachher auch im Augenblicke der Gefahr wankte; es war Petri Begeisterung für die Lehre Jesu und seine innige Liebe zu ihrem Stifter. Dieser Felsen ist aber überall, wo ein fromines Herz ist, und wird gerade in einer Hauptstadt, wie Rom, und in dem Geräusche der Welt, in welchem der römische Bischof lebte, am häufigsten vermißt werden. Die Macht zu binden und zu lösen, die Jesus dem getreuen Jünger übertrug, bestand weder in einer besonderen Kirchengewalt, noch in dem Rechte den Himmel zu öffnen und in die Hölle hinabzustoßen; sie war das freie Urtheil über die Auswahl derer, welche würdig oder unwürdig wären, zum Christenthume gerufen zu werden.

Zugleich mit dem Stolze der hierarchischen Häupter einer Gemeinde, deren vornehmste Tugend die Demuth sein sollte, mit dem Glanze der Nachfolger dessen, der den Armen und Gedrückten das Himmelreich verheißen hatte, und mit der Rang- und Hofordnung einer Religion, die keinen Unterschied der oberen und unteren Stellen anerkannte, wurde auch eine ganz neue Gesetzgebung eingeführt. Es entstanden nämlich die Synoden oder Provinzialversammlungen der Geistlichkeit und mit ihnen zugleich die Meinung, eine solche Synode werde von demselben heiligen Geiste geleitet, der die Apostel erfüllt habe, was sie also festsetze, habe dieselbe Verbindlichkeit, wie die ewigen Gesetze, welche die Apostel gepredigt hatten. Dadurch ward das Christenthum bald mit menschlichen Satzungen aller Art belastet. Dies war jedoch nicht das einzige Übel, welches die Synoden mit sich brachten, sondern sie riefen auch unaufhörliche Streitigkeiten unter den Christen hervor. Die Gelehrten der Kirche, die grübelnden Theologen, die Erfinder neuer Dogmen wurden durch diese neue Einrichtung Richter über andere Gelehrte, andere Grübler, andere Systematiker, und die Synoden dienten den ersteren ebensowohl zum Verdammen, als zu einer Art von dogmatischer Gesetzgebung. Leider hatte man schon längst vor lauter Streitigkeiten über die Geheim-

nisse des Wesens Gottes und seiner Mittheilung das Wesentliche des Christenthums in den Hintergrund gedrängt, und die innere Kirche ward der äußeren so sehr aufgeopfert, daß sogar während der härtesten Verfolgungen durch die Heiden der Streit über Dogmen und Lehren die Christen unter einander zerriß, und daß irrende oder fehlende Glieder der Gemeinde von ihren eigenen Brüdern weit mehr als von den Heiden gehaßt wurden. Die meisten Streitigkeiten wurden in Asien geführt. Hier traten namentlich die sogenannten Gnostiker auf, unter welchen man im Allgemeinen diejenigen versteht, die einen Unterschied zwischen der gewöhnlichen Auffassung und einer höheren, nur wenigen Begabten oder Geweihten zugänglichen Erkenntniß der religiösen Wahrheiten machten Sie zerfielen in viele von einander verschiedenen Secten, dachten aber insgesammt unsinnige Theorien aus, deren Erklärung noch bis auf den heutigen Tag die Theologen beschäftigt, ohne daß dabei etwas Anderes gewonnen würde, als die Kenntniß der Irrwege, die den grübelnden Verstand von der Wahrheit ableiten und in unauflösliche Räthsel verwickeln. Zu der Zeit, als durch die Erhebung der Dynastie der Sassaniden in Persien die Zoroastrische Religion wieder hergestellt ward, versuchte ein zum Christenthum übergetretener Perser, Mani, den Glauben der Christen sogar mit Zoroaster's Lehre von zwei Göttern (s. Th. I. S. 122) zu verschmelzen, und seine Anhänger, die sogenannten Manichäer, veranlaßten ebenfalls heftige Kämpfe in der Kirche. Neben den Träumen der Gnostiker und dem widersinnigen Bestreben der Manichäer waren es besonders die Streitigkeiten über Christi Wesen und Natur, über die Bedeutung und rechte Zeit der Taufe, über die Ehelosigkeit und deren Verdienst vor Gott, wodurch die Gemüther der Christen weit mehr beschäftigt wurden, als durch die Sorge für die Erhaltung des freundlichen Verkehrs und für die sittlichen Zwecke ihres Religionsstifters.

Übrigens trugen alle diese verderblichen Neuerungen, durch welche die Lehre und Gemeindeverfassung der Christen so sehr verändert wurden, ungemein viel zur Verbreitung des Christenthums bei. Sie gaben der neuen Religion und der äußeren Einrichtung der Gemeinde diejenige Form, welche sie fähig machte, Staatsreligion zu werden und zu politischen Zwecken zu dienen.

Durch die Entſtehung der zahlreichen Secten, durch die Anwendung der Philoſophie auf die Behandlung der chriſtlichen Lehre, durch die Veränderung in dem Weſen und der Form des äußeren Gottesdienſtes erhielt das Chriſtenthum einen Reiz für die Gelehrten und für die verbildete vornehme Welt. Viele wurden auch durch die Vorrechte und den Glanz der Geiſtlichkeit angezogen, ſie hofften in der chriſtlichen Kirche als Lehrer und Redner glänzen oder als Biſchöfe herrſchen zu können. Faßt man dieſe Verhältniſſe zuſammen, ſo wird man leicht einſehen, daß die letzte Verfolgung der Chriſten unter Diokletian ſehr unpolitiſch war, und daß Conſtantius Chlorus und Conſtantin der Große, wenn ſie ihre Nebenbuhler verdrängen wollten, nichts Klügeres thun konnten, als ſich zu Verfechtern des Neuen, des der Zeit und den Umſtänden Angemeſſenen gegen das Veraltete und Unhaltbare aufzuwerfen. Sie gewannen dadurch die junge Kraft und das neue Leben im Reiche für ſich.

8. Heidniſche Literatur und Bildung von Hadrian's Zeit an bis auf Conſtantin den Großen.

Während ſchon zu Hadrian's Zeit die griechiſche Literatur im Oſten und in der Mitte des Reiches ſo ſehr das Übergewicht erhielt, daß es den Anſchein gewann, als wenn ſie ſogar in Italien die lateiniſche Bildung erſticken würde, erwachte dagegen im Weſten der Welt der größte Eifer für die Letztere, und die lateiniſche Literatur ward in der Provinz Afrika, in Spanien und beſonders in Gallien ſogar lebhafter, als in Rom ſelbſt getrieben. In Gallien waren ſeither Marſeille und Lyon Hauptſitze der griechiſchen Studien geweſen, und die erſtere Stadt hatte allen den Römern, welche nicht in Athen ſtudiren wollten, als Hauptbildungsanſtalt gedient, gerade wie ehemals Genf denjenigen Deutſchen, welche ſich franzöſiſche Bildung aneignen, aber nicht nach Paris gehen ſollten. Dies änderte ſich ſeit Trajan's Zeiten, und die lateiniſche Bildung ward in Marſeille, in Lyon, überhaupt im ganzen ſüdlichen und mittleren Frankreich, nicht allein vorherrſchend, ſondern auch ſo eifrig gepflegt, daß man ſogar aus Italien dahin reiſte, um die lateiniſche Literatur gründlich zu ſtudiren. Die vornehmſten lateiniſchen Lehranſtalten Galliens waren Marſeille, Lyon, Autun,

Arles, Narbonne, Toulouse, Bordeaux, sowie seit dem Anfange des vierten Jahrhunderts Besançon, Poitiers, Angouleme und ganz besonders Trier, das seit Constantin's Zeit für die eigentliche Hauptstadt von Gallien galt. Auf diesen Schulen, welche nicht etwa blos von der studirenden Jugend, sondern auch von Erwachsenen besucht wurden, lehrte man Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Jurisprudenz und Medicin. Die Lehrer derselben wurden von den Städten angestellt, und waren von Einquartierungen und anderen öffentlichen Lasten frei. Ihre Besoldung war zum Theil sehr bedeutend. Eumenius z. B., ein berühmter Lehrer an der Schule von Autun, welcher um das Jahr 300 lebte, hatte einen Gehalt von mehr als dreizehn tausend Gulden oder siebentausend vierhundert Thalern.

Fragen wir nach den Früchten dieses großen Interesses, welches die lateinische Bildung damals in Gallien, Spanien und Afrika gefunden hatte, so sind dieselben nur in Betreff der Rechtswissenschaft bedeutend, sonst ist von dem ächt römischen Geiste der Literatur und von wahrhafter Philosophie fast gar nichts zu entdecken. Das Latein der gallischen Schriftsteller jener Zeit ist zwar weit reiner, als das der afrikanischen Rhetoren, doch ist auch bei ihnen die Künstelei, Mattheit und Weichlichkeit der Sprache und die stete Vermischung von Poesie und Prosa unerträglich. Auch in Rücksicht auf den Inhalt ihrer Schriften bieten sie nichts Erfreuliches dar. Die Dichter, unter welchen Avienus, Nemesianus und Calpurnius vorzugsweise zu nennen sind, haben gerade von Seiten der Poesie am wenigsten Werth; sie setzten ihre Verse aus den Werken früherer Zeiten zusammen, und verwässerten sie durch Bombast und Schwulst. Die Rhetoren schrieben fast blos Lob- und Prunkreden, welche damals bei allen feierlichen Gelegenheiten gehalten zu werden pflegten, und sich durch leere Declamation, durch lächerliche Übertreibungen und durch widerliche Schmeicheleien auszeichneten. Nur Cornelius Fronto, welcher noch zu Marc Aurel's Zeit lebte, bildet eine Ausnahme, weil er ernstlich nach einer einfachen und natürlichen Behandlung seines Gegenstandes strebte. Die Geschichtschreiber, die sich der lateinischen Sprache bedienten, haben zwar vor den ganz rhetorischen griechischen Historikern jener Zeit den Vorzug, daß sie in ihren Werken der Wahrheit treuer geblieben sind, als diese; dagegen verfehlten

sie aber den Hauptzweck der Geschichtschreibung, Bildung des Verstandes und Erweckung der Seele. Sie haben nämlich Alles zusammengerafft, was sie aus Archiven, Protokollen und anderen officiellen Quellen zusammentreiben konnten. Diese Notizen haben sie aber durchaus nicht verarbeitet, sondern so wiedergegeben, daß dieselben wie in einer Zeitung ohne irgend eine innere Verbindung neben einander stehen, und sich sogar zum Theil widersprechen. Diese Geschichtschreiber, die man unter dem Namen Schriftsteller der Kaisergeschichte (scriptores historiae Augustae) zusammengefaßt hat, haben uns daher zwar wichtige Quellen für die Kenntniß des Zustands der Zeit geliefert, auf die Bildung ihrer oder der späteren Zeit konnten sie aber nicht den geringsten Einfluß ausüben. Ganz anders verhielt es sich mit den Werken der damaligen Rechtsgelehrten. Diese Männer, von welchen einige als bedeutende Staatsmänner bereits in der Darstellung der politischen Geschichte angeführt worden sind, machten sich durch Erforschung der Quellen, durch Prüfung der Grundsätze, durch genaue Bestimmung des Sinnes der bestehenden Rechte sehr verdient, und nützten der Welt nicht blos durch Schriften, sondern auch im praktischen Leben selbst. Ihre hinterlassenen Werke bilden die rühmlichste Seite der Literatur jener Zeit.

Von den übrigen lateinischen Schriftstellern dieser Periode hat nur ein einziger einen bedeutenden Einfluß auf seine Zeit ausgeübt. Dieses ist Apulejus, ein Zeitgenosse der Antonine. Da er in Afrika nicht nur geboren und erzogen wurde, sondern auch dort lebte und wirkte, so können uns seine Werke auch als Muster desjenigen Geschmackes dienen, welcher von Afrika her sich über die lateinische Literatur verbreitete. Von seinen vielen Schriften war eine Art Roman oder die Geschichte des goldenen Esels die am meisten gelesene. Wir finden in Apulejus Schriften auf eine sehr hervorstechende Weise die Haupt-Charakterzüge der damaligen Literatur überhaupt ausgesprochen: eine Sprache, die sich bei ihm noch weit mehr als bei den gallischen Rhetoren in die rein poetische Form verirrt, eine eitle und überschwenglich fromme Schwärmerei, die sich in den bloßen Gebilden der Phantasie, im Dunkel der Bilder und Symbole, im Schwulst der Darstellung und in abergläubischen Erdichtungen gefällt, daneben aber auch wieder eine

verständige Ansicht des Lebens und der Natur, und endlich eine unerhörte sittliche Verdorbenheit, vermöge deren der Schriftsteller den frommen und schwärmenden Seelen die Zeit durch schlüpfrige Gemälde von solchen Lüsten kürzt, welche zu verabscheuen er den Schein annimmt. Kurz, Apulejus literarische Thätigkeit war eine Speculation auf die Verkehrtheiten seiner Zeit. Er verfolgte zwar die eine Art von Aberglauben, nahm aber dagegen andere Schwärmereien und phantastische Grillen in Schutz. Er hat z. B. ein förmliches System der Geister, eine Geisterkunde im Sinne der neueren Phantasten gelehrt, und dadurch den groben Materialismus gefördert, der aus allen solchen Theorien von übersinnlich erklärten sinnlichen Erscheinungen hervorgehen muß, weil dabei das Geistige als etwas einer Gasart Ähnliches, folglich als etwas Körperliches aufgefaßt wird. Dabei hat Apulejus Platonische Vorstellungen zu seinen Zwecken benutzt, er hat aber das, was bei Plato Nebensache ist, zur Hauptsache gemacht, und die Ideen dieses Philosophen aus ihrem Zusammenhange gerissen, um sie zu einem System der Schwärmerei und des Aberglaubens anzuwenden. Mit dieser Art von Platonismus, welche er und andere Schriftsteller jener Zeiten gleichsam als eine Offenbarung ansahen, rechtfertigt er nicht blos geheime Weihen und mystische Gebräuche, sondern auch Amulette und ähnliche Dinge. In einer gerichtlichen Rede, durch welche sich Apulejus gegen den Vorwurf der Schwarzkunst vertheidigte, zeigte er recht gut das Abgeschmackte des Glaubens an einen Zusammenhang, der zwischen gewissen Naturerscheinungen und gewissen Handlungen oder Geberden eines Menschen bestehen soll; er setzt aber diesem Aberglauben eine andere Art von Zauberkunst entgegen, welche auf einer geheimnißvollen Erkenntniß der Natur beruhe, mit mystischen Weihen und Symbolen zusammenhänge, und die Fähigkeit gewähre, künftige Ereignisse vorauszusehen und Wunder zu thun. —

Sowie man sich in Afrika, Spanien und Gallien eifrig für die lateinischen Studien interessirte, so wimmelte es in Griechenland, Asien und Egypten von Philosophen, Sophisten und Rhetoren, die aus der Literatur eine Art Gewerbe machten, und aus dem Ruhm bei der unverständigen Menge, aus der Verführung der warmen und arglosen Jugend, aus dem Eigennutz elender Menschen,

welche nur Kopf, aber kein Herz hatten, Nutzen für sich selbst zu ziehen suchten. In den meisten Städten griechischer Zunge bestanden Lehranstalten, in welchen dieses Treiben mit allen seinen Übeln einheimisch war. Die berühmteste derselben war seit Hadrian's Zeit die Schule zu Athen. Hier hatte vorzüglich die neue Art von Sophistik (s. oben S. 355) ihren Sitz aufgeschlagen, und die Lehrer derselben genossen ein so großes Ansehen, daß sie zum Theil sogar auf die Reichsregierung bedeutenden Einfluß ausübten. Der ältere Philostratus z. B., welcher im Anfange des dritten Jahrhunderts lebte, begab sich, nachdem er in Athen gelehrt hatte, nach Rom, und spielte daselbst unter Heliogabalus und Alexander Severus eine wichtige Rolle am Hofe. Neben Athen blühten damals noch viele andere griechischen Lehranstalten; nicht blos auf der kleinasiatischen Küste, in Syrien und in Egypten, sondern auch im Inneren von Asien bis zum Euphrat und Tigris und bis in die syrische Wüste hinein wurden die griechischen Studien mit dem größten Eifer getrieben. Diese große literarische Thätigkeit in den griechischen Theilen des Reiches war ihrem Haupt-Charakterzuge nach rhetorisch und sophistisch; denn wie im Westen, so war auch im Osten der Aberglauben allgemein herrschend, der Geschmack verdorben und die Wissenschaft zur Gaukelei geworden.

Man erkennt aus dem Angegebenen, daß im römischen Reiche damals ebenso, wie in allen Zeiten der Schlaffheit und Überbildung, die Lehranstalten vortrefflich eingerichtet, die Bildung gelehrt und gründlich, das Streben nach denjenigen Kenntnissen, welche von jedem Manne von Erziehung erwartet wurden, allgemein verbreitet war. Auch wurde eben deswegen in gewissen Fächern sehr viel und zum Theil sogar mehr als in anderen Zeiten geleistet. Diese Fächer waren solche, welche keinen Flug der Phantasie, keine Unabhängigkeit des Sinnes, keine eigenthümliche und selbstständige Entwickelung des Geistes fordern, die entweder dem Staate und dem äußeren Leben unmittelbaren Nutzen gewähren, oder wenigstens mit der Gesinnung, welche in militärisch regierten Staaten vom Bürger verlangt wird, nicht im Widerspruche stehen. Solche Fächer sind bekanntlich die mathematischen, medicinischen, physikalischen, geographischen und juristischen Wissenschaften. Außerdem duldet man in despotischen Staaten zuweilen auch noch die-

jenige Schriftstellerei, welche auf witzige Unterhaltung ausgeht; denn diese ist in solchen Staaten ebenfalls Bedürfniß, und weiß meistens der Censur auszuweichen.

Das, was in den genannten Zweigen der Literatur damals geleistet wurde, bietet die einzigen erfreulichen Erscheinungen dieser Zeit dar. Der Rechtswissenschaft ist bereits oben Erwähnung gethan worden. In der Medicin und den damit verbundenen Naturwissenschaften trat damals einer der bedeutendsten Gelehrten des Alterthums auf. Dieser Mann war Galenus, welcher 131 zu Pergamum geboren ward und bis zur Zeit des Kaisers Septimius Severus lebte. Er galt viele Jahrhunderte hindurch in der ganzen civilisirten Welt für die größte medicinische Autorität, und das christliche Mittelalter, sowie die Araber haben ihre Arzneiwissenschaft einzig und allein aus seinen Schriften geschöpft. Sein Einfluß auf das Alterthum ist in doppelter Hinsicht sehr bedeutend gewesen. Er hat nämlich nicht allein als Arzt und Naturforscher eigenthümliche Entdeckungen gemacht, und sich um die Medicin dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er in dieser Beobachtungs-Wissenschaft von neuem der Erfahrung ihr Recht sicherte, sondern er war auch ein ausgezeichneter Redner und Philosoph, und hat in seinen Schriften außer der Medicin auch Wissenschaft und Bildung überhaupt behandelt. Er hat ferner die Heilkunde mit der Beredsamkeit und Philosophie in Verbindung gebracht, und so die rhetorische Richtung seiner Zeit auf eine edlere und nützlichere Weise angewandt, als alle die vielen damaligen Sophisten und Schwärmer. Er wirkte dadurch höchst wohlthätig auf ein Geschlecht ein, das die alten Quellen wahrer Weisheit verschmähte und, während es beständig von übersinnlichen Dingen, von Gotterscheinungen und von Entäußerung der Menschheit durch mönchische Zucht redete, jeder ächten Erhebung und Begeisterung unfähig war. Dieser Einfluß Galen's zeigt sich besonders in derjenigen seiner vielen Schriften, welche den Titel „Ermunterung zu geistiger Beschäftigung" führt und am häufigsten gelesen worden ist. Übrigens gibt uns sogar Galenus ein Beispiel von dem hohen Grade der Unnatur und Entartung jener Zeit; denn selbst dieser Mann war nicht im Stande, sich dem Einfluß des herrschenden Aberglaubens zu entziehen. Auch er huldigte

nämlich dem Glauben an übernatürliche Wirkungen und Erscheinungen, und nahm in seinen Schriften sogar den Einfluß von Zauberformeln auf die Körperwelt in Schutz.

Fast gleichzeitig mit Galenus lebte Claudius Ptolemäus, welcher in Bezug auf Astronomie, Chronologie und Geographie für die christliche und arabische Welt des Mittelalters ebenso wichtig ist, als Galenus in Bezug auf die Medicin. Ptolemäus war wie Galenus für das ganze Mittelalter die einzige Quelle derjenigen Wissenschaften, die er in seinen Schriften behandelte. Beide Männer haben übrigens auch das mit einander gemein, daß sie nicht schöpferisch wirkten und in ihren Wissenschaften Bahn brachen, sondern vielmehr nur das, was vor ihnen geleistet worden war, in ein System zusammenfaßten, ergänzten und vollendeten. Auch war Ptolemäus ebenso gut als Galenus von den herrschenden Thorheiten seines Zeitalters angesteckt. Er hat daher nicht nur Astronomie, sondern auch Astrologie gelehrt. Sein eigentliches Verdienst besteht blos in Gelehrsamkeit, Fleiß und Sorge für Anordnung des Materials, ein Verdienst, welches solchen Zeiten, wie die seinige war, eigenthümlich zu sein pflegt. Ptolemäus steht als wissenschaftlicher Astronom tief unter Hipparchus (s. Th. III. S. 124). Er stellte selbst keine Beobachtungen an, und hat sogar Hipparch's Angaben zum Theil nicht richtig verstanden; er war aber ein guter Mathematiker, und vereinigte alles das, was über Astronomie vorher nur zerstreut vorhanden gewesen war, in ein einziges Werk. Dieses Werk führt unter uns gewöhnlich den erst später entstandenen Titel Almagest. Es ist ein vollständiges, aus allen einzelnen astronomischen Abhandlungen der früheren Zeit zusammengetragenes Lehrbuch der Astronomie, und hat für die Fortdauer dieser Wissenschaft den größten Nutzen gestiftet, weil Hipparch's Schriften untergegangen sind, und weil die Gelehrten der folgenden Zeit weit hinter Ptolemäus zurückblieben. Ptolemäus war für diese ebenso das Orakel in der Astronomie, wie Aristoteles in der Philosophie. Selbst in der neueren Zeit, wo man seine Fehler erkannte und zu berichtigen anfing, blieb die Achtung vor ihm noch lange so groß, daß Keppler, der ausgezeichnetste Astronom der neueren Zeit, den Unterschied, welcher zwischen den von Ptolemäus angeführten Beobachtungen und denen des

Hipparchus oder der neueren Astronomen Statt findet, lieber aus eingetretenen Störungen in der Bewegung der himmlischen Körper herleitete, als daß er den berühmten Lehrer der späteren Griechen, der Araber und des christlichen Mittelalters des Irrthums beschuldigt hätte. — Sowie die ganze neuere Astronomie an des Ptolemäus Almageſt geknüpft worden ist, so ruht auch die Geographie der mittleren und neueren Zeiten ganz auf seinem Werke über diese Wissenschaft. Ptolemäus hat in seiner Geographie ebenfalls viele falschen Angaben mitgetheilt, aber er hat auch hierin das Verdienst, alles Einzelne und Zerstreute aus der früheren Zeit zusammengetragen und unschätzbare Nachrichten, die sonst verloren gegangen wären, der Nachwelt aufbewahrt zu haben. Welche Bedeutung dieses Werk bis in die neuere Zeit hinein gehabt hat, kann man daraus beurtheilen, daß allein im sechszehnten Jahrhundert, außer den griechischen Ausgaben desselben und außer den vielen Übersetzungen in neuere Sprachen, nicht weniger als fünfzehn lateinische Übersetzungen erschienen sind. — Bei seinem chronologischen Werke, dem sogenannten Kanon der Königsherrschaften, hatte Ptolemäus eigentlich nicht den Zweck, die äußere Grundlage der historischen Wissenschaft zu befestigen, sondern er wollte nur die Astronomen in den Stand setzen, die Zeit leicht zu berechnen, welche zwischen den verschiedenen in seinem Almageſt aufgezeichneten Himmelsbeobachtungen verflossen sei. Aus diesem Grunde allein theilte er die ganze Vergangenheit in vier Hauptperioden ein, die er nach den Namen der Völker, welche in denselben weltbistorisch am wichtigsten geworden sind, die assyrisch-babylonische, die persische, die macedonische und die römische Universalmonarchie benannte. Jeden dieser Zeiträume theilte er, nach den Regierungsjahren der einzelnen Herrscher der genannten Völker, wieder in kleinere Abschnitte, und führte alle Jahre auf die in Egypten gebräuchliche Jahresrechnung zurück. Wie wichtig diese Arbeit für die Behandlung der Geschichte und für den historischen Unterricht ward, geht daraus hervor, daß Ptolemäus Eintheilung der Weltgeschichte bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein die Regel blieb, nach der man in den Schulen, wie in den Schriften, die allgemeine Geschichte vorzutragen pflegte.

Dasselbe Verdienst, welches Galenus und Ptolemäus um ihre

Wissenschaften haben, erwarb sich Pausanias um die Geschichte der griechischen Kunst. Dieser Gelehrte, welcher wahrscheinlich in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts lebte, hat nämlich in einer Reisebeschreibung die Kunstwerke von Griechenland beschrieben, und viele Nachrichten von denselben gesammelt, welche ohne ihn für die Nachwelt verloren gegangen sein würden. Dabei hat sein Werk noch den besonderen Werth, daß es eine Menge Sagen der älteren Zeit enthält, die man ebenfalls nirgends sonst findet. Während Pausanias einerseits nicht in die Fehler unserer meisten Reisebeschreiber verfällt, seine persönlichen Begebenheiten mit in die Erzählung aufzunehmen, erkennt man andererseits in seinem Werke überall sein Zeitalter. Schon die kleinliche Beschreibung der Einzelnheiten aller Kunstwerke und die daran geknüpfte Fabelgeschichte verräth einen Schriftsteller, der in einer sophistischen Zeit und in der vornehmen Welt von Rom lebte. Sein Styl ist gesucht, dunkel, kurz und stellenweise dichterisch. Nirgends zeigt sich Kritik in der Behandlung des Gegenstandes, und das Wohlgefallen des Verfassers am Wunderbaren und Übernatürlichen ist so groß, daß man seinen Erzählungen von der Urzeit durchaus nicht unbedingt trauen darf, zumal da er sich manchmal auf offenbaren Lügen ertappen läßt. Dagegen scheint seine Beschreibung der alten Kunstwerke richtig zu sein. Jedenfalls ist es als eine günstige Fügung des Schicksals zu betrachten, daß kurz vor dem völligen Untergange der alten Religion, Kunst und Poesie ein Gelehrter wie Pausanias die griechische Kunst, deren Kenntniß für die Geschichte des Alterthums so wichtig ist, in einem besonderen Werke behandelt und dabei auch alle Überlieferungen gesammelt hat, welche mit den verschiedenen Denkmalen Griechenlands in irgend einer Beziehung standen.

Neben Galenus, Ptolemäus und Pausanias, welche recht eigentlich Kinder ihrer Zeit waren, ist Lucianus, welcher ebenfalls im zweiten Jahrhundert lebte, und die Thorheiten seiner Zeitgenossen mit Spott und Witz geißelte, eine sehr auffallende Erscheinung. Man würde sich jedoch sehr täuschen, wenn man sein Auftreten und Wirken als etwas Vereinzeltes und Fremdartiges ansehen wollte. Man muß ihn vielmehr als das Organ einer bisher stummen Partei betrachten, welche mit dem Treiben der Schwärmer und Abergläubigen, der rhetorischen und fabelnden

Schriftſteller unzufrieden war. Nach dem Beifalle, welchen Lucian fand, zu ſchließen, war die Zahl dieſer Gegner des herrſchenden Geiſtes ſehr groß, und es hatte ihr ſeither nur an einem Sprecher gefehlt. Lucian ſtellt uns alſo die entgegengeſetzte Seite der Zeit dar, er iſt als der Repräſentant der vielen frivolen Spötter anzuſehen, welche lieber lachen als weinen wollten, und mit dem herrſchenden Aberglauben auch den Glauben, mit dem Fanatismus auch die Religion verwarfen. Lucian war alſo der Voltaire ſeiner Zeit; doch hatte er weit mehr Kenntniß und Kraft, als Voltaire, der ihm dagegen an Kunſt überlegen und mehr ſeines Styles und Witzes Meiſter war. Auch ſpottete Lucian nicht, wie Voltaire, deshalb, weil er am Zerſtören Vergnügen fand, ſondern weil er damit der ernſten Moral und einer wahren Weisheit, welche der blos auf Genuß zielenden Lehre des franzöſiſchen Philoſophen geradezu entgegen ſtand, einen Dienſt zu thun glaubte.

Lucian hat in einer ſeiner früheſten Schriften (dem Nigrinus) eine Carricatur des Lebens in Rom gegeben, und den Contraſt zwiſchen dem eiteln vornehmen Treiben in einer großen Stadt und dem wahren menſchlichen Leben recht grell hervorgehoben. Er geißelt ebenſowohl die Kriecherei und Niederträchtigkeit der Clienten und Untergeordneten, als die übermüthige, lächerliche Einbildung der Großen und Hohen. Freilich tadelt er damit nicht die Fehler eines beſtimmten Zeitraumes, ſondern das, was ſich in allen großen Städten, beſonders in Reſidenzen, findet. In anderen Schriften richtet er ſeinen Witz gegen das verkehrte Treiben der Gelehrten und gegen den ſklaviſchen Sinn, mit welchem dieſelben aus Eigennutz und Eitelkeit den Vornehmen und ihren Dienern ſchmeicheln, um die Gunſt der Hochſtehenden zu erlangen. Leider enthalten dieſe Schriften für uns nichts Neues, da wir von unſeren großen Städten her, in denen eine geiſtreiche Geſellſchaft und eine gewiſſe Art von Literatur zu den Lebensbedürfniſſen gehört, nur zu gut die Rolle kennen, welche ſo viele Gelehrten und Sophiſten in den großen Häuſern ſpielen. Ein Hauptgegenſtand der Satyre war für Lucian die religiöſe Verirrung ſeiner Zeit, und zwar griff er ebenſowohl das Heidenthum, als die chriſtliche Religion an. Beiden ſtellte er die bloße Moral und den geſunden, aber durch keine Lehre erleuchteten, durch keine

innere und ernſte Betrachtung gebildeten Verſtand entgegen. Sein bitterer Hohn gegen das Heidenthum war gewiß nützlich, weil bei der Unverbeſſerlichkeit einer Religion, die mit ihrer Poeſie allen Werth und alle Bedeutung verloren hatte, blos durch völlige Vernichtung, nicht durch Ausbeſſerung Hülfe geſchafft werden konnte. Nur die Gottheit konnte durch die That helfen, nicht Menſchen durch ihren Rath. Auch ging Lucian's Spott wirklich dem Untergange des römiſchen Reiches und der römiſchen Bildung auf dieſelbe Weiſe voraus, wie Voltaire's Spott der franzöſiſchen Revolution.

Die Verachtung, mit welcher Lucian die Chriſten und ihre Religion behandelt, erklärt ſich daraus, daß zu ſeiner Zeit ſchon das Märtyrer- und Heiligen-Weſen und andere Misbräuche die Lehre des Evangeliums ſehr entſtellt hatten. Misverſtand kann man ihm hierbei Schuld geben, übeln Willen aber ſchwerlich. So aufrichtig nämlich jeder chriſtlich Geſinnte eine würdigere Behandlung des Chriſtenthums und eine tiefere Erkenntniß ſeines eigentlichen Gehaltes, als Lucian zeigt, wünſchen wird, ſo muß man doch auch eingeſtehen, daß das Chriſtenthum damals bereits in Fanatismus und in eine neue Art von Götzendienſt ausgeartet war. Übrigens läßt ſich nicht verbergen, daß Lucian auch das heidniſche Alterthum und ſeine Poeſie, den Geiſt ſeiner Religion und ſeiner Überlieferungen ebenſo ſchnöde verkannt hat, als das Chriſtenthum. Sein Witz iſt in dieſer Beziehung ganz modern; Lucian greift mehr von der Oberfläche, als aus der Tiefe, und trägt kein Bedenken, jede Rückſicht aus den Augen zu ſetzen, wenn er nur Lachen erregen und unterhalten kann. Manche ſeiner Schriften, und zwar zum Theil gerade die vorzüglichſten, ſind gegen den beſtehenden Cultus und gegen die Volksreligion auf eine ſolche Weiſe gerichtet, daß dadurch ſein Zweck, verſtändige Einſicht des wahrhaft Guten zu verbreiten, vereitelt, daß die Gemüther aller poetiſchen Träume beraubt und gerade dadurch der Schwärmerei, ſo ſehr Lucian ſie ſonſt auch bekämpfen mochte, zugänglich gemacht wurden. Eine Volksreligion hätte er als verſtändiger Mann übrig laſſen müſſen; verwarf er die neue, welche ſchon zu ſeiner Zeit ſehr viele Bekenner unter dem Volke zählte, ſo mußte er, wie ſpäter der Kaiſer Julianus Apoſtata that, die alte auf irgend eine Weiſe in Schutz nehmen. Obgleich er dabei die Moral

schonte, so setzte er doch überall den kalten Verstand dem warmen Gefühl und die nackte Wirklichkeit jener idealen Welt entgegen, die den Menschen mit Muth und Hoffnung erfüllt; belehrt wurden also von ihm nur diejenigen, welche schon vorher so wie er dachten. Die von ihm gepredigte heitere Lebensweisheit und die seinen Spöttereien über den alten Glauben beigemischte Belehrung über die vielen Thorheiten und Vorurtheile der Zeit waren verschwendet, weil jeder, der diese Winke freundlich aufnehmen wollte, der ganzen alten griechischen und römischen Welt mit ihren Dichtern und ihrer Kunst Hohn sprechen mußte. Lucian's Schriften trugen daher nicht wenig dazu bei, ein Geschlecht, welches schon längst für den Geist des Alterthums keinen Sinn mehr hatte, völlig vom alten Ernst zur Leichtfertigkeit und dadurch zum Aberglauben hinüberzuführen. Dieser Charakter des leichtfertigen Spottes, mit welchem Lucian alles, was der entarteten Zeit heilig und hoch war, als niedrig und gemein darzustellen suchte, zeigt sich in den meisten seiner späteren Schriften. Einige derselben sind sogar absichtlich schlüpfrig, wie Voltaire's Pucelle und ähnliche Erzeugnisse der neueren Zeit, und wurden gerade deshalb mit Begierde gelesen. Für ein Geschlecht, das vorzugsweise an solchen Schriften Gefallen fand, gingen auch die besseren Bestrebungen Lucian's verloren. Alle die Thorheiten, die er verlacht, und der Aberglauben, den er verspottet, blieben vor wie nach herrschend, und Gauner jeder Art spielten an allen Ecken und Enden des Reiches Propheten- und Heiligen-Rollen, obgleich Lucian in einer besonderen Schrift einen solchen Betrüger in seiner ganzen Blöße dargestellt hatte. Als die heidnischen Heiligen und Propheten verstummten, traten christliche Gaukler an ihre Stelle. —

Die Thorheiten, welche Lucian mit bitterem Spotte geißelte, zeigen sich auch in der philosophischen Literatur jener Zeit. Es gab damals in den griechischen Städten von Europa und Asien eine erstaunlich große Zahl von Philosophen, welche neben den Rhetoren und Sophisten öffentlich als Lehrer auftraten. Leider entsprang jedoch dieser Eifer für die Philosophie nicht sowohl aus einem wirklichen inneren Bedürfniß der Erkenntniß, als vielmehr aus der angeborenen Eitelkeit und Unruhe der Griechen, welche, von öffentlichen Geschäften ausgeschlossen, sich in gelehrten Streitig-

keiten und Spitzfindigkeiten gefielen. Fast kein einziger von den vielen Philosophen jener Zeit vermochte sich über die Schule und den Schulgeist zu erheben, selbst Marc Aurel war ein bloßer Schulphilosoph; Lucian hatte daher auch diese Schulphilosophen ebenso, wie die Schwärmer und Mystiker, dem Spotte preisgegeben. In einer solchen Zeit der Unnatur und der Schlaffheit konnten überhaupt nur Schulweisheit und Sectenwesen gedeihen; der Sinn für die Erkenntniß an und für sich allein, das Bedürfniß nach Wahrheit und der Reiz eines ungekünstelten inneren Lebens waren schon längst aus der Welt gewichen.

Im Anfange dieses Zeitraumes war die stoische Philosophie noch vorherrschend. Dann wandten sich einige gute Köpfe von der Philosophie, in welcher man bald nur durch übertriebene Behauptungen und dunkle Redensarten durchdringen konnte, zur Theorie des Geschmacks und der Beredsamkeit, oder mit andern Worten, sie suchten das Urtheil über die vorhandenen Geisteswerke festzustellen, die Ideen und Begriffe vom Schönen richtig zu bestimmen, und das, was man seit Aristoteles in dieser Beziehung geleistet hatte, in Lehrbücher zusammenzufassen. Endlich erhielt aber eine jener Zeit vorzugsweise eigenthümliche und ihrem ganzen Charakter angemessene Philosophie, die sogenannte neu-Platonische Weisheit, das Übergewicht. Neben diesen verschiedenen Richtungen kam auf ganz natürliche Weise auch der Skepticismus oder die Bestreitung alles menschlichen Wissens und Begreifens auf; denn es ist eine unter ähnlichen Umständen stets wiederkehrende Erscheinung, daß sich in einer Zeit, wo unbegrenztes Behaupten und Glauben herrscht, als Gegensatz auch ein unbegrenztes Zweifeln geltend macht. Unter diesen Skeptikern, welche die Gewißheit jeder Überzeugung bestritten und alles Positive durch wissenschaftliche Gründe zu verneinen suchten, befanden sich einige denkende Männer von tüchtigen Kenntnissen; doch wurden auch sie von dem Zeitgeiste so sehr mit fortgerissen, daß selbst diese negative Philosophie, so widersprechend dies auch sein mag, die Form einer Schulweisheit annahm. Sie fanden übrigens nur geringen Anhang, theils weil das Grübeln und Schwärmen, der Sectengeist und der Sinn für systematisches Wissen zu tief in dem Geiste der Zeit gegründet waren, theils weil sie selbst jede Grundlage der

Überzeugung erschütterten und also nur eine äußere Wahrnehmung und eine äußere Existenz übrig ließen. Der Skepticismus war als besonderes philosophisches System durch Pyrrho, einen Schüler Anaxarch's, in den letzten Zeiten der griechischen Blüthe gegründet worden (s. Th. II. S. 373). Der bedeutendste Anhänger und Vertheidiger dieser Lehre, Sextus Empirikus, trat in den letzten Zeiten der römischen Blüthe auf. Sextus Empirikus, welcher im dritten Jahrhundert lebte und auch als gelehrter Arzt bedeutend war, vereinigte alles, was die früheren Zweifler vorgebracht hatten, in ein einziges Werk, und suchte seinen grübelnden Zeitgenossen zu zeigen, daß jede Behauptung des menschlichen Verstandes sich mit denselben Waffen angreifen lasse, mit welchen man sie vertheidigt habe. Er zog mit Nachdruck und Schärfe gegen jede Art von Wissen und Wissenschaft zu Felde; weil er aber dabei zu weit ging, und überdies in einer fast nur dem Positiven zugewendeten Zeit lebte, so war sein Kampf ebenso fruchtlos, als Lucian's Spott. Übrigens ist hierbei hervorzuheben, daß ein philosophisches Zweifeln, wie Sextus es vortrug, nur solchen Zeiten eigen sein kann, in welchen der menschliche Geist das Einfache und Natürliche verschmäht, um das Auffallende und die Extreme zu ergreifen. In allen Zeiten dieser Art hat man daher auch Sextus Schriften gelesen und benutzt, und der berühmte Skeptiker der neueren Zeit, Bayle, hat keinen geringen Gebrauch davon gemacht.

Von den stoischen Philosophen, deren Lehre Epiktet wieder ins Leben zurückgerufen hatte, war in diesem Zeitalter der Kaiser Marc Aurel der ausgezeichnetste. Er hat uns eine Sammlung von Maximen hinterlassen, welche die Aufschrift „An sich selbst" trägt. In diesem Buche zeigt sich einerseits zwar ein gebildeter Geist, eine edle Seele und eine vortreffliche Gesinnung; andererseits gibt sich darin aber auch allenthalben ein Mann zu erkennen, der niemals aufhört ein Gelehrter zu sein, sich niemals über die Schulweisheit zu erheben vermag. Soviel Schönes und Vortreffliches auch in dem Werke enthalten sein mag, nirgends findet sich darin etwas Eigenes, nirgends eine Empfindung und Vorstellung, welche unmittelbar und rein aus einer besonderen Lage des Verfassers entsprungen wäre. Vereinzelt stehende Sprüche

kalter Moral, gute Vorsätze, Hofmeisterei an sich selbst, dürre Anweisungen, allgemeine Betrachtungen, kurz, Katheder-Weisheit, ist der Inhalt dieses Buches. Der Verfasser hat es nie mit sich selbst oder mit der reinen Wahrheit und Erkenntniß zu thun, sondern immer nur mit dem Erlernten und mit dem philosophischen System seiner Schule. Ein Kaiser, der mitten in den schwierigen Geschäften der Herrschaft über die Welt glauben kann, daß niedergeschriebene Maximen und eingeübte Regeln den Mann des praktischen Lebens leiten können, ist durch die Schule und ihre Pedanterien verdorben: er verwechselt die Lehre der Weisheit mit der Weisheit selbst Die Erstere gehört der Schule und nur der Schule an, die Letztere dagegen muß der Weltmann und Staatsmann besitzen, und nichts ist verderblicher, als die Vermengung Beider. Marc Aurel's Schrift rechtfertigt daher den Spott, mit welchem Lucian die stoische Secte ebenso, wie alle anderen Philosophen, verfolgt.

Einige einzelne Andeutungen mögen das Gesagte erläutern. Ein Regent, dessen Geist und Thätigkeit durch die dringendsten und verwickeltsten Angelegenheiten und durch sehr bedenkliche Kriege in Anspruch genommen waren, hätte doch mit dem Gedanken der Gefahr und des Todes ganz anders vertraut sein sollen, als es ein Mann der Schule ist, der in Athen oder Rom über Schwierigkeiten des Lebens philosophirt, die er nie kennen lernt, und sich mit seinen Lehrsätzen über Todesgefahren tröstet, die er, wenn es gilt, sorgfältig zu vermeiden sucht. Wie sonderbar klingt daher im Munde eines Kaisers und Feldherrn, der über die Welt gebietet und täglich dem Tode ins Auge schauen muß, jene Stelle seines Buches, in welcher er eine erbauliche Betrachtung über den Tod macht, und sie mit dem abgedroschenen Satze anfängt, daß derselbe unter die natürlichen Ereignisse gehöre! Einem Kaiser und Feldherrn mußte ferner der Namen Alexander's nur große Vorsätze, den Entschluß in der Erinnerung der Menschen fortzuleben und das Bewußtsein, daß ein großer Geist gleich den Göttern unsterblich sei, in die Seele rufen; ein Schulmeister auf der Lehrkanzel dagegen und ein gewöhnlicher Privatmann, der seinen alltäglichen Gang geht und sich in der Behaglichkeit friedlicher Geselligkeit glücklich fühlt, wird an jenen Namen nur eine moralische Betrachtung anzuknüpfen wissen. Marc Aurel thut das Letztere.

Er stellt zum Behuf einer solchen Betrachtung den großen König mit dem Reitknechte desselben zusammen, und sagt: „Alexander und sein Reitknecht sind nun, da sie todt sind, zu einem und demselben Dinge geworden, sie sind nämlich entweder in denselben Geist des Weltalls aufgenommen, oder in eben die Atome, aus denen nach Epikur's Ansicht Alles entstehet, zerstreut worden." Eine solche Bemerkung ist, wie man sieht, ebenso trivial als falsch; für uns existirt Alexander der Große noch immer, sein Reitknecht aber hat für uns nie existirt. Noch deutlicher zeigt sich die Schulansicht, welche allein den Kaiser Marc Aurel leitet, in einer anderen Stelle, wo er große Regenten und berühmte Philosophen mit einander vergleicht. In den Augen eines Herrschers, der das Schicksal der Welt in seiner Hand trug, hätten doch Männer, welche der Welt eine neue Gestalt, den Völkern Gesetze und der Menschheit eine Geschichte gaben, eine ganz andere Art von Größe haben müssen, als die Schöpfer von neuen philosophischen Systemen, die der Eine lobt, der Andere tadelt; Marc Aurel aber weiß die Menschen nur aus dem Gesichtspunkt der Schule zu beurtheilen. Er sagt: „Alexander, Cäsar und Pompejus, wie klein sind sie gegen Diogenes, Heraklit und Sokrates! Die Letzteren erkannten die Dinge und ihre Ursachen und das Wesen der Materie, und diese Erkenntniß leitete ihre Seelen; jene Anderen aber, für wie Vieles mußten sie ängstlich besorgt sein, wie vielen äußeren Dingen mußten sie dienen!"

Von den Männern, welche sich in diesem Zeitraume vorzugsweise der Theorie der Redekunst oder der philosophischen Bestimmung des Schönen zuwandten, waren Hermogenes und Longinus die bedeutendsten. Hermogenes von Tarsus, ein Zeitgenosse Marc Aurel's, schrieb schon in seinem siebenzehnten Jahre eine Theorie, welche in den dritten oder vierten Rang nach Aristoteles gesetzt werden kann. Er ist in derselben mehr diesem Philosophen, als den Rhetoren seiner Zeit gefolgt, und hat uns unendlich mehr wahre und ächte Belehrung überliefert, als diese alle zusammen. Wir dürfen jedoch auf den Inhalt seiner Schriften nicht näher eingehen, da derselbe mit der Zeitgeschichte nichts gemein hat. Longinus, welcher lange in Athen lebte und lehrte, und dessen rühmliches Ende zu Palmyra bereits oben dargestellt worden ist

(s. oben S. 402), war einer der größten Männer seiner Zeit, mag man ihn nun als Philosophen und als Lehrer der Beredsamkeit oder als Staatsmann und als Minister der Zenobia betrachten. Er widmete sich der Philosophie mit reinem Eifer und mit einem wirklichen Streben nach Wahrheit. Er suchte in Plato, dessen Schriften ihm als Hauptmittel seiner Bildung dienten, Beruhigung des Herzens und Befriedigung der Ansprüche des Verstandes; er konnte also weder zu den Fahnen irgend einer Secte schwören, noch an dem philosophischen Treiben seiner Zeit überhaupt Gefallen finden. Er wandte sich daher zur Redekunst, um, ohne Unterwerfung unter den Zeitgeist, für Wahrheit und Recht und für den besseren Geschmack thätig zu sein. Einer der berühmtesten Philosophen seiner Zeit, Plotinus, hat ihm freilich den Namen eines Philosophen streitig gemacht; die Nachwelt aber erkennt an, daß er durch seine Schriften und durch seine mündlichen Lehren der Menschheit weit mehr genützt hat, als Plotinus und alle von demselben gebildeten Forscher, welche für ein zum unthätigen, betrachtenden Leben geneigtes Geschlecht erschlaffter Menschen eine Philosophie schufen, die ein solches Leben als den höchsten Gipfel menschlicher Vollendung darstellt. Longinus hat als Lehrer der Beredsamkeit der Schwärmerei seiner Zeit entgegengewirkt, und uns eine Schrift über das Erhabene hinterlassen, welche durch Styl, Manier und Philosophie in gleichem Grade ausgezeichnet ist. Was aber noch wichtiger ist, Longinus war in diesem Zeitraum der einzige Philosoph, dessen Studien nicht der Schule, dem System und der Secte, sondern dem Leben und den Geschäften desselben gewidmet waren. Auch hat er nachher als Staatsmann und Minister, zum Unterschied von einem Marc Aurel, den Werth einer solchen wissenschaftlichen Bildung und Thätigkeit durch die That bewiesen, und selbst noch im Tode sich als wahrhaftigen Philosophen und als einen zugleich edeln und kräftigen Mann bewährt.

Die sogenannte neu-Platonische Philosophie, welche am Anfang der Kaiserzeit zu entstehen begann, und im dritten Jahrhundert die Modephilosophie wurde, beruhte der Hauptsache nach auf dem Streben, Schwärmerei und Philosophie mit einander zu verbinden. Man suchte den Mythen und Allegorieen des Heidenthums, dem herrschenden Aberglauben und den aus dem Orient

empfangenen Vorſtellungen eine philoſophiſche Begründung zu geben, und bediente ſich dazu der Platoniſchen Philoſophie. Dieſe eignete ſich zu einem ſolchen Zwecke aus dem Grunde, weil man im Orient diejenigen Stellen in Plato's Schriften allein berückſichtigte, in welchen Plato die Vorſtellungen des Orients und der Pythagoreer oder griechiſche Sagen und Dichtungen zu ſeinen Abſichten benutzt hatte. Bei ihm waren dieſe Vorſtellungen und Mythen freilich nur ein Mittel geweſen, um theils dem menſchlichen Geiſte da, wo die Kraft des Verſtandes nicht weiter zu dringen vermag, auf dichteriſche Weiſe eine Befriedigung zu gewähren, theils dasjenige, was ſich nicht mehr in der Form einer Lehre klar machen läßt, allegoriſch anzudeuten (ſ. Th. II. S. 255). Dieſe Dichtungen und Allegorien in Plato's Schriften nahm man in der römiſchen Kaiſerzeit nicht nur ebenſo, wie ſeine wirklichen Lehren, als volle Wahrheit an, ſondern man zog ſie dieſen ſogar vor, und ſah ſie wie eine Art von Offenbarung an. Eine ſolche Auffaſſung der Platoniſchen Schriften diente dem herrſchenden Zeitgeiſte vortrefflich, und es iſt daher auch nicht zu verwundern, daß ſowohl der Jude Philo (ſ. oben S. 357) die Platoniſche Philoſophie mit den Lehren ſeiner Religion in Verbindung zu bringen wußte, als auch daß die Chriſten ſchon früh den Platonismus ebenfalls zur Begründung ihrer Anſichten vom Verhältniſſe der Gottheit zur Menſchheit benutzten. Den Heiden aber war die Platoniſche Philoſophie in Folge dieſes Mißbrauches derſelben von verſchiedenen Seiten her willkommen. Sie kam dem Hange zum Myſtiſchen und Schwärmeriſchen zu Statten, da man in einer gebildeten Zeit bei allem Aberglauben ſtets auch das Bedürfniß einer philoſophiſchen Begründung desſelben empfindet. Sie gab ferner der abgeſtorbenen heidniſchen Religion eine neue Art von Leben, und diente daher als Waffe gegen das Chriſtenthum, wiewohl ſie im Grunde doch nur den chriſtlichen Schwärmereien den Weg bahnte. Außerdem fand die herrſchende Neigung zum Poſitiven im Wiſſen und Glauben an Plato eine erwünſchte Autorität. Endlich war der Unterricht der Rhetoren zu ſeicht, der Skepticismus zu troſtlos, die Lehre der Ariſtoteliker zu trocken, die ſtoiſche und cyniſche Philoſophie theils zu mager, theils zu ſehr ausgeartet, als daß die Welt hieran den Halt hätte finden können.

dessen sie so sehr bedurfte. Um so begieriger griff man zu der philosophischen Schwärmerei, welche der Neu-Platonismus darbot.

Mit dieser Auffassung und Anwendung der Platonischen Schriften verband man gleich anfangs auch pythagoreische Lehren und Sagen. Auch Pythagoras wurde von den Neu-Platonikern als eine Art Heiliger, seine Aussprüche als Orakel angesehen. Gleich nach Hadrian's Zeit fing man außerdem an, einzelne Lehren des Aristoteles und anderer Philosophen durch künstliche Deutung mit dem sogenannten Platonischen System zu vereinigen. Die auf diese Weise nach und nach entstandene neue Philosophie ward Neu-Platonismus, später auch Neu-Pythagoreismus genannt. Einer der bedeutendsten Neu-Platoniker zur Zeit der eigentlichen Ausbildung dieser neuen Secte war Ammonius Sakkas, der seine Weisheit nur als Geheimlehre einigen wenigen Eingeweihten mittheilte. Er ist besonders deßhalb wichtig, weil er der Lehrer des trefflichen Longinus und des berühmtesten Neu-Platonikers, Plotinus, war. Jener entsagte bald einer Philosophie, die den Menschen verwirrte und zum Handeln unfähig machte; dieser aber verschaffte ebenderselben Philosophie erst recht Eingang bei den Menschen seiner Zeit. Plotinus, welcher im Jahre 205 zu Lykopolis in Egypten geboren wurde und 270 in Campanien starb, war elf Jahre lang ein eifriger Schüler des Ammonius, versenkte sich aber so tief in das Grübeln über die göttliche und menschliche Natur, daß er, durch die egyptisch-griechische Geheimlehre seines Vorgängers und Lehrers nicht zufrieden gestellt, auch nach persischer und indischer Weisheit verlangte, und sich an des jüngeren Gordianus Heer anschloß, um mit demselben nach Persien zu gehen. Schon dieser einzige Zug aus Plotin's Leben könnte uns den Charakter der neuen, von ihm eigentlich erst emporgebrachten Philosophie zeigen. Ein Versinken in sich selbst, ein Streben nach Vereinigung mit der Gottheit durch innere Betrachtung, ein Spalten der Begriffe und ein ohne Rücksicht auf die Beobachtung und Erfahrung, blos auf dem Wege des Denkens und Schließens bewirktes Bestimmen des Wesens und der Verhältnisse aller Dinge, dies bildet seit undenklichen Zeiten den Grundcharakter der indischen und persischen Religionslehre, und alle philosophischen Mystiker haben bis auf unsere Tage herab aus

der Quelle dieſer Unweisheit ihre dürren oder mit üppigem Unkraut überwachſenen Felder getränkt. Plotinus begab ſich ſpäter nach Rom, wo er die herrſchende Neigung zu orientaliſcher Myſtik für ſeine Zwecke ſehr geeignet fand, und fünf und zwanzig Jahre lang bis kurz vor ſeinem Tode die Rolle eines Propheten ſpielte. Der Kaiſer Gallienus und ſeine Gemahlin huldigten ihm mit ſo ſchwärmeriſchem Eifer, daß ſie, wie es heißt, ſogar die Abſicht hatten, in einer Stadt Italiens einen philoſophiſchen Staat nach Plotin's Grundſätzen zu errichten. Ebenſo groß war der Beifall, welchen Plotinus in den angeſehenſten Familien der römiſchen Bürgerſchaft fand; einige der erſten Männer der Stadt wurden ſeine eifrigſten Anhänger und nahmen ſeine Lehre wie eine himmliſche Botſchaft auf. Die geiſtige und moraliſche Erſchlaffung der römiſchen Welt und die allgemein herrſchende Neigung zur Schwärmerei, zur Mönchsmoral und zum Übernatürlichen und Prophetiſchen geben ſich durch nichts ſo deutlich zu erkennen, als durch den Eindruck, welchen Plotinus machte, und durch die Achtung, die ſeine Lehre gerade deshalb fand, weil ſie unverſtändlich war. Die Mittel, deren ſich Plotinus und ſeine Schüler zur Verbreitung der neuen Weisheit bedienten, waren dieſelben, durch welche man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich verdorbene Große für Mesmer's und Caglioſtro's myſtiſche Gaukeleien und in Deutſchland einen frommen preußiſchen König für Roſenkreuzer, Geiſterbanner und ähnliche Leute gewann. Plotinus trieb die Zauberkunſt, beſchied Geiſter vor ſich, und ließ ſich ſogar zu dem bei uns nur von einer verachteten Menſchenklaſſe getriebenen Geſchäfte herab, auf Befragen ſeiner Bekannten die Urheber kleiner Diebſtähle anzuzeigen.

Prophetiſch waren auch Plotin's Schriften abgefaßt; denn nach dem Zeugniſſe ſeines berühmteſten Schülers ſchrieb er ſeine vermeintlichen Eingebungen nieder, ohne ſie nachher nur eines Blickes zu würdigen oder auch nur die Schreibfehler zu verbeſſern. So waren freilich die Meiſterwerke der alten Griechen nicht entſtanden! Auch die gewöhnlichen Regeln des Denkens und das, was wir Methode nennen, fanden ſich ebenſo wenig in den Schriften, wie in dem mündlichen Vortrage eines Mannes, welcher von jedem, der zur philoſophiſchen Erkenntniß gelangen wollte, die Entäußerung ſeiner ſelbſt oder das Heraustreten aus dem natürlichen Zu-

ſtande des Denkens und Empfindens als erſte Bedingung forderte. Wie dunkel ſein Vortrag war, kann man daraus abnehmen, daß Amelius, einer ſeiner Hauptſchüler, vier und zwanzig Jahre bei ihm verweilen mußte, um in ſeine Geheimniſſe eingeweiht zu werden. Seinem durch Klarheit der Gedanken und Beſtimmtheit des Ausdruckes ausgezeichneten Zeitgenoſſen Longinus ſtand daher Plotinus etwa ſo gegenüber, wie in neuerer Zeit Jakob Böhme einem Fichte und anderen denkenden Köpfen. Übrigens enthalten Plotin's Schriften, wie alle Bücher dieſer Art, neben den abgeſchmackteſten Grillen und den abenteuerlichſten Phantaſieen auch die tiefſten Gedanken und die vortrefflichſte Weisheit. Um von dem Charakter ſeiner Lehre und von ihrer Wirkung eine Darſtellung zu geben, bedarf es nur einiger wenigen Bemerkungen über den Inhalt ſeiner Schriften. Das Leben mit Menſchen und unter Menſchen wird von ihm ſtets als ſündlich und verkehrt hingeſtellt, und die echte Weisheit und Seligkeit beſteht nach ihm nur in der völligen Trennung von der Sinnenwelt, im Hinbrüten und in einem abgeſchloſſenen, finſteren Verſinken in ſich ſelbſt und in die Vorſtellungen vom Höheren. Welche verderbliche Wirkung mußte eine Lehre haben, die die Wahrheit und ihren Segen nur gleichſam von oben herab, von einer vorgeblichen göttlichen Einwirkung und vom Verſinken in das vermeinte Weſen der Welt und der Gottheit erwarten ließ! Wie günſtig mußte ſie einerſeits dem Despotismus und andererſeits dem bald nachher aufkommenden chriſtlichen Mönchsweſen ſein! An dieſe jede Thätigkeit untergrabende, allen Erfahrungen und jedem menſchlichen Verhältniſſe Hohn ſprechende Theorie des Lebens, welche noch dazu mit der größten Verachtung gegen jeden Andersdenkenden vorgetragen wird, ſchließt ſich eine rein theoretiſche, auf überſchwenglichen Vorſtellungen beruhende Betrachtung der Natur und ihrer Geſetze an. Ariſtoteles hatte ſeine Ideen über die Natur auf Erfahrung, Beobachtung und Mathematik gegründet; davon iſt aber bei Plotinus keine Spur zu finden. Er hielt ſich für einen Gott-erleuchteten Philoſophen, er glaubte daher auch Alles aus innerer Eingebung zu wiſſen und keiner Stufen zu bedürfen, um zur Erkenntniß zu gelangen; ſeine Fittige trugen ihn über die Erde und durch alle Himmelsräume hindurch. Was konnte einem zugleich der Thätig-

keit und der waren Liebe zur Wissenschaft entfremdeten Geschlechte, wie die Menschen jener Zeit waren, erwünschter sein, als eine leicht zu erwerbende Allwissenheit, die noch dazu vermöge gewisser, nur den Eingeweihten verständlicher Formeln erlangt wurde und also ein ausschließliches Eigenthum Weniger blieb! Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, daß von Plotin's Zeit an die Erfahrungswissenschaften vernachlässigt und die Erfahrung selbst verachtet wurde

Plotinus hatte drei Schüler, welche das, was er in Orakeln vorgetragen hatte, in leidlichen Styl brachten, und als die Apostel seiner Lehre weiter verbreiteten. Diese waren Herennius, Amelius und Porphyrius. Alle drei besaßen ausgezeichnetes Talent, und die beiden Letzteren nennt Longinus, so wenig er sonst von einer, dem Leben und der gesunden Vernunft feindlichen Weisheit wissen wollte, die einzigen Philosophen seiner Zeit, deren Schriften lesbar seien. Wie schlimm es aber mit ihrer Wahrheitsliebe aussah, läßt sich am besten aus der von Porphyrius verfaßten Lebensbeschreibung Plotin's schließen. Porphyrius erzählt von seinem Lehrer und Meister die albernsten Geschichten, und da er viel zu viel Verstand hatte, als daß er selbst diese hätte glauben können, so muß er sie absichtlich und wissentlich erdichtet haben, um Plotin's Orakelsprüche in Ansehen zu bringen. Was soll man aber von einer Lehre halten, welche übermenschliche Vollkommenheiten vorschreibt, und deren Verkündiger doch solche Mittel nicht verschmähen! Übrigens war Amelius der Apostel dieser Lehre für den Orient, Porphyrius für den Occident. Der Erstere verbreitete die Secte der Neu-Platoniker in Asien und Griechenland, der Andere lehrte nach Plotin's Tode dreißig Jahre lang in Rom und streute von dort den Samen der neuen Lehre über den Westen hin aus. Die neu-Platonische Philosophie erhielt sehr bald das Übergewicht in den heidnischen Lehranstalten. Dies erklärt sich theils aus dem herrschenden Geiste der Zeit, theils aus dem Umstande, daß sie das hinwelkende Heidenthum mit einem neuen künstlichen Leben durchdrang, und daher als ein Mittel zur Bekämpfung des Christenthums diente. Andererseits verschmähten jedoch auch die Christen nicht, aus dieser trüben Quelle der Weisheit zu schöpfen, und ihre verfälschte

Glaubenslehre durch neu-Platonische Schwärmereien noch mehr zu entstellen. Einer der vornehmsten Kirchenväter, der heilige Augustinus, welcher hundert Jahre nach Constantin dem Großen lebte, spricht sogar geradezu aus, daß er den Sinn der christlichen Lehre erst aus den Schriften der Neu-Platoniker erlangt habe, und folglich erst durch sie zum wahren Christenthum geführt worden sei. Ja, die wichtigste Seite des Neu-Platonismus besteht in seinem späteren Einflusse auf das Christenthum und auf die vornehmsten Kirchenlehrer. Diese Wirkung ging hauptsächlich von den abendländischen Lehrern der neu-Platonischen Philosophie und von den lateinischen Übersetzungen und Bearbeitungen ihrer Lehre aus; im Osten dagegen, besonders in Athen, erhielt die neue Philosophie ihre größte Bedeutung dadurch, daß sie als Hauptwaffe gegen das Christenthum gebraucht ward. Daher kam es, daß zur Zeit des Kaisers Julianus Apostata die Schule von Athen wegen dieser Richtung sogar eine große politische Rolle spielte. —

Von der Betrachtung des philosophischen Treibens wenden wir uns zu den beiden letzten Seiten der griechischen Literatur dieser Zeit, zur Geschichtschreibung und zur Poesie. Mit dem edeln Sinn und dem einfachen Leben verschwindet überall auch die wahre Geschichtschreibung. Die Besseren macht der Unwillen über das, was sie um sich sehen, bitter, der große Haufen aber ist dem Zeitgeiste unterworfen und urtheilt nur nach diesem. Unparteilichkeit, Vorurtheilslosigkeit, gesundes Urtheil, richtigen Tact und Methode, kurz alle die Eigenschaften, welche den ächten Historiker vom bloßen Erzähler oder Chronikenschreiber unterscheiden, darf man da, wo Despotismus und Aberglauben die Geister gefangen halten, nicht suchen. Die lateinischen Geschichtschreiber dieser Zeit waren, wie wir oben sahen, nur Materialiensammler, welche allerlei Notizen, Anekdoten und Urkunden zusammensoppelten. Der Haupt-Charakterzug der griechischen dagegen bestand darin, daß die vornehmsten Wissenschaften des Zeitraumes, Rhetorik und Sophistik, die eigentliche Seele ihrer Arbeiten bildeten. Die beiden wichtigsten historischen Schriftsteller dieser Zeit waren Dio Cassius und Herodianus. Sie haben beide ihre Werke rhetorisch abgefaßt, und unterscheiden sich in dieser Beziehung nur dadurch von einander, daß der Erstere seine Beredsamkeit vor den Gerichten

und in Staatsgeschäften, der Letztere dagegen vorzugsweise in der Schule geübt hat. Dies gibt ihren Werken einen verschiedenen Charakter. Dio Cassius, welcher im Anfang des dritten Jahrhunderts blühte, hat die ganze römische Geschichte von der Entstehung der Stadt an bis zu seinem Consulat im Jahre 229 geschrieben. Von den achtzig Büchern dieses Werkes sind die ersten sechs und dreißig fast ganz und außerdem noch viele einzelnen Stücke verloren gegangen. Dio Cassius Behandlung der Geschichte steht der neueren Manier viel näher, als der alten, daher ist auch der Untergang der ersten sechs und dreißig Bücher seines Werkes sehr zu bedauern; denn die Ansicht der älteren Geschichte Rom's von seinem Standpunkte aus war eine ganz neue, und außerdem mußte sein Werk auch viele von anderen nicht mitgetheilte Nachrichten enthalten, weil er römischer Staatsmann war, gelehrte Kenntnisse besaß und fleißig geforscht hatte. Sein historisches Urtheil ist so beschaffen, wie man es von seinem moralischen Charakter allein erwarten kann; die sklavische Furcht und niedrige Denkart, welche er bei der Beschreibung seiner eigenen Zeit verrieth, hatten Einfluß auf seine Erzählung. Die Reden, welche er nach der Weise der alten Geschichtschreiber in die Darstellung der Ereignisse einflicht lassen in dem Verfasser mehr einen Rhetor, als einen Philosophen und Staatsmann erkennen. Herodianus hat eine Geschichte seiner Zeit, von Marc Aurel an bis auf den jüngeren Gordian, verfaßt. Er rühmt sich zwar, daß er die Dinge, die er beschreibe, selbst gesehen habe und sogar als Beamter in die Staatsgeheimnisse eingeweiht gewesen sei; dies hindert aber nicht, daß er wie ein Rhetor und Schulgelehrter oder mit anderen Worten wie ein Mann schreibt, der mehr in seinem Studirzimmer, als in der Welt zu Hause ist. Er ist kalt, ruhig, flach und ohne sichtbare Liebe und Haß, aber auch ohne lebendigen Antheil an der Sache der Menschheit und ohne kräftige Philosophie. Dabei vernachlässigt er Dinge, welche wie die Chronologie auch von einem bloßen Gelehrten recht gut hätten beachtet werden können, ganz und gar, und gibt von sehr vielen Thatsachen einen unrichtigen Begriff. Seine Reden können nicht einmal mit denen des Dio Cassius in eine Reihe gestellt werden, sie sind nur Kunststücke der Schule.

Werfen wir den Blick auf die Dichtkunst, so werden wir

den Verfall derselben im Orient wie im Occident gleich groß finden, und der Beifall, der den poetischen Werken dieser Zeit zu Theil wurde, liefert uns den besten Beweis, daß durch Gelehrte und Bildungsanstalten weder Geschmack noch richtiges Gefühl in einer Nation verbreitet wird. Freilich scheint es, als wenn der Poesie in jedem Volke von der Natur eine Grenze bestimmt wäre, über welche hinaus nur Nachahmungen oder falsche Versuche, neue Bahn zu brechen, erwartet werden können. Das Talent sucht dann aus der Erinnerung und durch Studium zu leisten, was mit schöpferischer Kraft nicht mehr geleistet werden kann, und dies bildet den Grund-Charakter der Poesie solcher Zeiträume. Die vielen Gelehrten jener Zeit waren sogar mit schuld daran, daß damals keine wahre Dichtkunst mehr aufkommen konnte. Nicht die Nation, sondern der gelehrt gebildete Theil derselben, zu welchem auch der ganze Hof gehörte, waren das Publikum für die Dichter, diese mußten daher nothgedrungen dem Schulgeschmack huldigen, welcher das Einfache, Natürliche und Wahre haßte und dagegen Künstelei und Gelehrsamkeit forderte. Der Maßstab für die poetischen Werke war also derselbe, den man an die Werke der Redekunst legte, und gleich diesen verrathen auch die Gedichte jener Zeit ein Streben nach gekünstelter Sprache, nach ängstlich gesuchter attischer Ausdrucksweise und nach weit hergeholter Gelehrsamkeit. Selbst die Wahl des Gegenstandes zeigt uns diesen Charakter der Poesie; man braucht nur zu erfahren, daß in den berühmtesten Gedichten die Jagd, der Vogelfang und andere Dinge dieser Art besungen wurden, um zu erkennen, daß solche Werke weder einen poetischen Werth, noch einen Einfluß auf die Bildung der Nation haben konnten.

In demselben Zeitraum, in welchem die Poesie fast ganz erstarb, entstand eine neue Art von Dichtung, der Roman, dessen Emporkommen immer ein weichliches, moralisch verdorbenes Geschlecht andeutet. Das frühere Alterthum hatte diese Gattung der Literatur nicht gekannt, man müßte denn Xenophon's Cyropädie (s. Th. II. S. 213 f.) einen politischen Roman nennen wollen; doch fehlt diesem Werke die Haupteigenschaft des Romans, daß eine Liebesgeschichte den Knoten bilde. Es ist zwar zu vermuthen, daß eine Art von Mährchen, Milesische Fabeln genannt, schon früh unter dem griechischen Volke verbreitet war, und daß sich die versammelte

Menge an öffentlichen Orten ebenſo, wie gegenwärtig in den Kaffeehäuſern des Orients, durch Mährchen-Erzähler unterhalten ließ; allein in die Literatur wurden dieſe Mährchen erſt zur Zeit der römiſchen Kaiſerherrſchaft aufgenommen. Apulejus Geſchichte vom goldenen Eſel und eine ähnliche Erzählung Lucian's ſind die erſten uns bekannten Werke dieſer Art. Beide Schriften, durch welche der Roman zuerſt eine Geſtalt erhielt und in die Literatur des Orients und des Occidents eingeführt wurde, enthalten die ſchlüpfrige und luſtige Erzählung erdichteter Wundergeſchichten und Schelmenſtreiche. Faſt gleichzeitig mit ihnen erſchien auch ein Roman im modernen Sinne des Wortes oder eine Erzählung, die ſich um die Verwickelung einer Liebesgeſchichte dreht. Dies iſt die von einem gewiſſen Jamblichus verfaßte Geſchichte des Rhodanes und der Sinonis, von welcher ſich jedoch nur Bruchſtücke erhalten haben. Im dritten und vierten Jahrhundert erſchien ſchon eine wahre Fluth von Romanen, welche einzeln aufzuführen nicht der Mühe lohnt. Merkwürdig iſt dabei, daß dieſe Schriften insgeſammt dem Orient angehören; bei den Lateinern iſt von eigentlichen Romanen keine Spur zu finden, obgleich die Liebe ſchon vor den Zeiten des Chriſtenthums und vor der Herrſchaft nordiſcher Ideen im Abendlande einen ernſteren Charakter hatte, als im Orient. Übrigens haben auch bei den Griechen die Romane niemals, wie bei den Völkern der neueren Zeit, einen Einfluß auf Sitten und Denkart erlangt, und wir können nicht, wie im achtzehnten Jahrhundert, den Ton gewiſſer Geſellſchaften aus dem Tone der in jener Zeit am ſtärkſten geleſenen Mode-Romane beurtheilen.

XV. Die letzten zwei Jahrhunderte des Alterthums.

1. Constantinus der Große.

Nach Maximin's Sturz waren die mit einander verschwägerten Kaiser Constantinus und Licinius die alleinigen Beherrscher des Reiches. Schon ein Jahr später zerfielen auch sie miteinander, und es entstand ein Krieg, in welchem Constantinus, ungeachtet eines zweimaligen Sieges, so große Verluste erlitt, daß er für rathsam hielt, auf Licin's Friedensvorschläge einzugehen (314). Eine neue Theilung des Reiches breitete Constantin's Herrschaft auf Kosten Licin's über Pannonien, Illyrien, das westliche Mösien, Macedonien und Griechenland aus. Während des neunjährigen Friedens, welcher hierauf zwischen beiden Herrschern eintrat, benahm sich der Eine ebenso unbesonnen, als der Andere verständig und klug verfuhr. Licinius drückte seine Unterthanen, verfolgte die Christen, und suchte auf jede mögliche Weise Schätze zusammenzuraffen; Constantin dagegen war theils als Gesetzgeber, theils als Bekämpfer der Barbaren, theils als Beförderer des Christenthums und als vorsichtiger Verfolger der alten Staatsreligion und des Judenthums unablässig thätig. Als endlich der Krieg zwischen Beiden von neuem ausbrach (323), ward Licinius kurz nach einander in zwei Schlachten völlig geschlagen. Er mußte sich dem Sieger ergeben, und wurde von diesem hingerichtet, obgleich ihm die Erhaltung des Lebens eidlich zugesagt worden war. Zwei Jahre nachher erlitt auch sein unmündiger Sohn dasselbe Schicksal.

Offenbar ward Constantin von dieser Zeit an durch die heuchlerischen Schmeichler, die ihn umgaben, über sich selbst und seine Pflichten getäuscht. Er gefiel sich in dem Gedanken, der Heiligste

und Frömmste zu sein, und betrachtete, wie seine Theologen ihn lehrten, jeden Widerstand gegen sich als Empörung gegen Gott und seinen Gesalbten; sein Wille ward ihm Gesetz. Das mußte sogar seine eigene Familie empfinden, gegen die er sich auf eine Weise betrug, welche ganz dem Verfahren orientalischer Despoten glich und seinem Christenthum wenig Ehre machte. Nachdem er den einen seiner Schwäger (Licinius) auf eine höchst treulose Weise getödtet, und sich früher sogar nicht gescheut hatte, das Haupt seines anderen Schwagers (Marentius) beim Einzuge in Rom vor sich hertragen zu lassen, ließ er auch seine zweite Gemahlin Fausta und seinen ältesten Sohn Crispus umbringen. Was ihn zu diesem Schritte bewog, ist unbekannt. Nach der einen Angabe hätte Crispus die Rolle, welche Joseph bei Potiphar's Weibe spielte, bei seiner Stiefmutter gespielt, nach der anderen aber hätte diese ihren Stiefsohn geliebt und, weil er ihr kein Gehör schenkte beim Vater verleumdet, nach einem dritten Bericht endlich hätte wirklich ein unerlaubtes Verhältniß zwischen Beiden bestanden. Einige Jahre nachher faßte Constantin aus Ehrgeiz den Entschluß, eine neue Hauptstadt des Reiches zu gründen, die der alten in keiner Hinsicht nachstehe. Er erwählte dazu die Stadt Byzanz. Um dieselbe schnell zu einer der volkreichsten Städte zu machen, trieb er auf orientalische Weise aus allen Gegenden des Ostens Leute zusammen, und weil auch damals noch die Kunstdenkmale in keiner griechischen und römischen Stadt fehlen durften, ließ er aus Griechenland sehr viele Statuen nach Byzanz schleppen. Er verschwendete ferner ungeheuere Summen, die den Gewerben nichts nützten, um daselbst Paläste und Kirchen zu errichten. Da übrigens die Stadt vorzugsweise eine christliche sein sollte, so ließ Constantin die herbeigeschleppten Kunstwerke, um ihnen ihr heidnisches Aussehen zu nehmen, zum Theil sehr verstümmeln und wunderlich entstellen. Die Gründung der neuen Hauptstadt, in welche Constantin seine Residenz verlegte, ward in acht Jahren (329—337) vollendet. Constantin gab ihr den Namen Neu-Rom, dieser ward aber noch zu seiner Zeit allmälig in den Namen Constantinopel umgewandelt. Übrigens ist die Erhebung von Byzanz zur ersten Stadt des Ostens und die Verlegung des kaiserlichen Sitzes dahin weit wichtiger, als man auf den ersten Blick hin glaubt. Es

wurde dadurch nicht nur das Reich in zwei Hälften geschieden, sondern die Errichtung der neuen Hauptstadt verdoppelte auch die ersten Würden des Reiches, und veränderte den Ton des Hofes und den Geist der Regierung. Obgleich nämlich in Constantinopel alles, wodurch Rom sich auszeichnete, nachgebildet ward, so erhielt doch das Neugeschaffene einen orientalischen Anstrich, und die Bevölkerung der neuen Stadt ward größtentheils aus dem Osten gezogen; römische Freiheit und Freimüthigkeit fanden daher dort niemals Eingang.

Ebenso wichtig, als die Gründung von Constantinopel, war die von Constantin vorgenommene neue Eintheilung und Ordnung des Reiches, die wir in Verbindung mit den kurz vor oder nach ihm Statt gefundenen Veränderungen des Staatswesens darstellen wollen. Sie stützte sich auf die schon von Diokletian gemachte Zerspaltung des Reiches in vier Haupttheile oder sogenannte Präfecturen, nämlich in die morgenländische, welche Asien, Egypten, Thracien und einen Theil von Mösien umfaßte, in Illyrikum oder das übrige Mösien nebst Macedonien und Griechenland, in die italiänische, zu der außer Italien noch die oberen Donau-Länder und das westliche Afrika gehörten, und in die gallische, welche Gallien, Spanien und Britannien in sich begriff. Jede Präfectur ward in eine Anzahl Diöcesen und diese wieder in mehrere Provinzen getheilt. Ein sogenannter prätorischer Präfect wurde als kaiserlicher Statthalter über jede Präfectur gesetzt; dieser hatte zwar als bloßer bürgerlicher Beamter über keine Kriegsmacht zu gebieten, er leitete aber gleich einem persischen Satrapen mit ganz unumschränkter Gewalt die Polizei, die Justiz, das Gewerbswesen und die Erhebung der Steuern. Unter ihm standen die Vicare, welche je einer über jede Diöcese gesetzt waren, und unter diesen wieder der Rector einer jeden zu ihrem Verwaltungsbezirk gehörenden Provinz. Die ganze Einrichtung verwandelte die Staatsverwaltung in einen gleichförmigen und starken Mechanismus, vervielfältigte die Geschäfte, erschwerte ihren Gang, und machte viele Kanzleien und Beamten nöthig, welche das Volk drückten und aussogen. Dieser Einrichtung entsprechend war auch das neue Finanzsystem, das sich in der Zeit von Diokletian bis auf Valens Tod nach und nach ausbildete. Es wurden

nämlich die bisherigen Natural Lieferungen in den meisten Provinzen abgeschafft, und dafür drei neue Arten von Abgaben, eine Grund-, Kopf- und Gewerbsteuer eingeführt. Zur Erhebung der Grundsteuer wurde alle fünfzehn Jahre das ganze Land sammt allen zu den einzelnen Gütern gehörenden Sklaven, unfreien Bauern und Thieren in gleiche Capita oder Hufen eingetheilt, und danach während einer sogenannten Indiction, d. h. einer Periode von fünfzehn Jahren, die Steuer jährlich ausgeschrieben und erhoben. Da nun bis zum Ende dieser Steuer-Periode gar keine Rücksicht auf die seit dem ersten Jahre derselben verödeten oder vom Feinde besetzten Felder und auf die unterdessen gestorbenen Sklaven und Thiere genommen ward, so war das ganze System sehr drückend für die übrigen Güter, deren Besitzer allein die gesammte Steuer bezahlen mußten. Noch weit größer ward das Übel durch die rücksichtslose Strenge, mit der man die Steuern eintrieb, und durch das Heer unbarmherziger Beamten, das sich alle fünfzehn Jahre zur Erneuerung der Hufen und Steuerregister über das Land ergoß, und mit entsetzlicher Härte und unter den furchtbarsten Strafen für jede Verheimlichung die steuerbaren Gegenstände sogar bis auf die einzelnen Bäume und Rebstöcke herab aufschrieb. Die zweite Abgabe oder die Gewerbsteuer betraf alle Arten von Geschäften, und wurde alle vier Jahre mit gleicher Rücksichtslosigkeit neu geregelt. Wie strenge es damit genommen wurde, kann man daraus ersehen, daß in der vom Kaiser Theodosius II. gemachten Gesetzsammlung eine besondere Verordnung vorkommt, nach welcher der Bauer, der seine Producte zu Markt bringt, nicht als Handelsmann angesehen werden sollte. Die Kopfsteuer endlich ward von den Sklaven und unfreien Bauern erhoben; sie wurde für die Ersteren von den Herren derselben bezahlt, die Letzteren entrichteten sie zwar für sich selbst, rechneten sie aber ihren Gutsbesitzern an. Der Druck dieser verschiedenen Steuern und die vielen anderen Staatslasten, welche zum größten Theil von den Güterbesitzern getragen wurden, erzeugte von Diokletian's Zeit an eine neue Klasse der Bevölkerung oder den im Alterthum fast unbekannten Mittelstand zwischen Sklaven und Freien. Dies waren die sogenannten Colonen oder unfreien Bauern, die zu bestimmten Gütern gehörten, sich von denselben nicht entfernen durften, das

Land der Gutsherren bebauten und diesen einen bestimmten Theil der Erzeugnisse des Bodens entrichteten. Auch konnten sie, weil sie zum Boden gehörten, nicht zu Rekruten genommen werden. Da sie also von allen Staatslasten frei waren, so vermehrte sich ihre Zahl ungemein, und in demselben Maße, in welchem die Abgaben stiegen, nahm die Zahl der Gutsbesitzer ab; denn man opferte, um leben zu können, gern die ohnedies fast blos scheinbare Freiheit auf, gerade wie jetzt in England viele Menschen sich an die Armenkasse geben oder ins Arbeitshaus eintreten. In den Colonen zeigt sich die erste Spur der Leibeigenen des Mittelalters.

Auch die Hof- und Rangordnung ward zu Constantin's Zeit und größtentheils durch ihn selbst zu dem Ziele gebracht, wohin seit Diokletian der veränderte Geist der Welt strebte. Sie ward damals für immer völlig orientalisch, und schon einige der nächsten Nachfolger Constantin's erließen die officielle Erklärung, daß Rangordnung die Hauptsache im Staate sei, und daß es nichts Verderblicheres gebe, als wenn jemand sich den Rang eines Anderen anmaße, oder ein Bürger eine gewisse Geltung haben wolle, ohne ein Diplom über sein Verdienst aufzeigen zu können. Sobald dieser Grundsatz aufgestellt war, mußte das Verdienst um die Person des Kaisers jedem anderen vorgehen und jedes Streben für das gemeine Beste schwinden, weil Ehre und Einfluß ganz allein von Hof-Kabalen abhängig wurden. Constantin stiftete nicht nur gewisse untereinander abgestufte Hofämter mit bestimmten Auszeichnungen, sondern er führte auch eine gesetzliche Rangordnung ein, die sich an die Bekleidung der Ämter knüpfte, bald nachher aber von Staatsämtern und Verdiensten um den Staat unabhängig ward. Die ersten Personen des Reiches nächst dem Kaiser und dem Cäsar waren die sogenannten Nobilissimi d. h. die Prinzen von Geblüt oder die zum Rang derselben erhobenen Männer. Dann kam die schon zu Diokletian's Zeit entstandene Hofwürde der Patricier. Als dritte Stufe kann man das Consulat ansehen, welches ein bloßer Ehrentitel geworden war. Außer diesen höchsten Würden gab es noch Erlauchte (illustres), Hochansehnliche (spectabiles), Vielberühmte (clarissimi) u. s. w.

Die Heereseinrichtung ward von Constantin ebenfalls ganz umgeändert. Auch diese Veränderung hatte ihren Grund darin,

daß Constantin überall umgestalten und verbessern, Stellen und Gewalten immermehr theilen und vervielfältigen und das Orientalische mit dem Occidentalischen verschmelzen wollte. Er hob schon nach der Besiegung des Maxentius das drei Jahrhunderte hindurch bestandene Corps der Prätorianer auf. Die beiden Obersten desselben, welche außer dem Militär-Commando auch die Leitung der Justiz gehabt hatten, behielt er zwar bei, er machte sie aber zu bloßen bürgerlichen Statthaltern der Präfecturen, und trennte also die Militärgewalt ganz von der Verwaltung. Den Oberbefehl über die Truppen übertrug er besonderen Generalen, welche mit der Civilpolizei und dem bürgerlichen Gerichtswesen nichts zu thun hatten. Ferner zog Constantin die Truppen, welche bisher in Burgen, befestigten Lagern und besonderen Standquartieren gelegen hatten, in die Städte. Hier quartierte er sie in die Häuser der Bürger ein, wodurch die Soldaten verweichlicht und zu Bedrückungen der Bürger veranlaßt, viele von diesen aber bewogen wurden, in Feindes Land auszuwandern, um zugleich den Peinigungen der Soldaten und der Steuerlast zu entgehen. Auch ein gewisses Rangverhältniß ward schon zu Constantin's Zeit zwischen den verschiedenen Truppen-Gattungen eingeführt. Endlich ist noch die stets zunehmende Vermehrung der Ausgaben für das Heer zu erwähnen. Die Soldaten, welche in den Zeiten der Republik außer dem Solde nur Gerste und Waizen erhalten hatten, empfingen schon unter Augustus Brod und Fleisch, seit Carus Zeit aber auch Hülsenfrüchte und Wein. Zum Unglück bestand das Heer zu Constantin's Zeit größtentheils aus Barbaren, die Generale waren von den Soldaten abhängig, und diese wurden daher in demselben Grade ein Gegenstand der Fürsorge und Pflege für die Regierung, in welchem sie ein Gegenstand ihrer Furcht waren. Das konnte nur auf Kosten des fleißigen Bürger- und Bauernstandes geschehen, den man nicht zu fürchten brauchte, und um welchen sich daher auch niemand bekümmerte. Sein Loos war um so trauriger, da die Regierung auch für den Pöbel der großen Städte durch Stiftungen, Getraideaustheilungen und öffentliche Belustigungen Sorge zu tragen, und außerdem noch ein Heer von Beamten und Hofleuten zu unterhalten hatte. Bringt man dabei noch die herrschende Schwelgerei und Weichlichkeit mit

in Anschlag, so wird man, selbst ohne an den größeren Muth und die physische Überlegenheit der barbarischen Grenznachbarn zu denken, den raschen Verfall des Staates und seinen zweihundert Jahre nach Constantin's Zeit erfolgten gänzlichen Untergang begreiflich finden.

Constantin der Große mußte noch kurz vor seinem Tode einen Krieg mit deutschen und sarmatischen Völkern an der Donau führen. Dieser Krieg würde als einer jener Vertheidigungskämpfe, die das römische Reich fast ununterbrochen an den nördlichen Grenzen zu bestehen hatte, keine besondere Erwähnung verdienen, wenn nicht nach Beendigung desselben auch Constantin, gleich so vielen seiner Vorgänger und Nachfolger, ganze Horden von Barbaren in das Reich aufgenommen hätte, ohne die Folgen davon zu bedenken. Er soll damals nicht weniger als dreimalhunderttausend Vandalen und Sarmaten theils in römischen Provinzen angesiedelt, theils dem Heere einverleibt haben. Zwei Jahre vor seinem Tode traf Constantin eine Verfügung in Rücksicht der Nachfolge im Reich, welche ebenso willkürlich als unhaltbar war. Seine drei Söhne Constantinus, Constantius und Constans sollten mit seinen zwei Neffen Dalmatius und Annibalianus das Reich unter sich theilen. Dem ältesten Sohn Constantinus ward Gallien, Spanien und Britannien zur Herrschaft angewiesen, Constantius erhielt Egypten und den größten Theil von Asien, Constans aber Italien und Afrika; Dalmatius sollte unter dem Namen eines Cäsar Thracien, Macedonien, Illyrien und Griechenland beherrschen, Annibalianus ward zum König von Pontus und den benachbarten Ländern ernannt. Constantin der Große starb 337 zu Nikomedia, nachdem er auf dem Todbette die Taufe empfangen hatte, welche nach dem Rath seiner abergläubischen Geistlichen bis zum letzten Augenblick verschoben worden war.

2. Das Christenthum als herrschende Religion im römischen Reiche.

Die historische Betrachtung des Christenthums jener Zeiten bestätigt leider die traurige Erfahrung, daß der Mensch zum Verderben wendet, was Gott zum Segen verliehen hat, daß Ehrsucht und Habgier sich überall der Religion, wie des Patriotismus und

jeder anderen edeln Begeisterung zu ihren Zwecken zu bedienen verstehen. Die einfache Lehre reiner Wahrheit war, noch ehe Constantin der Große sie zur Staatsreligion erhob, durch die Entstehung der Hierarchie, durch die Aufstellung eines dogmatischen Systems und durch die Einführung eines glänzenden äußeren Gottesdienstes ihrem Zwecke entfremdet, zugleich aber auch dem Bedürfnisse der Regierung, des großen Haufens und der verbildeten vornehmen Welt immer mehr angepaßt worden. Auf diese Weise ward das Christenthum völlig geeignet, an die Stelle der alten heidnischen Religion zu treten, und Constantin handelte daher im Geiste seiner Zeit, als er dem neuen Glauben huldigte und ihn zur Staatsreligion machte. Er selbst führte nachher die neue Religion auf der eingeschlagenen Bahn weiter fort. Seine Hauptsorge war nämlich während seines ganzen Lebens die allgemeine Einführung derselben, die Feststellung der christlichen Glaubenslehren und die Gründung einer Priesterzunft, welche nach dem Vorbilde des jüdischen Klerus eingerichtet, und wie dieser mit einer reichen Ausstattung weltlicher Güter versehen wurde.

Die erste unmittelbare Folge von Constantin's Übertritt zum Christenthum war ein ganz verändertes System der Erziehung und des Unterrichts, weil christlichen Geistlichen von Staatswegen die Aufsicht über die Bildung übertragen wurde, obgleich die Rhetoren und Sophisten von Athen, Antiochia, Ephesus und von anderen Unterrichtsanstalten der alten Lehre noch einige Zeit hindurch treu blieben. Die Urheber dieser neuen Erziehungs- und Unterrichts-Methode wurden von dem Gedanken der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur ebenso irre geleitet, wie unsere heutigen Erzieher von dem Wahne, daß der Mensch vollkommen geboren werde. Es wurde daher eigenes Denken und das Gefühl der Unabhängigkeit von fremdem Lehransehen durchaus nicht geduldet; man suchte demüthige, gläubige, gemüthliche Menschen zu erziehen, nicht aber Leute von Kraft und eigenem Willen, die sich geistlichen Machtsprüchen widersetzt haben würden. An die Stelle der Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtschreiber der alten Zeit, deren Werke früher die Lehrbücher der Jugend gewesen waren, traten die Schriften des alten Testaments. Die römische Welt bedurfte freilich eines neuen und ganz eigenen Geschmackes, um an diesen Schriften,

sowie an den christlichen Büchern, Predigten und Streitigkeiten Gefallen zu finden; aber auch diese Änderung trat bald ein, es entstand sogar eine ganz neue Art der Literatur. Die Religion wurde, wie man das nannte, zur Wissenschaft gemacht; man bemühte sich, durch eine Lehre, welche blos für das Herz und das Gefühl bestimmt war, dem grübelnden Verstande genug zu thun, und die ganze Kraft des menschlichen Geistes ward angewendet, um die allereinfachsten Dinge zu verwirren und sich durch die Lösung selbstgeschaffener Schwierigkeiten ein Ansehen zu verschaffen. Das Predigen, welches die Apostel und ihre ersten Schüler ohne alle Anweisung vortrefflich verstanden hatten, ward eine Sophistenkunst, das Besuchen der Kirchen und der Streit über die Religionslehren eine besondere Art von geistiger Unterhaltung.

Mit dieser Veränderung in der Erziehung und Bildung verbreitete sich auch eine ganz neue Ansicht vom Leben und vom Staate. Vaterlandsliebe, Erfüllung der Bürgerpflichten und Anwendung seiner Kräfte zu einer nützlichen Thätigkeit waren in der alten Zeit als Hauptzweck des Lebens, als höchste Tugenden gepriesen, und durch die Einrichtungen des Staates auf jede Weise empfohlen worden. Von Constantin's Zeit an ward die entgegengesetzte Ansicht herrschend, und alle Gesetze wurden seitdem im Sinne derselben abgefaßt. Ein müßiges betrachtendes Leben, die Entfernung von jeder bürgerlichen Thätigkeit, die Richtung aller Gedanken auf den Himmel und sogar die Ehelosigkeit galten als das höchste Verdienst des Menschen. Man gewöhnte sich aus diesem Grunde daran, die Christen in zwei Klassen zu theilen, in Heilige und Unheilige oder in eine neue Art von Adel und Bürgerstand; die Einen, welche aus dem Klerus und aus wenigen Laien bestanden, suchten jene Ansicht durch ihr Leben zu bewähren, die Anderen dagegen oder die große Masse des Volkes lagen den unheiligen Geschäften ob, und empfingen nur an bestimmten Tagen Gottes Wort. Diese gefährlichen Grundsätze über das Verhältniß nützlicher Thätigkeit nnd betrachtender Muße waren als Meinung Einzelner unschädlich, und konnten sogar, am rechten Ort und auf die rechte Art vorgetragen, sehr heilsam werden; sie hatten aber verderbliche Folgen, sobald sie durch Constantin den Großen von Staatswegen anerkannt und den Gesetzen des Reiches zu Grunde

gelegt wurden. Eine dieser Folgen war, daß die Laien gedemüthigt und herabgewürdigt, die Geistlichen dagegen in demselben Grade gehoben und mit größerer Gewalt bekleidet wurden. Diese erhielten schon unter Constantin sehr große Vorrechte, welche für das Christenthum und für den Staat in gleichem Grade nachtheilig waren. Der Kaiser befreite sie von allen Staatslasten, und lockte dadurch gerade die Unwürdigsten in den geistlichen Stand. Er bereicherte sie ferner durch eine unbegrenzte Freigebigkeit, die er theils gegen sie übte, theils dem von Geistlichen beherrschten Volke unbedingt erlaubte. Freilich sorgten die Priester ihrerseits wieder durch Almosen, durch die Errichtung und Leitung von wohlthätigen Anstalten für die Armen, Kranken und Waisen; allein sie erhielten dadurch auch die Vormundschaft über den großen Haufen, welche der Staat nie aus den Händen geben sollte, und die von dem Klerus stets zu herrschsüchtigen Zwecken misbraucht worden ist. Welchen Einfluß die Geistlichen dadurch erhielten, wie leicht es ihnen in Folge davon ward, ihre Streitigkeiten zur Volks- und Reichsangelegenheit zu machen, die Kräfte des Staates gegen jeden Andersdenkenden zu richten und ihre eigene Gewalt fest zu gründen, kann man besonders daraus sehen, daß der spätere heidnische Kaiser Julianus Apostata jene Wohlthätigkeitsanstalten für eine Hauptursache der Verbreitung und Befestigung des Christenthums erklärte, und daß er, um das Heidenthum wieder zu heben, ähnliche Anstalten errichtete und mit dem heidnischen Priesterthum in Verbindung brachte. Constantin trug noch durch zwei andere Maßregeln sehr viel dazu bei, daß die Geistlichkeit überwiegenden Einfluß erhielt und eine eigentliche Staatsgewalt wurde. Er entzog nämlich die Bischöfe, wenigstens in Civilsachen, der Gerichtsbarkeit des Staates, ja er ertheilte sogar ihnen selbst richterliche Gewalt in weltlichen Dingen, und zwar so, daß keine Appellation von ihrem Spruche gestattet ward. Beides mußte die nachtheiligsten Folgen haben, und schon einige von den nächsten Nachfolgern Constantin's sahen sich genöthigt, diese Vorrechte zu beschränken oder wieder ganz aufzuheben.

Schon unter Constantin waren in Folge aller dieser Verhältnisse die Bischöfe nicht mehr bloße Geistliche, sondern höhere Staatsbeamten von übergroßem politischem Einflusse. Es kann

uns daher auch nicht wundern, daß ihre dogmatischen Streitigkeiten schon damals Staatsangelegenheiten wurden, welche die Ruhe des Reiches erschütterten, die Aufmerksamkeit der Regierung und des Volkes mehr, als die wichtigsten politischen Interessen, in Anspruch nahmen, und gerade in der Stunde der Gefahr, als äußere Feinde dem Staat den Untergang drohten, die Einigkeit der Bürger störten. Der erste von diesen gefährlichen dogmatischen Zwisten waren die sogenannten Donatistischen Händel, welche in Afrika ausbrachen und daselbst nicht blos eine Spaltung hervorriefen, sondern sogar innere Kriege veranlaßten und über hundert Jahre lang unterhielten. Im Jahr 311 ward nämlich Cäcilianus zum Bischof von Karthago erwählt und durch einen anderen Bischof zu dieser Würde eingeweiht. Der Letztere gehörte zu den sogenannten Traditoren d. h. zu denjenigen Geistlichen, welche in der Diokletianischen Verfolgung durch Auslieferung der heiligen Bücher und durch andere Arten von Nachgiebigkeit ihr Leben zu retten gesucht hatten. Eine strengere Partei unter den Bischöfen, an deren Spitze der Bischof Donatus stand, schloß alle diese Traditoren von der Kirchengemeinschaft aus, und verwarf also auch die Erhebung Cäcilian's. Constantin mischte sich in den dadurch entstandenen Streit, welcher bald die ganze afrikanische Kirche in zwei Theile spaltete. Er wollte den Zwist ausgleichen, rief aber dadurch zwei Uebel hervor, welche nachher ebenso dem Christenthum wie dem Staate verderblich geworden sind. Diese Übel waren die Vermehrung der Macht des römischen Bischofs und die Vervielfältigung der Concile oder derjenigen Kirchenversammlungen, welche aus den Bischöfen des ganzen Reiches oder doch wenigstens größerer Theile desselben bestanden. Constantin übertrug nämlich dem Bischof von Rom und einigen anderen Geistlichen die Untersuchung und Entscheidung der Sache. Als dies nichts half, veranstaltete er eine Kirchenversammlung, in welcher nur die italiänischen Bischöfe, die insgesammt den römischen als ihren Oberherrn anerkannten, Sitz und Stimme hatten. Dann hielt er ein zweites Concil in Gallien. Beide Versammlungen nützten nichts; die Donatisten protestirten gegen die zu ihrem Nachtheile ausfallende Entscheidung derselben. Hierauf ließ Constantin sie als Widerspenstige durch die weltliche Gewalt ver-

folgen. Er reizte sie aber dadurch nur noch mehr, und machte also das Übel ärger. Bald brach in Afrika ein förmlicher Krieg zwischen beiden Parteien aus, und die Folgen würden sehr bedenklich gewesen sein, wenn nicht Constantin zuletzt, vernünftigem Rathe Gehör gebend, den Donatisten Duldung gewährt hätte. Nach seinem Tode begann der Kampf von neuem, und er endete erst hundert Jahre später, als die Vandalen sich die ganze Provinz unterwarfen. So zeigte also schon der erstere größere Glaubensstreit die Unfruchtbarkeit der Kirchenversammlungen. Ja, diese schadeten sogar, nach dem Ausspruche des angesehensten Bischofs jener Zeit, schon damals dem Christenthume aufs empfindlichste. Dieser Bischof, Gregor von Nazianz, sagt in einem seiner Briefe: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so bin ich so gestimmt, daß ich jede Versammlung der Bischöfe fliehe; denn ich habe noch von keiner ein gutes Ende gesehen, keine Synode, welche vielmehr die Aufhebung der Übel, als die Vermehrung derselben herbeigeführt hätte; denn es regieren daselbst unbeschreibliche Streit- und Herrschsucht, und leichter wird sich Einer den Vorwurf zuziehen, daß er sich zum Richter über die Schlechtheit Anderer aufwerfen wolle, als daß es ihm gelingen könnte, diese zu tilgen."

Zu gleicher Zeit mit den Donatistischen Händeln beschäftigte den Kaiser Constantin ein heftiger Streit über die Art der Göttlichkeit Christi, welcher aus den Zänkereien zweier egyptischen Geistlichen entstanden war, und bald alle christlichen Schulen und Gemeinden in Zwist und Verwirrung brachte. Arius, ein Presbyter der Kirche von Alexandria, sprach die Ansicht aus, Christus sei nur ähnlichen, nicht gleichen Wesens mit Gott und von diesem erschaffen worden. Gegen ihn trat Alexander, der Bischof jener Stadt, mit der entgegengesetzten Behauptung auf, und es entspann sich zwischen Beiden und zwischen ihren Anhängern, die sie bald im ganzen Orient fanden, ein sehr erbitterter Streit. Wir sind zwar befremdet, wie es den Grüblern einfallen konnte, mit ihrer Dialektik und Philosophie Dinge bestimmen zu wollen, die in denselben Schriften, welche sie als Richtschnur ihres Glaubens annahmen, unbestimmt gelassen waren, weil sie für das Leben und das Handeln durchaus unfruchtbar sind; allein die dem Orient von jeher eigene Neigung zum mönchischen Grübeln war schon

früh auch in die dortige Kirche eingedrungen. Constantin suchte anfangs auch diesen Streit auf friedliche Weise zu vermitteln, er kannte aber offenbar das Wesen und den Geist der Schulen, sowie den Eigensinn und die Eitelkeit der Gelehrten viel zu wenig, sonst würde er nicht an die Möglichkeit einer Verständigung geglaubt haben. Die Zänker wollten glänzen und sich geltend machen, das konnten sie im Frieden nicht, sie wollten und konnten daher auch auf des Kaisers vernünftige Vorstellungen nicht hören. Da nun zu gleicher Zeit auch über die Lehre von der Taufe und über die Zeit der Osterfeier ein Zwist unter den Geistlichen ausgebrochen war, so berief Constantin eine allgemeine Kirchenversammlung, auf welcher alle drei Streitigkeiten beigelegt werden sollten. Diese Versammlung wurde 325 zu Nicäa in Bithynien gehalten. Dreihundert und achtzehn Bischöfe, von einer großen Menge anderer Geistlichen begleitet, wurden auf Staatskosten von allen Enden des Reiches herbeigebracht und in Nicäa glänzend verpflegt, um über die streitigen Punkte zu entscheiden und den Frieden der Kirche wieder herzustellen. Der Kaiser selbst erschien in der Versammlung, demüthigte sich vor der neuen Art von Aristokratie, und vermehrte dadurch den Stolz dieser Priesterschaft, welche damals das Volk vollends in ihre schmählichen Fesseln schlug. Die Kirchenversammlung von Nicäa erreichte übrigens ihren eigentlichen Zweck, die Streitigkeiten zu beendigen, so wenig, daß sie vielmehr als der Anfang der politisch-theologischen Kriege im Innern des Reiches angesehen werden kann. Die Mehrzahl der Anwesenden bestimmte die Zeit der Osterfeier, und entwarf ein christliches Glaubensbekenntniß, durch welches die Lehre über die Taufe im Sinne der einen von den streitenden Parteien festgestellt, und Alexander's Meinung über Christi Natur für die allein richtige erklärt ward. Arius und seine Anhänger wurden sogar förmlich verdammt und er selbst nach Illyrien verbannt. Der Kaiser selbst hatte zwar anfangs gegen diejenigen, die sich den Beschlüssen des Concils nicht unterwerfen wollten, schonend verfahren wollen; allein seine Diener wußten ihn zu der Überzeugung zu bringen, daß jeder, der den vom Kaiser bestätigten Glaubens- und Kirchenverordnungen nicht Folge leiste, ebenso strafbar sei, als wer den bürgerlichen Gesetzen widerstrebe. Auf diese Weise begannen mit den ersten Kirchen-

versammlungen die Verfolgungen derjenigen Christen-Partei, welche keine mächtigen Freunde am Hofe hatte, und die Bestimmung der Rechtgläubigkeit wurde ebenso wandelbar wie die Hofgunst. Dies zeigte sich unmittelbar nach dem Schlusse des Nicäischen Concils. Der Bischof Alexander starb bald nachher, und sein Nachfolger Athanasius setzte die Bekämpfung der Arianer mit dem größten Eifer fort. Arius wußte aber den Hof für sich zu gewinnen, und schickte dem Kaiser ein kurz abgefaßtes Glaubensbekenntniß, welches Constantin und viele Hofgeistlichen als ein mit den Aussprüchen des Nicäischen Concils übereinstimmendes Bekenntniß ansahen. Er erhielt die Erlaubniß nach Alexandria zurückzukehren, und als Athanasius ihn in seiner Kirche nicht dulden wollte, traf die Verfolgung den Letzteren; dieser wurde durch eine Synode abgesetzt, und vom Kaiser nach Gallien verbannt, Arius aber nach Constantinopel eingeladen, wo er bald nach seiner Ankunft starb (336). Nach Constantin's Tode brach der Streit zwischen den Athanasianern und Arianern von neuem mit solcher Heftigkeit aus, daß die Frage, ob die Spitzfindigkeit des Arius oder die des Alexander und Athanasius in der Kirche gelten sollte, die wichtigste Angelegenheit des Reichs wurde.

Das Volk verstand von allen diesen Streitigkeiten nichts, es nahm aber ebenso großen Antheil daran, als an den öffentlichen Wettrennen, bei denen sich schon längst unter den Wettfahrern wie unter den Zuschauern Parteien zu bilden pflegten, welche ihren Zwist auch in das gewöhnliche Leben übertrugen, und bald nachher nicht selten in blutigen Kampf mit einander geriethen. Für die große Menge bestand die christliche Religion nur in dem äußeren Gottesdienste, in welchem Gott auf pomphafte Weise wie ein orientalischer Despot verehrt, und einige ganz einfachen Handlungen, welche Christus und die Apostel mehr anempfohlen, als förmlich verordnet hatten, mit jüdischen und heidnischen Ceremonien verbunden wurden. Das Christenthum ward also, seit man es zur Staatsreligion erhoben hatte, seinem eigentlichen Wesen und Zwecke völlig entfremdet. Man machte das Weltliche geistlich und das Geistliche weltlich, man verwandelte die Lehre des Evangeliums in gelehrte Dogmatik, und setzte an die Stelle der von Christus gebotenen

Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit einen Cultus, der aus Pomp, Glanz und Hoffeierlichkeiten bestand.

3. Constantin's des Großen Nachfolger bis auf Valens Zeit.

Constantin's Verfügung über das Reich wurde unmittelbar nach seinem Tode gewaltsam umgestoßen. Der zweite von seinen Söhnen, Constantius, welcher zuerst in der neuen Hauptstadt des Reiches erschien, ließ sogleich seine beiden Vettern und Miterben, seine zwei Oheime von väterlicher Seite, sowie fünf andere Verwandten und die vertrautesten Freunde seines Vaters umbringen. Von allen Nachkommen Constantin's und seiner Brüder blieben, außer den drei regierenden Kaisern, nur zwei Neffen des verstorbenen Kaisers, Gallus und Julianus, am Leben. Die neue Regierung begann also auf eine wahrhaft persische oder türkische Weise. Da auch die beiden anderen Söhne Constantin's gleich nach des Vaters Tod von den Truppen ihrer Provinzen als Auguste oder unumschränkte Herrscher anerkannt worden waren, so mußte sich Constantius nach seinen Gräuelthaten in Constantinopel zu einer Theilung des Reiches verstehen. Constantius ward Beherrscher des Ostens, und bekam außerdem Constantinopel nebst einem Theile von Thracien, Constantinus erhielt den nördlichen und Constans den südlichen Theil des Westens. Constantius hatte gleich anfangs einen Krieg mit den Persern zu führen. Während desselben geriethen die beiden anderen Brüder über die Grenzen ihrer Reiche in Zwist. In dem Kriege, den sie mit einander führten, fiel Constantin gleich anfangs in einen Hinterhalt und ward erschlagen (340). Seine Truppen gingen zu Constans über, und dieser nahm vom ganzen Westen Besitz, ohne sich dabei um Constantius zu bekümmern.

Constans überließ sich jetzt ganz seinen ungezügelten Leidenschaften. Er schwelgte in Genüssen jeder Art, übte ganz nach Laune Unrecht und Gewalt, und sah ruhig mit an, daß seine Lieblinge und Lustgenossen mit rücksichtsloser Willkür die Regierung leiteten. Dessen ungeachtet ward er von denjenigen christlichen Geistlichen, die sich Rechtgläubige nannten, in den Himmel erhoben, weil er die Kirche mit den Früchten seiner Gewaltthaten

bereicherte, die athanasianische oder, wie sie von ihren Anhängern genannt ward, die rechtgläubige Partei schützte, und dagegen die Arianer und Donatisten mit Härte verfolgte. Der später unter die Heiligen versetzte Athanasius scheute sich sogar nicht, den wollüstigen Tyrannen wegen dieses Verfahrens einen Gebenedeiten und Märtyrer zu nennen. Constans brachte sich durch sein Verfahren sehr bald um die Zuneigung seiner Unterthanen, und da er thörichter Weise auch die Truppen durch seine Kargheit und Strenge beleidigte, so grub er sich selbst sein Grab. Magnentius, ein in Gallien geborener Franke und Befehlshaber der kaiserlichen Leibgarden, welche seit Diokletian's Zeit den Namen Jovianer und Herculianer führten, wußte diese und einen Theil der anderen Truppen zu gewinnen, warf sich im Januar 350 zum Kaiser auf, und ließ Constans, der sogleich die Flucht ergriff, durch leichte Reiter verfolgen und erschlagen. Es ist für den Zustand und das bevorstehende Schicksal des römischen Reiches bezeichnend, daß Constans durch einen Franken gestürzt wurde, daß es ein Franke war, der ihn auf der Flucht tödtete, und daß der einzige von seinen Dienern, der ihm bis zum letzten Augenblick treu blieb, seiner Abkunft nach ebenderselben Nation angehörte. Magnentius ward in Italien, Spanien, Britannien und Afrika als Herrscher anerkannt. Die illyrischen Legionen dagegen riefen einen alten General, Vetranio, zum Kaiser aus, und Magnentius hielt nicht für rathsam denselben anzugreifen.

Der Krieg welchen Constantius unterdessen im fernen Osten führte, war für die Perser und die Römer in gleichem Grade verderblich. Beide Theile erlitten abwechselnd Niederlagen, verwüsteten bei ihren Einfällen das flache Land und die offenen Orte, errangen aber keinen entscheidenden Vortheil. Rühmlich war es übrigens für Constantius, daß er einige militärischen Einrichtungen, durch welche die Feinde ihm überlegen waren, auch bei seinem Heere einführte, und die zum Schutze gegen die Perser erbauten Bollwerke durch eine zweckmäßig angelegte neue Festung vermehrte. Sobald es ohne Gefahr für die Sicherheit der Grenzen möglich war, den Kriegsschauplatz zu verlassen, brach er mit einem Theile des Heeres gegen Magnentius auf (350), der unterdessen Zeit gewonnen hatte, sich festzusetzen. Mit einer Festigkeit, die man

von ihm kaum hätte erwarten sollen, wies er jede Unterhandlung mit dem Mörder seines Bruders zurück; dagegen erkannte er Vetranio als Reichsgenossen an. Dieser alte und schwache Mann ließ sich gleich nachher von Magnentius gewinnen und ebenso leicht wieder vom Bunde mit ihm abziehen. Constantius täuschte ihn durch eine nochmalige förmliche Anerkennung, wußte aber einen Theil seiner Truppen zu gewinnen, und zwang ihn, als diese sich mit den seinigen vereinigten, zur Abdankung. Vetranio ward übrigens nachher freundlich behandelt, er durfte sich nach Kleinasien zurückziehen, und beschloß sein Leben in friedlicher Ruhe, entfernt von den Stürmen, denen Constantius mitten im Glück und im Glanz ausgesetzt blieb. Der Letztere wandte sich nach Vetranio's Sturz gegen Pannonien hin, um daselbst seinen zweiten und mächtigeren Gegner zu erwarten. Beide Kaiser ließen übrigens furchtbare Feinde hinter sich, als sie gegen einander zu Felde zogen. Einerseits verheerten die Perser die östliche Grenze des Reiches, und andererseits hatte Constantius selbst den Alemannen-Bund zu einem Einfall in die Provinz Gallien gereizt, aus welcher Magnentius fast alle Truppen an sich gezogen hatte. Constantius veranlaßte durch diesen Schritt sehr großes Unheil; denn die Alemannen setzten sich damals in Gallien fest, und konnten später erst nach einem langen und hartnäckigen Kampfe wieder vertrieben werden.

Der Krieg zwischen Magnentius und Constantius zog sich in die Länge, weil der Letztere einsah, daß er das hauptsächlich aus römischem und germanischem Fußvolk bestehende Heer seines Gegners nur dann besiegen könne, wenn die entscheidende Schlacht in einer Ebene geliefert werde, indem er sonst von seiner zahlreichen und nach persischer Weise schwer gerüsteten Reiterei keinen Gebrauch machen könnte. Er zog sich deswegen, nicht ohne großen Verlust an Truppen, vor dem Feinde immer weiter zurück, bis er endlich hinter der Donau und Sau bei der Stadt Mursa, dem jetzigen Essek in Slavonien, ein Haupttreffen annahm (352). Diese Schlacht war für das römische Reich verderblicher, als der furchtbarste Krieg mit einem auswärtigen Feinde gewesen sein würde; denn der Kern der römischen Heere des Ostens und Westens stand sich hier gegenüber, auf beiden Seiten wurde mit Ausdauer gestritten, und beide Theile erlitten schwere Verluste. Magnentius

mußte endlich weichen, doch wagte Constantius mehrere Monate lang nicht, seinem besiegten Gegner nach Italien zu folgen. Als er endlich dahin aufbrach, zeigte sich für Magnentius erst die Wirkung der bei Mursa erlittenen Niederlage. Ganze Schaaren fielen von ihm ab, und er sah sich dadurch genöthigt aus Italien nach Gallien zurückzuweichen. Hier ward er an den Ufern der Dürance völlig geschlagen. Als er merkte, daß seine Soldaten ihn dem Feinde ausliefern wollten, eilte er ihnen zuvorzukommen, ließ seine eigene Familie und viele Anderen niederhauen, und tödtete sich dann selbst (353). Constantius, welcher ohne Nachtheil für sich und das Reich hätte Vergebung üben können, that dies nicht, sondern ließ alle Anhänger und Diener des Magnentius grausam verfolgen und umbringen.

Constantius war jetzt Alleinherrscher im römischen Reiche. Seine Regierung würde, was die innere Verwaltung angeht, nicht unrühmlich gewesen sein, wenn er nicht von den Geistlichen und von ihren Freunden am Hofe zu sehr abhängig gewesen wäre. Unter ihm war der Arianismus Hof- und Staatsreligion, und die Geistlichen dieser Partei benutzten ihren Einfluß auf die weltliche Macht, um den Ihrigen zu Stellen und Genüssen zu verhelfen und die Andersdenkenden zu verfolgen. Während die arianischen Geistlichen und die vertrauten Diener des Kaisers die Staatsgewalt zu ihren Zwecken misbrauchten, war das Reich im Osten den Persern, im Westen den Germanen preisgegeben, und die beiden einzigen noch übrigen männlichen Verwandten des Kaisers erhielten dadurch unerwarteter Weise eine Bedeutung im Reich. Beide waren fern vom Hofe nach der neuen mönchischen Erziehungs-Methode erzogen worden, diese hatte aber ein sehr verschiedenes Resultat: der ältere Prinz Gallus ward durch dumpfes Hinbrüten und blinden Glauben finster und tyrannisch, der jüngere, Julian, durch unterdrückte Zweifel widerwillig, verschlossen und spöttisch; jener ward zuletzt ein christlicher Fanatiker ohne Gefühl und ohne Sittlichkeit, dieser dagegen ein Ungläubiger, aber zugleich auch ein tüchtiger und rechtlicher Mann. Als Constantius gegen Magnentius zog, hatte er Gallus mit seiner herrschsüchtigen und grausamen Schwester Constantina vermählt, zur Würde eines Cäsars erhoben und mit der Leitung der orientalischen Angelegenheiten

beauftragt. Gallus ließ sich in Antiochia nieder, führte ein willkürliches und grausames Regiment, und erweckte bald den Argwohn des Kaisers oder vielmehr der Lieblinge und Minister desselben, denen der junge Prinz durch die Ermordung einiger an ihn abgeordneten Hofbeamten bange gemacht hatte. Er ward zuerst mit Spähern und Beobachtern umgeben, nach dem Tode seiner Gemahlin durch erheuchelte Freundlichkeit an den Hof gelockt und in Folge eines Kabinetsbefehles, zu welchem seine Feinde den Kaiser in einem schwachen Augenblicke bewogen, ums Leben gebracht (354). Seine Mörder würden damals auch seinen Bruder Julian aus dem Wege geräumt haben, hätte sich nicht die Kaiserin Eusebia desselben angenommen. Sie arbeitete ihnen bei ihrem Gemahle entgegen und brachte es dahin, daß der Prinz die Erlaubniß erhielt, die Studien, denen er sich mit allem Fleiße widmete, in Athen fortsetzen zu dürfen. Hier bildete er seine trefflichen Anlagen noch mehr aus, und nährte unter den heidnischen Sophisten und Rhetoren den schon längst gehegten Widerwillen gegen das ihm aufgedrungene Christenthum, gegen einen Köhlerglauben, welcher alles Selbstdenken als Sünde und als abtrünnige Gottlosigkeit verbot. Er faßte schon damals den Entschluß, die alte Staatsreligion und die Poesie, die ihr zu Grunde lag, wieder hervorzuziehen, wußte aber seine Ansichten und Gedanken sehr geschickt zu verbergen. Noch ehe ein Jahr verflossen war, berief ihn Constantius auf Betreibung seiner Gemahlin, trotz der Kabalen seiner Umgebung, an den Hof zurück, weil er sich bei den Gefahren, welche zugleich von Gallien und von Persien her das Reich bedrohten, den Geschäften der Herrschaft nicht mehr gewachsen fühlte. Julian ward zum Cäsar ernannt, mit einer Schwester des Kaisers vermählt und an die Spitze der Verwaltung des Westens gestellt (355). Constantius selbst zog nach Asien, um die Perser zu bekriegen, hielt aber vorher mit einem großen Theile des Heeres einen glänzenden Einzug in Rom, von welchem sich eine ausführliche Beschreibung erhalten hat, die uns aufs klarste zeigt, wie sehr die Einführung des orientalischen Hofwesens seit Diokletian's Zeit fortgeschritten war. Der Kaiser saß bei diesem Einzuge, den er mit ungeheuern Kosten so glänzend als möglich hatte einrichten lassen, auf einem goldenen, mit Edelsteinen verzierten Wagen,

und wahrte die Hof-Etikette, deren Vorschriften er immer als die heiligsten Gesetze achtete, mit solcher Ängstlichkeit, daß er während des ganzen Einzuges weder die Hand noch den Kopf bewegte und, wie es in der Beschreibung heißt, völlig einer Bildsäule glich.

Da zu Julian's Zeit der Ruhm des römischen Namens zum letzten Male im Westen wie im fernen Osten die Grenzvölker in Staunen setzte, so müssen wir auf das Verhältniß dieser Völker zum Reiche einen Blick werfen. Die von den Persern drohende Gefahr schien zwar am größten und furchtbarsten zu sein, doch konnte man aus vielen Ursachen bei allen Raubzügen dieser Nation ruhiger sein, als beim Vordringen der germanischen und sarmatischen Völker. Erstens war das Reich der Perser ein despotisches und alterndes, es litt also an denselben Übeln, wie das römische; dann waren ihre Einrichtungen und Sitten nicht von der Art, daß die persischen Könige fremde Eroberungen hätten behaupten können; endlich waren die Perser weder geneigt, sich in den römischen Provinzen niederzulassen, noch auch in Masse im römischen Heere zu dienen. Im Westen fand von allem diesem das Gegentheil Statt, und es kam noch der besondere Umstand hinzu, daß die deutschen Völkerschaften bereits viele Eigenthümlichkeiten ihres Urzustandes verloren hatten. Diese Stämme, welche früher nichts als Jäger und Krieger gewesen waren, hatten die römischen Sitten und Genüsse liebgewonnen, und wurden in Folge davon Räuber, die sich von ihren Führern noch weit begieriger als vorher überallhin ziehen ließen, wo reiche Beute ihnen winkte. In ihre Heimath schleppten sie Tausende von Menschen mit, um sich derselben für den Ackerbau und für die Gewerbe zu bedienen; dadurch erhielt Deutschland eine ganz neue Gestalt, so daß damals das rechte Rheinufer bis tief nach Schwaben und Westphalen hinein besser angebaut war, als das von germanischen Raubhorden verwüstete und von vielen seiner unglücklichen Bewohner freiwillig verlassene Gallien.

Julian ward, als er nach Gallien kam, plötzlich aus einem Stubengelehrten ein tüchtiger Kriegsmann und Regent. Die Lächerlichkeit abgerechnet, daß er insgeheim die heidnischen Götzen statt des Gottes der Christen anbetete, den ihm die Theologen fälschlich als einen Gott der Trägheit, der eingebildeten Unwissenheit und des todten Grübelns vorgestellt hatten, richtete er sein Leben und seine Thätig-

keit musterhaft ein. Er theilte seine Zeit genau zwischen den Geschäften des Krieges, der Sorge für die Verwaltung und den Studien. Der Kriegserfahrung bedurfte er gegen Barbaren weniger, als der unverdrossenen Ausdauer und Übernahme von Beschwerlichkeiten. Außerdem ward er vom Glücke begünstigt. Er wußte durch Freundlichkeit, durch Muth und durch seine Theilnahme an allen Mühseligkeiten bald die Soldaten zu gewinnen, und seine einsichtsvolle Verwaltung erwarb ihm ebenso schnell auch die Liebe der Gallier. Nachdem er zuerst durch einige kleinen Züge in Gallien selbst die eingedrungenen Germanen geschreckt hatte, wandte er sich 357 gegen die alemannischen Völkerschaften, welche längs dem Oberrhein bis zum Main hin wohnten, und sich einige Zeit vorher unter dem mächtigsten ihrer Stammfürsten, Chnodomar, vereinigt hatten. Dieser stand seit Magnentius Zeit in Gallien, und war nicht wenig überrascht, an Julian einen Gegner zu finden, der den Krieg auf eine ganz andere Weise führte, als die seitherigen römischen Befehlshaber. Ungeachtet einer von Julian's Generalen aus Trotz und Neid die erwartete Unterstützung verweigerte, erfocht doch Julian bei Straßburg den glänzendsten Sieg, der seit dreißig Jahren über Barbaren errungen worden war. Chnodomar selbst ward gefangen, die anderen Führer der Alemannen zerstreut; Julian drang über den Rhein, stellte die ehemaligen römischen Befestigungen am Taunus wieder her, und nöthigte die Alemannen zu einem Waffenstillstand. Hierauf wandte er sich gegen den Bund der Franken, der am Niederrhein ebenso übermächtig geworden war, als der alemannische am Ober- und Mittelrhein. Da Julian nicht daran denken konnte, sie von dort zu vertreiben, so suchte er durch Freundlichkeit die benachbarte Provinz gegen sie zu schützen, zeigte ihnen aber vorher, daß er nicht aus Schwäche oder Feigheit so handle. Er trat den Franken die Landstriche, deren Wiedereroberung dem Reiche mehr geschadet als genützt hätte, freiwillig ab, und nahm eine große Zahl dieser Barbaren in römische Dienste. Unterdessen verlor er die Alemannen nicht aus den Augen, deren Bund damals weit mehr innere Festigkeit hatte, als die lose Vereinigung der unter einander zum Theil sehr verschiedenen Völkerschaften, die den gemeinschaftlichen Namen der Franken führten. Kein Jahr verging, in welchem

er nicht die Alemannen in ihrem eigenen Lande aufgesucht hätte. Die Eroberungen, die er machte, waren freilich von keiner Bedeutung, und die Punkte, die er besetzte, wurden in den folgenden unruhigen Zeiten bald wieder aufgegeben; allein er brachte es doch wenigstens dahin, daß alle Völkerschaften auf dem rechten Rheinufer die römischen Gefangenen herausgeben mußten.

Während sich Julian durch den Kampf mit den Germanen und durch seine treffliche Verwaltung von Gallien Ruhm erwarb, gaben sich Constantius Hofleute Mühe, des Kaisers Neid und Ängstlichkeit zu Julian's Verderben zu benutzen, und dies gelang ihnen nur zu gut. Der Kaiser selbst hatte sich von Rom nach den Donau-Provinzen begeben, welche von den Quaden und Sarmaten und von den Limiganten, einer aus Sklaven der Letzteren entstandenen Räuberhorde, verwüstet wurden. Er vertilgte zwar die Letzteren völlig, und zwang die Anderen zum Frieden, diese warteten aber nur auf die Entfernung des Kaisers, um dann wieder in die von Vertheidigern entblößten Provinzen einzubrechen. Constantius mußte eilen, sich an die Ostgrenze des Reiches zu begeben, weil die dortigen Provinzen durch die erneuerten Einfälle der Perser in große Gefahr gekommen waren. Auf dem Wege dahin erhielt er die Nachricht, daß Julian ihm den Gehorsam aufgekündigt habe (360). Dieser hatte schon längst allen Grund, das Schicksal seines Bruders Gallus zu befürchten, wenn er sich ebenfalls blos auf seine nahe Verwandtschaft mit dem Kaiser verließe. Die Diener und Vertrauten des Letzteren, deren Argwohn er erregt hatte, suchten ihn auf jede Weise zu verderben. Der persische Krieg gab ihnen endlich eine erwünschte Gelegenheit dazu. Sie bewogen den Kaiser, die tüchtigsten Leute des gallischen Heeres zu sich in den Orient zu entbieten, weil sie hofften, daß dadurch Julian um einen großen Theil seiner Macht werde gebracht und zugleich außer Stand gesetzt werden, den errungenen Kriegsruhm zu behaupten. Julian unterwarf sich scheinbar diesem Befehle, und als ein Theil der entbotenen Truppen murrte, ermahnte er die Soldaten zum Gehorsam; insgeheim aber ließ er, wie es scheint, eben dieselben Truppen zum Aufstand anreizen. Zu Paris hätten sich diese von ihm trennen sollen, sie empörten sich aber und riefen ihn zum Kaiser aus. Anfangs weigerte sich

Julian, der Forderung der Soldaten nachzugeben, welche die ganze Nacht hindurch seinen Palast umgaben und ihn zu sehen verlangten; erst um neun Uhr des anderen Morgens erschien er. Die Soldaten erhoben ihn auf einen Schild, trugen ihn durch die Straßen der Stadt, und begrüßten ihn als Kaiser. Ihrem Beispiele folgten bald alle anderen Truppen in Gallien. Julian wäre verloren gewesen, wenn er die dargebotene Würde zurückgewiesen hätte; denn Constantius und seine Hofleute würden ihn gewiß für den Aufruhr der Soldaten haben büßen lassen. Er ging daher auf der betretenen Bahn muthig weiter, und traf sogleich die nöthigen Maßregeln, um sich auf dem eingenommenen Thron zu befestigen. Er gelobte dem Heere feierlich, allen Pflichten eines tüchtigen Regenten entsprechen zu wollen, und ließ das übliche Thronbesteigungsgeschenk unter sie austheilen; da er aber das Reich nicht den Soldaten verdanken wollte, so schlug er ihnen gleich anfangs einen Theil ihrer Forderungen ab. Die Mäßigung und Gerechtigkeit, welche er damals bewies, ist einer der schönsten Züge in seinem ganzen Leben: niemand ward wegen seiner Anhänglichkeit an Constantius verfolgt, keine einzige der gewöhnlichen Gewaltthaten wurde ausgeübt.

Julian schickte an den Kaiser Constantius einen eigenhändigen Bericht über das Geschehene, in welchem er Unterhandlungen anbot. Hätte er es mit dem kinderlosen Constantin allein zu thun gehabt, so wäre die Sache leicht beigelegt gewesen; der schwache Kaiser ward aber von Leuten beherrscht, welche Julian's Rache fürchteten, und diese bewirkten den Befehl einer unbedingten Unterwerfung. Einem solchen Gebot konnte Julian nicht gehorchen, ohne sich selbst und alle die, welche sich für ihn aufgeopfert hatten, zu verderben. Die Waffen mußten also entscheiden. Julian rüstete seine ganze Macht, und brach dann gegen Constantius auf, welcher anfangs seinen Zug gegen die Perser fortgesetzt hatte. Erst als der Letztere die Nachricht erhielt, daß Julian bereits bis an die thracische Grenze vorgerückt sei, setzte er sich mit seinem ganzen Heere gegen ihn in Marsch. Unterwegs erkrankte er und starb (361). Da niemand mit einiger Hoffnung Anspruch auf den Thron hätte machen können, so ward Julian sogleich allgemein als Herrscher anerkannt.

Julian's erste Regentenhandlungen zeugen mehr von Leidenschaft und Vorurtheil, als von Weisheit. Statt Amnestie zu verkündigen, ließ er alle Feinde seines Bruders Gallus und seine eigenen grausam verfolgen. Ein anderer großer Fehler war sein Verfahren in Betreff der christlichen Religion. Er fiel, nachdem er schon längst insgeheim Heide gewesen war, öffentlich vom Christenthum ab, und suchte die alte heidnische Religion wieder herzustellen. Dieser Schritt, wegen dessen er den Beinamen Apostata d. i. der Abtrünnige erhielt, war eine unverständige Widersetzung gegen den Zeitgeist, der dem Christenthume günstig war, und den er hätte leiten sollen, statt sich ihm entgegen zu stemmen. Julian hoffte der abgestorbenen griechisch-römischen Religion, die er der Ansicht der Neu-Platoniker gemäß auffaßte, durch mystisch-symbolische Träume neues Leben einhauchen zu können. Nur ein Büchergelehrter, dem die Kenntniß des wirklichen Lebens mangelte, konnte sich einbilden, daß ein Hirngespinnst von Poesie, Philosophie und Aberglauben sich an die Stelle der Religion setzen lasse. Überdies war alles, was sich vom Heidenthume erhalten hatte, schon längst unter anderer Form in die Ceremonien des christlichen Gottesdienstes übergegangen. Die zänkische, abergläubige und spitzfindige christliche Geistlichkeit hätte Julian immer entfernen mögen; aber statt dieser Menschen, welche die göttliche Lehre ihres Meisters prahlend zu einer menschlichen Wissenschaft auszubilden suchten, zog er armselige Sophisten, leere Schwätzer und mystische Deuter der heidnischen Mythologie hervor, die nicht besser waren, als die christlichen Heuchler, welche Constantius begünstigt hatte. Selbst sein Streben, die Wohlthätigkeitsanstalten und hierarchischen Einrichtungen, welche der christlichen Geistlichkeit einen so großen politischen Einfluß gewährten, auch im Heidenthum einzuführen, blieb fruchtlos, weil die frühere Staatsreligion ihre äußere Form bereits verloren hatte und durch kein inneres Band mehr zusammengehalten ward. Das Härteste, was er gegen die Christen unternahm, war unstreitig die von ihm verordnete allgemeine Duldung, sowie das Verbot, die Christen zu dem Unterricht über die klassische Literatur zuzulassen. Doch hatten auch diese Maßregeln keineswegs den erwarteten Erfolg. Durch das Duldungs-Decret wurden zwar alle verbannten Geistlichen, Arianer

wie Athanasianer, in ihre Städte und Sprengel zurückgeführt und der Streit der christlichen Parteien erneuert, dieser hielt sich aber in gewissen Schranken, weil beide Parteien den Hof fürchten mußten. Dagegen würde das Gebot der Ausschließung der Christen von den klassischen Studien die Absichten des Kaisers sehr gefördert haben, wenn es nur ausführbar gewesen wäre. Wie konnte dies aber der Fall sein, da alle Rhetoren und Sophisten viel zu selbstsüchtig waren, als daß sie den Ruhm und den Vortheil ihrer zahlreich besuchten Schulen dem Kaiser und seiner Religion zu Liebe hätten aufopfern mögen! Kurz, Julian's Plan, die poetische Lehre und die vergessenen Ceremonien der alten Staatsreligion wieder herzustellen, war ebenso unverständig, als es in unseren Tagen sein würde, die Klöster, die geistliche Zucht und die andächtige Sitte des Mittelalters oder auch nur die strenge Glaubenslehre der Reformatoren wieder einzuführen. Die bloßen Gelehrten, sowie die Priester der heidnischen Mysterien und die grübelnden Philosophen der neu-Platonischen Schule waren die Einzigen, auf welche Julian bei seinem Streben sicher rechnen konnte; denn ihr eitles, armseliges Treiben scheiterte an der christlichen Lehre von Liebe und Barmherzigkeit und an der Richtung auf Sittlichkeit, die sich bei den Christen trotz aller Zänkereien erhielt.

Ebenso verkehrt, als dieses Streben, war Julian's Bemühung, am Hofe die Einfachheit älterer Zeiten wieder einzuführen. Der Orient will seinen Herrscher mit Glanz umgeben sehen, und wer den Haufen regieren will, muß die Vorurtheile desselben benutzen. Außerdem war der Geist der alten Zeit, deren Sitten Julian zurückführen wollte, völlig untergegangen. Die Abschaffung der prächtigen Hofhaltung des Constantius, die Entlassung der Schaaren von Köchen, Haarkräuslern, Ceremonienmeistern und anderen kaiserlichen Dienern war freilich nothwendig und heilsam; sie hätte aber geschehen können, ohne daß zahlreiche Familien auf ein Mal ins Elend gestürzt worden wären, und ohne daß Julian nöthig gehabt hätte, sich durch zu große Einfachheit in Kleidung, Nahrung und Lebensweise lächerlich zu machen. Übrigens setzte er an die Stelle jenes zahllosen Hofgesindes, welches unter Constantius auf Kosten des Staats gefüttert worden war, eine Menge anderer Leute, die durch ihr Treiben weit verderblicher waren. Sobald

nämlich seine Vorliebe für Rhetorik, Sophistik, Mystik und heidnischen Aberglauben kund geworden war, drängten sich unzählige Mystiker, Gaukler, Betrüger, Wortkünstler und Schwätzer an den Hof. Der Kaiser vergaß in ihrer Gesellschaft gar oft, was er seiner Würde schuldig sei, wiewohl freilich mit Ausnahme von zweien keiner dieser Leute Einfluß auf die Reichsangelegenheiten erhielt. Julian fand, wie Friedrich der Große, mehr Unterhaltung in der Gesellschaft schalkhafter Spötter, als bei den trüben und empfindsamen Frömmlern und Kopfhängern der früheren Regierung. Er unterschied aber, wie Friedrich, die Leute, welche zur geselligen Unterhaltung gut waren, recht wohl von denen, die er zu Geschäften gebrauchen könne.

Im nächsten Jahr nach seinem Regierungsantritt begab sich Julian in den Orient, um zu den Lorbeeren, die er im Kriege mit den Barbaren des Westens erworben hatte, andere hinzuzufügen, welche er durch die Besiegung der Perser zu erlangen hoffte. Dieser Entschluß war sehr unklug von einem Regenten, der als Reformator auftrat, und deshalb vor allem Anderen auf die Befestigung seiner neuen Einrichtungen hätte bedacht sein sollen. Auch erforderte der Westen des Reiches die ganze Aufmerksamkeit und Kraft der Regierung. Leider hatte aber Julian zu großes Vertrauen in seine Fähigkeiten, und ließ sich ganz von Ruhmbegierde leiten. Er hätte mit den Persern einen ehrenvollen Frieden schließen können, er warf aber den Brief, der die persischen Friedensanträge enthielt, unwillig auf den Boden, und rief aus, die rauchenden Trümmer römischer Städte verlangten einen Rachezug. So schön das klingt, so hätte ihn doch Trajan's Beispiel von einem Eroberungszug jenseit des Tigris abhalten sollen. Er ließ sich nicht warnen, und zog im Frühling des Jahres 363 mit dem Kern der östlichen und westlichen Kriegsmacht des Reiches gegen die Perser. Unglücklicher Weise hatte er weder einen festen Kriegsplan entworfen, noch die feindliche Macht und die Beschaffenheit der Gegenden, die er angreifen wollte, gehörig erforscht. Er vertraute außerdem zu viel auf den flüchtigen persischen Prinzen Hormisdas, der sich bei seinem Heere befand, und dessen er sich zu bedienen hoffte, um innere Unruhen zu erregen; er bedachte aber nicht, daß man im Orient, wo der Patriotismus eine

Art von thierischem Instinkt ist, nicht überlegt, warum man einem Despoten anhängt, welcher Recht und Gerechtigkeit mit Füßen tritt, daß man aber den verabscheut, der sich zur Unterjochung seiner Landsleute an Fremde anschließt. Unter großen Schwierigkeiten drang das römische Heer bis über den Tigris hinaus vor, ohne daß weder ein persischer General, noch auch eine einzige Stadt abfiel. Der König von Armenien, dessen Truppen Julian am Tigris erwartete, ließ ihn im Stich. Treulose Führer leiteten das römische Heer in öde Gegenden, und die Perser umschwärmten dasselbe, ohne sich je in einen offenen Kampf einzulassen. Julian mußte sich endlich unter sehr schwierigen Umständen, und nachdem seine Soldaten bereits laut ihre Unzufriedenheit zu erkennen gegeben hatten, zum Rückzuge entschließen Übrigens zeigte er auf dem ganzen Zuge die größte Entschlossenheit, und suchte die Soldaten durch sein eigenes Beispiel zu ermuthigen. Er selbst ging überall voran, war meistens zu Fuß, ertrug alle Beschwerlichkeiten wie einer der Gemeinen, und kämpfte an jedem Orte, wo der Feind sich zeigte, unter den Vordersten. Das Letztere war vielleicht Heldenmuth an der unrechten Stelle, da an der Erhaltung seines Lebens Alles lag. In der That ward er auch bei einem unbedeutenden Scharmützel tödtlich verwundet, und starb bald nachher (363).

Julian hatte keinen Nachfolger ernannt; die Soldaten verfügten also über den erledigten Thron. Sie riefen den Obersten Jovianus zum Kaiser aus. Daß der Gewählte ein Christ war, beweist die überwiegende Bedeutung der neuen Religion sogar in einem Heere, dessen Kern dem heidnischen Julian zum Thron verholfen hatte. Eine fanatische Gegenwirkung zu Gunsten der Christen kann man jedoch dem neuen Kaiser nicht Schuld geben. Dagegen übereilte er den Frieden mit den Persern. Diese boten ihm sogleich Unterhandlungen an, er ging darauf ein, ließ sich aber durch allerlei diplomatische Künste so lange täuschen und hinhalten, bis das römische Heer alle seine Vorräthe aufgezehrt hatte. Jovian hätte übrigens selbst dann noch harten und entehrenden Bedingungen ausweichen können, wenn er seinen Rückmarsch nur funfzig Stunden weiter fortgesetzt hätte. Er that es aber nicht, und verstand sich zu einem Frieden, wie ihn seit der Gründung

der Stadt Rom nie ein römischer Feldherr geschlossen hatte. Die Grenzen des Reiches wurden beschränkt, einige durch steten muthigen Kampf gegen die Perser ausgezeichneten Städte den Feinden abgetreten, er König von Armenien ihrer Willkür preisgegeben, und das römische Heer von persischen Commissären begleitet, welche über die augenblickliche Erfüllung der einzelnen Bedingungen wachten. Jovian, der auf diese Weise den Thron unter höchst ungünstigen Verhältnissen bestiegen hatte, starb schon im Februar 364, noch ehe er die Hauptstadt Constantinopel erreicht hatte.

Die Wahl eines neuen Kaisers blieb wieder dem Heere überlassen. Auf den Vorschlag der angesehensten Führer desselben wurde **Valentinian I.** als Kaiser ausgerufen, ein Mann, der als General ausgezeichnet, beim Heere beliebt und mit den Verwaltungsgeschäften nicht unbekannt war. Die Überzeugung, daß ein einziger Mann den Umständen und der Größe des Reiches nicht gewachsen sein könne, war so allgemein, daß das Heer selbst verlangte, Valentinian solle sich einen Mitregenten wählen. Er gab diesem Verlangen erst dann nach, als er nicht mehr zu fürchten brauchte, es möchte den Anschein haben, daß er der Forderung der Soldaten gewichen sei. Unglücklicher Weise zog er seinen Bruder **Valens**, dem alle Eigenschaften eines tüchtigen Regenten mangelten, würdigeren Männern vor. Er theilte mit ihm das Reich so, daß er selbst den Westen für sich behielt und den Osten seinem Bruder abtrat. Valentinian verdient wegen der Kraft und Strenge, mit der er Recht und Gerechtigkeit übte und das Reich gegen auswärtige Feinde schützte, zu den vorzüglichsten Regenten der letzteren römischen Zeiten gerechnet zu werden; er zeigte aber in seinem Verfahren eine wahrhaft empörende Härte und Grausamkeit, die den römischen Gesetzen und Einrichtungen durchaus fremd war, obgleich sie andrerseits zu den Sitten der vielen ausländischen Beamten paßte, welche damals die ersten Stellen bekleideten. Valens dagegen bewies sich von Anfang an als einen unfähigen Regenten. Er vernachlässigte die Regierungsgeschäfte, ließ sich bei der Erhebung der Abgaben von wahrhaft schmutzigen Grundsätzen des Erwerbs leiten, und besetzte die wichtigsten Stellen mit ungeschickten und unwürdigen Leuten. Auch in der Stellung zu der Kirche und ihren Parteien zeigten sich beide Kaiser verschieden.

Valens trat, durch seine Gemahlin bewogen, zum Arianismus über, Valentin dagegen blieb dem Athanasianismus, oder der rechtgläubigen Kirche getreu. Der Letztere war bei aller Härte seines Wesens viel zu gerecht und selbstständig, als daß er sich zum Werkzeug der Geistlichkeit hätte gebrauchen lassen, er verfuhr im Gegentheil rücksichtslos gegen dieselbe, wenn es galt, eingerissene Misbräuche abzustellen, und übte Duldung sowohl gegen die Heiden, als gegen die Arianer. Ganz anders Valens. Dieser hing ganz von seinen Geistlichen ab, und verfolgte die Heiden und die Athanasianer mit gleicher Härte. Die Ersteren, besonders die Philosophen und Grübler unter ihnen, welche auf Mysterien Bedeutung legten, sah er nach dem damals herrschend gewordenen Aberglauben als Verehrer des Teufels, als Zauberer und Schwarzkünstler an. Gegen sie, wie gegen die Rechtgläubigen erließ er öfters grausame Verordnungen, und diese wurden von seinen Dienern und Soldaten nur zu strenge ausgeführt.

Die Lage des Reiches in Beziehung auf auswärtige Feinde war um die Zeit, als Valentinian und Valens dasselbe theilten, in hohem Grade bedenklich. Gallien und Rhätien wurden von den Alemannen, Pannonien von den Sarmaten und Quaden, Thracien von den Gothen verheert; Pikten, Skoten, Sachsen, Franken und Friesen plünderten Britannien, maurische Völkerschaften aber verwüsteten die afrikanische Provinz; im Osten endlich erklärte der Perser-König, daß der Vertrag, den er mit Jovian geschlossen, durch dessen Tod aufgehoben sei, und suchte Armenien an sich zu reißen. Valentinian, mit dessen Geschichte wir die Übersicht der Begebenheiten in den nächsten zehn Jahren am besten beginnen, ward während seiner Regierung vorzugsweise von den Kriegen mit den Barbaren in Anspruch genommen. Er selbst wandte sich gegen die Alemannen; seine Generale kämpften gegen die Barbaren in Britannien, gegen die Franken, Sachsen und Friesen am Niederrhein und an der Nordsee, sowie gegen die Quaden und Sarmaten an der Donau, welche den kurz vorher geschlossenen Frieden lange genau beobachteten, bis sie ein römischer Statthalter von Pannonien durch die treulose Ermordung eines ihrer Fürsten zu neuen Raubzügen reizte. So ausgezeichnet auch Valentinian als General war, so konnte er doch die Alemannen

nicht bezwingen; er drang in ihr Land ein, er legte neue Burgen und Schanzen gegen sie an, er nahm zu Verrath und Mord seine Zuflucht, er wußte die Burgunder, welche schon lange mit den Römern in Verbindung gestanden und sich am meisten von allen Barbaren der Civilisation genähert hatten, gegen die Alemannen aufzuregen; aber alles dies nützte durchaus nichts, die unbändige Nation war nicht zu überwältigen, nach jeder Niederlage erhielt sie sogleich die verlorene Kraft wieder, weil immer wieder neue Schaaren und andere Stämme sich mit ihr vereinigten. Unterdessen erwarb sich der General Theodosius der Ältere, der Vater des nachherigen Kaisers gleichen Namens, um Britannien ein ebenso großes Verdienst, als dreihundert Jahre früher Agricola. Er befreite diese Insel von ihren raubgierigen Feinden, stellte die fast ganz aufgelöste römische Herrschaft wieder her, und führte eine musterhafte Verwaltung ein. Ähnliche Verdienste erwarb sich Theodosius nachher in Afrika, wohin er von Valentinian geschickt wurde. Hier hatten nämlich die römischen Statthalter, im Vertrauen auf ihre Verbindungen am Hofe und auf ihre Entfernung vom Sitze der Regierung, unerhörte Bedrückungen geübt und besonders die Partei der Donatisten grausam verfolgt. Ein maurischer Prinz, Firmus, hatte dies zu einer Empörung benutzt und, mit Hülfe mehrerer benachbarten Nomaden-Völker, so wie der Donatisten und anderer unzufriedenen Bewohner der Provinz, einen großen Theil des Landes erobert. Theodosius unterdrückte diese Empörung bald, und stellte die Ruhe in der ganzen Provinz wieder her; er fand aber unmittelbar nachher durch eine in ihrem Zusammenhange uns nicht bekannte Intrigue ein schmähliches Ende. Er hatte gleich nach seiner Landung den Statthalter Romanus, durch dessen Bedrückungen die Empörung hauptsächlich hervorgerufen worden war, in Verhaft genommen; dieser ward bald nachher ungestraft entlassen, Theodosius dagegen, der Retter des Landes und der einzige Mann im Reiche, der den Umständen gewachsen war, auf Befehl seiner eigenen Regierung in einen Proceß verwickelt, zum Tode verurtheilt und in Karthago hingerichtet.

Im letzten Jahre seines Lebens wandte sich Valentinian gegen die Quaden. Bei diesem Zuge ging ihm ein solcher Schrecken voran, daß die Feinde ihm eine Gesandtschaft entgegenschickten,

um sich zu rechtfertigen. Er wies dieselbe schnöde zurück, zog über die Donau und verwüstete das Land der Feinde mit rücksichtsloser Grausamkeit. Als die Quaden darauf nochmals Gesandte an ihn schickten, überhäufte er diese mit den bittersten Vorwürfen, und gerieth dabei in eine solche Wuth, daß er ein Blutgefäß in seiner Brust zersprengte und wenige Minuten nachher starb (375). Zorn, Härte und ein furchtbar despotischer Sinn waren angeborene Eigenschaften dieses Kaisers gewesen. Sie zeigten sich daher auch bei allen seinen Maßregeln, welche die innere Verwaltung betrafen. Er leitete diese nicht nur mit derselben unerbittlichen Strenge, wie das Kriegswesen, und verfuhr auch in bürgerlichen Dingen stets ganz militärisch, sondern er übte auch eine ächt orientalische Justiz, die um so mehr Schauder erregt, je vortrefflicher seine Absichten waren, und je weniger man ihn zu den schlechten Regenten des Reiches rechnen darf. Man hat ihm sogar, wiewohl dies gewiß ein Mährchen ist, nachgesagt, daß er stets in der Nähe seiner Zimmer zwei Bärinnen gehabt habe, durch welche er seine häufigen Todesurtheile vollziehen ließ. Sein Nachfolger war sein siebenzehnjähriger Sohn Gratianus, den er selbst schon früher zum Mitregenten ernannt hatte. Einige elende Hofleute, die unter dem Namen eines Kindes zu herrschen hofften, wußten dem neuen Kaiser mit Hülfe der Soldaten sogleich seinen vierjährigen Bruder Valentinian II. zum Reichsgenossen aufzudrängen.

Wenden wir uns von der Betrachtung der westlichen Hälfte des Reiches zu der östlichen, so sehen wir hier während der Regierung des elenden Valens Verhältnisse entstehen, welche für das Schicksal des Reiches entscheidend wurden. Nachdem der unwürdige Regent einige Jahre lang mit einem Verwandten Julian's, der sich als Gegenkaiser aufgeworfen, um den Thron gestritten, und die Besiegung desselben zur Befriedigung seiner Habgier und Grausamkeit benutzt hatte, unternahm er einen Kriegszug gegen die gothischen Völkerschaften, die sich damals in zwei Hauptmassen vereinigt hatten. Die Einen, welche die Therwinger oder Westgothen genannt wurden, wohnten im Norden der unteren Donau, und hatten verschiedene Häuptlinge oder Fürsten, von welchen Athanarich der angesehenste war; die Anderen führten den Namen Gruthunger oder Ostgothen, und bildeten unter

ihrem König Hermanrich in Verbindung mit vielen unterworfenen Völkern von anderer Abstammung ein großes Reich, welches sich bis an den Don erstreckte. Ein Theil der gothischen Völkerschaften hatte damals das Christenthum, und zwar die arianische Form desselben, angenommen. Der westgothische Bischof Ulphilas erfand, um seinen Landsleuten die christlichen Bücher zugänglich zu machen, besondere Schriftzüge für ihre, von dem Griechischen und Römischen sehr verschiedenen Sprachtöne, und verfaßte eine gothische Übersetzung der Evangelien, als deren Überrest man ein altes, jetzt in Upsala befindliches Manuscript ansieht. Valens führte mit den Westgothen drei Jahre lang einen Krieg, der zwar für ihn selbst nicht unrühmlich war, dem Reiche aber keinen Nutzen gewährte. Nach der Beendigung desselben begab er sich in den Orient, wo die Perser ganz Armenien erobert hatten, und die Empörung persischer Statthalter eine gute Gelegenheit darzubieten schien, dieses Land ihnen wieder zu entreißen. Valens ließ durch sein Heer den Versuch dazu machen, während er selbst in Antiochia blieb. Mehrere Jahre lang ward um den Besitz des Landes oder vielmehr um das Recht, den Armeniern einen König zu geben, gestritten, bis der Andrang neuer barbarischer Horden den Kaiser an die Donau zurückrief.

4. Beginn der sogenannten Völkerwanderung.

Zu der Zeit, als Valentinian I. starb, wurden die Gothen durch eine bisher unbekannte asiatische Nation überwältigt, welche den nächsten Anlaß zu den Bewegungen in Europa gab, die man gewöhnlich mit dem Namen der Völkerwanderung zu bezeichnen pflegt. Dieses Volk führte den Namen der Hunnen, und gehörte dem mongolischen Menschenstamme an. Wenigstens glaubt man diese Abstammung aus der Beschreibung schließen zu können, welche die Geschichtschreiber der nächsten Zeiten uns von der Gestalt und den Sitten der Hunnen gegeben haben. Die Hunnen waren Nomaden, bequemten sich nie zum Ackerbau, kannten keine Verfassung und hatten kein Band, durch welches sie mit einander verknüpft wurden; die einzelnen Horden folgten auf ihren Zügen besonderen Führern, und diese vereinigten sich nur gelegentlich einmal zu gemeinschaftlichen Unternehmungen, bis im nächsten

Jahrhundert einer von ihnen, Attila, die Andern von sich abhängig machte und Einheit in die Bewegungen brachte. Alle Hunnen waren beritten, lebten unter Zelten oder Hütten, zeichneten sich durch Raubgier und wilde Rohheit aus, und wurden, gleich den Mongolen des Mittelalters und den Beduinen unserer Zeit, von Begierde nach Gold und Silber getrieben, ohne daß sie den Gebrauch der Reichthümer kannten. Sie vergruben die geraubten Schätze, von deren Reiz sie so mächtig angezogen wurden, streiften, um zum Besitze derselben zu gelangen, in die Länder civilisirter Völker, und verbreiteten durch ihre Gestalt, durch die Rohheit ihres Wesens und ihrer Lebensweise, durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen und durch ihre entsetzlichen Verwüstungen überall Schrecken. Ihre Raubzüge waren furchtbarer, als die irgend eines anderen Volkes jener Zeit; denn sie zerstörten aus bloßer Freude am Zerstören, schleppten die Menschen mit sich in die Sklaverei fort, und ließen sie Hunger und Mishandlungen aller Art erleiden. Doppelt furchtbar wurden diese verheerenden Züge dadurch, daß die Hunnen den Affen, denen sie an Gestalt ähnlich waren, auch an Schamlosigkeit glichen, weshalb das weibliche Geschlecht, welches von den meisten germanischen Stämmen selbst auf ihren Raubzügen mit Achtung behandelt wurde, ganz besonders ihren Mishandlungen ausgesetzt war. Wenn man alles dies bedenkt und dabei noch die Berichte neuerer Reisenden über die Völker des inneren Asiens und die Nachrichten von den Raubzügen der Mongolen und Tataren des Mittelalters vergleicht, so wird man ganz gut begreifen, daß die Erscheinung der Hunnen in Europa Alles mit Schrecken erfüllen mußte. Wo übrigens der Ursitz dieser wilden Schaaren zu suchen ist, und was sie zur Wanderung nach Westen veranlaßt hat, ist völlig unbekannt; denn die Angaben der Alten darüber gehören zu jenen Sagen und Mährchen, welche allen Völkern in ihrer Kindheit die wahre Geschichte ersetzen und sie zu kriegerischen Thaten begeistern. Nur das Eine scheint festzustehen, daß schon seit der Zeit, wo die skandinavischen und germanischen Stämme ihre Wohnsitze zu wechseln begannen, auch die vielen Nomaden-Völker des westlichen Asiens in Bewegung gekommen, und zum Theil gegen Westen vorgedrungen waren. Diese Wanderungen in Asien hören manchmal eine Zeitlang auf, und fingen

wieder von neuem an, je nachdem die wandernden Horden entweder kräftigen Widerstand fanden, oder die Völker, auf welche sie stießen, mit sich fortrissen.

Zu Valens Zeit überwältigten die Hunnen die Alanen und andere Raubvölker des Kaukasus, und drangen mit ihnen vereinigt gegen das Reich der Ostgothen vor. Dieses befand sich gerade damals im Zustande der Auflösung. Der König Hermanrich hatte zwei rorolanische Häuptlinge, deren Stamm seinem Reiche einverleibt worden war, durch furchtbare Strenge schwer beleidigt, und war, als diese einen Versuch machten sich zu retten, von ihnen tödtlich verwundet worden. Auch andere Führer der vielen dem ostgothischen König unterworfenen Völker hatten ihm den Gehorsam aufgekündigt. Als daher die Hunnen und Alanen erschienen, stürzte sich der greise König, welcher ein Alter von hundert und zehn Jahren erreicht haben soll, aus Verzweiflung in sein Schwert. Sein Nachfolger Withimer behauptete sich eine Zeitlang gegen die wilden Feinde, ward aber zuletzt in einem unglücklichen Treffen erschlagen (375). Das Reich fiel seinem unmündigen Sohne zu, dessen Vormundschaft zwei gothische Heerführer, welche lange in römischen Diensten gestanden hatten, Alatheus und Saphrax, übernahmen. Diese entzogen sich und die unter ihrer Leitung vereinigten Stämme, durch Auswanderung in das innere Land, den Angriffen der Hunnen. Jetzt geriethen auch die Therwinger oder Westgothen in Schrecken und Bewegung. Ihr König, der den Kaiser Valens beleidigt hatte, wagte nicht denselben um seinen Schutz zu bitten, und rettete sich mit einem Theile seines Volkes in das Gebirge der Sarmaten, die er versagte. Die Übrigen aber zogen unter zwei anderen Führern, Alawif und Fritigern, nach der Donau, und suchten bei Valens um die Erlaubniß nach, über diesen Grenzfluß des römischen Reiches setzen und sich in den verödeten und unbewohnten Strichen der Bulgarei niederlassen zu dürfen. Valens erfüllte ihre Bitte, weil er als eifriger Arianer den Westgothen gewogen war, und seine geschwächte Kriegsmacht durch ihre rüstige Mannschaft zu verstärken hoffte. Unglücklicher Weise knüpfte er seine Zusage an sehr harte Bedingungen: die Gothen sollten nicht nur ihre Waffen abliefern und einen Theil ihrer Kinder als Geißeln in die kleinasiatischen Städte

vertheilen lassen, sondern auch die Lebensmittel, die ihnen gereicht wurden, theuer bezahlen. Das Letztere stürzte den Kaiser ins Verderben, weil seine Beamten in der Bulgarei daraus Nutzen zogen, um sich auf eine schmutzige Weise zu bereichern. Übrigens wird die Zahl der damals in das Reich aufgenommenen Westgothen auf eine Million angegeben, worunter sich zweimal hunderttausend streitbare Männer befunden haben sollen. Viele von ihnen behielten ihre Waffen, weil die habgierigen römischen Beamten sich die Erlaubniß dazu leicht abkaufen ließen. Kaum waren die Gothen in die römische Provinz eingelassen, als sie durch dieselben Beamten zur Verzweiflung getrieben wurden. Sie konnten von ihnen die schlechtesten Nahrungsmittel nur zu den theuersten Preisen erhalten, und mußten zuletzt ihre Sklaven und sogar ihre Kinder verkaufen, um nicht Hungers zu sterben. Sie fragten daher bald nicht mehr nach den Anordnungen der römischen Regierung, übten Gewaltthätigkeiten, und durchzogen raubend das Land. Um diese Zeit erzwangen auch Alatheus und Saphrax mit ihren Schaaren den Übergang über die Donau, und vermehrten die Zahl der Barbaren, welche verheerend in Thracien hausten.

Valens wandte sich in seiner Noth an Gratian, den Beherrscher des Westens, um Hülfe; die von diesem abgeschickten Truppen kamen aber, durch zufällige Umstände aufgehalten, zu spät. Die Gothen, an die sich alle im Süden der Donau angesiedelten Barbaren und alle von den Römern ehemals gemachten Gefangenen anschlossen, ergossen sich über Thracien und Macedonien, zerstörten alle offenen Orte, und schleppten die Einwohner und ihre bewegliche Habe mit sich fort. Nur die festen Städte behaupteten sich, weil die Barbaren die Belagerungskunst nicht verstanden Nachdem die römischen Truppen ein ganzes Jahr vergebens mit den Gothen gekämpft hatten, brach Valens selbst mit einem Theil des orientalischen Heeres von Asien nach Europa auf. Er erhielt bei seiner Ankunft die Nachricht, daß Gratian mit seiner ganzen Kriegsmacht auf dem Marsche nach Thracien begriffen sei, konnte sich aber nicht entschließen, ihn zu erwarten, weil er die Gothen, die sich in drei Schaaren getrennt hatten, noch vor ihrer Vereinigung angreifen wollte. Ungeachtet dieses Entschlusses ließ er sich gleich nachher von Fritigern durch angebotene Unterhandlungen so

lange hinhalten, bis sich die verschiedenen gothischen Schaaren mit einander vereinigt hatten. Valens stürzte sich also zugleich durch unzeitige Eile und durch unbedachtsames Zögern ins Verderben. Bei Adrianopel kam es am 9. August 378 zu einer entscheidenden Schlacht, deren Ausgang für das römische Reich so vernichtend war, daß ein Geschichtschreiber des folgenden Jahrhunderts sie mit Recht der Schlacht bei Cannä zur Seite gestellt hat. Die Gothen, von welchen sehr viele Führer, Offiziere und Gemeine früher im Dienste der Feinde die Kriegskunst erlernt hatten, besiegten und vernichteten das römische Heer, dessen kräftigste Soldaten und beste Führer ebenfalls Germanen waren. Kaum der dritte Theil der römischen Truppen entging der Niederlage; alle Generale bis auf drei und der Kaiser selbst verloren das Leben. Das ganze Land bis nach Constantinopel hin war jetzt den Barbaren preisgegeben; nur von den befestigten Städten wurden diese überall mit Verlust zurückgetrieben.

5. Von Valens Tod an bis auf Alarich's Einfall in Griechenland.

Mit Valens Regierung beginnt die Zeit, wo sich der Orient nach und nach ganz vom Occident trennt, wo im Ersteren ein Staat voller Klöster, Mönche und Grübler, aber ohne Freiheit, ohne Wissenschaft und ohne Kunst entsteht, der unter steten inneren Unruhen ein tausendjähriges trauriges Dasein fortschleppt, während im Abendland zwar das Reich dem Andrange roher Völker erliegt, zugleich aber auch neues Leben und neue Kraft in seine Provinzen eindringt, und neue Staaten mit einer neuen Art von Civilisation sich auf den Trümmern des alten römischen Staates erheben. Wir wenden uns daher jetzt ganz dem Westen zu, und werden die Geschichte des oströmischen oder byzantinischen Reiches nur flüchtig und im Vorbeigehen erwähnen, weil sie blos in Beziehung auf den Zustand dieses Reiches im Mittelalter und im Zusammenhange mit demselben anziehend und wichtig ist. Über den Geist des Lebens und den Charakter des Staates in dieser letzten Zeit des abendländischen Reiches ist es nicht nöthig ausführlich zu reden; es genügt die kurze Bemerkung, daß üppige Schwelgerei und gedankenlose Genußsucht den Menschen dieser

Zeit ebenſo, wie denen der nächſtvorhergehenden, eigenthümlich blieben, und daß Regierung und Privatleute zugleich durch kirchliche Zwiſte und durch die Furcht vor der von allen Seiten her einbrechenden Überſchwemmung barbariſcher Völker in Anſpruch genommen wurden.

Der Jüngling Gratianus, der die Herrſchaft des Weſtens mit ſeinem unmündigen Bruder Valentinian II. hatte theilen müſſen, war von Auſonius, dem erſten Dichter und Redner ſeiner Zeit, erzogen worden, und da dieſer verſtändige und wohlmeinende Mann anfangs einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte, ſo war die Regierung in den erſten Jahren nicht ſchlecht. Nachher aber hing Gratian faſt ganz allein ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zur Jagd nach, verkehrte nur mit ſeinen Jagdgenoſſen, und beleidigte durch die Begünſtigung der alaniſchen Bogenſchützen und anderer Barbaren, die ſich als geübte Jäger auszeichneten, alle ſeine übrigen Truppen. Indeſſen muß man eingeſtehen, daß Gratian ungeachtet dieſer Schwäche während ſeiner ganzen Regierung überall, wo Gefahr drohte, perſönlich gegenwärtig und thätig war. Kurz vor der Schlacht bei Adrianopel hatte er bei Kolmar ſogar einen glänzenden Sieg über die Alemannen erfochten. Nach demſelben erwarb er ſich um das Reich dadurch ein ausgezeichnet großes Verdienſt, daß er Theodoſius den Großen, den Sohn des gleichnamigen Generals, zum Mitregenten ernannte, und nach Thracien gegen die Gothen ſchickte (379). Dieſer zeigte ſich gleich anfangs ſeiner Erhebung würdig, und rettete das Reich aus den Händen der Gothen auf dieſelbe Weiſe, wie einſt Fabius Maximus Cunctator Italien aus der Gewalt Hannibal's gerettet hatte (ſ. Th. III. S. 378). Er wich, wie dieſer, dem Kampfe auf offenem Felde aus, ſuchte jede Blöße, welche der Feind ihm darbot, zu benutzen, gab dadurch ſeinen Truppen das verlorene Selbſtvertrauen wieder, und verhinderte die Eroberung der feſten Städte. Freilich zog er auch einen gothiſchen Führer nach dem andern an ſich, nahm viele Tauſende ihrer Landsleute in ſeine Dienſte, und räumte den Übrigen Wohnſitze auf dem rechten Donau-Ufer ein. Erſt nach ſieben Jahren gelang es ihm, dieſes Volk, das ſeither ſtets plündernd und zerſtörend in Thracien, Illyrien, Macedonien und Theſſalien umhergeſtreift war, völlig

zu bändigen und zu Ansiedelungen zu zwingen. Während Theodosius die Gothen bekämpfte, führte Gratian die Zügel der Regierung mit unsicherer Hand, bis er endlich ein Opfer der übermäßigen Jagdliebe wurde, durch welche er die Achtung der Unterthanen und die Liebe der Soldaten verscherzt hatte. Marimus, ein Kriegsgenosse des älteren Theodosius, benutzte die allgemeine Unzufriedenheit. Er gewann die Truppen in Britannien, ließ sich zum Kaiser ausrufen, und setzte sogleich nach Gallien über. Gratian eilte ihm muthig entgegen, konnte aber aus Mangel an Geld die ihm ohnedies abgeneigten Miethlinge seines Heeres nicht befriedigen; er ward von seinen Truppen verlassen, von einem treulosen Statthalter festgehalten und auf Marimus Befehl getödtet (383). Da Marimus nicht allein fast alle römischen Truppen, sondern sogar einen Theil der brittischen Nationalmiliz mit nach Gallien genommen hatte, so ward Britannien durch diese Regierungsveränderung am härtesten betroffen. Die Pikten und Skoten einerseits, die Sachsen und Friesen andererseits plünderten und verheerten von neuem das wehrlose Land.

Marimus ward von Theodosius nach langen Unterhandlungen als Mitregent anerkannt, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich mit der Herrschaft über die jenseit der Alpen gelegenen Länder begnüge, und den jungen Kaiser Valentinian II., der unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina stand, im ungestörten Besitze von Italien, Afrika und Illyrien lasse. Schon wenige Jahre nachher brach Marimus dieses Versprechen, weil der Kampf der arianischen und athanasianischen Partei die Hoffnung in ihm erweckte, den jungen Kaiser und seine Mutter zu vertreiben. Justina, welche zu Mailand residirte, gehörte zu der kleinen Zahl Arianer, die es damals in Oberitalien gab, und hatte unter ihrem Gemahle, der sie ihrer Schönheit wegen geheirathet hatte, die Kirche der Athanasianer besuchen müssen. Nach dem Tode desselben suchte sie sich für diesen Zwang dadurch zu entschädigen, daß sie ihren Glaubensgenossen gewisse Kirchen einräumte. Dies erbitterte die Athanasianer, und der vornehmste Geistliche derselben, der heilige Ambrosius, Erzbischof von Mailand, regte seine Gemeinde, wie den Kaiser Theodosius gegen Justina auf. Zum Glück für diese hatte ihre Tochter Galla die Schönheit der Mutter

geerbt, der streng athanasianische Theodosius übersah, wie vorher Valentinian I., der Schönheit zu Gefallen die Ketzerei der Mutter und Tochter, und vermählte sich mit Galla im Jahre 386. Maximus benutzte die Zwietracht zwischen der Kaiserin und den meisten Geistlichen von Italien, und zog mit seinem Heere ganz unerwarteter Weise über die Alpen (387). Justina mußte mit ihrem Sohne die Flucht ergreifen. Sie rettete sich zu Theodosius, welcher zu Thessalonich residirte. Dieser besann sich anfangs sehr, ob er, um sie zurückzuführen, einen kostspieligen Kriegszug unternehmen sollte, und entschloß sich wahrscheinlich erst dann dazu, als er erfahren hatte, daß Maximus die Italiäner durch harte Behandlung gegen sich gereizt habe. Er brach 388 mit seinem Heere nach Italien auf. Um seinen Gegner im Rücken zu beunruhigen, bewog er die Sachsen und Franken zu einem Einfall in Gallien, während Maximus seinerseits die fremden Truppen des Theodosius zu gewinnen suchte, und in diesem Versuche auch so glücklich war, daß Theodosius selbst einen großen Theil derselben zusammenhauen lassen mußte. Maximus ward bald nach dem Beginne des Krieges völlig geschlagen, von seinen Truppen ausgeliefert, und von Theodosius der Wuth der Soldaten geopfert. Der Letztere verweilte hierauf einige Jahre im Westen, und suchte daselbst besonders die Reste des Heidenthums zu vertilgen und die arianische Ketzerei auszurotten. Als er (391) in den Osten zurückkehrte, überließ er die Herrschaft des Westens seinem zwanzigjährigen Schwager Valentinian II., dessen Mutter um dieselbe Zeit starb. Der eigentliche Regent war jedoch der Franke Arbogast, welcher früher unter Gratian, dann unter Theodosius gedient, nach dessen Sieg über Maximus die Statthalterschaft von Gallien erhalten und dieses Land den Germanen wieder entrissen hatte. Valentinian II. ward der Abhängigkeit von Arbogast bald überdrüssig, und gerieth darüber in einen heftigen Zwist mit demselben. Arbogast erhielt seine Entlassung, erklärte aber dem Kaiser vor dem ganzen Hofe, daß er sein Amt von Theodosius erhalten habe und deshalb auch durch keinen Anderen abgesetzt werden könne. Wenige Tage nachher ward der junge Kaiser todt im Bette gefunden, und man sagte allgemein, er sei auf Befehl des trotzigen Franken ermordet worden (392). Arbogast durfte nicht hoffen,

daß Theodosius den Mord seines Schwagers ungerochen lassen werde, und wagte daher das Äußerste. Da er aber als Fremder das Reich nicht selbst übernehmen zu können glaubte, so setzte er Eugenius, einen der Hofleute Valentinian's, der sich zu einem bloßen Werkzeug eignete, als Kaiser ein. Bei der Bekriegung Beider bot Theodosius den ganzen Aberglauben der Zeit zu seinen Gunsten auf, so daß er sich sogar von einem berühmten Eremiten in Egypten eine Weissagung über den Ausgang des Krieges geben ließ. Arbogast und Eugenius dagegen suchten die immer noch zahlreichen Anhänger der alten Religion zu gewinnen, machten sich aber dadurch die italiänischen Geistlichen zu Feinden. Gegen den Mord des Kaisers Valentinian war keine Stimme laut geworden; als aber den Heiden Duldung zugesichert ward, schloß die mailändische Geistlichkeit Arbogast und Eugenius von der Kirchengemeinschaft aus. Die Letzteren wurden von Theodosius in einer einzigen Schlacht besiegt; Eugenius gerieth in Gefangenschaft und mußte den kurzen Genuß der Herrschaft mit dem Leben büßen, Arbogast tödtete sich selbst (394).

Theodosius, welcher sein ganzes Leben hindurch Heidenthum und Arianismus mit Strenge und Härte verfolgte, ward nach seinem letzten Siege noch weit rücksichtsloser in seinem Glaubenseifer. Er verbot nicht allein den Götzendienst aufs strengste, sondern erklärte auch alle Ketzer für ehrlos, nahm ihnen das Recht, über ihre Güter durch Testament zu verfügen, und erließ neben manchen trefflichen Verordnungen, durch welche dieser tüchtige Regent den Verfall des Reiches aufhielt, noch andere ähnliche Gebote, welche Fanatismus und Unduldsamkeit unterstützten, und den Kabalen der zänkischen Geistlichen ein freies Feld öffneten. Wie weit es bereits mit der Macht des Klerus gekommen war, beweist uns ein Schritt, welchen Ambrosius gegen einen so kräftigen Kaiser wagen zu können glaubte. Dieser hatte bei einem Aufstande in Thessalonich die grausamsten Strafen gegen die Theilnehmer desselben verordnet; als er darauf nach seinem Siege über Eugenius und Arbogast nach Mailand kam, nahm Ambrosius sich der Rechte der Menschheit an, trat als Sprecher für dieselben auf, tadelte den Kaiser im Angesichte des Volkes, und verweigerte ihm den Eintritt in die Kirche, wenn er nicht vorher Buße thue.

Der Kaiser erkannte seinen Fehler, und that, was der Bischof forderte. Wir sehen hier deutlich den Ersteren Nathan's, den Letzteren David's Rolle spielen, wiewohl freilich ein alter Schriftsteller vollkommen Recht hat, wenn er sagt, daß Beide sich als große Männer bewiesen hätten, daß dem Einen sein Muth für die gute Sache, dem Anderen seine Reue und Demuth auf gleiche Weise Ehre machten. Theodosius starb im Anfange des Jahres 395, nachdem er den älteren von seinen beiden Söhnen, Arkadius, zum Erben des östlichen, den jüngeren, Honorius, zum Erben des westlichen Reiches ernannt hatte.

Arkadius und Honorius waren bei ihrer Thronbesteigung noch sehr jung, jener erst achtzehn, dieser sogar nur elf Jahre alt. Beide scheinen von der Natur gänzlich vernachlässigt gewesen zu sein, und Theodosius hatte sie leider durch Geistliche mönchisch erziehen lassen, sie wurden daher zwar fromm und andächtig, aber weder umsichtig, noch kräftig und thätig. Ihr ganzes Leben hindurch blieben sie ein Spielzeug ihrer Umgebung. In der ersten Zeit war Stilicho am Hofe des Honorius, Rufinus am Hofe des Arkadius Regent und Reichsverweser. Stilicho, welcher seiner Abkunft nach ein Vandale war, hatte sich unter Theodosius als General so sehr ausgezeichnet, daß dieser ihn nicht nur an die Spitze der eigentlich römischen Heeresmacht stellte, sondern ihm auch seine Nichte Serena zur Gemahlin gab. Er zeigte sich auch nachher stets als tüchtigen General und Staatsmann, und war unstreitig der einzige von allen Großen des Reiches, welcher den Umständen gewachsen war. Rufinus dagegen, der unter Theodosius als Präfect des Orients eine der wichtigsten Stellen bekleidet hatte, war zwar ein sehr verschlagener, aber zur Anführung im Kriege durchaus untauglicher Mann. Beide waren übrigens habgierig und räuberisch, Beide misbrauchten ihre Gewalt, um ihre Töchter mit den von ihnen geleiteten Kaisern zu vermählen, und für ihre eigenen Nachkommen auf einen königlichen Reichthum kaiserliche Macht zu gründen. Stilicho strebte von Anfang danach, die Stellung, die er im Westen hatte, auch auf den Osten auszudehnen, und suchte daher den Reichsverweser des Arkadius zu stürzen. Es gelang ihm durch Kabale und Mord schon nach zehn Monaten. Die Gothen hoben nämlich bald nach Theodosius Tode die unter

demſelben eingegangene Verbindung mit den Römern wieder auf, und durchſtreiften unter der Anführung Alarich's, eines tapferen Mannes aus einem ihrer vornehmſten Geſchlechter, den ſie bald nachher als ihren König anerkannten, die Provinzen Theſſalien, Macedonien, Thracien und Illyrien. Stilicho eilte, ohne den Ruf des byzantiniſchen Hofes abzuwarten, mit der Heeresmacht des Weſten zu ihrer Bekämpfung herbei. Dies erregte Rufin's Eiferſucht; er ließ in ſeines Kaiſers Namen Stilicho's Gegenwart im öſtlichen Reiche verbitten, und forderte von ihm zugleich Arkadius Antheil an ſeines Vaters Heeren und Schätzen zurück. Stilicho gehorchte der Aufforderung. Er kehrte nach Italien zurück und ſchickte die verlangten Truppen, trat aber mit den Feinden und Neidern, welche Rufinus am Hofe ſeines Herrn hatte, in Verbindung. Der Eunuche Eutropius, der ſchon vorher Rufin's Macht durch die Vermählung des Kaiſers mit Eudoxia, der Tochter des Franken Bauto, untergraben hatte, verſchwor ſich mit dem Gothen Gainas, welcher die von Stilicho überſchickten Truppen anführte. Als dieſe Truppen nach ihrer Ankunft in Conſtantinopel ſich vor dem Kaiſer aufſtellten, und der Letztere in Begleitung ſeines Miniſters vor ihren Reihen her ritt, ward Rufinus plötzlich von den Soldaten umzingelt und niedergeſtoßen. An ſeine Stelle trat Eutropius als leitender Miniſter des Reiches.

6. Die Wanderungen der Gothen und die Geſchichte des römiſchen Reiches während derſelben.

Die Gothen hatten unterdeſſen ihre Raubzüge fortgeſetzt. Sie waren nach Stilicho's Abzuge ſogar durch die Thermopylen gedrungen, und hauſten nun im eigentlichen Griechenland. Alle Städte von Mittelgriechenland, mit Ausnahme von Theben, wurden von ihnen erobert; alle wurden geplündert, nur Athen blieb verſchont, weil es ſich freiwillig unterworfen hatte. Alarich wandte ſich darauf nach dem Peloponnes, deſſen Bollwerke auf dem Iſthmus von den griechiſchen Soldaten eben ſo feige verlaſſen wurden, wie vorher der Engpaß von Thermopylä. Korinth, Argos, Sparta und die übrigen Städte der Halbinſel fielen in die Gewalt der Barbaren, welche plündernd und verwüſtend den ganzen Peloponnes durchzogen. Von dort aus bedrohten ſie dann mit ihren Fahr-

zeugen auch die Oſtküſten des adriatiſchen Meeres und ſogar Italien. Dabei konnte Stilicho unmöglich ruhig bleiben. Er eilte einer Landung der Gothen in Italien zuvorzukommen, und ſetzte mit ſeinen Truppen nach dem Peloponnes über. Alarich zog ſich vor ihm in die Gebirge Arkadiens zurück, ward daſelbſt enge eingeſchloſſen, entrann aber der drohenden Gefahr der Vernichtung. Er benutzte nämlich entweder eine augenblickliche Nachläſſigkeit des römiſchen Feldherrn, oder dieſer ließ ihn aus politiſchen Rückſichten entſchlüpfen. Die Gothen zogen aus dem Peloponnes nach Illyrien, und hier ward plötzlich zum Staunen der Welt der gothiſche König zum Oberfeldherrn dieſer Grenzprovinz ernannt und ſeine Schaaren für Hülfsvölker des oſtrömiſchen Reiches erklärt. Eutropius hatte dabei die Abſicht, ſich der Gothen gegen den gehaßten Stilicho zu bedienen, dem er ſogar durch gedungene Mörder nach dem Leben getrachtet haben ſoll.

Das oſtrömiſche Reich befand ſich damals in einer ſchrecklichen Lage. Die meiſten Provinzen waren von den Gothen verwüſtet worden, in Aſien waren Alanen und andere Barbaren zur Beſchützung der nördlichen Grenzen angeſiedelt, und dieſe verheerten um jene Zeit, von Trebigild, einem ihrer Fürſten, angereizt, die ihrem Schutze anvertrauten Länder. Trebigild war dazu durch den Gothen Gainas bewogen worden, welcher den Miniſter Eutropius zu ſtürzen ſuchte, und aus dieſem Grunde eine Kabale anſpann, für die er auch Trebigild zu gewinnen wußte. Ein von Eutropius gegen Letzteren abgeſchicktes Heer ward geſchlagen, der Pöbel von Conſtantinopel erhob über dieſe Niederlage und über die Verwüſtung von Kleinaſien tobendes Geſchrei gegen den Miniſter, und Gainas, welcher mit ſeinen gothiſchen Truppen gegen Trebigild ziehen ſollte, weigerte ſich zu gehorchen, wenn nicht Eutropius entlaſſen werde. Da der Letztere auch mit der Kaiſerin zerfallen war, ſo konnte er den drohenden Sturm nicht länger beſchwören. Er ward abgeſetzt, und nicht nur ſeines Vermögens, ſondern auch des Lebens beraubt. Er hatte ſich vor ſeinen Feinden in eine Kirche der Hauptſtadt geflüchtet; in dieſer Freiſtädte ſuchte ihn der heilige Chryſoſtomus, welcher damals Patriarch von Conſtantinopel war, vergebens zu ſchützen, Eutropius mußte ausgeliefert werden, und ward zuerſt nach Cypern verbannt, dann

aber hingerichtet (399). Nach seinem Sturze leitete die Kaiserin Eudoxia die Regierung; Gainas verband sich aber jetzt ganz offen mit Trebigild, und Beide hausten in Kleinasien so fürchterlich, daß die Regierung sich zu Unterhandlungen mit ihnen bequemen, und ihnen auf ihr Begehren drei der angesehensten Beamten zur Hinrichtung ausliefern mußte; das Reich befand sich also in einem Zustande, wie wir ihn heut' zu Tage nur im türkischen Reiche finden. Trebigild kam zum Glück bald nachher um; Gainas mißhandelte aber mit seinen Horden die Hauptstadt und das umliegende Land auf eine entsetzliche Weise, bis sich endlich die Bevölkerung ermannte, und mehr als siebentausend Gothen tödtete. Ein anderer Gothe, Fravitta, der seit langer Zeit in griechischen Diensten stand und aus Asien gegen Gainas zu Hülfe gerufen wurde, schlug ihn zuletzt noch einmal völlig, so daß der Verwüster mit dem Reste seiner Schaaren sich bis in die Nähe der Donau zurückziehen mußte. Hier ward er bald nachher in einem Kriege mit den Hunnen erschlagen.

Unterdessen leitete Stilicho die Regierung des Westens mit kräftiger Hand, und zeichnete sich als Staatsmann und Feldherr durch glänzende Thaten aus. Er behauptete gegen Franken und Alemannen den Ruhm der römischen Waffen, und unterdrückte glücklich und schnell eine gefährliche Empörung, durch welche Gildo, der Bruder des oben erwähnten Firmus (s. S. 489), sich zum Herrn von Afrika gemacht hatte. Wir kennen Stilicho's Privatleben und seinen moralischen Charakter zu wenig, um mit Sicherheit zu bestimmen, ob er, wie einige Schriftsteller ihm vorwerfen, wirklich den Plan verfolgt habe, den Kaiser Honorius zu stürzen, um seinen eigenen Sohn auf den Thron zu bringen. Es ist dies übrigens durchaus nicht wahrscheinlich, zumal da er seine beiden Töchter nach einander mit Honorius vermählte. Unmittelbar nach Gildo's Besiegung mußte Stilicho das Reich gegen eine neue Gefahr schützen, die von einer anderen Seite her drohte. Alarich hatte nämlich den ihm übertragenen Titel eines oströmischen Oberbefehlshabers benutzt, um aus den Zeughäusern in Illyrien seine Gothen vollständig mit Waffen zu versehen, und brach, auf Anreizung des Hofes von Constantinopel, verwüstend in das weströmische Reich ein (400). Da er indessen damals aus unbekannten

Gründen nur bis in das Venetianische vordrang, so hatte Stilicho Zeit sich zu rüsten. Dieser zog von allen Seiten her Truppen an sich, und als zwei Jahre nachher Alarich von neuem erschien (402), verzagte Stilicho allein nicht, während ganz Italien zitterte, und der Kaiser selbst von Mailand in das stark befestigte Ravenna floh. Stilicho führte den Krieg sehr vorsichtig, und ließ sich nicht eher in eine Schlacht ein, als bis er die Gothen unter günstigen Umständen angreifen konnte. Diese Gelegenheit zeigte sich bei der Stadt Pollentia in Ligurien, und hier nahm er daher im Frühling 403 ein Treffen an. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu; der Hauptvortheil aber war auf Seiten der Römer, welche in diesem Treffen Tausende ihrer gefangenen Landsleute befreiten, und das Gepäck der Feinde plünderten. Doch waren die Gothen keineswegs besiegt worden; denn sie behaupteten sich noch den ganzen Sommer hindurch in der Nähe der Apenninen, und hielten die Stadt Rom in stetem Schrecken. Erst im Herbste traten sie den Rückzug aus Italien an, und Stilicho ließ sie mit ihrem Raube ruhig abziehen, weil er für rathsam hielt, einem fliehenden Feinde goldene Brücken zu bauen. Er beobachtete jedoch ihren Marsch, suchte einzelne Stämme, die unter Alarich dienten, von ihm abzuziehen, und lieferte ihnen endlich bei Verona ein zweites Treffen, welches für den Gothen-König verderblicher war, als die Schlacht bei Pollentia; denn er erreichte nur mit einem kleinen Theile seines Heeres seine alten Sitze wieder.

Die Gothen blieben nachher einige Jahre lang ruhig, Italien ward aber bald nach ihrem Abzuge durch andere Germanen mit noch ärgeren Verwüstungen heimgesucht, als jene geübt hatten (406). Rhadagais, einer der deutschen Fürsten, welche Alarich auf seinem ersten Zuge nach Italien begleitet hatten, sammelte im Norden der oberen Donau eine Anzahl von einzelnen Abenteurern und ganzen Stämmen, die er nach Rom selbst zu führen versprach, da er Gelegenheit und Wege erkundet habe. Sein Zug glich einer Völkerwanderung, weil Weiber und Kinder das Heer begleiteten, das sich nach der geringsten Angabe auf zweimal hunderttausend Mann, nach einer anderen und wahrscheinlicheren aber auf die doppelte Zahl belief. Diesem Strome sich entgegen zu setzen, wagte Stilicho nicht, er suchte ihn vielmehr durch die Art, wie er seine Truppen

vertheilte und aufstellte, nur zu dämmen. Von allen Seiten beobachtet, drangen die Horden der Barbaren durch die Lombardei und über die Apenninen bis in die Gegend von Florenz. Hier besetzte Stilicho, der dem Zuge gefolgt war, alle Zugänge zum Gebirge, warf Verstärkung in die Städte, ließ sein eigenes Heer von der See her versorgen, und erwartete ruhig die Folgen des Mangels, die eine zahllose und ungeordnete Menge bald empfinden mußte. Von allen Seiten durch die römischen Truppen eingeschlossen, litten die Barbaren in kurzer Zeit Hungersnoth, Krankheiten und Elend jeder Art. Stilicho vernichtete einen Theil der ganzen Masse, der größere übrige Theil ward durch Mangel getödtet. Etrurien glich einem weiten Grabe; der Anführer des unglücklichen Schwarmes selbst versuchte vergebens sich durchzuschlagen, er ward gefangen und hingerichtet. Alanische Reiter, Hunnen, Gothen und andere Barbaren, welche in römischem Solde standen, leisteten damals die besten Dienste. Dies verdient besonders hervorgehoben zu werden, weil es uns zeigt, daß die Bewohner des schönsten Landes, deren Vorfahren alle Völker der Erde besiegt hatten, so tief gesunken waren, daß sie selbst Barbaren herbeizogen, um sich gegen andere Barbaren zu vertheidigen. An ihrer Weichlichkeit, an ihrer Liebe zu Ruhe und Genuß scheiterte jedes Gesetz ihrer eigenen Regierung, selbst wenn diese sie durch harte Strafen zum Kriegsdienste zu zwingen suchte. Sie verstümmelten lieber sich selbst, als daß sie zur Rettung des Vaterlandes Gefahren und Beschwerlichkeiten übernommen hätten.

Stilicho hatte Italien zum zweiten Male gerettet; sein Verdienst war sogar größer, als das eines Camillus und Marius (s. Th. III. S. 235—237 und S. 513—517), da er nicht, wie diese Männer, eine kriegerische Nation in den Kampf führte, sondern sich seine Heere erst schaffen mußte. Außerdem war sein ganzes Leben nicht nur ein Kampf der Civilisation mit der Barbarei, sondern zugleich auch ein Kampf der Kraft mit der schleichenden Kabale. Wir dürfen daher auch seine Privateigenschaften ebenso wenig gegen seine politischen Verdienste abwägen, als die der meisten andern römischen Helden, besonders des Camillus und Marius. Manches, was ihm vorgeworfen ward, ist ihm geradezu als ein Verdienst anzurechnen. Er hielt z. B. seinen Kaiser unter beständiger Vormundschaft, es zeigte sich aber

gleich nach Stilicho's Tode, wie gut es gewesen war, daß Honorius nicht selbst regierte. Eine noch größere Ungerechtigkeit war es, daß man ihm den, in die nächste Zeit nach Rhadagais Zug fallenden, Untergang der Blüthe von Gallien und Spanien zum Verbrechen gemacht hat. Stilicho hatte die römischen Truppen Galliens an sich gezogen, und behielt sie auch nach der Befreiung Italiens bei sich, weil er die Absicht hatte, die Gothen in Illyrien aufzusuchen. Dies benutzten die Barbaren in Deutschland zu einem Angriffe auf Gallien (407). Quaden, Vandalen, Sueven, Alanen, Heruler, Sachsen, Burgunder, Franken und andere Barbaren brachen verheerend in das unglückliche Land ein, während die Gepiden, Sarmaten und Hunnen in die Donau-Provinzen, welche einige dieser Völker seither inne gehabt hatten, eindrangen und sich daselbst niederließen. Straßburg, Speier, Worms, Mainz und andere Städte, welche bis dahin den Barbaren einen Damm entgegengesetzt hatten, wurden zerstört, und die Barbaren ergossen sich, gleich einem reißenden Strome, über alle Theile von Gallien hin. Die Provinz Britannien, aus welcher Stilicho die römischen Truppen ebenfalls weggezogen hatte, traf dasselbe Loos. Die ihrem Schicksal überlassenen Milizen dieses Landes, unter welchen sich nur noch wenige römischen Soldaten befanden, riefen 407 einen aus ihrer Mitte, Constantinus, zum Kaiser aus, und setzten unter der Anführung desselben nach Gallien über. Hier ward Constantin von den hülfsbedürftigen Einwohnern allgemein als Regent anerkannt. Ein Heer, welches Honorius unter dem General Sarus gegen ihn schickte, ward geschlagen. Auch die Barbaren bekämpfte Constantin nicht ohne Glück. Da Honorius und seine Minister damals wegen der schwierigen Lage von Italien und Gallien an Spanien nicht denken konnten, so hielt Constantin den Augenblick für günstig, um sich auch dieses Land zu unterwerfen. Die religiösen Streitigkeiten, durch die Spanien damals ebenso wie Afrika zerrissen ward, und die Verfolgungen, welche die dortigen Donatisten und Arianer von dem rechtgläubigen Honorius und seinen Hofgeistlichen zu erdulden hatten, erleichterten Constantin's Unternehmen. Die römischen Truppen und Milizen wurden von ihm besiegt und fast das ganze Land erobert. Unglücklicher Weise ersetzte Constantin die tapfere Nationalmiliz der Berg-

bewohner, welche bis dahin die Pyrenäen-Päſſe vertheidigt hatten, durch ſeine aus allerlei Volk beſtehenden Miethlinge, dieſe vereinigten ſich bald nachher mit den aus Gallien herüberſtreifenden Barbaren, und wurden ihre Begleiter und Wegweiſer.

Conſtantin ſtand damals auf dem Gipfel ſeines Glückes. Er erklärte ſeinen älteſten Sohn, Conſtans, zum Mitregenten, ward von Honorius, der ihn ſeither noch immer vergebens hatte bekriegen laſſen, endlich als Beherrſcher von Britannien, Gallien und Spanien anerkannt, und dachte ſchon daran, nach Italien zu ziehen, um ſich die Herrſchaft des ganzen weſtlichen Reiches zu verſchaffen. Ein einziger verkehrter Entſchluß ſtürzte bald nachher ſeine ganze Macht. Er rief ſeinen General Gerontius, welchem er den Sieg über Sarus und die Eroberung von Spanien verdankte, von der Statthalterſchaft des letzteren Landes ab, dieſer glaubte ſich dadurch beleidigt, ließ einen ſeiner Freunde, Maximus, zum Kaiſer ausrufen, und brach mit ſeinem Heere gegen Conſtantin auf (409). Der junge Conſtans wurde von ihm überraſcht, gefangen genommen und getödtet, ſein Vater aber in der Stadt Arles eingeſchloſſen. In dieſem Augenblick erſchien ein römiſches Heer, welches Honorius zur Wiedereroberung von Gallien und Spanien geſchickt hatte, und der Führer desſelben, der Illyrier Conſtantius, ward der Retter des auf allen Seiten zerfallenden römiſchen Reiches. Conſtantius wandte ſich zuerſt gegen Gerontius; es gelang ihm die Truppen desſelben zu gewinnen. Von ſeinen eigenen Leuten verrathen, bewies Gerontius einen ächt römiſchen Heldenmuth, den wir in dieſen traurigen Zeiten, wo die Menſchen der römiſchen Welt mehr zum Dulden als zum Wagen erzogen wurden, doppelt bewundern müſſen. Seine treuloſen Soldaten wollten ſich durch die Auslieferung ihres Befehlshabers die Gunſt ſeiner Feinde erkaufen, und umringten in der Nacht ſein Haus. Nur wenige Sklaven waren ihm treu geblieben; von dieſen Wenigen unterſtützt, wehrte er ſich gegen die Angreifenden mit ſolcher Geſchicklichkeit und Tapferkeit, daß über dreihundert derſelben durch Pfeile getödtet wurden. Er hätte ſich jetzt retten können, davon hielt ihn aber die Liebe zu ſeiner Gattin ab, die er nicht ihrem Schickſal überlaſſen wollte. Alle ſeine Getreuen flohen, nur ein einziger, ein Alane, blieb bei ihm. Dieſer flehte, ihn nicht lebendig

in der Hände der Feinde fallen zu lassen; Gerontius erfüllte seine Bitte und enthauptete den treuen Diener. Dann tödtete er auch seine Gattin, die ihn um die gleiche Gunst bat, und zuletzt brachte er sich selbst im Angesichte der heraudringenden Soldaten ums Leben. Der von ihm auf den Thron erhobene Maximus wurde bald nachher gefangen genommen und hingerichtet. Constantin hatte dasselbe Schicksal, obgleich er sich dem Feldherrn des Honorius nur auf die Bedingung ergeben hatte, daß man seines Lebens schone (411). Noch ehe Constantius sich seiner bemächtigt hatte, erhob sich ein neuer Rebell: Jovinus ließ sich in Mainz zum Kaiser ausrufen, und behauptete sich einige Jahre lang im Besitz eines Theiles von Gallien. Die traurigste Folge dieser verschiedenen Empörungen war unstreitig, daß Vandalen, Sueven und andere Völkerschaften Gelegenheit erhielten, sowohl in Gallien nach Willkür zu hausen, als auch in Spanien einzudringen, wo sie große Verwüstungen anrichteten und sich zum Theil niederließen.

Auch Italien ward während dieser Begebenheiten die Beute der Barbaren. Stilicho hatte nämlich den gothischen König Alarich aus dem Dienste des griechischen Reiches in den des lateinischen gezogen, und mit ihm irgend eine geheime Verabredung getroffen, über die wir jedoch völlig im Unklaren sind. Nach einer höchst unwahrscheinlichen Angabe hätte Stilicho Alarich's Gothen gegen seinen eigenen Herrn gebrauchen wollen; nach einer anderen, welche ebenso unzuverlässig ist, hätte er die Absicht gehabt, mit den Gothen gegen Constantinopel zu ziehen, und seinem Sohn den griechischen Thron zu verschaffen. Wie sich die Sache auch verhalten mag, irgend ein gemeinschaftliches Unternehmen hatten Stilicho und Alarich mit einander verabredet; denn der Letztere erschien, gerade als jener mit einem Heere gegen Constantin ziehen wollte, plötzlich an den Grenzen Italiens, beschwerte sich, daß man ihn hinter gangen habe, und forderte Entschädigung. Der römische Senat, dem die Verhandlung der Sache übergeben ward, wollte diesen schimpflichen Tribut durchaus nicht bewilligen, und verstand sich zuletzt nur auf Stilicho's dringendes Begehren dazu. Dies benutzten die Feinde des Ministers zu seinem Sturze, und der schwache Kaiser gab den elenden Neidern Stilicho's Gehör, die seine Furchtsamkeit benutzten, um ihm den einzigen Mann, der das Reich

retten konnte, verdächtig zu machen. Honorius selbst, sein Günstling Olympius und der General Sarus machten eine förmliche Verschwörung gegen Stilicho; denn öffentlich wagten sie den mächtigsten Mann im Reiche nicht anzugreifen. Sie reizten zuerst in Pavia einen Theil des Heeres zu einem Aufstande, in welchem die dem Stilicho ergebenen Beamten und Officiere ermordet wurden. Wie es scheint, forderten die übrigen Truppen, welche in und um Bologna lagen, erbittert über diese Mordthaten, Stilicho auf, sie nach Pavia gegen den Kaiser zu führen; Stilicho bebte aber vor dem Gedanken eines bürgerlichen Krieges zurück, und begab sich wieder nach Ravenna, der Residenz des Kaisers. Dieser blieb in Pavia, billigte und belohnte das grausame Verfahren der dortigen Soldaten, und ließ Stilicho nebst seinem Sohne plötzlich verhaften und dann sogleich hinrichten (408). Olympius, der an des gestürzten Ministers Stelle trat, gebrauchte seine Macht vom Anfang an zum Verderben des Reichs. Er besetzte die Stellen im Heer und im Staat mit seinen Creaturen, ließ Stilicho's ganze Familie und alle seine Freunde und Schützlinge umbringen, suchte auf jede Weise den herrschsüchtigen Geistlichen willfährig zu sein, und ging in seiner heuchlerischen Frömmigkeit so weit, daß er, als nachher Alarich die Stadt Rom bedrohte, nicht den Tapfersten und Erfahrensten, sondern den Frömmsten zum Oberanführer ernannte. Auch bewog er den Kaiser in einer Zeit, wo vor Allem Einigkeit nöthig gewesen wäre, zu einer Reihe unduldsamer Verordnungen. Es ward nicht nur verordnet, daß kein Arianer zu einem Amte zugelassen werden sollte, sondern es wurde auch allen Behörden zur Pflicht gemacht, die Ketzer von Amtswegen zu verfolgen; ja, Honorius gab sogar die Untersuchung über Ketzereien der Geistlichkeit anheim, und errichtete also ein eigentliches Inquisitionsgericht. Die arianischen Gothen im römischen Heere wurden durch diese Maßregeln zur Verzweiflung gebracht, und da man nach Stilicho's Ermordung auch die Weiber und Kinder von barbarischen Soldaten, welche als Unterpfänder der Treue in den Händen der Römer waren, getödtet hatte, so flüchteten viele Tausend Gothen, Alanen und andere Fremde des römischen Heeres zu Alarich, und erboten sich ihm als Mitstreiter und Wegweiser, um an den Römern Rache nehmen zu können. Olympius war als

Regent so erbärmlich, daß er nicht einmal Gegenanstalten gegen Alarich traf, welcher Italien mit einem neuen Einfall bedrohte, weil ihm entweder die versprochenen viertausend Pfund nicht bezahlt worden waren, oder weil man neue Forderungen, die er machte, zurückgewiesen hatte.

Alarich drang (408), ohne Widerstand zu finden, in Italien ein, und zog plündernd und verheerend bis vor die Stadt Rom, welche er sogleich enge einschloß und jeder Zufuhr beraubte. Bald drückten Hunger und Krankheiten die Römer so sehr, daß der Senat, ohne vorher beim Kaiser anzufragen, Unterhandlungen mit Alarich anknüpfte. Dieser verstand sich dazu, gegen die Entrichtung von fünftausend Pfund Gold, dreißigtausend Pfund Silber, viertausend seidenen Kleidern, dreitausend Fellen rothen Saffians und dreitausend Pfund Pfeffer die Belagerung der Stadt aufzuheben. Zur Zahlung dieser Contribution mußte jeder Römer, der Gold und Silber besaß, beitragen, die Tempel wurden ihrer letzten Zierden beraubt, nur die christlichen Kirchen wurden verschont. Ein Theil der Zahlung ward sogleich geleistet, und Alarich zog, noch ehe die verlangten Geißeln gestellt waren, von Rom ab (Ende des Jahres 408). Der Kaiser weigerte sich, ungeachtet der dringenden Bitten des römischen Senats, den geschlossenen Vertrag zu bestätigen; Alarich fuhr daher fort, die Römer zu bedrängen, und eröffnete den vielen Barbaren, die als Sklaven in Rom waren, eine Freistätte in seinem Lager. Nicht weniger als vierzigtausend Sklaven flüchteten zu den Gothen, und machten sich diesen nachher besonders durch ihre Angaben über die Lage des römischen Volkes und über die Verhältnisse der einzelnen Bürger nützlich. Sechstausend Mann, die man von Ravenna aus der Stadt zu Hülfe schickte, wurden unterwegs angegriffen und zerstreut, und zum Unglück erhielt Alarich damals auch eine bedeutende Verstärkung seines Heeres, welche sein Schwager Ataulf aus Pannonien herbeigeführt hatte. Diese Lage der Dinge wurde von den Feinden des Olympius benutzt, um den allmächtigen Minister zu stürzen. An seine Stelle trat der Präfect Jovius, ein ehemaliger Bekannter des Gothen-Königs. Dieser begab sich zu Alarich, um persönlich mit ihm zu unterhandeln; es war aber keine Vereinigung möglich, weil Alarich durchaus als erster General in Honorius

Dienste genommen sein wollte, oder mit andern Worten, weil er verlangte, daß dieser sich ganz in seine Hände gebe. Der Gothen-König suchte hierauf seinen Zweck auf andere Weise zu erreichen. Er bewog Attalus, den Präfecten von Rom, die Kaiserwürde von ihm anzunehmen, und bemächtigte sich dann des Hafens von Ostia, in welchem die Getraidevorräthe von Rom lagen. Er bedrohte also die Stadt noch einmal mit Mangel und Elend, und zwang dadurch den Senat und das Volk, dem von ihm ernannten Kaiser zu huldigen. Dieser Schritt war jedoch schlecht berechnet gewesen, und brachte den Gothen-König in eine neue Verlegenheit, ohne daß er auf der anderen Seite zu seinem Zwecke gelangte. Attalus that nämlich zwar, was Honorius nicht hatte thun wollen: er ernannte Alarich zum Oberbefehlshaber des Reichsheeres und Ataulf zum General der Haustruppen (Ende 409); allein Alarich ward in seiner neuen Würde fast nirgends anerkannt, und der Statthalter von Afrika, welcher dem Honorius treu blieb, hemmte die Getraidezufuhr nach Rom. Dessenungeachtet war Honorius selbst kleinmüthig genug, dem Attalus eine Theilung des Reichs anzubieten, welche dieser jedoch ausschlug. Alarich marschirte nun mit seinen Gothen gegen Ravenna, und schloß den Kaiser in seiner Hauptstadt ein. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Charakter des Hofes und der Reichsregierung auf eine recht auffallende Weise. Der begünstigte Minister Jovius trat mit den Feinden in ein geheimes Einverständniß, und ging dann zu ihnen über, sein Nachfolger ward von Ellobich, dem Befehlhaber der fremden Truppen, vor den Augen des Kaisers getödtet, und Honorius konnte dieses Verbrechen nur durch Meuchelmord rächen. Das Glück begünstigte indessen den Kaiser in Ravenna gegen die Gothen und gegen seinen Nebenbuhler Attalus. Der Statthalter von Afrika versah das belagerte Ravenna mit Geld und Getraide, während er den Bewohnern von Rom die gewöhnliche Zufuhr versagte; zugleich landete eine Verstärkung von viertausend Mann im Hafen von Ravenna. Alarich erkannte die Unmöglichkeit, die Stadt einzunehmen und den durch Attalus Ernennung beabsichtigten Zweck zu erreichen; er gab daher, wahrscheinlich in Folge einer Unterhandlung, welche der Verräther Jovius zwischen ihm und Honorius eingeleitet hatte, seinen Kaiser auf, und erklärte ihn (Februar 410) für abgesetzt.

Der Zusammenhang der Begebenheiten, welche auf diesen Schritt folgten, ist in Dunkel gehüllt. Alarich blieb, während die Unterhandlungen fortgesetzt wurden, in der Nähe von Ravenna, weil er Honorius in seine Gewalt zu bekommen hoffte, er ward aber von seinem Todfeinde, dem General Sarus, hinterlistig angegriffen, und erlitt einen bedeutenden Verlust. Dadurch wurden die Unterhandlungen auf einmal abgebrochen, und Alarich's ganze Wuth wandte sich jetzt gegen die Stadt Rom, welche für den Verlust büßen mußte, den er bei Ravenna erlitten hatte. Er zog gegen Rom, und zwar mit der entschiedensten Absicht, die Stadt zu plündern. Die eilig errichteten Mauern und die unkriegerische Bevölkerung von Rom konnte eine Stadt von so bedeutendem Umfange unmöglich auf die Dauer schützen; eine kleine Zahl Gothen überstieg unbemerkt die Mauern und öffnete ihren Landsleuten ein Thor (410). Über das Schicksal der eroberten Stadt haben wir keine genauen Nachrichten; nur soviel steht außer Zweifel, daß sie drei Tage lang den Truppen Alarich's zur Plünderung preisgegeben wurde, daß aber die Gothen, obgleich Arianer, gegen die Kirchen und Geistlichen der herrschenden Secte Schonung und Achtung bewiesen. Wenn man übrigens bedenkt, daß vierzigtausend Sklaven aus allerlei Volk vorher zu den Gothen übergegangen waren, und daß sich Schaaren von Hunnen und andern rohen Völkern unter ihnen befanden, so wird man die vielen überlieferten Angaben von Einäscherung, Plünderung und Mord, von Zerstörung der Kunstwerke und von Fortschleppung mancher Bürger nicht für durchaus übertrieben halten. Übrigens erholte sich die Stadt bald wieder, ja, sie nahm in der nächsten Zeit sogar an Einwohnerzahl bedeutend zu. Alarich verließ Rom und die Umgegend schon wenige Tage nach der Einnahme, wahrscheinlich weil er einsah, daß er Italien nicht behaupten könne, ohne im Besitz von Sicilien und Afrika zu sein. Er eilte an die Meerenge von Messina, um nach diesen beiden Ländern überzusetzen. Seine Absicht ward durch einen Sturm vereitelt, welcher die von ihm ausgerüsteten Fahrzeuge vor seinen Augen vernichtete. Bald nachher starb er in der Nähe der calabresischen Stadt Cosenza (410). Seine Gothen begruben ihn auf eine merkwürdige Weise. Sie ließen durch Gefangene den Fluß Busento ableiten, und in dem Bette desselben

ein Grab graben. Nachdem die Leiche des Königs mit vielen Schätzen in dieses Grab versenkt worden war, ließen sie den Fluß wieder darüber leiten, und tödteten dann alle dazu gebrauchten Arbeiter, damit die Stätte den habgierigen Bewohnern Italiens unbekannt bleibe.

Die Anführung der Westgothen übernahm Alarich's Schwager Ataulf. Dieser wünschte mit Honorius ein Übereinkommen zu treffen, weil er sich um die Hand der Placidia, der Schwester des Kaisers, die bereits unter Alarich in gothische Gefangenschaft gerathen war, entweder schon damals bewarb, oder doch zu bewerben gesonnen war. Diese Unterhandlungen, sowie Ataulf's Unternehmungen in den beiden ersten Jahren sind uns nicht genau bekannt. Im Jahre 412 zog er mit seinen Gothen nach Gallien, ohne daß wir wissen, was ihn zu diesem Zuge bewog. Er wollte sich dort anfangs an den Usurpator Jovinus anschließen, brach aber die Unterhandlungen mit ihm sogleich wieder ab, als er erfuhr, daß sein Todfeind Sarus, welcher mit Constantius nach Gallien gezogen war, von Honorius abgefallen sei und mit seinen Truppen zu Jovinus übergehen wolle. Ataulf zog mit einem Theile seiner Gothen dem Sarus entgegen, besiegte ihn nach einem hartnäckigen Kampfe, und ließ ihn, als er in seine Hände fiel, auf grausame Weise umbringen. Er knüpfte darauf wieder mit Honorius Unterhandlungen an, besiegte während derselben Jovinus, und tödtete ihn ebenfalls. Die Gothen konnten in dem verwüsteten Gallien nicht leben, wenn sie nicht von außen her Zufuhr erhielten; Honorius versprach ihnen diese, hielt aber nicht Wort oder konnte wahrscheinlich nicht Wort halten. Ataulf mußte sich daher selbst helfen, und griff zu diesem Behuf Marseille an, er wurde jedoch von dem römischen General Bonifacius mit Verlust zurückgeschlagen. Der Zusammenhang der nächsten Begebenheiten ist wieder in Dunkel gehüllt; Thatsache ist, daß Honorius nach langem Sträuben endlich in die Vermählung Ataulf's mit der gefangenen Placidia einwilligte, und daß der Gothen-König diese Heirath im Jahre 414 zu Narbonne aufs prachtvollste feierte. Nicht lange nachher zerfiel Ataulf schon wieder mit dem römischen Hofe. Der General Constantius, welchem Honorius früher seine Schwester versprochen hatte, und der in Ravenna Alles vermochte, begann die Feindseligkeiten von neuem, und schnitt den Gothen die Zu-

fuhr ab. Dieſe konnten ſich daher in Gallien nicht halten und zogen plündernd nach Spanien. Hier ſtarb Ataulf ſchon ein halbes Jahr nachher eines gewaltſamen Todes (415). Er erlag der Rachſucht eines ſeiner Gothen, den er durch Spöttereien über ſeine Geſtalt beleidigt hatte. Nach einer anderen Angabe dagegen hätten die Freunde des grauſam getödteten Sarus, welche genöthigt worden waren, in Ataulf's Heer zu dienen, den Mord angeſtiftet. Gewiß iſt, daß es dem Bruder des Sarus, Siegreich, gelang, die Königswürde an ſich zu reißen.

Dieſer neue König ließ während der kurzen Dauer ſeiner Regierung Ataulf's Kinder aus ſeiner erſten Ehe und ſeine Wittwe Placidia aufs ſchmählichſte mishandeln; denn ſie mußten gleich anderen gemeinen Gefangenen zu Fuß und vor dem Pferde Siegreich's dem gothiſchen Heere folgen. Doch iſt dieſes Verfahren gegen Placidia nicht ausgemacht gewiß. Siegreich ward ſchon nach ſieben Tagen erſchlagen, und die Gothen erwählten einen aus ihrer Mitte, Wallia, zum König. Dieſer bemächtigte ſich der Südküſte von Spanien, und ſchiffte ſeine Leute zur Eroberung von Afrika ein; aber ein Sturm, der ſeine Flotte in der Straße von Gibraltar überfiel und einen Theil der Gothen im Meere begrub, vereitelte dieſe Unternehmung. Unmittelbar nachher nahm er mit Freuden Honorius Friedensanträge an, weil er in dem verheerten Spanien großen Mangel litt. Er ſchickte Placidia ihrem Bruder zurück, der ſie ſogleich mit Conſtantius vermählte, übernahm die Vertreibung der in Spanien eingedrungenen Vandalen, Sueven und Alanen, und erhielt dagegen die nöthigen Lebensmittel für ſeine Gothen, ſowie das Verſprechen, daß dieſen im ſüdlichen Frankreich feſte Wohnſitze eingeräumt werden ſollten. Wallia rieb den größten Theil der Alanen auf, und drängte die Sueven und Vandalen, an welche ſich auch der Reſt der Alanen anſchloß, nach einem hartnäckigen Kampfe in die Gebirge von Gallicien. Die Gothen wurden hierauf dieſſeit der Pyrenäen angeſiedelt, und Toulouſe ward die Hauptſtadt ihres Reiches.

7. Die Wanderungen der Vandalen und Hunnen und die Geschichte des römischen Reiches während derselben.

Constantius war seit seiner Vermählung mit Placidia der eigentliche Regent des abendländischen Reiches, und erhielt 421 auch noch den Titel Augustus. Er starb jedoch nicht lange nachher. Seine Wittwe, die seinen ganzen Einfluß erbte und von den Gothen im Heere unterstützt ward, gerieth über diese Stellung mit ihrem Bruder und dem Hofe in einen so heftigen Zwist, daß man sie zuletzt mit ihren Kindern zweiter Ehe, Honoria und Valentinian III., aus Italien vertrieb. Sie begab sich nach Constantinopel, wo sie vom Kaiser Theodosius II., dem Sohne des Arkadius, freundlich aufgenommen wurde. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft daselbst starb Honorius (423). Er ließ bei seinem Tode das Reich in einer höchst bedenklichen Lage. Im Inneren stand ein Kampf um den Thron bevor, und von außen her drohten große Gefahren. Die Burgunder hatten das Land am Jura und bis nach Langres hin, die Alemannen Elsaß und Lothringen, die Franken den ganzen Nordwesten von Frankreich besetzt, in Britannien aber und im Lande Armorica oder in den Gegenden zwischen der Somme und dem Calvados-Felsen suchten die Einwohner, von römischer Hülfe verlassen, sich selbst zu helfen, und erkannten die Oberherrschaft des Kaisers nicht länger an. Zu allem diesem kam noch, daß die Hunnen, welche bis Ungarn vorgedrungen waren, den griechischen und lateinischen Theil des Reiches mit Krieg und Raub bedrohten.

Theodosius II., welcher im Jahre 408 die Regierung angetreten hatte, war, wie die meisten byzantinischen Kaiser, ein Spielzeug der Weiber, Geistlichen und Beamten des Hofes. Er theilte seine Zeit zwischen Vergnügungen und äußeren Andachtsübungen. Sechs Jahre lang stand er unter der Vormundschaft des Präfecten Anthemius, der die Regierung sehr rühmlich führte; nachher erhielt zuerst seine Schwester Pulcheria und dann seine Gemahlin Eudokia, eine gelehrte, gebildete Athenerin, die sich ebenso sehr durch Prachtliebe als durch äußere Frömmigkeit auszeichnete, die Leitung der Regierung. Als nach Honorius Tode die Hofleute zu Ravenna

den regierenden Minister Johannes zum Kaiser einsetzten, versprach der byzantinische Hof der Kaiserin Placidia, ihr zum Besitz des abendländischen Reiches zu verhelfen, wogegen sie die Verpflichtung einging, einen Theil der östlichen Grenzprovinzen abzutreten. Es ward ein griechisches Heer unter dem General Aspar abgeschickt, um sie nach Italien zurückzuführen; die Sache erhielt aber ein bedenkliches Ansehen, weil der abendländische General Aëtius auf die Nachricht davon die Hunnen zu Hülfe rief. Zum Glück erschienen diese zu spät; denn die Griechen gelangten durch Verrätherei sehr bald in den Besitz von Ravenna, nahmen Johannes gefangen und tödteten ihn. Über dem weiteren Verlauf des Krieges schwebt ein undurchdringliches Dunkel. Aëtius soll mit seinen Hunnen von den Griechen geschlagen worden sei; es ist aber, wenn dies der Fall war, schwer zu begreifen, warum eben derselbe Mann gleich nachher von Placidia zum ersten General und Minister des Westens ernannt wurde. Jedenfalls kehrten die Hunnen wieder nach Hause zurück, Placidia und ihr sechsjähriger Sohn Valentinian III. wurden Beherrscher des Westens, und Aëtius söhnte sich nicht nur mit der Kaiserin aus, sondern erhielt auch den größten Einfluß am Hofe (425).

Die wichtigste Folge von Aëtius Erhebung war der Verlust der Provinz Afrika. Hier war nämlich der ausgezeichnete General Bonifacius Statthalter. Dieser hatte zwar allein von allen höheren Beamten den Thronräuber Johannes nicht anerkannt, und sich von Anfang an für Placidia und ihren Sohn erklärt, er lebte aber längst schon mit Aëtius in Zwietracht, und erbitterte durch seine Verheirathung mit einer arianischen Dame auch die Geistlichkeit des Hofes gegen sich. Es kann uns daher nicht wundern, daß man in Ravenna Alles aufbot, um ihn aus einer so wichtigen Stelle, wie die Statthalterschaft von Afrika war, zu verdrängen, und daß er durch diese Bestrebungen seiner Feinde endlich zur Empörung getrieben ward. Über die Geschichte seines Abfalles haben wir indessen nur den Bericht eines ziemlich unzuverlässigen Geschichtschreibers, der außerdem noch mit der Versicherung eines gleichzeitigen Schriftstellers im Widerspruch steht, nach welcher derselbe Mann, der durch eine abscheuliche Kabale den Statthalter von Afrika zur Empörung getrieben haben soll,

sich durch Offenheit, Biederkeit und Treue ausgezeichnet hätte. Jenem unwahrscheinlichen Berichte zu Folge wußte Aëtius in der Kaiserin Argwohn gegen Bonifacius zu erregen, so daß sie diesen, um seine Treue auf die Probe zu stellen, von seiner Statthalterschaft abrief; zu gleicher Zeit soll Aëtius insgeheim seinen Nebenbuhler gewarnt haben, dem Gebote der Kaiserin Folge zu leisten, weil man die Absicht habe, ihn bei seiner Ankunft in Italien sogleich festzunehmen. Bonifacius ließ sich, wie es heißt, durch diese Kabale täuschen, folgte dem Rufe der Kaiserin nicht, und sah sich, als ihm seine Weigerung als offenbarer Verrath gedeutet wurde, zur Empörung gedrängt. Wenn diese Erzählung wahr ist, so muß man das Schicksal des römischen Reiches aus dem Grunde doppelt beklagen, weil derselbe Mann, der sich zur Befriedigung seines Ehrgeizes so kleiner und verächtlicher Mittel bedient haben soll, sich gerade in den letzten Jahren vor Bonifacius Empörung große Verdienste um den Staat erworben hatte. Aëtius hatte nämlich seit dem Regierungsantritt der Placidia fast jedes Jahr eine rühmliche und nützliche Unternehmung gemacht. Er focht glücklich gegen die Burgunder, Alemannen und Franken, stellte an der ganzen Ostgrenze von Gallien, sowie in Norikum und Vindelicien die Ehre des römischen Namens wieder her, schlug die Westgothen, welche eine römische Stadt angegriffen hatten, zweimal mit großem Verluste zurück, und wußte durch Unterhandlungen und Gefälligkeiten die Hunnen so sehr zu gewinnen, daß sie ihre Raubzüge mehr gegen das griechische, als gegen das lateinische Reich richteten.

Die Provinz Afrika befand sich, als Bonifacius der Kaiserin den Gehorsam aufkündigte, in einer entsetzlichen Lage. Diese Provinz, welche bis dahin den Barbaren des Nordens und Ostens unzugänglich gewesen war, zeichnete sich einige Zeit früher noch durch bedeutenden Wohlstand aus, und der Eifer für Bildung und Literatur war dort ebenso groß, als in irgend einem anderen Theile des Reichs; aber es herrschte daselbst auch ebendieselbe Vereinigung schwärmerischer Frömmigkeit mit Ausschweifung und Üppigkeit, und der religiöse Fanatismus war im ganzen Abendlande nirgends so stark, als bei den Bewohnern der Provinz Afrika. Die Donatisten, besonders der eifrigste Theil derselben

oder die sogenannten Circumcellionen waren durch die harten Maßregeln, zu welchen die Geistlichkeit die Regierung des Westens getrieben hatte, eine politische Partei geworden, die ihre Verbindung und den Fanatismus des Pöbels zu Gewaltthat, Raub und Mord misbrauchte. Da allein die Zahl ihrer Bischöfe nicht weniger als fünfhundert betrug, so sieht man leicht, in welche Verlegenheit sich die Regierung dadurch brachte, daß sie einen so bedeutenden Theil der Einwohner des Landes zur Verzweiflung trieb. Afrika bot damals ungefähr denselben Anblick dar, welchen in unseren Tagen Irland von Zeit zu Zeit darbietet, und die rechtgläubige Geistlichkeit trieb ihre Regierung ebenso unaufhörlich zu Gewaltthätigkeiten gegen die Donatisten, wie die anglikanische Geistlichkeit die ihrige gegen die irländischen Katholiken. Ordnung und Sicherheit waren in Folge davon ganz verschwunden, die Beamten konnten sehr häufig nicht wagen, die Gesetze anzuwenden, weil sie ohnedies vor Mord nicht sicher waren. Die Donatisten zerstörten die Kirchen, mishandelten die rechtgläubigen Christen, marterten die Geistlichen derselben, und waren in Grausamkeiten eben so erfinderisch, als später in denselben Gegenden die Bekenner des Islams. Unglücklicher Weise ward das Land außerdem nicht nur von den Verwüstungen der Nomaden heimgesucht, sondern die öfteren Empörungen von Statthaltern hatten auch den größten Theil des seitherigen Wohlstandes vernichtet. Alle diese Verhältnisse machten es dem Bonifacius, als er von Placidia abgefallen war, durchaus unmöglich, sich zugleich gegen die Einwohner und Grenznachbarn der Provinz und gegen den von Italien her drohenden Angriff zu behaupten. Er rief deshalb die Vandalen, die sich kurz vorher des südlichen Spaniens bemächtigt hatten, um Hülfe. Die Vandalen, bei denen germanisches Blut mit sarmatischem gemischt war, zeichneten sich von allen deutschen Völkerschaften am meisten durch Rohheit und Grausamkeit aus, und behielten diesen Charakter bis zu ihrem Untergange. Auch das Christenthum, welches sie auf ihren Wanderungen angenommen hatten, äußerte auf ihren Charakter keinen veredelnden Einfluß, sie scheinen vielmehr gerade in Spanien grausamer geworden zu sein. Übrigens bekannten sie sich zur arianischen Form des Christenthums. Ihr König oder Führer

war zu Bonifacius Zeit Geiserich, ein Mann, der die Wildheit und Raubsucht eines Barbaren mit der Arglist und Rachgier eines Spaniers und mit der Unbarmherzigkeit eines afrikanischen Tyrannen verband. Er hatte so eben erst beim Tode seines Bruders Gunderich die Regierung gewaltsam an sich gerissen, und dabei Gunderich's Wittwe nebst ihren Kindern umbringen lassen. Geiserich nahm die Einladung an, und setzte mit achtzigtausend Vandalen, unter denen sich aber schwerlich mehr als dreißigtausend streitbare Männer befanden, über die Meerenge von Gibraltar (429).

Kaum waren die Vandalen gelandet, als sie sich wie eine Heerde Raubthiere über das Land verbreiteten und auf den, der sie gerufen hatte, nicht im mindesten Rücksicht nahmen. Die vielen Ketzer unter den Bewohnern des Landes vereinigten sich sogleich mit ihnen, und übten ebenso, wie die Vandalen, die ärgsten Gräuelthaten. An eine Befreiung der Provinz von ihren Peinigern war daher nicht zu denken, wenn auch der athanasianische Theil der Einwohner nicht durch Schwelgerei entnervt gewesen wäre. Über die entsetzlichen Leiden, welche die rechtgläubige Bevölkerung zu dulden hatte, finden sich ausführliche Nachrichten in einer Schrift, die ein der Verfolgung entgangener afrikanischer Bischof uns hinterlassen hat. Die Vandalen und ihre Verbündeten zerstörten nicht allein die prächtigsten Gebäude und ganze Städte, sondern sie tödteten auch viele Menschen, und verheerten die Äcker und Pflanzungen, damit die Unglücklichen, welche gegen ihre Grausamkeiten in Grotten und Schluchten Zuflucht gesucht hatten, bei ihrer Rückkehr keine Mittel fänden, ihr elendes Leben zu fristen. Am schrecklichsten wurden die Geistlichen, die Frauen und alle Personen von Rang mishandelt. Die Ersteren wurden gemartert und gefoltert, damit sie die Kirchenschätze auslieferten; hatten sie dies gethan, so quälte man sie aufs neue, um noch mehr aus ihnen herauszupressen. Fast kein Geistlicher konnte wagen, bei seiner Gemeinde zurückzubleiben. Leute aus den ersten Familien, selbst Greise nicht ausgenommen, wurden wie Lastvieh schwer bepackt und mit dem Stachel zum Gehen angetrieben. Kinder wurden an Steinen zerschmettert oder an den Beinen gefaßt und mit dem Schwerte durchhauen. Die festen Städte, gegen welche die Vandalen aus Unkenntniß der Belagerungskunst nichts ausrichten

konnten, zwangen sie auf eine unerhörte Weise zur Übergabe; sie trieben ganze Schaaren von Menschen zusammen, tödteten sie und häuften ihre faulenden Leichen rund um den belagerten Ort her auf, damit die Verpestung der Luft und die daraus entstandenen Krankheiten die Feinde zur Ergebung nöthigten. Von allen diesen Grausamkeiten ließen übrigens die Vandalen nicht einmal nach der Unterwerfung des Landes ab. Sie siedelten sich nicht gleich den anderen germanischen Stämmen förmlich an, sondern sie gründeten, wie die Türken in Algier, eine wahre Räuberherrschaft, theilten ihre Zeit zwischen Schwelgen und Rauben, und behandelten die ackerbauenden und gewerbtreibenden Klassen der Gesellschaft als ein Geschlecht von Heloten, das nur zur Dienstbarkeit geboren sei (s. Th. I. S. 274). Bonifacius bereute seine Übereilung bald genug; denn er litt von den Vandalen mehr, als er von Rom her zu fürchten hatte. Er knüpfte daher mit Placidia Unterhandlungen an, und der heilige Augustinus, welcher kurz nachher während der vierzehnmonatlichen Belagerung der Stadt Hippo, deren Bischof er war, starb (430), war ihm dabei auf jede Weise behülflich. Die Aussöhnung kam auch zu Stande, die Vandalen wiesen aber die Aufforderung des Bonifacius, nach Spanien heimzukehren, zurück. Dieser ward hierauf zu ihrer Vertreibung an die Spitze der lateinischen Reichstruppen gestellt, und auch der griechische Hof, dessen Besitzungen in Cyrene durch die Vandalen bedroht waren, schickte ein Heer unter dem tapferen Aspar. Allein weder Bonifacius noch Aspar konnte die Vandalen bezwingen. Beide wurden sogar in einer Feldschlacht besiegt. Sie mußten mit ihren Truppen nach Hause zurückkehren. Hippo, Karthago und Cirta, die drei einzigen Städte, die sich längere Zeit zu halten vermochten, fielen in die Hände der Barbaren, und die Provinz Afrika blieb in der Gewalt derselben.

Bonifacius gewann in Ravenna aufs neue das Vertrauen der Placidia, und ward von ihr, während Aëtius am Rhein mit den Franken Krieg führte, zum Oberbefehlshaber des Reichs ernannt. Der Letztere, darüber aufs höchste aufgebracht, verband sich wieder mit den Hunnen, und zog gegen Bonifacius nach Italien. In einer blutigen Schlacht, welche beide Generale sich lieferten, errang zwar Bonifacius den Sieg, er ward aber

tödtlich verwundet (432). Aëtius eilte wieder zu seinen alten Freunden, den Hunnen, und kehrte mit neuen Truppen zum Kampfe zurück. Sebastianus dagegen, welchem Placidia nach Bonifacius Tode den Oberbefehl anvertraut hatte, rief die Gothen zu Hülfe, und die römischen Feldherren und Heere bekämpften sich also mit Hülfe derselben Völker, welche das Bestehen und die Civilisation des Reiches selbst bedrohten. Sebastian unterlag, Placidia und ihr Sohn mußten sich mit dem Sieger aussöhnen, und Aëtius wurde dadurch mächtiger, als er je zuvor gewesen war (433). Da der Letztere in Folge dieser Verhältnisse seinem eigenen Kaiser nicht trauen durfte, und sich deshalb fortwährend auf die Hunnen stützen mußte, so erhielt dieses Volk einen Einfluß auf das Schicksal des Reiches, welcher dadurch noch mehr gesteigert ward, daß die wilden Schaaren der Hunnen gerade damals unter die Herrschaft eines unternehmenden Fürsten vereinigt wurden. Die Raubzüge dieses Volkes hatten bis dahin nur aus planlosen Verheerungen einzelner Provinzen bestanden, sie waren daher auch für das Reich selbst und für dessen Bestehen nicht gefahrdrohend gewesen, weil die Macht der Hunnen zwischen zahlreiche Stammfürsten vertheilt war. Dies änderte sich völlig, als einer der Hordenführer, Attila, um das Jahr 433 in Verbindung mit seinem Bruder Bleda alle Anderen theils unterwarf, theils tödtete. Selbst diejenigen, die sich auf das griechische Gebiet geflüchtet hatten, wurden in Folge eines schimpflichen Friedens-Vertrages, zu welchem Theodosius II. durch die beiden Brüder gezwungen ward, an diese ausgeliefert und hingerichtet. Seit dem gehorchten alle hunnischen Horden den beiden Brüdern, und auch die andern Völkerschaften, welche zwischen dem kaspischen Meere und der Westgrenze von Ungarn wohnten, mußten denselben huldigen. Der oströmische Hof war schon vor Attila's Auftreten zu einem jährlichen Tribut gezwungen worden, welchen Attila durch den erwähnten Vertrag auf das Doppelte erhöhte. Zwischen der Regierung des lateinischen Reiches und den Hunnen hatte Aëtius zwar eine freundliche Verbindung hergestellt, der Beherrscher desselben mußte aber dessen ungeachtet den Winken Attila's ebenso gehorchen, wie der oströmische Kaiser. Die Verbindung mit den Hunnen gewährte dem Ersteren nur den Vor-

theil, daß eine Zeitlang die abendländischen Provinzen von Attila nicht heimgesucht wurden; der Hunnen-König aber benutzte dieselbe, um sich aus Italien Leute von Talent und Kenntnissen zu verschaffen, deren er sich bei den Unterhandlungen mit gebildeten Völkern bedienen konnte. Eine Menge Lateiner traten in Attila's Dienste; der bedeutendste unter ihnen war Orestes, welchen Attila zugleich mit einem durch Schlauheit ausgezeichneten hunnischen Großen, Edeko, vorzugsweise zur Führung der Unterhandlungen gebrauchte.

Attila's Ehrgeiz duldete zuletzt selbst den Bruder nicht mehr neben sich. Bleda ward auf seinen Befehl getödtet (um 444), und Attila herrschte seitdem mit schrankenloser Gewalt über ein großes barbarisches Reich, welches er auch über viele germanischen Völker ausdehnte, selbst über solche, die, wie die Ostgothen, später den Römern weit länger furchtbar blieben, als die Hunnen. Die Zahl von Menschen, welche Attila ins Feld geführt haben soll, grenzt ans Unglaubliche. Übrigens behielten alle unterworfenen Nationen ihre gewohnten Verfassungen und Einrichtungen bei, und ihre einzige Verpflichtung gegen den Oberherrn bestand in der Heeresfolge und in einem jährlichen Tribut. Der Letztere war jedoch im Vergleich mit den Abgaben des römischen Reiches gering, und da überdies Attila die Gerechtigkeit sehr strenge handhabte und keinen Beamtendruck duldete, so ließen sich Tausende von Griechen und Römern, besonders Künstler und Gewerbtreibende, freiwillig in seinem Reiche nieder. Durch sie erhielten die Hunnen alle Arten von Luxus und Bequemlichkeiten gebildeter Völker, und das Leben dieser Barbaren zeigt uns daher eine sonderbare Mischung von asiatischer Sitte und Rohheit mit griechisch-römischen Genüssen und Einrichtungen. Attila's Hoflager war mit dem ganzen Luxus der Höfe von Constantinopel und Ravenna ausgestattet. Seine Generale, seine Hofbeamten und seine zahlreichen Weiber hatten Teppiche, Bäder und Prachtgemächer; sie speisten beim festlichen Mahle von silbernen Schüsseln, hatten griechische Küche, und schmückten sich und ihre Pferde mit den verschiedenartigsten Kostbarkeiten. Nur der König blieb der alten Sitte getreu; er aß und trank aus hölzernen Schalen, seine Nahrung und Kleidung war die eines mongolischen Hirten. Attila zeigte über-

haupt neben der Wildheit und Rohheit eines hunnischen Eroberers große Regenten-Eigenschaften und eine Festigkeit, Einsicht und Überlegenheit, welche jedem, der ihm gegenüberstand, und sogar ganzen Völkern das Gefühl der Scheu und Abhängigkeit einflößte. Wir brauchen daher auch, um uns die blinde Unterwürfigkeit der von ihm bezwungenen Völker zu erklären, nicht der Sage Gehör zu schenken, daß ein ungeheueres Schwert, das er in der Erde fand, von seinen Hunnen als ein ihm vom Kriegsgotte verliehenes Zeichen der Herrschaft angesehen worden sei. Dieses Schwert hatte wahrscheinlich irgend einem Stamme als Fetisch gedient, und ward von Attila nur in untergeordneter Weise zu seinen Zwecken benutzt.

Die Macht des Hunnen-Königs war dem griechischen Reiche sehr verderblich. Er plünderte ungeachtet der mit den Griechen geschlossenen Verträge und ungeachtet ihres Tributs häufig ihre Grenzprovinzen, und benutzte außerdem alle Unterhandlungen mit ihnen, um durch Geschenke, die seinen Gesandten gemacht werden mußten, die Großen seines Hofes auf Kosten der Griechen zu bereichern. Man mußte ihm Alles gewähren, und doch ergossen sich seine Horden unaufhörlich über die nördlichen Provinzen des griechischen Reiches, und verwüsteten dieselben. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts gerieth er endlich auch mit der Regierung des lateinischen Reiches in Feindschaft. Die Geschichte der Verhältnisse, welche diesen Bruch herbeiführten, wird etwas abenteuerlich erzählt. Honoria, die Schwester Valentinian's III, war mit heftigen Trieben geboren, sie ward deßhalb von ihrer Mutter Placidia strenge behandelt, erhielt den Titel einer Augusta oder Kaiserin nur unter der Bedingung ewiger Ehelosigkeit, und wurde, als sie einen Fehltritt beging, noch strenger bewacht. Diese Prinzessin bot, um des drückenden Zwanges los zu werden, dem Hunnen-König durch Übersendung eines Ringes ihre Hand an, und Attila verlangte hierauf von Valentinian nicht nur seine Schwester zur Ehe, sondern auch einen Theil des Reiches als Mitgift. Man wies seine Forderung zurück, er bestand aber aus dem Grunde hartnäckig darauf, weil damals seine Raubzüge in das griechische Reich gehemmt waren, und er deßhalb sein Auge auf den Westen werfen mußte; denn in Constantinopel war ein kräftiger Mann, Marcianus, Kaiser geworden, und dieser wußte sein

Reich gegen die Hunnen zu schützen. Zu gleicher Zeit erboten sich die Vandalen zu einem gemeinschaftlichen Raubzug gegen das westliche Reich. Der Wütherich, welcher dieses Volk beherrschte, hatte eine Verbindung mit den Westgothen gesucht, und seinen Sohn Hunnerich mit der Tochter des westgothischen Königs Theoderich vermählt; er entzweite sich aber bald mit ihr, und schickte sie, nachdem er ihr Ohren und Nase hatte abschneiden lassen, ihrem Vater zurück. Geiserich mußte einen Rachekrieg erwarten, der um so bedenklicher werden konnte, da zu befürchten war, daß sich der römische Kaiser mit Theoderich verbinden möchte; er suchte sich daher durch einen Bund mit Attila gegen beide Feinde zu schützen. Attila setzte sich mit der ganzen streitbaren Macht der ihm unterworfenen Völker gegen Gallien in Bewegung (451); er wandte sich nach diesem Lande und nicht nach Italien, weil er den abendländischen Kaiser erst nach Besiegung der Westgothen angreifen wollte. Aëtius eilte sogleich mit einem Heere nach Gallien, und vereinigte daselbst die Westgothen, die Burgunder, einen Theil der Franken und andere germanischen Volksstämme Galliens zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung des Landes.

Attila's Zug glich einer Völkerwanderung; denn alle germanischen und sarmatischen Stämme, welche zwischen der Theiß und dem Rhein wohnten, sollen ihm gefolgt sein. In Frankreich schloß sich auch ein Theil der Franken an ihn an, während die Übrigen unter ihrem Fürsten Merovaus sich mit Aëtius gegen ihn verbunden hatten. Attila richtete sich nach dem Nordwesten des Landes und drang bis zur Stadt Orleans vor. Hier bewies er sich als einen erfahrenen Feldherrn; denn als diese Stadt nach einer langen Belagerung endlich in seine Hände fiel, gab er auf die Nachricht von der Annäherung des römisch-westgothischen Heeres den Besitz derselben sogleich wieder auf, und zog in die Ebenen der Champagne, in denen er von der ganzen Masse seines Heeres und von seiner zahlreichen Reiterei Gebrauch machen konnte. Die entscheidende Schlacht, welche hier in den sogenannten Catalaunischen Feldern geliefert wurde (451), wird gewöhnlich nach der Stadt Chalons für Marne benannt, obgleich das eigentliche Schlachtfeld wahrscheinlich sehr weit von derselben entfernt war. Diese Schlacht, welche über das Schicksal des Abendlandes ent-

schied, war eine der blutigsten der ganzen Weltgeschichte, wiewohl die Angabe, daß einmal hundert sechszigtausend oder gar dreimal hunderttausend Menschen geblieben seien, gewiß übertrieben ist. Einen ganzen Tag hindurch ward auf der unübersehbaren Ebene gestritten, und beide Theile führten immer wieder frische Schaaren in den Kampf. Vergebens suchten jedoch die Hunnen mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit die Massen der Feinde zu durchbrechen, sie wurden zum Rückzug genöthigt, und Attila mußte verzweifelte Mittel ergreifen, um die Wagenburg, welche sein Lager bildete, vertheidigen zu können. Seine Feinde fanden nach ihrem Siege nicht rathsam, ihn zum Äußersten zu treiben; sie griffen die Wagenburg nicht an, und setzten nachher den Hunnen nicht nach, als diese schnell über den Rhein zurückkehrten. Das verbündete Heer löste sich übrigens bald nach der Schlacht auf, und die Westgothen, Burgunder und Franken durchzogen vereinzelt das Land, verheerten, was von den Hunnen verschont geblieben war, und theilten sich in den Besitz von Gallien.

Attila gab seinen Angriff auf das römische Reich nicht auf, er änderte nur die Richtung desselben. Er brach 452 in Italien ein, und drang verwüstend bis zum Po vor. Hier hatte aber Aëtius die besten Anstalten getroffen, um ihn vom mittleren Italien abzuhalten, und die Hunnen litten in der verödeten Lombardei nicht nur Mangel an Lebensmitteln, sondern die ungesunden Sumpfgegenden am Po wurden ihnen auch verderblicher, als die blutigste Schlacht. In dieser Lage glaubte Aëtius das Meiste von diplomatischen Verhandlungen erwarten zu dürfen. Er schickte eine Gesandtschaft an Attila, bei welcher sich auch der römische Bischof Leo der Große befand, und die Hunnen ließen sich wirklich zur Rückkehr nach Pannonien bewegen. Die Sage schreibt dies einem Wunder zu: es sollen nämlich die Apostel Petrus und Paulus, von Leo aufgefordert, dem hunnischen König erschienen sein, ihm mit dem Schicksale Alarich's, der bald nach der Plünderung von Rom gestorben sei, gedroht und ihn so sehr erschreckt haben, daß er sogleich die Rückkehr beschloß. Die römischen Gesandten mögen wohl den Volksglauben, daß Alarich's plötzlicher Tod eine Strafe für jene Plünderung gewesen sei, benutzt haben, um in Attila's abergläubischer Seele Furcht zu erregen; die Hauptursache des Rück-

zugs war aber gewiß die ſchlimme Lage der Hunnen in Oberitalien. Glücklicher Weiſe ſtarb Attila ſchon im nächſten Jahre (453), und da Eigenſchaften und perſönliche Vorzüge der Regenten ſich nicht wie die Herrſcher-Rechte vererben, ſo hatte die Gefahr vor den Hunnen mit ſeinem Tode ein Ende. Seine Söhne geriethen unter einander in Zwiſt, die unterjochten Völker machten ſich frei, das große Reich löſte ſich auf, und die Hunnen wurden hinter den Pruth zurückgetrieben, ohne eine andere Spur ihrer Erſcheinung im römiſchen Reiche zurückzulaſſen, als Zerſtörung und Vernichtung. An ihrer Stelle gründete das ihnen ſeither unterworfene deutſche Volk der Gepiden ein großes Reich in Ungarn, und im Süden und Oſten desſelben ließen ſich die Oſtgothen nieder.

8. Der Untergang des weſtrömiſchen Reiches.

Valentinian III. hätte nach dem Untergange der Hunnen ſein *Reich wohl neu begründen können, wenn er ſeine eigene Unfähigkeit erkannt und dem Aëtius unbedingt vertraut hätte.* Allein wie konnte ein ſolcher Kaiſer oder ſein Hof dem Verdienſte den gebührenden Platz einräumen! Valentinian lebte in Weichlichkeit und Wolluſt, und dachte nur an die Befriedigung ſeiner gemeinen Leidenſchaften, um derentwillen er ſogar viele angeſehene Familien aufs empörendſte beleidigte. Seine elenden Luſtgenoſſen erweckten in ihm den vielleicht nicht ganz ungegründeten Argwohn, Aëtius ſuche ſeine eigene Familie auf den Thron zu bringen, und der Kaiſer, der ſich des läſtigen und gefürchteten Vormundes nur durch Meuchelmord entledigen zu können glaubte, entwarf einen Mordplan gegen ihn, ja, er legte bei der Ausführung desſelben ſogar ſelbſt mit Hand an. Auf dieſe Weiſe verlor Aëtius 454 das Leben. Schon im folgenden Jahre ward auch Valentinian ermordet, und zwar durch einen ſeiner Hofleute, den Senator Maximus, deſſen Gemahlin er entführt haben ſoll. Sein Mörder ward zum Kaiſer ausgerufen, und zwang Valentinian's Wittwe Eudoxia, eine Tochter Theodoſius II. und der Eudokia, ihm ihre Hand zu geben. Dieſe wandte ſich, um des gehaßten Gemahles los zu werden, an den Vandalen-König Geiſerich, der in der letzten Zeit mit Valentinian in freundſchaftlichen Verhältniſſen geweſen war. Geiſerich ließ ſich nicht vergebens bitten; er erſchien

mit einer Flotte in der Mündung der Tiber, jedoch nicht um Valentinian's Familie zu retten, sondern um sich durch Krieg und Raub zu bereichern. Der Schrecken vor den Vandalen brachte eine Verschwörung gegen Maximus zum Ausbruch, und dieser ward drei Monate nach seinem Regierungsantritt erschlagen.

Rom war, als die Vandalen heranrückten, ohne Kaiser und ohne Truppen. Vergebens schickte man denselben Bischof Leo, welcher früher an Attila gesandt worden war, an Geiserich; der Vandale ließ sich nicht gleich dem Hunnen schrecken, er versprach nur, bei der Plünderung von Rom Mord und Brand abzuwehren. Vierzehn Tage lang plünderten die Vandalen die Stadt (455), sie schleppten nicht nur die Schätze der Privatleute, sondern auch alles öffentliche bewegliche Eigenthum, die ehernen Statuen der Straßen und Plätze, das stark vergoldete Dach des Kapitols und sogar die heiligen Geräthe in ihre Schiffe. Die kostbarsten Kunstwerke gingen bei der Überfahrt nach Afrika verloren, obgleich die Sage, daß von allen vandalischen Schiffen gerade das mit den besten Kunstwerken beladene ins Meer gesunken sei, sehr abenteuerlich klingt. Trauriger, als der Raub der Kunstschätze, war, daß die Vandalen gleich den Algierern der neueren Zeit auch die Menschen als Beute betrachteten, und besonders viele Leute der höheren Stände, von deren Angehörigen sie großes Lösegeld zu erpressen hofften, fortschleppten. Auch die Kaiserin Eudoxia ward mit ihren Töchtern als Gefangene nach Afrika gebracht. Die unglücklichen Gefangenen wurden, wenn man sie nicht auslöste, auf die unwürdigste Art behandelt; man trennte in Afrika sogar die Weiber von ihren Männern und die Kinder von ihren Eltern, um sie einzeln zu verkaufen. Diese Barbareien gaben aber auch Veranlassung zu rührenden Beweisen von Menschenliebe und Mitleid, und es bewährte sich damals die wohlthätige Wirkung der christlichen Religion auf eine glänzende Weise. Der Bischof Deogratias von Karthago z. B. verkaufte das goldene und silberne Geräthe seiner Kirchen, um wenigstens alle diejenigen Eheleute und Kinder, welche von den Ihrigen getrennt worden waren, wieder mit diesen zu vereinigen; er trug kein Bedenken, zur Beherbergung der Losgekauften die Kirchen in Wohnstätten und Hospitäler zu verwandeln; er selbst war Tag und Nacht thätig, um die Unglück-

lichen zu trösten und zu verpflegen, und bewog die Frauen seiner Gemeinde, diesem Beispiele zu folgen. Ebendasselbe that schon vorher, als die Gefangenen in Italien eingeschifft wurden, der Bischof Paulinus von Nola; ja, dieser gab sich sogar selbst in die Hände der Barbaren, um den Sohn einer Wittwe, die sich an ihn gewandt hatte, zu befreien.

Kaiser des Abendlandes ward nach dem Abzuge der Vandalen aus Italien der römische General Avitus, der sich damals bei den Westgothen befand, um im Auftrag des Maximus mit ihnen zu unterhandeln. Diese sagten ihm nach dem Tode des Letzteren ihre Unterstützung zu, und er erklärte sich hierauf zum Kaiser (455). Er wurde zwar in Gallien und in Italien als Herrscher anerkannt, überließ sich aber, wie Valentinian III., seinen Lüsten, und verlor daher schon im nächsten Jahre den Thron. Der Gothe Richimer, der die fremden Truppen im römischen Dienste befehligte, und Majorianus, der angesehenste Mann in Italien, stifteten eine Verschwörung gegen ihn und zwangen ihn, dem Kaiserthum zu entsagen. Richimer ließ dann zwar seinen Freund Majorianus zum Kaiser ausrufen, er selbst war aber der eigentliche Regent. Übrigens war das Reich damals schon völlig aufgelöst, und alle auf Valentinian folgenden Kaiser konnten ihr Ansehen nur da geltend machen, wo sie gerade anwesend waren. Eine Anzahl kriegerischer Stämme hatte fast den ganzen Umfang des Abendlandes in Besitz genommen. In der Provinz Afrika herrschten die Vandalen. Auf der entgegengesetzten Seite des Meeres hatten die Westgothen ihre Herrschaft nach und nach von der Rhone und Loire bis an die Westküste von Portugal ausgedehnt. Die Besitzungen der Burgunder wurden allmälig von Wallis an bis nach Langres und Avignon ausgebreitet. In einem großen Theile der Schweiz und auf dem linken Rheinufer bis nach Koblenz hinab hausten die Alemannen. In Isle de France und den benachbarten Gegenden saßen die Franken. Armorica und die von Britten besetzte Bretagne waren ebenfalls völlig unabhängige Länder geworden. In der Gegend von Soissons behauptete der General Aegidius zwar die römische Herrschaft, gleich nach Majorian's Tod aber warf er sich selbst zum unabhängigen Gebieter auf. Er ward sogar, was vielleicht einzig in seiner

Art ist, von den benachbarten Franken, als diese ihren eingeborenen Herrscher verjagten, an dessen Stelle gesetzt, und vererbte sein Reich auf seinen Sohn Syagrius. In Britannien endlich hatten die Einwohner, von römischer Hülfe verlassen, im Jahre 449 die Anglen und andere sächsischen Stämme aus Deutschland herbeigerufen, um sich durch dieselben gegen ihre scholtischen Peiniger zu schützen; diese Stämme, welche von Hengist und Horsa angeführt wurden, verließen die Insel nicht wieder, andere Schaaren ihrer Landsleute folgten ihnen nach, und die Britten, denen sie sich als Gebieter aufdrängten, hatten sowohl mit ihnen als mit den Schotten zu kämpfen.

Während das abendländische Reich gänzlich zerfiel, ward das oströmische durch zwei kräftige Regenten, Marcianus und seinen Nachfolger Leo I., auf neue und feste Grundlagen gebaut. Dieses Reich erhielt daher auch wieder einen entscheidenden Einfluß auf das Abendland; Majorian und Richimer huldigten sogar dem Beherrscher des Ostens. Die Regierung Majorian's (457—461) war übrigens rühmlich, seine Verordnungen zum Theil vortrefflich, und seine Thätigkeit unermüdet; nichts desto weniger vermochte auch dieser Mann nicht die schwachen Reste des Reiches zu erhalten. Einzelne Führer und ganze Abtheilungen des aus Barbaren zusammengesetzten Heeres trotzten seinen Befehlen; ein Kriegszug, den er gegen die Vandalen unternahm, scheiterte gleich anfangs, doch ward nachher der König Geiserich zu einem Frieden genöthigt, der den Raubfahrten der Vandalen auf einige Zeit Schranken setzte. Am glücklichsten war Majorian in Gallien, wo er den Burgundern, Franken und Westgothen einen Theil des eroberten Landes entriß. Als er nach Rom zurückkehren wollte, wurde er von Richimer, dessen Einfluß und Anmaßung er zu beschränken suchte, mit Hülfe der Soldaten gestürzt und getödtet. Der Schattenkaiser, welchen Richimer an seine Stelle setzte, Severus, war für das Reich eine so gleichgültige Person, daß er weder bei seinen Lebzeiten, noch auch durch seinen Tod (465) die geringste Veränderung bewirkte; denn Richimer war und blieb der eigentliche und alleinige Regent. Nachdem dieser nach Sever's Tode zwei Jahre lang unter dem Namen des griechischen Kaisers Leo regiert hatte, traf er mit dem Letzteren die Überein-

kunſt, daß Anthemius, der Schwiegerſohn des vorigen Kaiſers Marcianus, zum römiſchen Kaiſer ernannt werde, zugleich aber ſeine Tochter mit dem eigentlichen Regenten des abendländiſchen Reiches vermähle. Anthemius ward in Italien mit großem Jubel aufgenommen. Er ſuchte das Reich vor allem Anderen gegen die vandaliſchen Seeräubereien zu ſchützen, und ſchloß zu dieſem Ende einen Vertrag mit Leo. Beide rüſteten eine Flotte aus, und das Unternehmen hatte einen ſehr guten Anfang, allein es ſcheiterte bald durch die Verrätherei des griechiſchen Feldherrn, der ſeinen ehrgeizigen Planen zu Liebe die ihm anvertraute Flotte aufopferte. Auch Richimer fuhr fort, auf Koſten des gemeinen Beſten ſeinen Privatvortheil zu verfolgen. So zeigte ſich überall der gänzliche Untergang derjenigen Einrichtungen und Geſinnungen, welche allein einem Staate ſeine Fortdauer ſichern können. Richimer, der in Mailand wohnte und faſt unabhängig von Anthemius regierte, lebte mit dieſem oft ſogar in offener Fehde. Der griechiſche Kaiſer Leo hatte ähnliche Streitigkeiten mit dem allmächtig gewordenen General Aſpar, der ihm auf den Thron geholfen hatte, entledigte ſich ſeiner aber durch Mord. Richimer ließ ſich vielleicht Aſpar's Schickſal als Warnung dienen. Er verſammelte plötzlich ſein Heer in Mailand, rückte auf Rom los, ſchlug die Truppen des Anthemius, und drang in die Stadt ein (472). Anthemius ward ums Leben gebracht, und die Stadt mit Ausnahme von zwei Quartieren, die ſich ſchon vorher für Richimer erklärt hatten, nicht allein grauſam geplündert, ſondern auch mit Feuer und Schwert verwüſtet. Eine peſtartige Krankheit, welche während der Belagerung entſtanden war, machte dieſe dritte Verheerung von Rom noch ſchrecklicher; denn Tauſende von Menſchen erlagen derſelben. Auch der Urheber des ganzen Unglücks wurde ein Opfer der Seuche: Richimer ſtarb vierzig Tage nach Anthemius. Einen Monat ſpäter raffte die Peſt auch den von ihm als Kaiſer eingeſetzten Senator Olybrius hinweg (472).

Das Reich blieb in der Gewalt derſelben Heere, welche Rom verwüſtet hatten, und die Regierung in Italien löſte ſich ebenſo auf, wie ſich die römiſche Regierung in Gallien und Spanien ſchon längſt aufgelöſt hatte, nur daß keine Völkerſtämme in der Nähe waren, die den Augenblick benutzt hätten, um ſich in den

Besitz des Landes zu setzen. Zwei römische Befehlshaber, der Barbar Odoaker und der Römer Orestes, welcher lange Zeit in Attila's Diensten gestanden hatte, regierten jeder über die Gegenden, welche die unter seinen Befehlen stehenden Heere inne hatten, und in Ravenna ward der General Glycerius durch den Burgunder Gundibal, der die fremden Truppen befehligte, zum Kaiser ausgerufen. Glycerius war kaum in Rom angekommen, und vom Senat, welcher damals wegen der herrschenden Verwirrung wieder einiges Ansehen erhielt, anerkannt worden, als ein neuer Kron-Prätendent auftrat. Dies war der vom byzantinischen Hofe zum Kaiser ernannte Julius Nepos, ein Verwandter des oströmischen Kaisers. Glycerius ward bei der Annäherung desselben von seinen eigenen Soldaten und vom Senat verlassen, dem neuen Kaiser ausgeliefert, und von diesem genöthigt in den geistlichen Stand zu treten (474). Auch Nepos ward schon ein Jahr später wieder gestürzt. Die ganze Geschichte dieser traurigen Zeit zeigt deutlich, daß gerade das wiederhergestellte Ansehen des Senats und die fortwährende Beibehaltung der alten Staatsformen den raschen Untergang des Reiches befördern halfen; diese Formen, die man im Osten schon längst durch andere ersetzt hatte, widerstritten den Verhältnissen und dem Geiste einer Zeit, welche nur eine militärisch despotische Regierung forderte und duldete. Der General Orestes, der sich unabhängig von Glycerius behauptet und anfangs an Nepos angeschlossen hatte, fiel bald wieder von dem Letzteren ab, verjagte ihn, und ernannte seinen noch ganz jungen Sohn, Romulus Augustulus, zum Kaiser (475).

Odoaker, welcher allen diesen Veränderungen ruhig zugesehen hatte, war bei Nepos Vertreibung mit einem Kriege jenseit der Alpen beschäftigt. Er sah, daß das römische Reich untergegangen sei, und ermunterte daher sein aus lauter deutschen Stämmen zusammengesetztes Heer, diese Gelegenheit zu ergreifen, um aus Söldnern Grundbesitzer, aus gemietheten Schützern fremden Eigenthums Vertheidiger des eigenen Besitzes zu werden. Sie folgten seiner Aufforderung, riefen ihn zum König aus, und zogen unter seiner Führung nach Italien, wo sie mit leichter Mühe Orestes und seinen Sohn überwältigten (476). Der Erstere ward

gefangen genommen und hingerichtet, der Letztere aber auf ein Landgut in Campanien verbannt. Odoaker nahm den Kaisertitel nicht an, sondern nannte sich König von Italien. Er befestigte sich im Besitze seines neuen Reiches, und verschaffte dem unglücklichen Italien dreizehn Jahre lang eine Ruhe, deren es seit mehr als hundert Jahren nicht genossen hatte.

9. Odoaker und Theodorich der Große.

Die Geschichte des weströmischen Reiches, die man gewöhnlich mit dem Sturze des Romulus Augustulus endigt, darf erst achtzig Jahre später mit dem Untergange der ostgothischen Herrschaft geschlossen werden; denn Odoaker und die ostgothischen Könige, welche nach ihm Italien beherrschten, behielten die alten Einrichtungen und Gesetze der Römer bei, und erst nach der Besiegung der Ostgothen ward durch die einwandernden Longobarden die Einheit Italiens zerrissen, und aus dem bis dahin noch immer fortbestehenden lateinischen Reiche eine Anzahl kleiner Staaten gebildet.

Odoaker war kein roher Barbar, und trotzte nicht auf die bloße Militärmacht. Im Gegentheil, er regierte mit weiser Mäßigung, und benahm sich, obgleich er selbst Arianer war, sehr mild und duldsam gegen seine rechtgläubigen Unterthanen. In der alten Einrichtung und Verwaltung änderte er nichts; sein Hof war ebenso wie vorher der kaiserliche eingerichtet, und die Ämter und Titel der früheren Zeit wurden beibehalten. Seinen Truppen gab er zwar den dritten Theil der Ländereien Italiens, allein er suchte dabei die alten Einwohner des Landes auf jede mögliche Weise zu schonen, und die Ansiedelung seiner barbarischen Völker ist nicht entfernt mit der Behandlung zu vergleichen, welche die Italiäner nach der Schlacht bei Philippi von ihren eigenen Mitbürgern zu erdulden gehabt hatten (s. oben S. 115). Den Colonen und den wenigen noch übrigen kleinen Freibauern ward kein Land entzogen, die großen Gutsbesitzer aber konnten ohne Schaden Vieles abtreten, weil ganze Landstriche verödet waren. Außerdem bildeten die Barbaren, welche damals Grundstücke erhielten, unter Odoaker die einzige Truppenmacht des Staats, und erhielten nur dann Sold, wenn sie im Dienste waren, so daß also die Bezahl-

ung des Heeres aus der Staatskasse und die Unterhaltung von Staats-Magazinen ganz aufhörten.

Im elften oder zwölften Jahre seiner Regierung mußte Odoaker seine ganze in Italien zerstreute Macht gegen die Rugier vereinigen, welche von der Donau her über Tyrol und Krain in Italien einbrachen und große Verheerungen anrichteten. Er besiegte sie, vergalt ihnen Gleiches mit Gleichem, und löste das ganze Volk auf. Ein Theil der Rugier nahm seine Zuflucht zu den Ostgothen, welche nach Attila's Tode frei geworden waren, und sich längs den Ufern der Donau von Wien an bis nach Slavonien hinein niedergelassen hatten. Dieses Volk hatte seither die inneren Streitigkeiten im griechischen Theile des Reiches benutzt, um bald als Schützer und Retter der Kaiser, bald als Feinde und Räuber in die Donau-Provinzen einzufallen, Beute wegzuführen und Jahrgelder zu erpressen. Bei einem mit dem byzantinischen Hofe geschlossenen Vertrage war der siebenjährigen Sohn eines ostgothischen Fürsten, Theodorich, welcher später den Beinamen des Großen erhielt, als Geißel nach Constantinopel geschickt worden. Dieser blieb dort elf Jahre, erwarb sich Kenntnisse, und erhielt eine Vorstellung von den Vortheilen der Civilisation. Bald nach seiner Heimkehr ward er König des ganzes ostgothischen Volkes, und setzte die unter seinen Vorgängern begonnenen Raubzüge in das griechische Reich fort. Theodorich war es, bei welchem der Sohn des gebliebenen rugischen Königs mit dem Reste seines Volkes Schutz und Rache gegen Odoaker suchte, und zwar zu derselben Zeit, als der griechische Kaiser, um die Ostgothen aus seiner Nachbarschaft zu entfernen, diese aufforderte, dem Reiche Odoaker's ein Ende zu machen. Theodorich und sein Volk folgten gern dieser zwiefachen Aufforderung, da die von den Ostgothen bewohnten Gegenden nicht allein großentheils sumpfig, sondern auch seit der Zeit der Hunnen durchaus verwüstet waren, und da ohnedies der Geist des Wanderns, des Ausziehens auf Abenteuer und Kriegsruhm eine Eigenthümlichkeit aller Völker ist, welche auf derjenigen Stufe der Cultur stehen, auf der die Ostgothen damals standen. Im Herbste des Jahres 488 brachen die Ostgothen unter Theodorich's Führung aus ihren Wohnsitzen auf, warfen die Gepiden, durch deren Land sie zwischen der Drau und Sau zogen, über den

Haufen, und drangen am Isonzo in Italien ein. Hier, in der Gegend von Aquileja, und gleich nachher bei Verona ward Odoaker von ihnen geschlagen. Sie rückten dann unaufhaltsam bis Pavia und Mailand vor, wo Theodorich fast ein ganzes Jahr verweilte, um eine Verstärkung zu erwarten, welche der ihm befreundete westgothische König ihm zugesagt hatte. Odoaker sammelte unterdessen eine neue Heeresmacht, und zog den Ostgothen im August 490 bis an die Adda entgegen. Hier ward er in einer blutigen Schlacht, deren Ausgang lange zweifelhaft blieb, zum dritten Male geschlagen. Er zog sich nach der festen Stadt Ravenna zurück, ward sogleich von den Gothen eingeschlossen, und hielt ohne irgend eine Hoffnung auf Entsatz eine dreijährige Belagerung aus. Endlich übergab er die Stadt den Feinden, nachdem er sich durch einen Vertrag, dessen Bedingungen wir nicht genau kennen, bedeutende Vortheile ausbedungen hatte. Ravenna war kaum in der Gewalt Theodorich's, als dieser sich nach den Grundsätzen rücksichtsloser Staatsklugheit, wie sie am byzantinischen Hofe herrschten, eines Mannes entledigte, dem er nicht trauen zu können glaubte. Odoaker ward entweder von Theodorich selbst oder doch auf seinen Befehl ermordet, viele seiner Freunde wurden ebenfalls niedergehauen, und die Barbaren, die unter ihm gedient hatten, verstärkten Theodorich's Schaaren (März 493).

Italien, welches die Ostgothen schon vorher theilweise besetzt hatten, unterwarf sich nach dem Fall von Ravenna dem Sieger ganz. Die Ostgothen wurden in dem neuen Reiche Theodorich's angesiedelt, eigneten sich einen großen Theil der römischen Bildung und Sitte an, und gingen ebenso, wie andere deutschen Völker in anderen Provinzen des Reiches, in das gemischte germanisch-römische Wesen über, aus welchem nachher allmälig der Charakter des Mittelalters entstand. Da sich dies bei keiner deutschen Völkerschaft so deutlich nachweisen läßt, als bei den Ostgothen und ihren Stammverwandten, den Westgothen, so müssen wir hier die Einrichtungen und Verhältnisse des ostgothischen Reiches ausführlich erwähnen, vorher aber einige Bemerkungen über jene Verschmelzung des Alten und Neuen, die den Charakter des werdenden Mittelalters bildet, vorausschicken. Durch den beständigen Verkehr mit den Germanen, durch die Aufnahme derselben ins römische Heer

und durch ihre Anſiedelungen in den Provinzen des Reichs näherten ſich beide Nationen während der letzten zweihundert Jahre in ihrem Weſen immer mehr. Die griechiſch-römiſche Bildung verſchmolz mit dem, was man bis dahin barbariſch genannt hatte, nach und nach ebenſo innig und durchgreifend, wie ſich in unſeren Staaten eine allgemeine europäiſche Bildung und Literatur entwickelt. Der Ton, die Sprache und die Sitten wurden dadurch ſo umgeändert, daß der Übergang zu dem, was wir den Geiſt des Mittelalters nennen, immer ſichtbarer hervortrat. Dieſe Veränderungen erſtreckten ſich ebenſowohl auf den Charakter der Germanen, als auf den der Römer. Selbſt die Vandalen, das roheſte deutſche Volk, wurden in dem römiſchen Afrika milder und zuletzt ſogar weichlich. Nirgends erfolgte jedoch dieſe Umwandlung raſcher, als in Gallien. Hier näherte ſich daher auch unter Weſtgothen und Burgundern die Lebensweiſe, Wohnung, Kleidung und ſelbſt die Waffenrüſtung zuerſt der Geſtalt, welche nachher im Mittelalter von dort aus zu den übrigen Völkern überging; ſchon Ataulf feierte ſeine Vermählung mit Placidia nach römiſcher Sitte, und erſchien dabei mit ſeinen Großen in römiſcher Kleidung. Die Beſchreibungen, welche die Schriftſteller uns von den Feſtlichkeiten einiger deutſchen Könige in Gallien geben, zeigen uns zum Theil ſehr deutlich eine Verbindung von angeborener Kraft und germaniſcher Sitte mit den Erfindungen, welche die alte Welt zur Verfeinerung und Erheiterung des Lebens gemacht hatte; dieſer Charakter des germaniſch-römiſchen Weſens war jedoch von keiner Dauer, er ging vielmehr bald zu dem ritterlichen Prunk und Luxus des Mittelalters über. Übrigens ward durch die Verſchmelzung des Römiſchen und Germaniſchen auch die Betriebſamkeit und der Handel des Alterthums erhalten, weil die germaniſchen Fürſten und Großen das Bedürfniß Beider zu ſehr empfanden, als daß ſie ſie nicht hätten unterſtützen ſollen. Leider nahmen die Deutſchen, wie das immer zu geſchehen pflegt, mit den fremden Sitten auch fremde Vorſtellungen an. Die Könige der Oſtgothen z. B. müßten nicht Menſchen geweſen ſein, wenn ſie der ſchädlichen Einwirkung römiſcher Hofleute, der in der Seele der Unterworfenen ſo tief eingewurzelten Schmeichelei und der von dieſen ſchon ſo lange geübten Kunſt, die ſchwachen Seiten der Fürſten zu benutzen, hätten

widerſtehen ſollen. Ging doch ſogar die Vorſtellung, daß den elenden Menſchen, die den Thron des oſtrömiſchen Reiches einnahmen, ein göttlicher Rang zukomme, auch zu den deutſchen Nationen über, und wirkte auf ihre Gemüther und auf ihre Anſicht vom Königthum ein! Auch die Hierarchie, die ſpäteren römiſchen Begriffe von Rang und Adel, die in den letzten Jahrhunderten entſtandene Verſchiedenheit der Städte-Verfaſſungen und ſogar die zu Conſtantin's Zeit errichtete Würde der Defenſoren oder Schirmvögte der Städte vererbten ſich auf die neuen germaniſchen Staaten, und zeigen uns ſchon vor der Gründung derſelben die Spuren des Mittelalters.

Wenden wir uns zu Theodorich und zu dem von ihm gegründeten oſtgothiſche Reiche zurück! Theodorich übernahm, als er Italien erobert hatte, die Rolle eines abendländiſchen Kaiſers und führte ſie bis an ſein Ende mit großer Staatsklugheit durch, machte es aber gerade dadurch ſeinem Volke unmöglich, ſich im Beſitze von Italien zu behaupten und gleich den Weſtgothen und Franken einen bleibenden Staat zu gründen. Theodorich ward nämlich durch dieſe von ihm eingeſchlagene Richtung in unzählige Widerſprüche verwickelt und wider Willen zu dem fruchtloſen Verſuche gedrängt, das an ſich Unhaltbare zu halten und ein altes, morſches Gebäude mit neuen, aber ungenügenden Widerlagen zu ſtützen. Der Druck der künſtlichen Staatsmaſchine der alten Zeit und die Laſten des Zuſtands fortgeſchrittener Cultur dauerten auf dieſe Weiſe fort, und raubten dem oſtgothiſchen Reiche alle die Vortheile, welche den Naturſtaaten bei allen ihren Mängeln eigen ſind. Die Oſtgothen blieben nicht, wie die Franken, ein wehrhaftes Volk, das ſich durch dieſelben Mittel, durch die es fremdes Eigenthum an ſich geriſſen hatte, im Beſitze desſelben erhielt; ſie wurden theils Beamte eines ſeiner Einrichtung und Verfaſſung nach für ſie fremdartigen Staates, theils dienten ſie als bloße Soldaten, theils endlich mußten ſie als Grundbeſitzer denſelben Steuerdruck tragen, wie die alten Einwohner des Landes. Theodorich gab ſeinen Gothen das Drittel der Ländereien, welches Odoaker's Leute gehabt hatten, machte ſie aber zugleich ſteuerpflichtig, ſo daß jeder Gothe, ſelbſt während er Kriegsdienſte that, die Laſten des Staates und der Gemeinde mittragen mußte. Ferner ließ Theodorich die

Gesetze und die ganze Verfassung des römischen Staates fortbestehen. Bei der Gerechtigkeitspflege wurde nicht etwa blos der Grundsatz aufgestellt, daß der Gothe nach gothischem, der Römer nach römischem Rechte gerichtet werde, sondern das Letztere ward sogar vorherrschend. Theodorich erkannte selbst die Ehrenrechte des griechischen Kaisers über Italien an, ließ sich von ihm im Besitze des Landes bestätigen, und nannte sich selbst nur König. Kurz, der ostgothische Eroberer suchte das Alte und Neue mit einander auszugleichen. Diese Politik war indessen für Italien verderblicher, als die grausamste Zerstörung für andere Länder, welche von ihren barbarischen Eroberern mit rücksichtsloser Härte behandelt wurden. Die Leiden dieser Länder waren vorübergehend, und wenn auch Tausende von freien Bürgern ihrer alten Rechte beraubt und zu Sklaven gemacht wurden, so erhob sich dagegen an ihrer Stelle ein zwar rohes, aber auch kräftiges Geschlecht, die Menschheit verjüngte sich, es trat ein ganz neuer Zustand ein, und das Elend der ausgearteten alten Civilisation nahm ein Ende. In Italien dagegen ward durch das System der gerechten Mitte, welches die gothische Regierung befolgte, der Todeskampf der erschlafften Generation verlängert und die Leiden eines Geschlechtes, welches durchaus untergehen mußte, vermehrt; denn der an Altersschwäche leidende Staat konnte nur durch fortdauernde gewaltsame Maßregeln erhalten werden. Die Ostgothen verwickelten sich also selbst in den unvermeidlichen Untergang der seitherigen Staatsmaschine.

Die Zahl der in Italien eingewanderten Gothen wird zwar von einem Schriftsteller der nächstfolgenden Zeit auf etwa zweimalhunderttausend streitbare Männer geschätzt; diese Angabe ist aber gewiß übertrieben. Jedenfalls war die Zahl der Gothen im Vergleich mit der eingebornen Bevölkerung, die sich doch wohl auf zwanzig bis dreißig Millionen belaufen haben mag, sehr gering. Auch wurden die Gothen über einen sehr weiten Länderraum ausgebreitet; denn Theodorich's Reich erstreckte sich zuletzt von der unteren Donau bis zur Rhone und von den Alpen bis an die Südspitzen von Italien und Sicilien. Theodrich behandelte seinem Systeme gemäß die Italiäner nicht als Unterworfene, sondern er suchte vielmehr durch Mäßigung, Milde und Gerechtigkeit ihre Liebe zu gewinnen. Er nahm daher auch Italiäner in seine Dienste,

und überlaug ihnen die wichtigsten Angelegenheiten. Liberius, welcher unter Odoaker die ganze Verwaltung geleitet hatte, wurde mit der Vertheilung der den Ostgothen bestimmten Ländereien beauftragt, und Cassiodorus, einer der angesehensten italiänischen Gutsbesitzer und zugleich einer der rechtlichsten, gebildetsten und erfahrensten Geschäftsmänner seiner Zeit, ward Theodorich's erster Minister. Die Ernennung des Letzteren beweist mehr als alles Andere, daß der Ostgothen-König Achtung für Religion, Sitte, Ordnung und Tugend hatte, und bei seiner Regierung ebensowohl für die Italiäner, als für seine eigenen Landsleute Sorge trug. Sogar den alten Gebrauch der Getraidespenden und der Veranstaltung circensischer Spiele in Rom befolgte Theodorich, als er im Jahre 500 sechs Monate in dieser Stadt verweilte. Dasselbe that er in seiner Residenz Ravenna. Selbst Kunstwerke, Paläste, Kirchen, Wasserleitungen und andere öffentlichen Anlagen machte er in der Weise der alten römischen Kaiser zum Gegenstand seiner besonderen Fürsorge, und da seine Nachkommen hierin seinem Vorgange folgten, so wurden mit den alten Gebrechen des römischen Staates wenigstens auch die alten Künste und Gewerbe erhalten. Freilich vererbte sich damit auch eines Theils der alte Fehler auf die Ostgothen, daß der Hof sich um Alles bekümmerte und für Alles sorgen wollte, und anderes Theils nahmen sie mit den römischen Sitten und Verwaltungsformen auch die Verdorbenheit der Römer an. Schon nach kurzer Zeit machten sich bei den Ostgothen die Folgen der veränderten Lebensweise geltend. Von der besten Seite zeigt sich Theodorich's Staatsklugheit und Mäßigung in seinem Verhältniß zu dem Glauben seiner Unterthanen; denn in dieser Hinsicht ragt er weit über seine Zeitgenossen hervor. Obgleich Arianer, stellte er doch den rechtgläubigen Cassiodor an die Spitze der Regierung, bediente sich des rechtgläubigen Bischofs Epiphanius zu wichtigen Unterhandlungen, drang der rechtgläubigen Kirche nie einen Bischof auf, mischte sich nur dann, wenn er von den Bischöfen dazu aufgefordert wurde, in ihre Streitigkeiten, traf keine einzige Maßregel, um Italiäner zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen, und zog diejenigen Gothen, welche dem ihrigen untreu wurden, nicht zur Rechenschaft. In den Verhältnissen zu den anderen germanischen Reichen

war Theodorich's Politik hauptsächlich darauf gerichtet, daß er die mächtigsten Fürsten derselben durch Heirathsverbindungen an sich knüpfte. Er vermählte eine seiner Töchter mit dem Könige der Burgunder, eine andere mit Alarich II., dem Beherrscher der Westgothen, seine Schwester Amalafride heirathete den Vandalen-König Thrasamund, seine Schwestertochter den König der Thüringer Hermanfried; er selbst vermählte sich in zweiter Ehe mit einer fränkischen Prinzessin. Dabei wußte er mit großer Staatsklugheit die Verhältnisse zu benutzen, um seine Macht auf Kosten anderer Völker zu erweitern; doch unternahm er nur auf sicheren Erfolg hin und niemals in unbestimmter Ferne einen Krieg. Unter den Franken schuf sich damals der König Chlodwig eine bedeutende Macht, die er immer weiter auszubreiten suchte. Chlodwig hatte 486 Syagrius, den Beherrscher eines kleinen Staates im nördlichen Gallien, besiegt, und damit den letzten Rest der römischen Herrschaft in diesem Lande vernichtet. Im Jahr 496 unterwarf er sich auch einen großen Theil der Alemannen. Erst als er sich dann gegen die Burgunder und Westgothen wandte, mischte sich Theodorich in den Streit; er war aber klug genug, keinen Krieg mit den Franken zu wagen, und suchte sie nur mit diplomatischen Waffen zu bekämpfen. Neun Jahre lang hielt er durch geschickte Unterhandlungen, zu welchen er Römer von Erfahrung gebrauchte, den Frieden aufrecht. Als endlich (507) doch ein Krieg zwischen den Westgothen und Franken ausbrach, und Chlodwig nach dem Tode des Königs Alarich II. einen Theil des westgothischen Reiches besetzte, nahm sich Theodorich seines Enkels Amalarich an, dessen Rechte damals noch von einer anderen Seite her bedroht wurden; denn Amalarich's Halbbruder Gesalich warf sich nach des Vaters Tode zum König auf. Theodorich schickte ein Heer nach Gallien, entriß den Franken einen großen Theil des eroberten Landes, und ließ Gesalich, der sich nach der westgothischen Provinz Spanien gewendet hatte, dorthin verfolgen. Als der Letztere besiegt worden war, erklärte Theodorich die Halbinsel Spanien und ein Stück von Südfrankreich für Theile des ostgothischen Reiches; das übrige Land aber ließ er in seines Enkels Namen verwalten. Auch in der früheren Heimath der Ostgothen führte Theodorich einen rühmlichen Krieg. Hier begann nämlich das wahrscheinlich türkische

Raubvolk der Bulgaren um jene Zeit die verheerenden Züge, mit welchen es nachher noch oft die Bewohner des griechischen Reiches heimsuchte. Theodorich kämpfte (um 506) lange mit ihnen, und trieb sie endlich in ihre Wildniß zurück, obgleich sie von den Griechen insgeheim unterstützt wurden.

So besonnen und gemäßigt auch Theodorich handelte, so machte ihn doch jeder Anschein, seiner Gewalt Grenzen gesetzt zu sehen, zum Tyrannen. Dies zeigt sich besonders in der grausamen Art, wie er in seinem Alter gegen die Stadt Rom verfuhr. Die erste Veranlassung dazu ging höchstwahrscheinlich von Constantinopel aus. Hier ergriff nämlich die Regierung unter Kaiser Justin I. von neuem die härtesten Verfolgungsmaßregeln gegen die Arianer, und gerade zu derselben Zeit traten der Adel von Rom, der Bischof dieser Stadt und die italienischen Geistlichen überhaupt, welche seither mit der griechischen Geistlichkeit in Zwist gewesen waren, mit dieser wieder in einen freundlichen und lebhaften Verkehr. Zugleich äußerten die Italiener laut ihren Beifall mit jenen Verfolgungen, und reizten dadurch ihren Beherrscher, der seither immer die größte Toleranz gegen Andersgläubige geübt hatte. Theodorich nahm sich seiner Glaubensgenossen an, und schickte in ihrem Interesse an Justin eine Gesandtschaft, an deren Spitze er den römischen Papst Johannes stellte. Seine Verwendung wurde in Constantinopel zurückgewiesen, dagegen nahm man dort aber seinen Gesandten Johannes persönlich sehr freundlich auf, und überhäufte denselben mit großen Ehren. Dies erregte nicht mit Unrecht Mistrauen bei Theodorich, und Johannes ward deßhalb nach seiner Rückkehr in den Kerker geworfen. Soweit ließe sich Theodorich's Verfahren vielleicht noch entschuldigen, weil er in der That Ursache hatte, gegen Johannes mistrauisch zu sein. Dagegen kann man die damit in Verbindung stehende Grausamkeit gegen einige edlen Römer, wodurch der größte der gothischen Könige seinen Ruhm befleckt hat, nur aus überhandnehmender Neigung zu Argwohn und Bitterkeit erklären. Der römische Senator Albinus ward nämlich bei ihm angeklagt, daß er einen geheimen Briefwechsel mit dem Kaiser Justin unterhalte, und Theodorich schöpfte daraus gegen die ganze römische Aristokratie Argwohn. Um ihm diesen ungegründeten Verdacht zu benehmen, schickte der Senat den angesehensten, reichsten

und gebildetſten Mann aus ſeiner Mitte, den edeln Philoſophen Boëthius, nach Verona, wo ſich Theodorich damals aufhielt. Unglücklicherweiſe vergaß dieſer, als er vor dem Könige von der Würde des Senats ſprach, ganz und gar, daß ſeit Brutus die Römer ihren Charakter, die Zeiten ihre Farbe und die Worte ihre Bedeutung geändert hatten; denn er ſagte, daß, wenn Albinus ſchuldig ſei, der ganze römiſche Senat das Verbrechen desſelben theile. Da Boëthius in jeder Hinſicht als Repräſentant der römiſchen Ariſtokratie angeſehen werden konnte, ſo gab dieſes ſeinen Worten eine gewiſſe Bedeutung, welche der ſchamloſe Ankläger des Albinus geſchickt zu benutzen wußte, um Theodorich dazu zu bringen, daß er jene Äußerung wörtlich nehme. An Zeugen, die für Geld Alles bekräftigen, fehlte es in Italien damals eben ſo wenig, als jetzt, und Theodorich, der ſchon längſt Argwohn genährt hatte, ließ ſofort die angeſehenſten Senatoren verhaften und eine Inquiſition über ſie verhängen. Die grauſamſten Mittel wurden angewendet, um Geſtändniſſe zu erpreſſen, und das Verdammungsurtheil ward geſprochen, ohne daß man die Vertheidigung hörte. Boëthius und ſein Schwiegervater Symmachus, die beiden angeſehenſten und würdigſten Mitglieder des Senats, wurden unſchuldiger Weiſe hingerichtet (525), und die Verfolgung gegen die römiſche Ariſtokratie und gegen die rechtgläubige Kirche nahm ſeitdem kein Ende mehr. Dadurch ward auch das ſeitherige Verhältniß Theodorich's und ſeiner Gothen zu den Italiänern völlig umgeändert, da in jenen Zeiten der religiöſe Haß die Feindſchaften unverſöhnlich machte. Die Verfolgungen würden gewiß noch weit härter und grauſamer geworden ſein, wenn nicht Theodorich ſchon ein Jahr nach dem Beginne derſelben geſtorben wäre (526).

10. Von Theodorich's des Großen Tod an bis zum Untergang des oſtgothiſchen Reiches.

Theodorich, welcher keinen Sohn gehabt hatte, hinterließ das oſtgothiſche Reich ſeinem erſt ſieben Jahre alten Enkel Athalarich, einem Sohn ſeiner Tochter Amalaſuntha, die mit einem ſchon vor Theodorich geſtorbenen vornehmen Oſtgothen vermählt geweſen war. Athalarich's Mutter, eine ganz auf römiſche Weiſe gebildete Frau, ſollte bis zu ſeiner Großjährigkeit die Regierung

führen, obgleich die Sitte und das Herkommen einer weiblichen Regierung entgegen waren, und die ostgothischen Großen, welche Theodorich's Überlegenheit in Ordnung gehalten hatte, unter einer solchen Verwaltung mächtiger werden mußten. Selbst ein erfahrener und kräftiger Mann würde kaum im Stande gewesen sein, den Erschütterungen vorzubeugen, denen das Reich der ganzen Lage der Dinge nach ausgesetzt war. Es zeigte sich nämlich gleich nach Theodorich's Tode, daß sein Reich weder durch die angenommene römische Verfassung, noch durch den trefflichen Minister Cassiodor, sondern allein durch die innere Charakterkraft des Herrschers selbst erhalten worden war. Theodorich's Ableben veranlaßte daher im Inneren des ostgothischen Reiches, wie in allen äußeren Verhältnissen der damaligen Welt, eine große Veränderung, und die Folgen der unglücklichen Einrichtung, daß Verfassung und Verwaltung römisch waren, das Militär dagegen und alles, was sich geltend machen konnte, gothisch, traten nur zu bald ein. Amalasuntha fühlte sich wegen der erhaltenen Bildung und wegen des feineren Tones der Römer mehr zu diesen, als zu ihren Landsleuten hingezogen, sie suchte also die Ersteren zu gewinnen, und knüpfte auch mit dem Hofe von Constantinopel Verbindungen an. Sie wollte das Unrecht, das ihr Vater in seinen letzten Jahren den Römern gethan hatte, wieder gut machen, gab ihnen viele Stellen, beschenkte des Boëthius und Symmachus Anverwandte, und ließ, was das Wichtigste war, ihren Sohn nicht zu den Waffen, sondern zu den Wissenschaften anhalten. Darüber gerieth sie mit den gothischen Großen in einen offenen Zwist, so daß sie drei derselben aus dem Wege räumen ließ, und sogar einmal nach Constantinopel zu entfliehen gedachte. Als endlich ihr Sohn in der Blüthe der Jahre starb (534), weigerten sich die Gothen, die Regierung unter ihrer Leitung fortdauern zu lassen. Amalasuntha vermählte sich daher mit einem ihr nahe verwandten Gothen, dessen Bildung sie kannte, dessen Einfluß unbedeutend war, und auf dessen Dankbarkeit sie rechnete.

Der neue Gemahl der Amalasuntha, der durch ihre Wahl König der Ostgothen wurde, war Theodorich's Schwestersohn Theodat. Dieser hatte mit den Künsten und Wissenschaften der Römer auch alle ihre Laster angenommen, und sich seither nur

durch seine Schwelgerei ausgezeichnet, sowie durch die Tücke, mit welcher er seine großen Besitzungen auf Unkosten seiner Nachbarn zu erweitern gesucht hatte. Sein Betragen als Regent entsprach ganz seinem früheren Benehmen, und man muß einen Mann wie Cassiodor beklagen, daß er, weil er seinem Vaterlande nützlich sein wollte, auch einem solchen Herrscher als Minister dienen, und sein Talent den Verbrechen desselben leihen mußte. Theodat war kaum als Mitregent anerkannt, als er die Königin verhaften und aus dem Wege räumen ließ. Der Zustand und die Spaltung, in welche das Reich unter einem solchen Regenten gerieth, ward von Justinian I., dem Nachfolger Justin's I., einem der bedeutendsten Kaiser des byzantinischen Reiches, zur Wiedereroberung von Italien benutzt. Da diese Unternehmung mit der kurz zuvor Statt gefundenen Vernichtung des vandalischen Reiches in Afrika zusammenhängt, so müssen wir den Faden der ostgothischen Geschichte abbrechen, und unseren Blick auf Constantinopel und Afrika richten.

Justinian und sein Vorgänger Justin hatten kurz vorher mehrere Kriege mit den Persern zu führen gehabt, die hauptsächlich dadurch wichtig sind, daß sich in ihnen die beiden Generale bildeten, welche nachher die Vandalen und Gothen nicht sowohl durch Gewalt der Waffen, als vielmehr durch überlegene Kriegskunst besiegten. Diese Männer waren Belisarius und Narses. Der Erste führte den vandalischen Krieg allein, im gothischen dagegen mußte er die Ehre der Eroberung von Italien mit Narses theilen. Belisar hatte sich im Kriege mit den Persern eine so große Erfahrung erworben, und bei einem äußerst bedenklichen Aufstande in Constantinopel seinen Kaiser mit so vieler Entschlossenheit und Geschicklichkeit gerettet, daß Justinian, als er die Wiedereroberung von Afrika und Italien beschloß, ihn schon deshalb zum Anführer gewählt haben würde, wenn auch nicht die allmächtige Gemahlin des Kaisers, Theodora, den begünstigten General empfohlen hätte. Die Vandalen hatten unter Geiserich und dessen Sohn Hunnerich (von 477—471) nicht nur ihre rohen Gewaltthaten gegen die Einwohner ihres Reiches fortgesetzt, sondern auch eine Seemacht errichtet, und sich als Seeräuber ebenso furchtbar gemacht, wie in neuerer Zeit die

türkischen Raubstaaten. Hunnerich's nächste Nachfolger, Guntamund (484—496) und Thrasamund (496—523), waren duldsamer und milderer; aber mit den Räubereien nahm auch die Übung der Waffen und die Kühnheit unter dem herrschenden Volke ab. Zugleich äußerte das afrikanische Klima seine Wirkung, und die Vandalen wurden so weichlich, daß sie in den Kämpfen mit den nomadischen Ureinwohnern des Landes häufig unterlagen, und daß Thrasamund, um sich gegen dieselben behaupten zu können, sich von Theodorich dem Großen eine Hülfsmacht von sechstausend Gothen erbitten mußte. Thrasamund's Nachfolger, Hilderich, verkündete allgemeine Duldung, steuerte dem Raubwesen und trat mit Justinian in enge Verbindung. Dies erweckte Unzufriedenheit im Volke, und es hielt daher dem ehrgeizigen Vetter Hilderich's, Gelimer, nicht schwer, ihn vom Throne zu verdrängen (530). Der griechische Kaiser Justinian verwendete sich zu Gunsten des unglücklichen Hilderich, der nebst seinen Söhnen ins Gefängniß geworfen worden war, und suchte den neuen König, welcher nach der von Geiserich festgesetzten Thronfolge Hilderich's rechtmäßiger Erbe war, durch freundliche Vorstellungen zu bewegen, daß er demselben die geraubte Würde zurückgebe und ruhig seinen Tod abwarte. Gelimer beleidigte aber in dem darüber geführten Briefwechsel den griechischen Kaiser durch bittere und zuletzt sogar höhnische Antworten. Justinian beschloß, die ihm angethane persönliche Beleidigung durch Krieg zu rächen, obgleich alle seine Minister einem Unternehmen widersprachen, welches sogar im Falle der völligen Eroberung des Vandalen-Reiches keinen wahren Vortheil bringen konnte, und doch bedeutende Kräfte in Anspruch nahm, die man viel nützlicher am Euphrat und an der Donau hätte gebrauchen können.

Belisar wurde zum Anführer ernannt, und segelte 533 mit einem Heere nach Afrika. Er ward bei seiner Landung freundlich aufgenommen, weil er bekannt machen ließ, daß er nicht als Feind der Vandalen, sondern als Befreier ihres entthronten Königs komme. Gelimer erwiderte diese Erklärung mit der Ermordung Hilderich's und seiner Söhne. Er war jedoch als Feldherr einem Manne wie Belisar nicht im mindesten gewachsen, und beraubte sich außerdem durch verkehrte Maßregeln selbst aller Hülfsmittel

zur Führung des Krieges. Beliſar dagegen wußte die Häuptlinge der mauriſchen Stämme des Landes zu gewinnen, und benutzte mit großer Gewandtheit alle Blößen, welche Gelimer darbot. Dieſer, der nach Hilderich's Ermordung wahrſcheinlich ſeinen eignen Leuten nicht mehr traute, verlor gleich anfangs die Beſonnenheit, ließ ſich durch den erſten unglücklichen Kampf allen Muth rauben, und gab in Folge davon die Hauptſtadt Karthago den Feinden preis. Als er bald nachher in einem zweiten Treffen geſchlagen wurde, verlor er die Beſinnung ganz. Obgleich er in ſeinem feſten Lager, in welches er ſich zurückgezogen hatte, ſich noch lange hätte vertheidigen können, gab er plötzlich den erſtaunten Feinden Lager, Gepäck und Schätze preis, und floh in eine zwar unzugängliche, aber auch von allen Hülfsmitteln entblößte Bergfeſte. Hier erduldete er, von den Seinigen verlaſſen, mehrere Monate lang unſägliches Elend, und ſah ſich endlich zu einer Capitulation gezwungen (534). Ein griechiſcher Geſchichtſchreiber hat die unglückliche Lage, in welcher Gelimer ſich damals befand, auf poetiſche Weiſe geſchildert; er ſagt, der Vandalen-König habe den griechiſchen General, der ihn umlagert hielt, flehentlich um ein Stück Brod, einen Schwamm und eine Leier bitten laſſen, um das Brod, damit er ſeinen Hunger ſtille, um einen Schwamm, damit er ſeine Thränen trockne, um eine Leier, damit er ſeinen Schmerz durch die Macht der Töne mildere. In dem Vertrage, welchen Gelimer mit den Griechen ſchloß, ward ihm ſelbſt ſein Leben zugeſichert, ſeine Vandalen aber, die man im griechiſchen Heere gebrauchen zu können hoffte, wurden nach Kleinaſien übergeſchifft und dort angeſiedelt. Auf dieſe Weiſe ging das Volk der Vandalen unter; die Zahl desſelben war ſchon bei Geiſerich's Eroberung von Afrika nicht groß geweſen, die nach Aſien gebrachte ſtreitbare Mannſchaft wurde nach und nach durch den Kampf mit den Perſern aufgerieben, und die wenigen Vandalen, welche in Afrika zurückblieben, verloren ſich unter der übrigen Bevölkerung des Landes. Gelimer ſelbſt erhielt, nachdem er zu Conſtantinopel im Triumphe aufgeführt worden war, Güter in Kleinaſien, auf denen er ſein Leben endete.

Die Vernichtung der vandaliſchen Macht zog die Eroberung von Italien nach ſich. Amalaſuntha hatte den Griechen das Ge-

lingen ihrer Unternehmungen gegen Afrika durch einen Vertrag möglich gemacht, in Folge dessen sie die griechische Flotte in den Häfen von Sicilien zugelassen und mit Lebensmitteln versorgt hatte. Schon während des vandalischen Krieges verlangten die Griechen von den Gothen den befestigten Hafen Lilybäum auf Sicilien, weil derselbe früher einmal eine Besitzung der Vandalen gewesen sei. Die Unterhandlungen nahmen nachher eine ernstere Gestalt an, und trugen vielleicht sogar zur Ermordung der Amalasuntha bei. Nach der Unterwerfung von Afrika beschloß Justinian, die durch diesen Mord und durch Theodat's schlechte Regierung entstandene Zwietracht unter den Ostgothen und die Abneigung der rechtgläubigen Italiäner gegen die Herrschaft derselben zu benutzen, um auch Italien zu erobern. Belisar wurde nach Sicilien geschickt, und unterwarf bei den schlechten Anstalten, welche Theodat getroffen hatte, die Insel innerhalb weniger Wochen, während zu gleicher Zeit ein anderes griechisches Heer die Ostgothen in Dalmatien angriff und ihnen dieses Land entriß (535). Der feige König der Ostgothen wurde durch diese von den Griechen errungenen Vortheile so sehr niedergebeugt, daß er sich bereit erklärte, ein förmlicher Vasall des griechischen Kaisers zu werden, ihm einen Tribut zu zahlen und die gothischen Truppen zu seiner Verfügung zu stellen. Ein kleiner Vortheil, den sein Heer in Dalmatien erfocht, machte ihn jedoch wieder trotzig, so daß er sein Anerbieten gleich nachher zurücknahm. Belisar bemächtigte sich hierauf vermittelst eines Verrathes, den ein naher Verwandter Theodat's beging, der besten Landungsplätze von Unteritalien, wo die griechische Sprache Landessprache war. Er kündigte sich den Einwohnern ebenso, wie in Afrika, als ihren Befreier von fremdem Joche an, ward sogleich überall mit Freude aufgenommen, und fand nur in Neapel Widerstand. Theodat that nichts zur Rettung dieser Stadt, sondern blieb mit seinem Heere in der Nähe von Rom stehen, um die Einwohner in Furcht zu halten. Als endlich Neapel nach einem hartnäckigen Kampfe fiel, und von den rohen Barbaren aller Länder, aus welchen Belisar's Kriegsmacht größtentheils bestand, schrecklich mishandelt wurde, brach in dem ostgothischen Heere eine Empörung aus. Theodat wurde abgesetzt, und **Vitiges**, der schon zu Theodorich's Zeit Beweise seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit

gegeben hatte, zum König ausgerufen (536). Theodat entfloh, ward aber unterwegs eingeholt und umgebracht.

Auch Vitiges war nicht im Stande, Belisar aufzuhalten; er wagte nicht einmal Rom zu besetzen, sondern ging nach Ravenna und sammelte hier nach und nach die ganze zerstreute Kriegsmacht der Gothen, war aber schwach genug, zugleich neue Unterhandlungen mit Justinian einzuleiten. Belisar vertrieb die kleine gothische Besatzung aus Rom, und da er wohl fühlte, daß er sich mit den Gothen auf offenem Felde nicht messen könne, so fing er an die Stadt zu befestigen. Unterdessen bedrohten die Franken, welche Justinian zu einem Einfall in Italien hatte bewegen lassen, den gothischen König in seinem Rücken; er eilte aber diese Gefahr durch große Opfer abzuwenden. Schon Theodat hatte mit den räuberischen Fürsten aus Chlodwig's Geschlecht unterhandelt, Vitiges ging noch weiter, und kaufte sie damit ab, daß er ihnen alle gothischen Besitzungen jenseit der Alpen abtrat. Dies half freilich nur auf kurze Zeit; denn bald nachher wurden die fränkischen Könige von neuem Justinian's Bundesgenossen. Zuletzt befehdeten sie sogar Griechen und Gothen zugleich, und die neue Blüthe Italiens, welche Odoaker und Theodorich hervorgerufen hatten, ward in diesem unheilvollen Kampfe sowohl durch die Franken, an die sich nachher auch alemannische Schaaren anschlossen, als durch die Barbaren des griechischen Heeres und durch die Gothen selbst völlig vernichtet. Nachdem Vitiges die von den Franken drohende Gefahr beseitigt, und endlich die ganze Volksmacht der Gothen vereinigt hatte, setzte er sich gegen Rom in Bewegung, und nun ward der ganze Kampf um Italien in der Gegend dieser Stadt zusammengedrängt. Die Vertheidigung Rom's gegen die gesammte gothische Macht ist unstreitig Belisar's größte Kriegsthat, da er mit sehr geringen Mitteln ungemein viel leistete. Freilich zeigten die Gothen bei ihren Angriffen eine auffallende Ungeschicklichkeit, und er selbst war hart genug, die Hauptstadt der Welt wie eine gewöhnliche Festung zu behandeln, und alle Einwohner, welche nicht genug Lebensmittel hatten, oder zur Vertheidigung nicht gerade nöthig waren, nach Calabrien und Sicilien bringen zu lassen. Ein ganzes Jahr hindurch (537) behauptete er die Stadt gegen die Gothen, welche durch den herrschenden

Mangel weit mehr litten, als Belisar und die Römer, weil der größte Theil von diesen entfernt worden war, und weil sich Belisar um die Noth der Römer weniger zu bekümmern brauchte, als Vitiges um seine Gothen. Im Herbst schloß endlich der Letztere einen Waffenstillstand, um des Friedens wegen eine Gesandtschaft nach Constantinopel zu schicken. Er gewährte dadurch dem griechischen Feldherrn den großen Vortheil, daß derselbe sich unterdessen mit Zufuhr versorgen und durch neue Truppen verstärken konnte. Die Zeit des Waffenstillstandes lief ab, ohne daß eine Antwort aus Constantinopel erfolgt war, und Belisar ließ im Frühjahr durch ausgeschickte Heeresabtheilungen eine Stadt nach der anderen im Rücken der Gothen wegnehmen. Vitiges mußte im März 538 die Einschließung von Rom aufheben, und sandte einen Theil seines Heeres als Besatzungen in einige kleineren Städte.

Um diese Zeit fiel Mailand, die größte und blühendste Stadt Italiens nächst Rom, von den Gothen ab, und erhielt eine kleine Hülfsmacht von Belisar. Vitiges hatte schon vorher den Franken Geld gezahlt, um Truppen von ihnen zu erhalten, und da diese auch von den Griechen zum gleichen Zwecke Geld genommen hatten, so veranlaßten sie große Schaaren von Burgundern und Alemannen, statt ihrer nach Italien aufzubrechen. Diese vereinigten sich mit einer kleinen Abtheilung der Gothen und belagerten Mailand. Die unglückliche Stadt hätte gerettet werden können, wenn nicht im byzantinischen Heere Zwietracht ausgebrochen wäre. Damals erschien nämlich eine neue Verstärkung aus Constantinopel unter dem General Narses. Dieser war auf Belisar's Ruhm eifersüchtig, und wagte im Vertrauen auf seinen eigenen großen Einfluß am Hofe, den Befehlen desselben den Gehorsam zu versagen. Darüber ward Mailand eine Brandstätte und ein Ort des Jammers. Die Bürger der Stadt hatten, vergebens auf Hülfe harrend, mit unglaublicher Ausdauer gekämpft, endlich aber erlagen sie aus Erschöpfung den Feinden. Ihr Schicksal war schrecklich. Alle männlichen Einwohner, mehrere hunderttausend an der Zahl, wurden niedergehauen, die Weiber von den Burgundern und Alemannen fortgeschleppt und die Gebäude zerstört. Gleich nachher ward die von den Franken geleistete Hülfe den Gothen ebenso verderblich, als den Italiänern und Griechen; denn die ungeheuere Beute,

welche die Burgunder und Alemannen nach der Eroberung von Mailand mit nach Hause brachte, weckte die Habgier der Franken-Könige und ihrer raubsüchtigen Großen. Der fränkische König Theodebert zog mit einem starken Heere nach Oberitalien, und behandelte Griechen, Italiäner und Gothen auf gleiche Weise (539). Er machte die Lombardei zur Einöde, so daß sein eignes Heer endlich an Allem Mangel litt. Hunger und Krankheiten rafften den einen Theil der fränkischen Schaaren weg, die Anderen eilten über die Alpen zurück.

Um dieselbe Zeit schloß endlich Belisar, nachdem Narses von Justinian zurückgerufen worden war, den gothischen König in Ravenna enge ein, und der Letztere knüpfte hierauf von neuem Unterhandlungen mit dem byzantinischen Hofe selbst an. Man kam dahin überein, daß den Gothen die Lombardei überlassen werden sollte. Dieser Vertrag war für Belisar, welcher gern über die Gothen einen glänzenden Triumph feiern wollte, ein Ärgerniß, und da er bei dem großen Einfluß seiner Gemahlin am Hofe etwas wagen konnte, so verweigerte er die Anerkennung des Vertrags, indem er behauptete, er sei der Einnahme von Ravenna sicher und werde dann den Gothen die Bedingungen vorschreiben können. Hierin betrog er sich freilich; allein die Unentschlossenheit und Furchtsamkeit des gothischen Königs zog ihn aus der Verlegenheit, und er selbst hielt es nicht unter seiner Würde, durch Täuschung und Meineid seinen Zweck zu erreichen. Er gab den Gothen zu verstehen, daß ihr Volk unter byzantinischer Herrschaft mit Beibehaltung aller seiner Einrichtungen fortbestehen könne, wenn nur ein Grieche ihr König sei. Die Gothen, welche ihren König verachteten, gingen darauf ein, Vitiges selbst willigte in seine eigene Demüthigung, und bot dem Belisar die Königswürde an. Dieser erklärte sich scheinbar zur Übernahme derselben bereit, und ward deshalb in Ravenna aufgenommen (540). Kaum hatte er aber die Stadt mit seinen Truppen besetzt, als er sein verdecktes Spiel endigte. Er wies die ihm dargebrachten Huldigungen zurück, und führte die Verwaltung nicht als gothischer König, sondern als griechischer Statthalter. Seine Maßregeln waren übrigens vortrefflich, und die Unterwerfung der Gothen schien auf diese Weise ohne Schwertstreich zu Stande gebracht zu sein, als Belisar

plötzlich abgerufen ward, weil Justinian ihm entweder nicht ganz traute oder auf seinen Ruhm eifersüchtig war.

Die Zurückberufung Belisar's ermuthigte die Gothen. Sie hielten bei Pavia eine allgemeine Versammlung, und erwählten einen ihrer Anführer, Ildebald, zum König. Gerade zu dieser Zeit nahm der Gang der Dinge eine entscheidende Wendung. Der griechische Kaiser mußte seine Schätze und seine besten Truppen zur Bekriegung der Perser anwenden, welche von neuem in das Reich eingebrochen waren; seine Beamten in Italien mishandelten das eroberte Land, und entzogen den Italiänern sogar die Vortheile, die sie unter der gothischen Verwaltung genossen hatten; die Gothen endlich selbst waren durch das Unglück gebessert worden, sie warfen die Fesseln des Römerthums, welche Theodorich ihnen angelegt hatte, wieder ab, entsagten der Civilisation, um der dadurch unzertrennlichen Sklaverei zu entgehen, und schöpften aus ihrem wiederbelebten Nationalcharakter neue Kraft. Freilich konnten sie zu ihrer vormaligen Einfalt und Armuth nicht zurückkehren, sie behielten vielmehr die von den Italiänern angenommenen Laster bei, und vereinigten dieselben mit der Rohheit ihres früheren Naturzustandes. Übrigens ward Ildebald, welcher gleich anfangs mit den Anhängern der alten königlichen Familie in Zwist gerathen war, schon nach kurzer Zeit ermordet, und auch sein Nachfolger, der Rugier Erarich, der sich entweder mit Gewalt oder durch die Hülfe seiner Landsleute der Herrschaft bemächtigte, starb schon fünf Monate nach seinem Regierungsantritt eines gewaltsamen Todes. Die Gothen hatten gegen den Letzteren einen ihrer Führer, Totilas, erwählt (541), und in diesem erhielten sie endlich einen tüchtigen Feldherrn und Regenten.

Totilas Erhebung gab dem Kriege eine ganz veränderte Gestalt. Die Gothen selbst fühlten, daß es sich nicht um eine bloße Eroberung, sondern um die Selbstständigkeit ihrer Nation handle, von den damaligen griechischen Anführern besaß kein einziger militärisches Talent, und der neue gothische König war ein Mann, gegen den die Feinde nur unter einem Belisar etwas auszurichten vermochten. Totilas erfocht bei Faënza einen entscheidenden Sieg, drang dann erobernd bis nach Calabrien vor, und nahm sogar Neapel, die festeste Stadt von Unteritalien, ein. Dabei bewies er,

während seine Gothen Alles verheerten, soviel als möglich Milde und Schonung, und zeigte einen Edelmuth, der die auf ihre Rechtgläubigkeit und Bildung stolzen Griechen beschämte. Als Neapel gefallen war, schickte endlich Justinian Belisar aufs neue nach Italien (Frühjahr 544); allein man gab ihm ein so schwaches und schlecht ausgerüstetes Heer mit, daß er nichts Bedeutendes unternehmen konnte. Totilas schloß endlich Rom ein, und Belisar vermochte ungeachtet aller Anstrengungen die Stadt nicht zu retten. Sie ward nach einer langen Belagerung, bei der die Einwohner den gräßlichsten Mangel erduldeten, von den Gothen besetzt (546). Totilas mußte nach der Einnahme der Stadt seinen Gothen freilich eine Plünderung erlauben, doch traf er die besten Maßregeln zur schnellen Wiederherstellung der Ordnung, so daß nur wenige Römer das Leben verloren. Sowie er auf diese Weise seinen edeln Sinn bewährte, so zeigte er, was selten damit verbunden ist, gleich nachher die Eigenschaften eines klugen Staatsmannes: er ließ sich nämlich durch die augenblickliche Gunst der Umstände nicht blenden, sondern benutzte die Eroberung von Rom zu einem Friedens-Anerbieten, welches freilich auf Belisar's Rath nicht angenommen wurde. Der Gang des Krieges machte es kurze Zeit nachher nöthig, daß Totilas wieder von Rom abzog. Da er keine Besatzung zurücklassen wollte, so zerstörte er einen Theil der Mauern, und beschloß, auch Hadrian's Grabmal und andere großen Gebäude, welche als Castelle dienen konnten (s. oben S. 291), zu vernichten; er stand aber davon sogleich wieder ab, als Belisar *ihn durch einen Abgesandten bitten ließ, nicht die größten Werke des größten Kriegsvolkes muthwillig zu zerstören.* Unmittelbar *nach Totilas Entfernung* (Februar 547) besetzte Belisar die offene Stadt, und *ließ die Lücken ihrer Mauern* nothdürftig ausfüllen. Manches Bauwerk der ewigen Stadt fand dabei seinen Untergang, weil Belisar, um Zeit zu ersparen, es der behauenen Steine wegen niederreißen ließ. Auch in anderen Städten hatte Belisar, weil er den Kampf auf offenem Felde nicht wagen konnte, Mauern und Gebäude niederreißen lassen, und von den Gothen war dasselbe geschehen, um den Griechen ihre Zufluchtsorte zu rauben. Auf diese Weise breitete sich die Verwüstung, als eine nothwendige Kriegsmaßregel, über ganz Italien aus; viele Tempel, Grab-

mäler, Theater und andere großen Werke der alten Zeit wurden damals zerstört, und was die Gothen und Griechen verschonten, ward von den fränkischen und alemannischen Raubschaaren vernichtet. Erst während dieses Krieges ging daher die alte Cultur und Pracht Italiens unter; alle früheren Einfälle der Barbaren hatten nur vorübergehendes Unglück herbeigeführt, aber von jetzt an wurde die Verwüstung nicht allein ärger, sondern sie nahm auch kein Ende mehr.

Während der Krieg im mittleren und unteren Italien mit verdoppelter Wuth fortgesetzt ward, überschwemmten die Franken aufs neue die Lombardei, und zogen raubend und zerstörend bis zum Var einerseits und bis ins Venetianische andererseits (548). Belisar, der, weil er von Constantinopel aus nicht unterstützt ward, keine seines Namens würdige Unternehmung machen konnte, suchte beim Kaiser um seine Abberufung als um eine Gnade an, und erhielt sie auch (549). Bald nach seiner Entfernung fiel Rom wieder in die Hände des gothischen Königs, welcher damals noch milder verfuhr, als bei der ersten Eroberung. Totilas rüstete um diese Zeit auch eine Flotte aus, um Sicilien den Griechen zu entreißen, er hatte aber daselbst kaum festen Fuß gefaßt, als er durch eine stärkere griechische Flotte zur Heimkehr genöthigt wurde. Er verwüstete dagegen einen Theil der jonischen Inseln, nahm griechische Proviantschiffe weg, und besetzte sogar Sardinien und Korsika. Dies war aber auch der Gipfel seines Glückes; denn gleich nachher erschien ein neues und zahlreiches griechisches Heer unter Narses, dem Günstling des byzantinischen Hofes, in Italien (552), und dieser hatte Einfluß genug, sich die nöthigen Gelder zu verschaffen, um sowohl Barbaren anzuwerben, als auch Vorräthe zu sammeln. Er umging das gothische Heer, welches Totilas ihm unter Tejas Führung entgegengesandt hatte, sowie die fränkischen Schaaren, die sich damals mit den Gothen verbunden hatten, und lieferte der Hauptmacht der Letzteren bei der Alt-etruristhen Stadt Iguvium (Gubbio oder Eugubbio) eine entscheidende Schlacht (Juni 552). Totilas leistete in dieser Schlacht alles, was man von einem erfahrenen und gebildeten General erwarten konnte, und seine Gothen stritten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit; Narses trug aber den Sieg davon, weil er in seinem aus den

verschiedensten Völkern zusammengesetzten Heere alle Waffengattungen, besonders aber treffliche Bogenschützen hatte, und davon einen sehr geschickten Gebrauch machte, während die Gothen ihre leichten Truppen nicht bei sich hatten, und nur aus der Nähe mit Schwert und Lanze fochten. Sechstausend Gothen, der Kern der gothischen Kriegsmacht, fielen, und der König selbst starb kurz nachher an einer in der Schlacht empfangenen Wunde.

Die Gothen wählten in einer Versammlung bei Pavia Tejas an die Stelle ihres gefallenen Königs (552). Ihre Lage war sehr schwierig, weil sie in zwei Theile getrennt waren, von denen der eine in Oberitalien, der andere in Unteritalien stand. Tejas wußte aber die Griechen zu täuschen, und die beiden Theile seiner Landsleute mit einander zu vereinigen. Er warb zugleich um alemannische Hülfstruppen, und suchte bis zur Ankunft derselben einer Schlacht auszuweichen. Dabei bewies er eine militärische Geschicklichkeit, die selbst in unserer Zeit, wo die Kriegswissenschaft so sehr fortgeschritten ist, Bewunderung erregt. Zwei Monate lang behauptete er sich in einer festen Stellung am Fuße des Vesuv, und machte es den Feinden unmöglich, ihn mit einigem Vortheile anzugreifen. Endlich ward er durch den Verrath des Anführers seiner Flotte, die ihn bisher mit Lebensmitteln versorgt hatte, außer Stand gesetzt, sich länger zu halten Es blieb ihm nur die Wahl zwischen einer Capitulation und einem Kampfe der Verzweiflung. Er wählte den Kampf, obgleich er ihn unter den ungünstigsten Umständen wagen mußte. In dieser Schlacht, die den Untergang eines der germanischen Hauptvölker herbeiführte, fochten die Gothen mit einem Muthe, der kaum seines Gleichen hat. Tejas fiel tapfer kämpfend schon am Ende des ersten Tages; die Gothen setzten aber den Kampf auch am folgenden Tage bis zum Abend fort, obgleich an keinen Sieg mehr zu denken war. Sie waren entschlossen, bis auf den letzten Mann zu kämpfen; Narses ließ aber, um seine Truppen nicht unnöthiger Weise leiden zu lassen, den verzweifelten Kriegern leidliche Bedingungen anbieten. Tausend Gothen nahmen diesen Vertrag, nach welchem sie sich in die Gegenden, wo ihre Güter waren, zerstreuen und ihre Schätze behalten sollten, nicht an, sondern sie bahnten sich mit dem Schwerte in der Hand den Weg

nach Oberitalien, wo ſie ſich mit den Franken und Alemannen vereinigten. Dieſe waren nämlich, ſiebenzigtauſend Mann ſtark, unter der Anführung zweier Brüder, Buccellinus und Leutharis, über die Alpen gezogen, und drangen verheerend nach dem mittleren und unteren Italien. Narſes, der ſich einer ſolchen Menge kriegeriſcher Barbaren im offenen Felde unmöglich widerſetzen konnte, ergriff ſehr kluge Maßregeln. Er ſuchte die feſten Städte zu behaupten, gab das platte Land preis, erwartete die nachtheilige Wirkung, welche das Klima auf die Barbaren üben mußte, und ließ ſich nur unter den günſtigſten Umſtänden in einen Kampf ein. Er täuſchte ſich nicht: die Barbaren erlagen dem Klima, dem Mangel an Lebensmitteln und dem Schwerte der Griechen, und von der ganzen Schaar ſollen nur fünf Alemannen ihr Vaterland wiedergeſehen haben. Nach ihrem Untergange ward es dem griechiſchen Feldherrn nicht ſchwer, auch die Reſte der Gothen, die ſich hier und da noch vertheidigten, zu unterwerfen (bis zum Jahre 555 oder 563). Italien blieb einige Zeit hindurch eine Provinz des oſtrömiſchen Reiches, und ward von Narſes als kaiſerlichem Statthalter im Ganzen genommen auf dieſelbe Weiſe, wie früher von Odoaker und Theodorich, regiert.

XVI. Religion, Bildung und Literatur in den letzten zwei Jahrhunderten des Alterthums.

1. Das Christenthum

Die Entstellungen, welche die christliche Lehre früher erfahren hatte, das Aufkommen eines Priesterstandes und der dogmatischen Wissenschaft mit ihrem Schulgezänke, die Entstehung einer Hierarchie im römischen Reiche und der Misbrauch, den die Priester, der Hof und die erschlaffte vornehme Welt mit dem göttlichen Worte Christi trieben, wirkten auf Staat, Sitten und Bildung sehr verderblich ein. Wir müssen diese Wirkungen des veränderten Christenthums nachweisen, weil sie für die innere und äußere Geschichte der letzten Zeiten des Alterthums und für die Erkenntniß des Mittelalters höchst wichtig sind. Wenn wir dabei den wohlthätigen Einfluß des Christenthums im Einzelnen nur gelegentlich erwähnen, so hat dies seinen Grund durchaus nicht in einer Verkennung desselben, sondern in seiner für die damalige Welt im Allgemeinen untergeordneten Bedeutung. Das Christenthum hat zu allen Zeiten, selbst bei dem ärgsten Misbrauche, welchen Menschen mit den göttlichen Wahrheiten desselben trieben, seine beseligende und veredelnde Wirkung geäußert. In den Jahrhunderten aber, von welchen hier die Rede ist, übte das Christenthum sogar durch die seinem Wesen so sehr widerstreitende Form, die man ihm gegeben hatte, den wohlthätigsten Einfluß aus. Nur in dieser Form nämlich konnte es ebensowohl bei den erschlafften Römern und Griechen, als bei den rohen Barbaren, welche berufen waren die Welt zu erneuen, Eingang finden, um

den Ersteren den nöthigen Trost und Halt zu gewähren, und in dem wilden und raubgierigen Gemüthe der Letzteren die Keime eines edleren Daseins zu entwickeln.

Eine der wichtigsten Folgen der veränderten christlichen Lehre und Verfassung war die dem griechischen und römischen Alterthume sonst fast ganz fremd gebliebene Verfolgung der Meinungen. Die Welt ward, sobald das Christenthum Staatsreligion geworden war, durch dieselbe Religion, welche die Menschenliebe als höchste Pflicht predigte, in Secten zerrissen und zu Haß und Zwietracht entflammt. Von Constantin's Übertritt an wurden fast beständig alle die Meinungen und Menschen verfolgt, welche dem System der herrschenden Geistlichen entgegen waren, und die Härte, mit der dies geschah, vermehrte die Verfolgungswuth in den Ländern, in welchen die entgegengesetzte Ansicht eine officielle Geltung hatte. Der Streit über Glaubenslehren ward auf diese Weise den unglücklichen Einwohnern des sinkenden Reiches verderblicher, als manche Kriege, und führte in vielen Provinzen sogar noch größeres Elend herbei, als die Einfälle der Barbaren. In Afrika übten z. B. die Vandalen, von ihren Geistlichen angetrieben, mehr Grausamkeiten aus, als sie vor ihrer Bekehrung zum Christenthum jemals ausgeübt hatten. Wie verderblich der Streit der Arianer und Athanasianer in allen Theilen des Reiches waltete, ist bereits in der politischen Geschichte angedeutet worden. Diese unfruchtbaren Zwistigkeiten über unerforschliche Glaubenssätze nahmen alle Klassen des Volkes so sehr in Anspruch, daß man das Interesse an jeder anderen öffentlichen Angelegenheit verlor. Volk und Hof sahen unbesorgt das ganze Reich von Hunnen, Gothen und anderen Barbaren bedroht, aber an dem Gezänk der Bischöfe nahmen sie den lebhaftesten Antheil. Die Ketzer, d. h. in dem einem Theile die Arianer, in dem anderen die Athanasianer, wurden wie Verbrecher von Staats wegen verfolgt und grausam mishandelt. Unter Honorius entstanden sogar förmliche geistliche Inquisitions-Gerichte, und es wurden also die schrecklichsten Einrichtungen des Mittelalters bereits eingeführt, noch ehe das römische Reich untergegangen war. Dieser Verfolgungsgeist, der durch jede neu entstehende Glaubensansicht neue Nahrung erhielt, richtete sich natürlich auch gegen das Heidenthum. Man

beschränkte sich dabei aber nicht auf die Ausrottung des alten Götterdienstes, sondern die Wuth des Fanatismus zerstörte auch alles Schöne und Große, was auf irgend eine Weise mit demselben in Verbindung stand. Theodosius der Große begann die fanatische grausame Verfolgung des Heidenthums; schon seine Söhne Arkadius und Honorius überboten ihn darin, und erließen Zerstörungs-Dekrete gegen die alten Kunstwerke. Die Tempel wurden theils niedergerissen, theils den Christen übergeben, die Götterstatuen zerbrochen, ja selbst Bildsäulen und Grabmäler verdienter Männer zerstört. Die einzelnen Theile dieser Kunstwerke warf man in tiefe Gruben oder in die Grundlagen neuer Gebäude; die Steine der niedergerissenen Tempel verwendete man nach türkischer Manier zur Ausbesserung der Brücken, Heerstraßen und Wasserleitungen.

Durch diese Verfolgungen und durch die traurigen Zeitverhältnisse überhaupt würde die Sittlichkeit völlig untergraben worden sein, wenn nicht der tiefere Gehalt des Christenthums auch in der größten Entartung wirksam geblieben wäre, und der Fanatismus der verschiedenen Religionsparteien mitten unter den gegenseitigen Verfolgungen die rührendsten und bewunderungswürdigsten Beweise von Standhaftigkeit hervorgerufen hätte. Wenn man an die unerhörten Qualen der verfolgten Parteien in Afrika und in anderen Gegenden oder an die Hartnäckigkeit denkt, mit welcher die Geistlichkeit und das von ihr aufgeregte Volk zuweilen gegen die weltliche Regierung auftraten, so muß man sogar staunen, daß bei einem und demselben Geschlecht von Menschen die größte Schlaffheit mit der größten Heftigkeit und Ausdauer vereinigt sein konnte. Die letzten Zeiten des Alterthums bieten uns auf diese Weise eine eigenthümliche und, so oft sie sich auch in der Geschichte wiederholt, sehr überraschende Erscheinung dar. Die Bewohner eines ganzen Reiches sehen Verfassung und Freiheit, Recht, Gerechtigkeit und Menschlichkeit ruhig untergehen, sie ertragen den Druck der grausamsten Despoten und die unwürdige Knechtschaft unter rohen Barbaren aufs geduldigste, sie haben allen Sinn für Wahrheit und Tugend verloren, und doch dulden sie für die Schattenbilder von Beiden nicht allein Unglaubliches, sondern sie kämpfen auch mit Muth und Ausdauer dafür. Außer-

dem weckte und nährte gerade das Unglück der Zeiten den Sinn für Menschenliebe, den die Wuth des Fanatismus und der herrschende Eigennutz zu ersticken drohten, und die christliche Lehre von Mildthätigkeit, obgleich sie zum Müßiggang und zur Herabwürdigung des großen Haufens Veranlassung gab, linderte die Übel, welche durch die Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung herbeigeführt worden waren. Die oben angeführten Beispiele aufopfernder Liebe eines Paulinus von Nola und eines Theogratias (s. S. 527 f.), die sich leicht durch andere aus anderen Provinzen des Reiches vermehren ließen, zeigen aufs deutlichste, wie das Christenthum gerade in der für uns und unsere Zeiten höchst unpassenden Form, die es durch die Concilien erhalten hatte, für jene Zeiten und Menschen wohlthätig ward.

Eine für die christliche Religion, wie für den Staat sehr wichtige Sache war die Stellung, welche die Kirche und die Geistlichkeit seit Constantin dem Großen erhalten hatten. Damals begann eine in der Weltgeschichte ganz neue Erscheinung, welche durch das Mittelalter hindurch fortdauerte, daß nämlich die ganze innere Bewegung im Staat und die Kraft sie zu erregen auf die Kirche und auf die Geistlichkeit übergingen. Der Staat kam völlig in die Gewalt der Kirche. Die Bischöfe erhielten ein heiliges Ansehen, die Kirchenversammlungen galten für eine Art von göttlichen Gerichten oder für die zur Gesetzgebung in der Christenheit verordneten und dazu durch wunderbare Wirkung des heiligen Geistes befähigten Vereinigungen der gottgeweihten Nachfolger der Apostel, und gegenüber den höchsten Geistlichen des Reiches hatten einige Kaiser dieselbe demüthige Stellung, welche nachher den deutschen Kaisern von den Päpsten angewiesen ward. Übrigens hatte dieses Verhältniß der Kirche zum Staat auch seine wohlthätige Seite. Bischöfe wie Ambrosius und Chrysostomus waren durch ihre Macht dem Volke und seinen Rechten oft nützlich, und man vergaß in einem militärisch-despotischen Staate das Gefährliche der neuen hierarchischen Gewalt um so lieber, als die Nation nur durch die Geistlichkeit einen Einfluß auf die Gesetzgebung und einen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten erhielt. Während die weltlichen Behörden damals immer als Dienerinnen der Tyrannei und als Feinde des Volkes erschienen, kräftigte sich die geistliche Macht zu-

weilen als Freundin und Beschützerin desselben. Ein recht deutliches Beispiel davon gibt das oben (S. 499 f.) angeführte Benehmen des heiligen Ambrosius gegen Theodosius den Großen. Ebenderselbe Ambrosius behauptete gegen Valentinian's II. Mutter, Justina, die Rechte der Athanasianer an die Kirchen, welche diese ihnen entreißen wollte, und stand dabei wie eine förmliche Macht der Kaiserin gegenüber. Mit nicht geringerem Erfolge widersetzte sich Ambrosius nachher den Bestrebungen Arbogast's, als dieser sich durch Begünstigung des Heidenthums im Besitze der kaiserlichen Macht zu befestigen suchte. Die nämliche Stellung und Macht hatte der heilige Chrysostomus als Erzbischof von Constantinopel: er bildete eine förmliche Opposition gegen Arkadius und seinen Hof, und die innere Geschichte des byzantinischen Reiches drehte sich eine Reihe von Jahren hindurch hauptsächlich um ihn und sein Verhältniß zum Hofe. Leider war dieser wohlthätige Einfluß der Hierarchie nicht die Regel, sondern die Geistlichkeit bildete nur in einzelnen Fällen ein Gegengewicht gegen die weltliche Despotie; gewöhnlicher Weise war sie mit dieser vereinigt, um jedes freie Streben zu unterdrücken und die herrschende Form in der Kirche und im Staate aufrecht zu erhalten. Die christliche Religion, die den Despotismus einer militärischen Regierung hätte mildern sollen, ward auf diese Weise eine der Hauptstützen für die Anmaßungen und Ungerechtigkeiten der Staatsgewalt.

Mit der Veränderung, welche in der Ansicht vom Wesen des Christenthums und in den äußeren Verhältnissen der Kirche eingetreten war, erhielt auch der Gottesdienst einen ganz anderen Charakter. Früher war bei den christlichen Versammlungen das Vorlesen der Evangelien und der Schriften der Apostel Hauptsache gewesen. Jetzt dagegen hörte man dort Vorträge über die Streitigkeiten der Geistlichen oder über Mönchsmoral, und die Einbildungskraft der Zuhörer wurde durch die Ceremonien eines Cultus beschäftigt, der sich ganz nach jüdischem und heidnischem Muster gebildet hatte. Man muß sogar geradezu sagen, daß die Hörsäle der Sophisten in die Kirche verlegt wurden. Die Prediger strebten, wie diese, nach Pomp und Schein, und zogen den Klingklang der Worte der Wahrheit und Kraft der Gedanken vor. Unter den Zuhörern ward das Nachschreiben der Predigten in der

Kirche ebenſo eifrig getrieben, als vorher das Nachſchreiben der leeren Declamationen in den Hörſälen der Sophiſten. Ja, man beklatſchte ſogar die Prediger, wie früher die Sophiſten, und jene hielten ebenſo in der Kirche, wie zu unſerer Zeit die Schauſpieler in den Theatern, eine Schaar gedungener Klatſcher, die an gewiſſen Stellen lauten Beifall gaben. Selbſt ein Mann, wie Gregor von Nazianz, der zu den frömmſten und verdienteſten Kirchenlehrern ſeiner Zeit gehörte, duldete nicht allein ſolchen Unfug, ſondern er beförderte ihn auch. In eben dem Maße, als das Predigen einen theatraliſchen und ſophiſtiſchen Charakter erhielt, wurde auch das Herſagen gewiſſer Gebetsformeln oder die rein mechaniſche Andachtsübung herrſchend. Zu gleicher Zeit wurde die heidniſche Muſik in den Gottesdienſt aufgenommen, um die Phantaſie und die Sinne zu beſchäftigen, während man den Verſtand abſichtlich einſchläferte. Die Einführung des Kirchengeſanges fand übrigens zuerſt im Orient Statt, und ging von dort in das Abendland über. Derſelben Zeit gehört ferner auch die Einführung gewiſſer ſymboliſcher Handlungen, wie des Anhauchens, des Räucherns, des Bezeichnens mit dem Kreuze, an. Kurz, die einfache Religion des Herzens ward in einen prunkvollen, ſklaviſchen Hofdienſt der Gottheit verwandelt. Damit ſtand denn die Verehrung der Reliquien, der Dienſt der Heiligen und die Einſetzung vieler Feſt- und Feiertage auf ganz natürliche Weiſe in Verbindung. Mit den Gebeinen der Heiligen ward ein Misbrauch getrieben, der die chriſtliche Religion in ein förmliches Heidenthum verwandelte. Man ſchob die Märtyrer und Heiligen nach und nach den ehemaligen Göttern unter, und wies ihnen wie jenen Elemente, Meere, einzelne Länder und Städte zur beſonderen Beſchützung an. Die großen Erinnerungen der früheren Zeit wurden völlig verdrängt und durch die Verherrlichung der Apoſtel und Märtyrer erſetzt. Schon früh finden wir der Sonntagsfeier, ſowie der kirchlichen Andacht am Sonnabend, am Freitag und ſogar auch am Mittwoch erwähnt. Als beſondere Feſttage feierte man bis zum Ende des vierten Jahrhunderts nur das Leiden und die Auferſtehung Chriſti, die Himmelfahrt und das Pfingſtfeſt. Bald kam das Feſt der Taufe Chriſti und das Feſt ſeiner Geburt hinzu. Nicht lange nachher ſtiftete man durch Einführung der Faſtenzeit auch

eine Art christlicher Saturnalien; auf die vierzig Fastentage folgten nämlich von Palmsonntag an zwei Wochen, in denen man sich durch Müßiggang und Ausgelassenheit entschädigte: alle Geschäfte ruhten dann, der schnelle Übergang von Buße und Entbehrung zu rauschender Lust erhöhte den Genuß, und der Neigung südlicher Völker zu Müßiggang und sinnlichen Freuden war gerade durch diesen Gegensatz recht gefröhnt.

So wurde das ganze Leben in eine kirchliche Uebung umgewandelt, und zugleich die göttliche Religion Christi zu den gemeinen Zwecken der Sinnlichkeit mißbraucht. Man hat zwar in unserer Zeit alle diese Dinge auch anders aufzufassen und als große und herrliche Erscheinungen darzustellen gesucht, und man hat dabei namentlich auf die in jenen Zeiten entstandene und durch das ganze Mittelalter fortdauernde christliche Kunst hingewiesen; allein gesetzt auch, eine solche Ansicht ließe sich begründen, so könnte man doch die Folgen aller dieser Entstellungen der christlichen Religion nicht hinwegläugnen, die sich im Mittelalter allenthalben und noch gegenwärtig in Italien und Spanien zeigen. Jene christliche Kunst insbesondere entschädigte nur einige Wenige, welche Sinn für Kunst hatten, dafür, daß Alle den inneren und einzig wahren Gottesdienst dem äußeren aufopferten. Aus den einfachen Sälen, in denen sich die ersten Christen zu gemeinschaftlicher Andacht und zu brüderlichen Mahlen versammelt hatten, waren glänzende Kirchen geworden, die nach dem Muster der heidnischen Tempel oder anderer öffentlichen Gebäude mit Marmor geschmückt und durch Bildhauereien verziert waren. Dies war eine natürliche Folge der Ausbreitung des Christenthums, ebenso wie die Vertauschung der einfachen Geräthe der ersten Kirche mit kostbaren. Die Kunst selbst gewann dadurch nicht, im Gegentheil, sie verlor. Die Zeichen und Gebräuche der neuen Religion waren orientalisch und fremd, sie paßten daher wohl zu der neuen Art und Weise der Verwaltung und zu dem ganz veränderten Geiste des Lebens, aber sie waren nicht mit den alten nationalen Zeichen und mit den schönen Kunstformen des klassischen Alterthums zu verbinden. Diese wurden daher nicht nur durch die Hinzufügung von jenen entstellt, sondern man zerstörte sie auch mit fanatischer Wuth, und raubte so der Menschheit einen bedeutenden Theil der herrlichsten Kunstbildungen,

an denen die Nachwelt sich hätte erheben und erfreuen können. Anfangs suchten sogar einige der angesehensten Geistlichen der Kunst und ihrer Anwendung auf den Gottesdienst entgegen zu wirken. Chrysostomus und viele Geistlichen des Orients eiferten, gestützt auf das Mosaische Gesetz, das sie auch für Christen verbindlich achteten, gegen jede Art von bildlicher Darstellung Christi oder der Apostel und Heiligen, und der heilige Augustinus erklärte die Bilderanbeter für Leute, die den Namen Christen nicht verdienten; allein diese Männer waren, so großen Einfluß sie auch sonst hatten, nur dann mächtig, wenn sie dem Zeitgeist huldigten, gegen diesen vermochten auch sie nichts. Es lag in dem Charakter der Zeit, daß man nach sinnlichen Eindrücken haschte, daß man sich an Glanz und Pracht erfreuen wollte, und den Gottesdienst durch bildliche Darstellungen genußreicher zu machen suchte. Aber eine Kunst, zu welcher man auf diesem Wege gelangte, konnte die untergegangene alte nicht im geringsten ersetzen. Statt nach wahrer Schönheit und nach innerer Bedeutung der Formen strebte man nach Glanz und Reichthum. Ja, man verlor den Sinn für das Schöne völlig, und scheute sich z. B. nicht, die Abbildung eines Marterwerkzeuges und anderer christlichen Zeichen an Gebäuden und Denkmälern des Alterthums anzubringen, die dadurch nothwendiger Weise entstellt wurden. Auch die Wahl der Gegenstände für neue Kunstwerke verräth eine Zeit, die für wahre Kunst keinen Sinn hatte. Gerade solche Gegenstände des alten und neuen Testaments, die sich am besten als Stoffe für künstlerische Darstellung eigneten, wurden am seltensten gewählt. Es ist überhaupt in Betreff der Darstellungen der ersten christlichen Kunst interessant zu sehen, daß sich auch im Religiösen und Moralischen die Ordnung ebenso umkehrte, wie im Politischen. Die häufigsten Darstellungen waren Bilder von Märtyrern, Bischöfen und Mönchen, während die Statuen der alten Zeit fast nur Kriegshelden und Staatsmänner dargestellt hatten. Es wurden also die Bilder derjenigen, welche in der Verborgenheit und bei Gott ihre Belohnung hätten finden sollen, der Nachwelt überliefert, die Denkmäler derer aber, die für das Leben thätig gewesen waren, um im Andenken der Nachwelt fortzuleben, wurden vertilgt.

Aus der nämlichen Ansicht vom Leben ging auch das Eremiten-

und Mönchswesen hervor. Diese bisher dem Abendlande ganz fremden Erscheinungen, welche mehr als irgend eine andere Neuerung den Geist des ächten und thätigen Christenthums verdrängen halfen, hatten ihren Ursprung im Orient, wo der thörichte Aberglauben vom Verdienst der Selbstpeinigung und des Ertödtens der Sinnlichkeit seit der Urzeit einheimisch war. Man leitet die Entstehung des christlichen Eremitenwesens und Mönchthums gewöhnlich von Egypten her. Hier hatte schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts, zur Zeit der Verfolgung des Kaisers Decius, Paulus von Theben sich in eine einsame Grotte zurückgezogen, um durch ein blos betrachtendes Leben und durch Fasten und Kasteiungen sich ein vermeintliches Verdienst vor Gott zu erwerben. Er wird für den ersten der vielen christlichen Einsiedler oder, wie sie in der griechischen Sprache hießen, der Eremiten, Anachoreten und Mönche gehalten. Als die Stifter des eigentlichen Klosterwesens aber sieht man Antonius und Pachomius an, weil das von ihnen gegebene Beispiel Nachahmung fand, und die Ausbreituug des Mönchthums bewirkte. Antonius war ebenfalls ein Egypter, und wurde um das Jahr 251 geboren. Er zog sich schon früh in die Einsamkeit zurück, um der Sinnlichkeit abzusterben und ungestört frommen Betrachtungen, stillen Andachtsübungen und strengen Kasteiungen zu leben. Er erwarb sich dadurch bald den Ruf der Heiligkeit und Wunderthätigkeit, ward nicht blos von der großen Menge, sondern sogar von Constantin und andern Kaisern geehrt, und reizte viele Männer, seinem Beispiele zu folgen. Die Einöden Egyptens füllten sich bald mit Eremiten-Zellen, und auch in Syrien und Palästina traten schon zu Antonius Lebzeiten viele Einsiedler auf. Als er 356 in einem Alter von hundert und fünf Jahren starb, war aus dem Eremiten-Wesen bereits das eigentliche Mönchthum entstanden. Sein jüngerer Zeitgenosse Pachomius hatte nämlich auf einer Nil-Insel in Ober-Egypten eine große Zahl Eremiten zu einem gemeinschaftlichen Leben der Entbehrung und Selbstpeinigung in der Weise vereinigt, daß sie ihre Zellen oder Hütten auf einem und demselben Platze aufschlugen. Man nannte solche Eremiten-Genossenschaften im Griechischen Cönobien, d. i. Vereine, im Lateinischen Claustra (Klöster), d. i. Einschließungen, und übertrug auf die Theilnehmer derselben den Namen Mönche,

welcher eigentlich nur so viel als Eremiten bedeutete. Schon Pachomius stiftete auch Nonnenklöster. Übrigens dauerte neben dem Mönchthum, das sich bald über alle Länder des Orients und seit der Mitte des vierten Jahrhunderts auch im Abendlande verbreitete, das Eremiten-Wesen nicht allein fort, sondern es erhielt auch eine zunehmende Bedeutung für die Kirche und das Leben. Die christlichen Büßer wurden von allen Enden her in ihrer Einsamkeit aufgesucht, ihre Worte galten für Orakel, ihren Gebeten und Handlungen schrieb man eine wunderthätige Kraft zu. Man wählte sie vorzugsweise zur Besetzung der Bisthümer, und der Einfluß ihrer Grundsätze auf das Leben wurde noch dadurch sehr vermehrt, daß Constantin sie der weltlichen Gerichtsbarkeit entzog. Das Christenthum erhielt in den Eremiten, Büßern und Selbstpeinigern eine eigenthümliche Art von Helden, deren Ruhm ebenso groß wurde, als der der Kriegshelden und Staatsmänner von Griechenland und Rom, und zur Verbreitung der sonderbarsten Grundsätze und Ansichten ebenso viel beitrug, als das Andenken der Letzteren einst auf die Belebung des Patriotismus und des kriegerischen Muthes gewirkt hatte. Die Geschichte dieser Helden zeigt uns eine Menge der auffallendsten Verirrungen und eine so rasche und ausgedehnte Verbreitung derselben, daß wir darüber erstaunen müssen. Palästina, Syrien und Egypten wimmelten, wie sich ein gleichzeitiger Geschichtschreiber ausdrückte, von Einsiedlern und Mönchen. Von dem einen dieser vielen Büßer rühmte man, daß er durch sein Gebet Krankheiten heile, und, was besonders hervorzuheben ist, daß er nicht lesen könne, von einem Andern, daß er in dreißig Jahren kein Wort gesprochen habe, von einem Dritten, daß er Feuer im Schoße seines Gewandes tragen könne, von einem Vierten, daß er die Gedanken aller Menschen errathe.

Im Orient waren die Schaaren von Mönchen und Einsiedlern bald so groß, daß sie alle Klassen und Stände in sich faßten. Sie erregten sogar häufig Unruhen, und waren bei jeder Gelegenheit bereit, ihren eigensinnigen Fanatismus mit gewaffneter Hand durchzusetzen. Um den Charakter dieser Zeiten und eine dem Orient bis auf den heutigen Tag eigenthümliche Erscheinung anschaulich zu machen, muß hier noch die Geschichte zweier Männer berührt werden, die man freilich eher in Indien und Persien unter den

Büßern des Wischnu und den Fakir's und Derwischen des Islam, als unter den Christen suchen würde. Es sind die Heiligen Simeon und Daniel. Der Erstere suchte ein Verdienst darin, auf der Spitze einer Säule zu wohnen, und gab dadurch zur Entstehung der sogenannten Styliten oder Säulenheiligen Veranlassung. Er brachte nicht weniger als vierzig Jahre stehend auf Säulen zu, und zwar zuletzt auf einer Säule von 36 Ellen Höhe. Sein Ruhm ward so groß, daß die Kaiserin Eudokia, um den Ausspruch der Gottheit aus seinem Munde zu vernehmen, sich in der Einsamkeit, in welcher seine Säule stand, einen Thurm bauen ließ, und eine Zeitlang in demselben wohnte. Sein berühmtester Nachahmer, Daniel, errichtete sich seine Säule in der Nähe von Constantinopel, ward das Orakel der ganzen Stadt, und bildete durch seinen Einfluß auf das Volk eine förmliche Staatsgewalt. Das Auftreten solcher Säulenheiligen dauerte im Orient Jahrhunderte lang fort; im Abendlande dagegen fand es niemals Eingang. Hier machte überhaupt das ganze neu entstandene Büßer-Wesen anfangs nur langsame Fortschritte, obgleich dasselbe hier wie dort großes Aufsehen erregte, und die Schriften über das Leben der Eremiten und Mönche ebenso verbreitet waren und ebenso häufig gelesen wurden, wie in unseren Tagen die Romane. Am frühesten ward diese Art von Fanatismus in der Provinz Afrika und auf den Inseln des mittelländischen Meeres herrschend. Die Letzteren waren schon längst mit Mönchen übersäet, während das Wesen und Treiben derselben in Italien und Frankreich noch nicht recht Eingang finden wollte.

Nachdem wir die verschiedenen Einrichtungen und Verhältnisse der Kirche, welche durch das ganze Mittelalter hindurch herrschend geblieben sind, haben entstehen sehen, kehren wir zu dem Gedanken zurück, von welchem wir ausgegangen sind. Das Christenthum konnte nur in der entstellten Form, die man ihm nach und nach gegeben hatte, bei den Bewohnern des römischen Reichs und unter den germanischen Barbaren herrschende Religion werden. Die entarteten Griechen und Römer waren nicht fähig, die reine und einfache Predigt Christi und der Apostel in sich aufzunehmen, sie bedurften eines neuen poetischen Glaubens, der an die Stelle der verschollenen alten Mythen trete, so wie einer äußeren, sinnlichen Religionsübung und der strengen hierarchischen Herrschaft. Die

rohen Gemüther der Barbaren aber konnten dem Christenthume und seinen veredelnden Wirkungen nicht anders gewonnen werden, als durch den Pomp und Prunk des Gottesdienstes, durch die unbeschränkte Gewalt eines Priesterstandes, dessen Waffen der Bannfluch und die furchtbaren Vorstellungen von ewigen Strafen waren, und durch Legenden und Traditionen, welche allein in den der reinen Wahrheit unzugänglichen Seelen der Barbaren die sanften Empfindungen der Liebe und Barmherzigkeit zu erwecken vermochten.

2. Literatur und Bildung der letzten Zeiten des Alterthums.

Die Literatur der letzten Jahrhunderte des Alterthums ist nicht wegen ihres inneren Werthes, sondern blos wegen ihrer historischen Merkwürdigkeit wichtig. Sie zeigt uns nämlich einerseits die völlige Auflösung der eigenthümlichen Richtung und Bewegung, die den Charakter der alten Literatur gebildet hatte, und wir sehen andererseits in den Schriften jener Zeit die Entstehung der wissenschaftlichen und poetischen Bildung des Mittelalters. Diese neue christliche Bildung entsprang aus einer Mischung jüdischer und christlicher Begriffe, Ideen und Traditionen mit der entarteten heidnischen Poesie, der in gehaltlose Künstelei und Spielerei ausgearteten alten Beredsamkeit und der zu bloßer Dialektik und Mystik gewordenen griechisch-römischen Philosophie. Sie war, so sonderbar dies uns auch oft vorkommen mag, den Umständen und Verhältnissen angemessen; denn sie stand den Vorstellungen und Dichtungen, welche die Germanen und Araber, die das Erbe Rom's theilten, aus ihrer Heimath mitbrachten, weit näher, als die Bildung der Griechen und Römer.

Übrigens gab es in diesen Zeiten neben der neu entstehenden christlichen Literatur auch noch eine heidnische, die jener gerade entgegenstand, und auf diese müssen wir vor allem Anderen unseren Blick richten. Die Lehranstalten der vorhergehenden Zeit dauerten fort, und es war rühmlich, daß sich, beim Untergange der ganzen Grundlage der alten Bildung, die Regierung, besonders im Abendland, der Schulen fortwährend thätig annahm. Zu Julian's Zeit blühten die Studien des heidnischen Alterthums am meisten im eigentlichen Griechenland und in Vorderasien; seit

Alarich's Einfall in Griechenland aber flüchteten sie sich in den fernsten Osten, wo sie sich bis zur Zeit der Araber erhielten. Von den griechischen Schulen war die zu Athen bestehende die bedeutendste. Aus allen Gegenden des Reiches begaben sich junge Leute dahin, um sich die Bildung des Alterthums anzueignen, aus welcher freilich der Geist der Alten schon längst gewichen war. Ganz Griechenland nahm an dem Parteikampf der athenischen Lehrer Antheil, und strömte ebenso zahlreich nach Athen, wie einst zu den olympischen Spielen, um bei der von Zeit zu Zeit Statt findenden neuen Besetzung der Lehrerstellen dem Wettstreit der Bewerber beizuwohnen. Die ganze Regsamkeit des erloschenen politischen Lebens hatte sich auf die Angelegenheiten der Literatur und der Schule von Athen geworfen. Der Zudrang der Menge und der Kampf der Parteien war in dieser Stadt oft so groß und für die öffentliche Ruhe so gefahrdrohend, daß die Statthalter von Griechenland polizeiliche und gerichtliche Maßregeln nehmen mußten. Die wahre Wissenschaft war freilich erloschen und das Streben der mit der alten Literatur beschäftigten Gelehrten, die man mit dem allgemeinen Namen der Sophisten benannte, drehte sich nur um Redensarten, um dialektische Fertigkeiten, um mystische Deutung der alten Religionslehre und um einen derselben angemessenen Schein von Philosophie. Dessen ungeachtet blieb dieser verderbte Überrest der alten Bildung für die Staatsgeschäfte und im Orient sogar für das Privatleben unentbehrlich, und selbst streng christliche Kaiser, wie Constans und Constantius, bewiesen deßhalb einigen von den heidnischen Sophisten, deren Verachtung ihnen täglich gepredigt ward, nicht blos Aufmerksamkeit, sondern sie ertheilten ihnen auch große Ehren. Wie innig aber die Studien damals in Griechenland mit dem Leben zusammenhingen, geht aus dem angedeuteten großen Antheil hervor, den man an den Angelegenheiten der Literatur und der Haupt-Lehranstalten nahm, so wie aus dem Aufsehen, welches die Sophisten und die in ihrer Art predigenden christlichen Geistlichen überall, wo sie auftraten, erregten. Übrigens waren Libanius und der Kaiser Julianus Apostata die bedeutendsten unter allen Sophisten der letzten Zeit des Alterthums. Ihre Wirksamkeit muß daher näher beleuchtet werden.

Die Schriften des Kaisers Julianus lassen sich in vier Klassen eintheilen. Die erste enthält sophistische Aufsätze, die er selbst Reden nennt. Die Schriften der zweiten Klasse, unter welchen sich auch einige in Lucian's Manier abgefaßten Satyren befinden, behandeln sein Verhältniß zur Wissenschaft und zu seinen Zeitgenossen. Die dritte Klasse machen die Briefe aus, die er theils als Regent aus seinem Kabinet ausfertigen ließ, theils ohne officielle Beziehung an Freunde und Bekannte schrieb. Von der vierten Klasse, welche seine Schriften gegen das Christenthum in sich begreift, haben sich nur Bruchstücke erhalten. Die sämmtlichen Werke Julian's sind in mehrfacher Hinsicht höchst wichtig. Sie drehen sich um alle die Gegenstände, welche das Ziel des Strebens eines der merkwürdigsten römischen Kaiser bildeten. Sie zeigen uns seinen Geist, seinen Charakter, seine Bildung und seine Absichten, lassen uns in die Staatsgeschäfte, in den Zustand des Unterrichts und in den Charakter des Lebens jener Zeit tiefe Blicke thun, und enthüllten uns die reformatorischen Bestrebungen, durch welche Julian den alten heidnischen Volksglauben in eine mystisch-symbolische Religion umwandeln wollte, um dem herrschend gewordenen Christenthum entgegen zu wirken.

Es ist erfreulich, in Julian's Schriften einen Mann zu erkennen, der in einer Zeit des Eigennutzes, der Schlaffheit und der Schwelgerei von der reinsten Bewunderung des klassischen Alterthums durchdrungen war, und seinem Wirken ein ideales Ziel steckte. Wir lernen aus diesen Schriften einen Kaiser hochschätzen, der, ungeblendet von dem übermäßigen Glanze, mit welchem die Erbärmlichkeit der Menschen die Herrscherwürde umgeben hatte, nur nach der Auszeichnung in Wissenschaft und Literatur strebte. Dabei geben uns Julian's Schriften einen tiefen Ernst der Vorsätze und eine wahre, aus edler Seele quellende Bescheidenheit zu erkennen, und wir müssen diesen Vorzug um so höher anschlagen, weil er sowohl gegen den herrschenden Hochmuth der damaligen Sophisten, als gegen den bußfertigen Schein falscher Demuth unter den Christen sehr absticht. Sein Brief an die Athener z. B., der eine Art Manifest über seinen Abfall von Constantius ist, zeichnet sich durch Einfalt, Wahrhaftigkeit und

Bescheidenheit vor unzähligen Actenstücken gleicher Art sehr vortheilhaft aus, und beweist uns, daß das Studium der Alten sogar auf den Lehranstalten jener gesunkenen Zeit keineswegs unfruchtbar war. Freilich zeigen uns Julian's Werke auch die schädlichen Einflüsse seiner Zeit und die Verkehrtheit des Strebens, Dinge wieder herzustellen, welche für immer untergegangen waren. Seine Manier ist in der Regel gekünstelt und geziert, und der Ausdruck ist auch ihm meistens wichtiger, als der Gedanke und Inhalt. Seine Bildung ist eine sophistisch-diplomatische, und kann den Charakter seiner sklavischen, despotischen, verkehrten Zeit nicht verläugnen.

Was die wichtigste Seite von Julian's Streben, seinen Kampf für das schwindende Heidenthum, betrifft, so zeigt er sich dabei in den Schwächen und Irrthümern seiner Zeit befangen. Er verkennt die Natur des Menschen, und täuscht sich über den Charakter und die Aufgabe der damaligen Welt. Um den erstorbenen Nationalglauben wiederzubeleben, schiebt er dem klaren Sinn der alten poetischen und sinnlichen Religion die trüben Grübeleien des Neu-Platonismus unter, und setzt der schlichten Lehre Christi, die dem natürlichen Sinne jedes Menschen zugänglich ist, ein Religionssystem entgegen, das seinem eigentlichen Wesen nach nur den Gelehrten deutlich zu machen war, allen Anderen aber verschlossen bleiben mußte. Wie sehr arbeitete er dadurch selbst seinem Zwecke entgegen! und wie viel passender war für jene Zeit die dem Christenthum aufgedrungene Mystik, welche mit dem herrschenden Geiste übereinstimmte, und alles Haltbare aus dem Heidenthum in sich aufgenommen hatte! Julian verkennt ganz und gar den Unterschied zwischen der, aller Entstellungen ungeachtet, so praktischen und wohlthätigen christlichen Lehre und dem bloßen wissenschaftlichen System der mystisch-philosophischen Neu-Platoniker. Er verwechselt das Wesentliche des Christenthums mit dem Unwesentlichen, gibt dem Wunderglauben der Christen eine Bedeutung, die er nicht hat, und setzt ihrer Religion ein philosophisch-poetisches Gebilde entgegen, welches ebenso leer und unnütz für das Leben, als unwirksam für das Gemüth, unverständlich für den einfachen natürlichen Sinn und unfruchtbar für thätige Liebe war. Dabei schadete er seinen Zwecken noch durch die Heftigkeit

und Bitterkeit, mit der er die gehaßte Religion seiner Gegner angreift, und zeigte sich ebenso fanatisch, als die christlichen Geistlichen und Mönche waren, die er bekämpft. Ja, er selbst huldigte sogar dem christlichen Zeitgeiste, ohne es zu wissen, obgleich er ihm aus allen Kräften entgegenzuarbeiten suchte. Er gibt z. B. dem betrachtenden Leben den Vorzug vor dem thätigen, ertheilt der Auszeichnung durch Wissenschaft einen höheren Werth, als den Thaten der größten Könige und Helden, und hebt in einer Schrift, in welcher er die römischen Kaiser beurtheilt, einen Marc Aurel seiner Philosophie und Schulgelehrsamkeit wegen über alle Anderen hervor. Auch seine Bemühungen, die christlichen Wohlthätigkeitseinrichtungen den Heiden zu empfehlen und unter ihnen polizeilich einzuführen, beweisen klar und deutlich, daß das Christenthum nicht durch den Einfluß der Regierung und durch die Künste der Pfaffen herrschende Religion geworden war, sondern weil die Lehren desselben von aufopfernder Liebe und von der Gleichheit vor Gott dem Zustand und Bedürfniß der Zeit entsprachen.

Libanius, welcher um 314 geboren ward und bis zu Arkadius Zeit lebte, war Lehrer in Constantinopel, in Nikomedien und in seiner Vaterstadt Antiochia am Orontes. Er hat uns außer einer Anzahl Briefe zwei Arten von Schriften hinterlassen, nämlich rhetorische Übungsstücke für seine Schüler und sophistische Schriften, die er unter der Form von Reden verfaßte. Er war als Lehrer und Schriftsteller für die griechische Bildung thätiger, als irgend einer seiner Zeitgenossen, und wirkte für die Aufrechthaltung der alten Literatur und der an dieselbe geknüpften Wissenschaft ebenso eifrig, als ein Basilius, Gregorius und andere Gelehrten unter den Christen jener Zeit für die neue christliche Wissenschaft. Diese große, in ihrer Art fast einzige Bedeutung behauptete Libanius sein ganzes Leben hindurch, von Constantius Zeit an bis auf Arkadius und Honorius, und es ist keine leere Prahlerei, wenn er selbst in einer seiner Schriften rühmt, daß alle drei Welttheile und alle Inseln bis zu den Säulen des Herkules von seinen Schülern angefüllt seien. Die Lebensgeschichte und die Schriften eines solchen Mannes sind daher für uns sehr wichtig. Wir erkennen daraus die innere Geschichte seiner Zeit, besonders aber den Charakter der Bildung und der Lehranstalten

in der griechischen Hälfte des Reiches. Libanius Angaben und Urtheile sind uns, trotz des falschen Geschmacks und des Aberglaubens, der sich auch bei ihm zeigt, um so wichtiger, da er zu den seltenen Männern jener Zeit gehörte, die ihrer einmal gewählten Lebensaufgabe unwandelbar treu blieben, und also auch einen bestimmten und festen Standpunkt der Betrachtung hatten. Selbst gegen einen Julian behauptete Libanius, obgleich er ihm die höchste Achtung zollte, seine Selbstständigkeit und die Würde der Wissenschaft; denn er verstand vortrefflich, seine Ergebenheit gegen diesen Kaiser mit seiner Scheu vor dem Hofe zu vereinigen, und sich von dem gelehrten Gesindel fern zu halten, welches Julian's Liebe zur Wissenschaft auf eigennützige Weise misbrauchte.

Zu Libanius Zeit war, wie aus seinen Schriften hervorgeht, noch nicht Alles den Wissenschaften entzogen und den Geistlichen und Mönchen zugewendet worden; doch mußte er selbst es noch erleben, daß der alte Geist und die alte Wissenschaft den orientalisch christlichen Vorstellungen wichen, daß leere Frömmelei und nichtiger Formendienst allgemein herrschend wurden. Noch förderten die Kaiser, die ersten Beamten und die Magistrate der Städte gern Wissenschaft und Bildung, und es lag daher an den Gelehrten selbst und an dem inneren Charakter der Zeit, daß diese Bildung und Wissenschaft immer tiefer herabsanken. Libanius selbst deutet uns den zunehmenden Verfall der höheren geistigen Cultur an, und beurtheilt das Wesen derselben und ihr Verhältniß zum Leben mit großer Schärfe und Bestimmtheit. Die Gelehrten nahmen immermehr den Handwerksgeist und den niedrigen Sinn der geringen Volksklassen an, und verloren dadurch nicht nur die Freiheit des Sinnes, die Würde des Charakters und das Selbstbewußtsein des aufstrebenden Geistes, sondern auch ihre äußere Bedeutung. Sie wurden ganz und gar von dem Publikum und von ihren Schülern abhängig. Dabei galt es ihnen nicht um die Erkenntniß selbst, sondern um das Aufsehen, welches sie mit derselben machen konnten, ihre Schüler aber wurden durch die ihnen empfohlene Sorgfalt für die Form von den Gedanken abgeleitet. Es geht ferner aus Libanius Schriften hervor, daß auch die häusliche Erziehung verfallen war, daß man von dem Jugendunterricht nicht mehr Bildung des Verstandes und Geschmackes, sondern

blos die Mittel sich durchs Leben zu bringen erwartete und forderte. Dies hing freilich auch mit dem Verfall des Staatswesens und der Regierung zusammen. Der sinkende römische Staat litt nämlich an demselben Übel, welches in den neueren monarchischen Staaten, besonders in Deutschland, drückend gefühlt wird. Die Verwaltung, das Leben, die Bewegung und der gesunde Verstand wurden unter Stößen von Acten begraben; der Mann von starkem Gedächtniß, von mechanischer Gewandtheit und von eisernem Fleiß war zu den Staatsgeschäften am tauglichsten. Leute, die sich durch Fertigkeit im Schreiben, durch Kenntniß des Geschäftsganges und der üblichen Kanzleiformen auszeichneten, wurden daher in allen oberen Stellen gebraucht, zu welchen vorher nur gute Köpfe und regsame Gemüther gelangt waren; Männer von Geist und Bildung dagegen wurden zurückgewiesen. Was Wunder, daß die Eltern ihre Söhne nicht mehr in freier Kunst und Wissenschaft unterweisen ließen! —

Wenden wir uns von der griechischen Literatur zu den heidnischen Schriftstellern der lateinischen Hälfte des Reiches, so finden wir diese weit bedeutender und wichtiger für die Cultur der Menschheit; denn ihre Bestrebungen bildeten den unmittelbaren Übergang zu dem, was nachher im ganzen Mittelalter die wissenschaftliche Bildung ausmachte. Die Betrachtung dieses Überganges ist besonders dadurch interessant, daß sich dabei dieselbe Erscheinung zeigt, wie bei der römischen Literatur zur Zeit ihrer ersten Entstehung. Wie nämlich bei der Letzteren die griechische Literatur den Verhältnissen und der Natur der Italiäner angepaßt worden war, ebenso ging es am Ende des Alterthums auch mit der römischen und christlich-orientalischen Literatur in Bezug auf die germanischen Völker, deren Lehrer die Römer wurden. Freilich waren die Reste der alten Literatur, welche den Letzteren überliefert wurden, kaum noch ein Schattenbild dessen zu nennen, was einst Griechen und Römer in ihrer großen Zeit geschaffen hatten. Schwulst des Ausdruckes, trockene Gedächtnißwissenschaft, Wortgelehrsamkeit, Spalten der Begriffe und eine unverständliche Philosophie, die sich in Allegorie, Mystik und Symbolik versteckte, dies war der Charakter der ausgearteten alterthümlichen Bildung, die den neueren Völkern aufgedrungen wurde. So wohlthätig und

gewissermaßen nothwendig für dieselben dieser Weg zur Bildung war, so wurde dadurch doch Jahrhunderte lang das Erwachen eines eigenthümlichen geistigen Lebens bei den Völkern des Mittelalters gehindert, und die Menschheit entfernte sich immer weiter von der Wahrheit, Natur und Einfalt der alten guten Zeit Griechenlands und Rom's, bis sie endlich im vierzehnten Jahrhundert nach und nach wieder aus ihrem Schlummer erwachte.

Da die Schriftsteller jener letzten Zeiten den Lesern dieses Werkes weder von der Schule her, noch auch durch Übersetzungen oder durch öftere Bezugnahme auf sie in neueren Schriften bekannt sind, so ist es nicht möglich, sie einzeln durchzugehen, um an ihren Werken den Gang der Cultur nachzuweisen. Wir müssen uns begnügen, nur ihre Namen zu nennen und über die weitere Entwickelung oder vielmehr Ausartung der Literatur einige allgemeinen Bemerkungen zu machen. Die wichtigsten römischen Schriftsteller des vierten und fünften Jahrhunderts waren: der Grammatiker Macrobius, der Redner Symmachus, welcher nicht mit dem auf Theodorich's Befehl hingerichteten Senator Symmachus verwechselt werden darf, der Dichter Ausonius (siehe oben S. 496), der Dichter Sidonius Apollinaris, der zwar ein Christ war, aber der heidnischen Bildung angehörte, und die ebenfalls christlichen Dichter Salvianus, Prudentius und Prosper, welche den Jammer der Zeiten besungen haben. Alle diese hängen, obgleich der Inhalt ihrer Schriften christlich ist, doch mehr mit der alten lateinischen, als mit der neuen christlichen zusammen.

Die lateinischen Schriftsteller jenes Zeitraums gingen alle auf dem Irrwege weiter, der von uns bereits früher angedeutet worden ist, und da die neuen Völker, die an die Stelle der Römer traten und die Bildung derselben annahmen, gleich anfangs auf diesen Weg geleitet wurden, so entstand daraus die eigenthümliche Erscheinung, daß durch das ganze Mittelalter hindurch Leben und Wissenschaft von einander getrennt blieben, und daß die Letztere nur das bloße Knochengerüste einer Wissenschaft war. Aus dem nämlichen Grunde finden wir im Mittelalter auch die Nationalpoesie stets im Kampfe mit der Schulbildung und auf einem der Richtung der Letzteren ganz entgegengesetzten Wege. In den Schulen ward das Pathetische oder Rührende, das durch Worte

und bloße äußere Kunst Bewegende, das erhaben Klingende als das Höchste gepriesen; im Volke dagegen lebte eine ungekünstelte Naturpoesie, welche durch den einfachsten Ausdruck natürlicher Gefühle die Bewegung, durch bloße Andeutung des wahrhaft Großen im Menschen das Erhabene hervorzubringen suchte. Die Schule kannte also im Mittelalter, wie in den letzten Jahrhunderten des Alterthums, keine wahre und unmittelbare, sondern nur eine rednerische und künstlich hervorgebrachte Poesie. Diese Richtung der Schule wurde dadurch, daß alle Lehranstalten den Mönchen und Geistlichen anheimfielen, für das ganze Mittelalter festgestellt, und ging so sehr in das Wesen der Bildung neuerer Zeiten über, daß sie sich sogar noch lange nach jener dunkeln Zeit in der französischen, englischen und deutschen Dichtkunst behauptete.

Besonders folgenreich war der Umstand, daß man am Ende des Alterthums die Wissenschaften als begrenzt und als abgeschlossen ansah. Zufolge dieser Ansicht, die auch im Mittelalter herrschend blieb, änderte die Wissenschaft ihren ganzen Charakter, und verlor die große Bedeutung, die sie in früheren Zeiten gehabt hatte. Sie hörte auf, die Quelle wahrer Bildung und ein Hauptelement des inneren Lebens zu sein, und ward eine trockene, blos mit dem Gedächtniß zu erfassende Schulweisheit. Daher kam es auch, daß man sich schon in den letzten Zeiten des Alterthums mit dem bloßen Sammeln begnügte, und die ganze Wissenschaft in Encyklopädieen und Compendien niederlegte. Dies mußte auch auf den Jugendunterricht einwirken, und in der That finden wir schon in den Schriften eines Macrobius und Anderer alles das, worin im Mittelalter die Einrichtung, die Tendenz, die Unterrichtsweise und der Lehrgang der Schulen bestand; selbst die Eintheilung der Lehrgegenstände in sieben freie Künste, die Sonderung derselben in zwei Klassen und der darauf beruhende Unterschied zwischen höheren und niederen Klassen (trivium und quadrivium) wird bereits von Macrobius ausgesprochen. Ebenso ist auch schon am Ende des Alterthums von einer Anleitung zur Verstandesbildung oder zur Anwendung des Erlernten keine Spur mehr zu finden, sondern die Schriften, welche das Unterrichtswesen behandeln, weisen nur auf Definitionen oder Worterklärungen hin, die der Schüler auswendig lernen soll. Schon damals war also jene

Schulwissenschaft geschaffen, welche bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein die geistigen Bedürfnisse der Menschheit befriedigte.

Sehr wichtige Veränderungen wurden in der letzten Zeit des Alterthums mit der Philosophie und mit den sogenannten exacten d. i. den mathematischen und physikalischen Wissenschaften vorgenommen. Die Philosophie, die schon längst in ein bloßes Grübeln und Schwärmen ausgeartet war, wurde dem unglücklichen Zustande der damaligen Zeit angepaßt; sie sollte eine Arznei kranker Gemüther sein, und dazu eignete sie sich in ihrer verderbten Gestalt und bei der völligen Erschlaffung der gebildeten Theile der Menschheit vollkommen. Durch christliche Gelehrte ward sie nachher in ähnlicher Weise auch mit den Lehren der Kirche und mit den hierarchischen und aristokratischen Verhältnissen, welche unter den germanischen Völkern entstanden, in Verbindung gebracht. Diese Philosophie oder vielmehr diese philosophisch-poetische Schwärmerei verknüpfte man aber seit Macrobius Zeit auch auf eine eigenthümliche Weise mit den exacten Wissenschaften. Man verband nämlich das Studium der Mathematik, der Astronomie und der Naturkunde mit jenen philosophischen Träumereien so innig, daß diese Wissenschaften nachher auf keine andere Weise mehr getrieben wurden, bis sie endlich erst nach vielen Jahrhunderten wieder von der Schwärmerei getrennt und auf das Feld der Erfahrung zurückgeführt wurden. So entstand z. B. in der Mathematik ein aus Erfahrungssätzen, aus Phantasie-Gespinnsten und aus logischen Schlüssen zusammengesetztes System über Raum und Zeit oder über Zahlengeheimnisse, das im Mittelalter bei der wissenschaftlichen Behandlung der Musik zu Grunde gelegt, und sowohl auf alle anderen Künste, als auch auf die Theologie und auf das Symbolische des Cultus angewendet wurde. Diese sonderbare Verbindung einer schwärmerischen Philosophie mit der Mathematik und mit den Naturwissenschaften findet sich bei allen Philosophen und Dichtern des Mittelalters, auch bei Dante, bei Petrarca und bei den vielen sogenannten Platonikern des fünfzehnten Jahrhunderts, ja sogar noch bei dem größten Astronomen aller Zeiten, bei Johannes Kepler.—

Der Einfluß der *christlichen Literatur* auf die allgemeine Bildung beginnt nicht mit der Abfassung der Schriften des neuen Testaments, sondern erst einige Zeit später. Diese Schriften, so-

wie die Werke der nächsten Nachfolger der Apostel gehören nur der Religionslehre und der Religionsgeschichte an, nicht aber der wissenschaftlichen Bildung und der Literatur im Allgemeinen. Eine Wechselwirkung zwischen den inneren Bestrebungen der Christen und den herrschenden Ideen der Welt zeigt sich erst in den sogenannten Apologieen oder Vertheidigungsschriften, welche die Christen von Hadrian's Zeit an schrieben. Sobald nämlich das Christenthum in die höheren Stände drang, entstand auf ganz natürliche Weise das Bedürfniß, die Einwürfe der Heiden, besonders der heidnischen Gelehrten, zu widerlegen, und dies hatte zur Folge, daß man eine Lehre, welche nur dem Gemüthe hatte eingeprägt werden sollen, auch dem Verstande zu empfehlen suchte. Das Christenthum ward also seitdem mit den wissenschaftlichen Begriffen und mit der Philosophie des Alterthums in Beziehung gebracht, und dadurch einerseits der allgemeinen Bildung genähert, andererseits aber auch auf entschiedene Weise entstellt. Es begann damals die Vermischung der orientalischen Vorstellungen von Religion, von göttlicher Eingebung, von Regierung, Gesetz und Priesterschaft mit den Ansichten der Griechen und Römer über menschliche Weisheit und weltliche Ordnung, über prophetische Begeisterung und verständiges Nachdenken. Aus dieser Verbindung entwickelte sich nachher ein ganz neuer Geist und eine neue Literatur, die sich erst von dieser Zeit an bestimmter nachweisen läßt. Der älteste von jenen apologetischen Schriftstellern, dessen Werke sich erhalten haben, ist Justinus, welcher zu Marc Aurel's Zeit den Märtyrer-Tod starb und deshalb den Beinamen Martyr erhielt. Seine Schriften können uns am besten zeigen, auf welche Weise die heidnischen Ideen schon frühe mit dem Christenthum verknüpft wurden. Er spricht z. B. die Behauptung aus, daß die abgefallenen Engel die Gesetze der heidnischen Religion aufgestellt hätten, und daß die Götter der Griechen und Römer von diesen Engeln abstammten; er hat also ebenso, wie dies schon von Porphyrius und anderen heidnischen Neu-Platonikern gethan worden war, eine Geisterlehre aufgestellt, ohne zu ahnen, daß er dadurch die moralische Weltordnung des Christenthums vernichte. Ganz anders verhält es sich mit dem, was Justinus von dem Verhältniß des Glaubens zur Pflichtenlehre sagt; diese Seite seiner Schriften eröffnet uns einen

sehr erfreulichen Blick in den Geist des früheren Christenthums. Während Justinus nämlich überall da, wo er seine eigenen Meinungen vorbringt, die wunderlichsten Sätze aufstellt, kann er doch, sobald vom kirchlichen Glauben die Rede ist, nicht verbergen, daß daß thätige Christenthum, daß Leben und Wandel eigentlich den Christen ausmache, daß Christus und die Evangelisten den Glauben in die zweite Ordnung gesetzt hätten. „Wer sein Leben und seine Handlungen, sagt er, nicht den Lehren Christi anpaßt, von dem wird man erkennen, daß er kein Christ ist, wenn er gleich die Lehre mit der Zunge bekennt; wer aber, wie z. B. der Philosoph Sokrates, den Gesetzen der Vernunft gemäß lebt, der ist ein ächter Christ, wenn er auch zu den Heiden gezählt wird."

Die Apologieen konnten die christliche Lehre noch nicht in den Kreis der allgemeinen Bildung einführen, weil in ihnen noch nicht die wissenschaftliche Methode angewendet ward. Dies geschah erst durch die beiden berühmten Religionslehrer von Alexandria, Klemens und Origenes, welche im Anfang des dritten Jahrhunderts eine große Umgestaltung des Christenthums bewirkten (s. oben S. 426). Der Erstere war ein an Geist und Gemüth ausgezeichneter, mit einer lebhaften Phantasie begabter und dabei sehr gelehrter Mann, der sich in den Sophisten-Schulen von Athen und Kleinasien gebildet, und in Egypten die neu-Platonische Philosophie aus der Quelle geschöpft hatte; er war also ganz dazu geeignet, den Hang zur Schwärmerei zu benutzen, um ein neues geistiges Leben zu schaffen, eine neue Art geistiger Thätigkeit anzuregen. Die Erklärung der alten Schriftsteller und diejenige Kunst, welche ihre Darstellungen aus der alten Geschichte und Poesie entlehnte, schien erschöpft, das bisherige Feld schien dem menschlichen Geiste zu eng, die alten Ideen paßten nicht mehr zur Verfassung und Regierung der Welt; Klemens, sein Schüler Origenes und die anderen Kirchenlehrer, welche seinen Spuren folgten, erweiterten daher das Gebiet menschlicher Bestrebungen, indem sie den Orient und seine Geschichte auf eine geistreiche Art mit der abendländischen Literatur verbanden. Klemens Zeitgenossen waren geneigt, dem sogenannten Neu-Platonismus zu huldigen, Poesie und Philosophie mit einander zu verschmelzen und die Lehre des Christenthumes, d. h. die Verbesserung der alten jüdischen Religion

und Poesie durch die Lehre von der Liebe und vom göttlichen, Fleisch gewordenen Wort, als übereinstimmend mit dem Sinn der alten Mythologie und mit dem Geiste der besseren alten Dichter und Philosophen anzuerkennen. Es kam nur darauf an, daß die neue Lehre auf geistreiche und gelehrte Weise dargestellt, und den Gelehrten auf eine andere Art empfohlen werde, als der keineswegs wissenschaftlich gebildete Justinus und ähnliche Schriftsteller es seither gethan hatten. Dazu war Niemand mehr geeignet, als Klemens von Alexandria und sein Schüler Origenes, besonders aber der Letztere; denn dieser war von Haus aus ein sehr guter Kopf und dabei fanatisch, wortreich, sehr dreist und rastlos thätig, er besaß also alle Eigenschaften, um die vornehme Welt zu gewinnen. Wie sehr ihm dies, nachdem Klemens einen vortrefflichen Grund gelegt hatte, gelungen ist, kann man aus dem hohen Werthe erkennen, den man noch hundert Jahre nach seinem Tode in Italien auf seine Schriften legte: ein christlicher Schriftsteller dieser Zeit behauptet geradezu, daß Origenes die Tiefen der Gottheiten durchforscht, ihre Geheimnisse ergründet und das, was allen früheren Philosophen dunkel geblieben wäre, ans Licht gezogen habe.

Was Klemens und Origenes geleistet haben, kann hier nicht im Einzelnen aus ihren hinterlassenen Schriften nachgewiesen werden; es mag daher die allgemeine Bemerkung genügen, daß diese Männer die christliche Lehre mit dem Zeitgeist in Einklang brachten, und dieselbe eines Theiles in eine Wissenschaft, anderes Theils aber auch in einen mystischen Glauben umwandelten, der den herrschenden Hang zur Schwärmerei und Grübelei befriedigte. Klemens und Origenes sind auf diese Weise die Schöpfer einer neuen Wissenschaft und Kunst geworden, welche von ihrer Zeit an durch das ganze Mittelalter hindurch fortgelebt hat. Der Hauptsache nach bestand ihr Wirken darin, daß sie das Christenthum als die Lehre aller besseren Denker und Dichter des Alterthums, als die einzig wahre Philosophie und Poesie darstellten. Sie benutzten die vorherrschende Stimmung und Richtung ihrer Zeit und die Ideen der Neu-Platoniker, um das Christenthum philosophisch und poetisch aufzufassen und zu behandeln, übertrugen die mystischen Lehren des Alterthums auf die neue Religion, kleideten diese in ein wissenschaftliches Gewand, und setzten sie so als

die wahre Philosophie, Poesie und Religion der alten Gottesverehrung als einem bloßen Volksglauben und leeren Aberglauben entgegen. Sie entfernten dadurch zwar das Christenthum von der verständlichen, dem natürlichen Sinne des Menschen entsprechenden Lehre Jesu und der Apostel; aber sie begründeten damit zugleich auch eine Wissenschaft und Literatur, welche den Geist der alten Welt in neuen Formen zu erhalten suchte, und später von den gelehrten Schulen des Mittelalters in anderer Gestalt unter das Volk gebracht wurde. Das poetische und philosophische Element, welches sie dem Christenthume beimischten, stimmte freilich mit den praktischen und moralischen Zwecken der christlichen Religion nicht ganz überein, und erfüllte dieselbe mit Fabeln und Träumen; allein es war zeitgemäß, und ließ sich weit besser mit der bereits entarteten christlichen Lehre verbinden, als mit dem griechisch-römischen Heidenthum, welches zu derselben Zeit die Neu-Platoniker auf ähnliche Weise zu reformiren suchten. Klemens und Origenes haben auf diese Weise zugleich die nachher herrschend gewordene Mystik der Christen ins Leben gerufen, oder jene allegorische und symbolische Deutung der christlichen Religionslehre und jene blos betrachtende und schwärmende Richtung, nach welcher Selbstpeinigung und dumpfes Brüten über sich selbst und über die Gottheit als die wahre Weisheit und Tugend angesehen wurde. Diese Anschauungsweise breitete sich bald nachher über das römische Reich aus, sie ging später auch in das Leben der neueren Völker über, und ward im Mittelalter allenthalben herrschend.

Wie Klemens und Origenes für die Schrifterklärung einen neuen Weg bahnten und die christliche Philosophie und Mystik schufen, so war Constantin's des Großen Zeitgenosse, der Bischof Eusebius von Cäsarea, der Schöpfer der christlichen Geschichtschreibung und für das ganze Mittelalter eine Hauptquelle der Chronologie und der Weltgeschichte. Seine Hauptwerke sind: eine Chronologie, eine Geschichte der christlichen Kirche bis zum Jahr 324, eine Chronik der Weltgeschichte und eine theologische Schrift, welche den Titel evangelische Vorbereitung trägt. Der wichtigste Einfluß des Eusebius besteht darin, daß die ganze Geschichte durch ihn eine theologische Richtung erhielt. Die philosophische Richtung der älteren Geschichtschreibung verschwand seitdem, Alles

ward dem Glauben untergeordnet und von der geistlichen Seite her angesehen, und zugleich die jüdische Geschichte und Lebensansicht zur Grundlage der historischen Behandlung gemacht. Außerdem ist Eusebius eine Hauptquelle für die Geschichte der ersten Zeiten des Christenthums, und hat in seiner evangelischen Vorbereitung, in welcher er die göttliche Weisheit des Christenthums als die vorzüglichste aller Philosophieen darzustellen sucht, die besten Materialien für die Geschichte der philosophischen Meinungen und der theologischen Überlieferung gesammelt.

Eusebius bezieht seine Geschichte stets auf die christliche Kirche; die Dinge werden also ganz anders aufgefaßt und von einem anderen Standpunkt aus beurtheilt, als die Griechen und Römer oder wir sie ansehen. Ungeachtet ieser Einseitigkeit sind Eusebius Schriften, besonders seine Kirchengeschichte sehr bedeutend; denn er hat alle seine Werke urkundlich abgefaßt, oder mit anderen Worten er hat in seinen Vortrag beständig Actenstücke und Beweisstellen aufgenommen. Kritik hat er aber dabei so wenig geübt, daß er sich nicht einmal das Ansehen zu geben sucht, als wenn er unparteiisch sein wollte; er hat z. B. alles, was er in einem Buche zum Lobe von Constantin's unglücklichem Sohne Crispus gesagt hatte, in dem anderen ganz weggelassen, weil es den Ruhm Constantin's würde verdunkelt haben, obgleich der Zusammenhang erforderte, daß er dasselbe wiederholte und weiter ausführte. Sehr wichtig ist der Umstand, daß Eusebius, um die Übereinstimmung der jüdischen Geschichte mit allen alten Überlieferungen nachzuweisen, aus den späteren orientalischen Geschichtswerken ein Gemisch von Urgeschichten, Priestermährchen und anderen gehaltlosen Notizen aufnahm, welches nachher in allen Chroniken des Mittelalters wiederholt und zum Nachtheil der historischen Belehrung verbreitet ward. Man legte also seit Eusebius Vorgang in den christlichen Geschichtsbüchern Bedeutung auf Namen und Nachrichten, die uns ebenso gleichgültig sein können, als die Namen und Geschichten amerikanischer Negerfürsten. Der Zweck aller Geschichtschreibung, Belehrung des Geistes und Erweckung eines wirklichen Antheils an allem wahrhaft Menschlichen, konnte natürlich durch solche Schriften nicht erreicht werden; dagegen boten sie den für das Leben abgestumpften Büchergelehrten des Mittel-

alters und der späteren Zeit reichen Stoff für unfruchtbare Beschäftigungen dar.

Unmittelbar nach Eusebius Zeit erhielten die Literatur und der Unterricht im griechischen Theile des Reiches den Charakter, der ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Sie wurden nämlich nicht nur ganz theologisch, sondern auch ascetisch, d. h. auf die Ertödtung der Sinnlichkeit gerichtet. Man drängte sie auf diese Weise hinter gewisse Schranken zurück, und hemmte sie durch dogmatische Bestimmungen auf immer in ihren Fortschritten. Die Entstehung dieser unglücklichen Richtung, oder mit anderen Worten die beginnende Herrschaft des für die Bekenner des griechischen Christenthums bis auf die gegenwärtige Stunde so verderblichen Mönchswesens, die allgemeine Einführung der Mönchsschulen und die Errichtung einer rein geistlichen Aufsicht über den Unterricht, läßt sich am besten an den Schriften zweier berühmter Bischöfe und Kirchenlehrer, Basilius des Großen und Gregorius von Nazianz, anschaulich machen. Jene traurigen Erscheinungen müssen nämlich vorzugsweise auf diese Männer und ihren Einfluß zurückgeführt werden. Beide lebten zur Zeit des Kaisers Julianus. Sie waren in der Schule der heidnischen Sophisten gebildet worden, erkannten einen Libanius als ihr höchstes Muster, den Ruhm desselben als ihr höchstes Ziel, und wandten auf die geistliche Beredsamkeit jene Regeln und Künste an, welche die Sophisten für die weltliche Schulberedsamkeit erfunden hatten. Sie unterschieden sich von einem Libanius und seines Gleichen nur dadurch, daß sie ihr Ziel auf einem anderen Wege zu erreichen suchten, und daß sie von dem, was sie vortrugen, überzeugt waren, während die Sophisten es immer nur mit dem Scheine zu thun hatten. Da beide Männer großes Talent besaßen, die wichtigsten Stellen in der christlichen Hierarchie des Ostens bekleideten, und auch im Staate das größte Ansehen hatten, so mußte ihr Beispiel und ihr Einfluß im Orient entscheidend wirken. Doch ging diese Wirkung nicht sowohl von ihren Schriften, als vielmehr von ihrem unmittelbaren persönlichen Einfluß, besonders von ihren Predigten aus.

Ihre Schriften sind für das Studium der inneren Zeitgeschichte von großer Wichtigkeit, weil sie uns beweisen, daß die

Neigung zur Beschaulichkeit und zum Mönchsleben allgemein geworden war, und daß das theologische Interesse in allen Ständen, bei jedem Alter und Geschlecht vorherrschte. Basilius und Gregor haben diese Richtung durch alle Künste der Sophisten zu befestigen gesucht, und für die Beförderung des Geistes der byzantinischen Zeit, für den Einfluß der Mönche und Geistlichen auf alle Staats- und Familienangelegenheiten, auf das Armenwesen und auf die Knechtung des Volkes unter die kirchliche Gewalt so thätig und erfolgreich gewirkt, daß ihre Schriften dem Verständigen die Einsicht in die Ursachen des Verfalls aller alten Einrichtungen im Orient sehr erleichtern. Durch beide Männer und durch die Gelehrten, welche in den nach ihrer Vorschrift eingerichteten Schulen gebildet wurden, verbreitete sich im Orient die Gesinnung oder vielmehr Gesinnungslosigkeit, die bis heute unter den Griechen allgemein herrschend geblieben ist. Basilius und Gregor haben die griechische Welt von der eigentlichen und wahren Wissenschaft zum bloßen Glauben abgerufen, und eine Morallehre verbreitet, welche durch eine bis ins Einzelnste gehende Ängstlichkeit und Pedanterie jede freie Bewegung hemmte und jede Selbstständigkeit aufhob. Die von ihnen und ihren Nachfolgern gebotene Zucht und Disciplin, diese kleinliche Abtheilung des Lebens und der Zeit, diese peinliche Behutsamkeit und Bedachtsamkeit, diese rein mechanische Andachtsübung lähmte die Triebfedern zu großen Handlungen, welche die Gottheit dem Menschen in der Sinnlichkeit gegeben hat; sie erstickte die natürlichen Empfindungen und Leidenschaften, und erregte dadurch die unnatürlichsten und gehässigsten Triebe. Eine solche künstliche Lebensweise, eine solche peinliche Aufmerksamkeit auf sich selbst, dieser Sklavensinn gegen Gott und gegen den geistlichen Oberen, welcher die Stelle desselben vertrat, waren mit dem wirklichen Leben durchaus unverträglich; es mußte also daraus nothwendig Heuchelei entstehen, es mußte aus dem Leben und aus den Schriften alle Wahrheit völlig verschwinden. Welcher Geist die beiden Männer leitete, deren mächtiger Einfluß diese Verirrung herbeiführen half, zeigt sich am deutlichsten in Gregor's Predigten gegen Julian, die das Muster der Streitschriften des Mittelalters gegen Zweifler und Ungläubige geworden sind. Julian achtete in Gregor und Basilius wenig-

stens doch die Wissenschaft, er ehrte ihre Talente und schrieb ihnen freundlich; sie dagegen verkannten sowohl seine wohlthätigen Absichten, als seine nützliche Thätigkeit und seine Aufopferung für den seiner Fürsorge anvertrauten Staat. Gregor zeigt sich in den beiden Reden, die er nach Julian's Tod verfaßte, als einen furchtbaren Fanatiker. Er erlaubt sich nicht nur die gröbsten und unschicklichsten Schmähungen, er frohlockt nicht allein über Julian's Tod, sondern er macht auch alle Tugenden desselben zu Lastern, und geht hämisch des Kaisers ganze Lebensgeschichte durch, um zur Erbauung der Gläubigen zu beweisen, daß ein Ungläubiger auch ein Nichtswürdiger sein müsse.

Gregor hat auch die eigentliche Mönchspoesie ins Leben gerufen. Um die verhaßten heidnischen Gedichte ganz aus den Schulen zu verdrängen, verfaßte er selbst christliche Poesieen der verschiedensten Art. An die Stelle der doch gewiß unschädlichen gnomischen Poesie der Griechen (s. Th. I. S. 335) setzte er christliche Gnomen. Ebenso verfertigte er ein Heldengedicht, dessen Gegenstand er selbst war. Er brachte ferner einzelne Stücke aus den Evangelisten, sowie das Geschlechtsregister Christi in Hexameter. Im elegischen Versmaß sang er auf erbauliche Weise von Mönchen und Nonnen, von Fasten und bußfertigem Schweigen, von sich selbst und von Basilius. Auch satyrische Gedichte findet man unter seinen Poesieen. Besondere Aufmerksamkeit aber verdient eine dramatische Dichtung Gregor's. Dieses Drama, welches den leidenden Christus darstellt, ist das Muster der geistlichen Kirchen- und Schul-Schauspiele des Mittelalters geworden, nur daß Gregor's Verse den alt-griechischen Tragikern entlehnt und daher besser sind, als die Verse der Passionsspiele des Mittelalters zu sein pflegten. —

Auch im Abendlande verbreitete sich um dieselbe Zeit der Einfluß des Christenthums auf Literatur und Bildung, obgleich hier in den Schulen und auf den Universitäten die alte Lehrart fortdauerte. Erst hundert Jahre später ward auch für die lateinische Bevölkerung durch Ambrosius und Augustinus eine christliche Wissenschaft, Poesie und Kunst geschaffen, die sich nachher durch das ganze Mittelalter hindurch erhielt, und selbst noch in neueren Zeiten einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Literatur und auf das Leben gehabt hat. Die beiden ältesten von den berühmteren Kirchen-

lehrern, welche dort durch Schriften für das Christenthum wirkten, Irenäus und Tertullianus, lebten im Anfange des dritten Jahrhunderts. Wir können sie aber übergehen, weil sie keinen Einfluß auf das größere Publikum hatten; denn sie wirkten nur auf solche Leser, die sich mit gelehrter Theologie zu beschäftigen Lust hatten. Erst die Kirchenväter Arnobius und Lactantius, Diokletian's Zeitgenossen, nahmen auf das Volk Rücksicht, und suchten die christlichen Vorstellungen römisch vorzutragen. Arnobius wandte die gerichtliche Beredsamkeit auf das Geistliche an, und suchte in derselben Weise, wie Cicero die Aufmerksamkeit der Lateiner auf die griechische Philosophie gerichtet hatte, die Aufmerksamkeit auf die christlich-religiösen Vorstellungen zu lenken. Noch wichtiger als er ist Lactantius; denn dieser verhält sich seinem Streben nach zur lateinischen Literatur fast ebenso, wie Gregor und Basilius zur griechischen. Er war Rhetor, wie diese beiden Männer Sophisten waren, und suchte das Studium Cicero's und seiner Nachahmer entbehrlich zu machen, wie Gregor und Basilius die Sophisten-Schulen. Sein Talent war jedoch weniger bedeutend, seine Kenntniß der alten Philosophie weit geringer, und seine Wirkung auf die Mitlebenden nicht gerade sehr stark. Er hat unter Andern ein Werk über die christliche Lehre geschrieben, welches ganz nach dem Muster der philosophischen Schriften Cicero's und in einer dem Style desselben nachgebildeten Sprache abgefaßt ist. In dieser Schrift sucht er das Christenthum den Bewohnern der lateinischen Hälfte des Reiches zu empfehlen, und zwar so, daß er alles Jüdische, Barbarische und Fremde durch die rednerische Einkleidung verhüllen zu müssen glaubt. Lactantius Werke sind zwar weniger ermüdend und pedantisch gründlich, als die Schriften Gregor's, sie zeigen aber auch die Flachheit und Geschmacklosigkeit der ganzen lateinischen Literatur jener Zeit, und man sieht auf jeder Seite, daß der lateinische Rhetor weit hinter dem griechischen Sophisten zurücksteht.

Die bedeutendsten lateinischen Kirchenväter und zugleich diejenigen Schriftsteller, welche den größten Einfluß auf die christliche Literatur, Kunst und Kirche des Mittelalters gehabt haben, waren der heilige Ambrosius und der heilige Augustinus. Wir müssen daher über Beide ausführlicher reden.

Ambrosius stammte aus einem edlen römischen Geschlechte, bekleidete eine Zeitlang mit Ruhm die Stelle des ersten weltlichen Beamten in der Lombardei, und vertauschte dieses Amt im Jahr 374 mit der bischöflichen Würde von Mailand. Er gehörte zu den wenigen Männern, welche durch die Übernahme des Bisthums keinen Vortheil zu erlangen suchten, sondern vielmehr dabei ein Opfer brachten, um für ihre Überzeugungen zu kämpfen. Er war klassisch gebildet, aber kein bloßer Sophist oder Katheder-Gelehrter, sondern ein durchaus klarer, der Beredsamkeit mächtiger, in allen Geschäften erprobter und unverdrossen thätiger Mann. Er war ferner ein Geistlicher im vollen Sinn des Wortes und von den Lehren, die er vortrug, in Wahrheit überzeugt. Ein solcher Mann mußte als Bischof und als geistlicher Redner nothwendiger Weise einen ungeheueren Einfluß auf seine Zeit und auf die Nachwelt ausüben. In Betreff seiner bedeutenden bischöflichen Macht ist bereits in der politischen Geschichte angegeben worden, daß er als allmächtiger geistlicher Gewaltherr sogar gegen das Oberhaupt des Reiches auftrat, und als ein Mann des Volkes die Masse zu seinen kirchlich-politischen Zwecken zu gebrauchen verstand. Er spielte gegen Theodosius den Großen, gegen die Kaiserin Justina, gegen den Usurpator Eugenius die Rolle, welche die jüdischen Propheten den Despoten ihrer Nation gegenüber gespielt hatten. Durch ihn und seinen Vorgang breitete sich daher die im Orient von einem Basilius und Gregorius fest gegründete Priesterherrschaft auch über den Occident aus. Die Zeit war für solche Bestrebungen sehr günstig, und Ambrosius Schriften sind desbalb auch dadurch sehr belehrend, daß sie uns die im bürgerlichen Leben der Römer eingetretene Veränderung und das Aufkommen der mittelalterlichen Einrichtungen in den neuen germanischen Staaten zeigen. Die politische Richtung der alten Welt war damals ebenso eine religiöse geworden, wie die religiöse des sechszehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gegen das Ende des Letzteren sich in eine politische umgewandelt hat. Wie auffallend sticht Ambrosius Schrift über die Moral von Cicero's ähnlichem Werke ab, welches der Bischof von Mailand seinem Buche zu Grunde legte! Ambrosius schiebt das Theologische dem Bürgerlichen unter, er vermischt die Ciceronische Moral mit christ-

lichen Betrachtungen, gebraucht die Geschichten des alten Testaments statt der Beispiele römischer und griechischer Helden, und wendet die Lehre vom Glauben und von der Liebe statt der politischen Philosophie, welche Cicero vorträgt, die fromme Salbung statt der Beredsamkeit auf die Handlungen des bürgerlichen Lebens an. Kurz, seine Schrift zeigt uns eine Zeit, in welcher Ergebung statt kräftigen Handelns und Gnade statt des Verdienstes erstrebt ward.

Die Hauptbedeutung des Ambrosius besteht darin, daß er mit Hülfe der von Klemens und Origenes erfundenen Mystik die poetische und allegorische Ansicht des Christenthums im Abendlande einführte. In seinen Schriften wird stets der Grundsatz gepredigt, den man in allen Büchern, Dichtungen Malereien und Bauwerken des Mittelalters befolgt findet, daß in jedem Sinnlichen eine übersinnliche Bedeutsamkeit gesucht und da, wo der Wortsinn einer biblischen Stelle anstößig sei, ohne Bedenken ein bildlicher und allegorischer hineingetragen werden müsse. Ambrosius setzt bei seinen Zuhörern und Lesern einen unbedingten Glauben voraus, und sucht ihnen diesen Glauben mit Hülfe dessen, was er aus Origenes, aus dem Juden Philo (s. oben S. 357) und aus Basilius dem Großen gelernt hat, anziehend zu machen und gewissermaßen zu vergeistigen. Er wandelt das, was in den jüdischen und christlichen Büchern nur Erzählung und Geschichte ist, in eine Art Philosophie oder Poesie um, und schiebt auf diese Weise der Lehre der Propheten und Apostel, die keiner Deutung bedarf, sondern durch sich selbst klar ist, in der besten Absicht eine ganz andere Lehre unter, welche nachher allgemeine Aufnahme fand. Sein geistreicher Witz und der Strom der Rede, der ihm zu Gebote stand, so wie wahrscheinlich auch sein großes geistliches Ansehen und die Zierlichkeit seiner äußeren Beredsamkeit ersetzten bei seinen Zuhörern und Zeitgenossen das, was etwa an den Gründen fehlte. Die Nachwelt nahm aber Alles auf guten Glauben an, sobald einmal das neue Gebäude der kirchlichen Lehre und der darauf gegründeten Hierarchie fest erbaut da stand. Dazu wirkte auch sein Styl mit. Dieser verräth nämlich den Geschäftsmann, der nicht für Gelehrte, sondern für das große Publikum schrieb. Ambrosius war zu sehr mit Geschäften überhäuft und schrieb zu viel, um auf die Einkleidung seiner Gedanken große Sorgfalt verwen-

den zu können; aber gerade diese Vernachlässigung stellte ihn den weniger gebildeten Schriftstellern des Mittelalters näher, und seine Breite machte ihn den Geistlichen dieses Zeitalters werth, da er ihnen auf diese Weise am besten als Muster dienen konnte. Als Beispiele seiner Schrifterklärung, die einen blos erbaulichen Zweck hat, mögen seine Allegorieen über Abraham, Isaak und Jakob dienen. Mit gänzlicher Verkennung der Einfalt und Natur des patriarchalischen Lebens bemüht sich Ambrosius, Abraham als Bild des Glaubens, Isaak als die reine Seele und als den mit Gott vermählten menschlichen Geist, Jakob als die personificirte Geduld und Ausharrung in Mühsal und Arbeit darzustellen. Von Jakob's Weibern aber dient ihm Rahel als das Symbol des betrachtenden und Lea als das Symbol des thätigen Lebens. Diese ganz willkürlichen Einfälle, welche zum Theil in Alexandria entstanden waren, wurden von den der erbaulichen Betrachtung zugeneigten Schriftstellern, Rednern und Dichtern des Mittelalters vorzugsweise gern aufgegriffen. Ambrosius Werke dienten daher in diesem Zeitalter nur allzu häufig dazu, die Welt von der heiligen Schrift und ihrem einfachen Sinne zu den Erfindungen zu leiten, welche dem Gebäude der Kirche so lange zu Grunde lagen, bis dasselbe durch die Reformation erschüttert ward.

Ganz besonders wichtig ist Ambrosius endlich noch für die kirchliche Musik gewesen. Er hat nämlich den allgemeinen Kirchengesang oder das regelmäßige Chorsingen zuerst im Abendlande eingeführt. Er hat aber außerdem auch auf die Ausbildung dieses Theiles des Gottesdienstes eingewirkt, indem er nicht nur die alten Psalmen und Hymnen absingen ließ, sondern auch selbst Kirchenlieder verfaßte. Er ist dadurch das Muster für die geistlichen Dichter geworden, welche der Kirchenmusik ihre eigenen Worte unterlegten.

Weit bedeutender, als des Ambrosius von den Griechen erborgte Betrachtungen, sind Augustin's Schriften. Diese waren Jahrhunderte lang die Hauptquelle der christlichen Philosophie und Theologie, und haben auf die allgemeine Literatur, ja sogar auf die politische Geschichte der neueren Völker den mächtigsten Einfluß ausgeübt. Man braucht, um dieses Verhältniß Augustin's zur Bildung und Geschichte der Menschheit im Allgemeinen zu

veranschaulichen, nur auf einige der Bewegungen aufmerksam zu machen, welche durch seine Schüler und Anhänger in den verschiedensten Zeiten hervorgerufen worden sind. Bei dem wichtigen theologischen Streit z. B., den im zwölften Jahrhundert Abälard mit dem heiligen Bernhard führte, kam es besonders auf den Hauptpunkt der Augustinischen Philosophie an. Dieser Streit erneuerte sich zwischen dem Calvinismus und dem Lutherthum, und veranlaßte nachher auch eine Spaltung in der reformirten Kirche. Der Kampf der Jansenisten, der vor hundertfünfzig Jahren die katholische Kirche Frankreichs erschütterte und sogar zum Ausbruch der Revolution beitrug, hing ebenfalls aufs engste mit Augustin's Ansichten und Lehren zusammen. Selbst die Fehler in Augustin's Schriften, seine sich überall aussprechende afrikanische Natur, sein Schwulst und seine Leidenschaftlichkeit mußten ihm in den Herzen und in den Schulen Eingang verschaffen, weil der verständige und natürliche Sinn des Alterthums allenthalben der orientalischen Prophetenweisheit und der überschwenglichen Kriegsbegeisterung der neuen Völker wich. Freilich war aber auch mehr wahre Poesie in seinen Schriften, als in allen den breiten Predigten und langweiligen Schriftdeutungen, welche die griechischen Kirchenväter in die Welt schickten und Männer wie Ambrosius ins Lateinische übersetzten oder nachahmten. Die Wirkung von Augustin's Schriften ward dadurch noch vermehrt, daß der Gang seines Lebens ihn mit dem menschlichen Herzen und den Forderungen desselben völlig vertraut gemacht hatte. Er war in der Provinz Afrika geboren und von seiner Mutter nach frommen Grundsätzen erzogen worden, verirrte sich aber schon früh sowohl in die Leidenschaften und Lüste der sinnlichen Welt, als in die unsinnigen Vorstellungen der manichäischen Secte (s. oben S. 433). Zu gleicher Zeit eignete er sich aber auch die lateinische Bildung an, welche damals in der Provinz Afrika ebenso eifrige Anhänger hatte, wie die dahin verpflanzten Laster und Sittenlosigkeiten. Ganz besonders zog ihn die Beredsamkeit und Philosophie Cicero's an. Erst gegen sein dreißigstes Lebensjahr, nachdem er eine Zeitlang in Rom gelebt und sich dann in Mailand niedergelassen hatte, wurde er durch eine sittliche und philosophische Revolution seines Inneren auf die ganz entgegengesetzte Bahn des Strebens geführt. Ambrosius Art

die Schrift zu deuten, die Mystik und Allegorie, welche derselbe von Origenes entlehnt hatte, und die veränderte Form, die er dem christlichen Cultus gab, zogen den jungen Augustinus an, und zu gleicher Zeit brachte das Studium der Neu-Platoniker in seiner geistigen Anschauungsweise und Bestrebung eine Veränderung hervor. Er ging von einem leichtfertigen Leben zu strenger Sittlichkeit, von der Bewunderung der heidnischen Weisheit und Kunst eines Cicero zu der neuen Weisheit eines Ambrosius, von den manichäischen Irrlehren zu dem athanasianischen Glauben, von der Mystik der Neu-Platoniker zu der des Origenes über. Er gelangte auf diesem Wege zu einer so strengen Rechtgläubigkeit, daß er der heftigste Gegner des brittischen Mönches Pelagius ward, welcher damals die Lehre von der Erblichkeit der Sünde bekämpfte, und die Befähigung des Menschen zur Tugend durch seine eigene Kraft predigte, während Augustinus die Lehre des Apostels Paulus von der Rechtfertigung durch den Glauben verfocht, und die Prädestination d. i. die unabänderliche Vorherbestimmung der Menschen zur Seligkeit oder zur Verdammniß für den Hauptsatz des christlichen Glaubens erklärte. Einem mit den ausgezeichnetsten Talenten und mit großer Tiefe der Empfindung begabten Manne, dessen Geist diesen Entwickelungsgang durchgemacht hatte, konnte es an Reichthum und Mannichfaltigkeit der Gedanken nicht fehlen, er mußte daher auch durch seine Schriften eine ganz andere Wirkung ausüben, als ein Basilius, Gregor oder Ambrosius. Augustinus ward in der That der einflußreichste von allen Kirchenvätern, und schuf, ohne es zu ahnen, eine neue christliche Literatur, Kunst und Weltansicht.

Eines der Hauptwerke Augustin's, welches der Staat Gottes betitelt und nach Plato's Schrift über den Staat (s. Th. II. S. 260) eingerichtet ist, beruht auf dem Grundgedanken, daß die Menschheit aus zwei Theilen bestehe, aus fleischlich Gesinnten und Verdammten und aus solchen, die nach dem Geiste leben und zur Seligkeit berufen sind. Daraus hat Augustinus die Dichtung von zwei Staaten gebildet, welche neben einander in der Welt bestehen, bis einst beim jüngsten Gericht der Eine im Weltenbrande untergehen wird. Dieser vergängliche Staat, dessen König der Teufel ist, hat die Selbstliebe zur Grundlage und leitet die Menschen zur

Verachtung Gottes, der andere oder der himmlische Staat dagegen, dessen König Gott ist, entspringt aus der Liebe zu Gott und führt zur Verachtung unserer selbst. Augustinus stellt also die Welt der Erscheinung, als ein Reich der Sünde, der Welt des Glaubens und der Seligkeit göttlicher Seelen gegenüber, ohne zu ahnen, daß er damit der Rohheit und Gewalt die Herrschaft in irdischen Dingen überlasse, indem er die ganze menschliche Natur als verdorben, jede äußere Thätigkeit und Bestrebung als sündhaft schildert, und eine Art von übernatürlicher Leitung der irdischen Dinge, welche Gott gewissen Bevollmächtigten überlassen habe, annimmt. Übrigens ist der Gegenstand der Schrift vom Staate so allgemein und unbegrenzt, daß Augustinus dadurch Gelegenheit erhält die ganze Moral und Dogmatik seinem Werke einzuverleiben und alle möglichen anderen Materialien zu behandeln. Deshalb hat dasselbe auch unter den Christen auf die verschiedensten Arten von Vorstellungen und Ansichten bestimmend eingewirkt. Das ganze römische Alterthum, welches als jener sündhafte irdische Staat dargestellt wird, ist in Augustin's Augen eine Herrschaft des Teufels gewesen. Um diese Ansicht zu begründen, geht Augustin die Geschichte des römischen Staates durch, und sucht historisch zu beweisen, daß das Glück eines solchen Staates kein wahres Glück sei, daß dieses nur in dem Gottesstaate gefunden werde. Da aber Augustinus ein besserer Rhetor als Historiker war, und einen rein theologischen Standpunkt hatte, so ist seine Auffassung und Darstellung stets einseitig. Er erkennt in der ganzen römischen Geschichte nur eine zusammenhängende Kette von Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, und übersieht ganz und gar, daß einer jeden Zeit gewisse Gesinnungen und Einrichtungen nothwendig sind, daß also die sinnliche Religion und die streng orientalische Ansicht des Lebens ebenso im griechischen und römischen Alterthum bestehen konnten und mußten, wie die spätere Zeit einer übersinnlichen Lehre und einer orientalischen Anschauungsweise bedurfte. Freilich weist Augustinus dabei das Unzureichende der alten Religion und Philosophie recht gut nach, und gibt den historischen Zusammenhang der verschiedenen Ursachen des Untergangs der Republik im Ganzen richtig an. Aber seine ganze Betrachtungsart würdigt die Geschichte zu einer Magd der Theologie und der Kirche herab. Das

Heroische und der politische Charakter der alten Geschichte wird in den Schatten gestellt und dagegen das Religiöse und Hierarchische hervorgehoben. Bedenkt man die unglückliche Lage des Reichs zu Augustin's Zeit und den rohen Geist des Mittelalters, so wird man es natürlich finden, daß diese Ansicht allgemein Eingang fand und im Mittelalter herrschend wurde; denn von der Philosophie und der politischen Freiheit des Alterthums konnten die Menschen jenes Zeitalters die so schmerzlich vermißte Ruhe und Bequemlichkeit nicht erwarten, der blinde Glauben aber, sowie die Polizeigewalt des Despotismus und der Hierarchie verhalfen viel besser dazu. Das geistreiche und fromme Werk Augustin's vom Staate hat daher für eine ganze Reihe von Jahrhunderten die Regel gegeben, wie das Alterthum, seine Religion, seine Philosophie und seine Geschichte von Christen angesehen und beurtheilt werden sollte.

Auch in anderen Beziehungen ist Augustin's Schrift vom Staate die Quelle der im Mittelalter geltenden Ansichten geworden. Der irdische oder heidnische Staat wird nach seiner Lehre von Teufeln, von Philosophen und von Verehrern böser Wesen, der himmlische oder christliche dagegen von Engeln, Heiligen und Geistlichen regiert. Augustin spricht deshalb ausführlich von Engeln und Teufeln, von heiligen Menschen und von bösen Wesen, und trägt dabei diejenige Lehre vor, welche nachher von den Künstlern des Mittelalters und von den christlichen Dichtern bis auf Milton herab benutzt worden ist, um an die Stelle der alten heidnischen Gestalten und Wundergeschichten neue christliche zu setzen. Ebenso paßte Augustin's Theorie von den Strafen derer, die nach dem Weltenbrande aus dem Staate Gottes ausgeschlossen bleiben, trotz des damit verbundenen crassen Aberglaubens vortrefflich zu den Begriffen der Völker, welche zu Augustin's Zeit das römische Reich besetzten. Auf diese Theorie gründete sich endlich großentheils die Poesie der christlichen Dichter des Mittelalters, sowie die Veredlung der groben und rein sinnlichen Vorstellungen von der Fortdauer nach dem Tode.

Ebenso viel gelesen, als die Schrift vom Staate Gottes, und für die allgemeine Literatur und Bildungsgeschichte der neueren Zeit von gleich großer Bedeutung sind die sogenannten Selbstgeständnisse Augustin's. Er trägt in diesem Werke unter der Form

einer Beichte vor Gott die Entwickelung seines eigenen Inneren vor, und zwar von seiner Kindheit an bis zu der oben bezeichneten Bekehrung oder völligen Sinnes- und Glaubensänderung im Jahre 400. Die Selbstgeständnisse Augustin's waren eines der gelesensten Bücher des Mittelalters; sie erleichtern uns außerdem das Verständniß des einflußreichsten christlichen Geistlichen und Kirchenlehrers, und geben uns eine lichtvolle Schilderung des Geistes seiner Zeit, des damaligen Jugendunterrichts, des sittlichen Zustandes der Provinz Afrika und des Charakters der dortigen gelehrten Schulanstalten. Augustin's Selbstgeständnisse sind daher für die historische Erkenntniß im höchsten Grade wichtig. Eine solche Belehrung könnte indessen nur durch die Lectüre des Buches selbst oder durch eine ausführliche Darlegung seines Inhaltes gewonnen werden; da aber dazu ein für den Umfang dieser Weltgeschichte allzu großer Raum erforderlich wäre, so müssen wir uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen. Diese werden am besten an die Vergleichung Augustin's mit einem neueren Philosophen (Rousseau) angeknüpft, der, wenn man den festen und schwärmerischen Offenbarungsglauben des Kirchenvaters ausnimmt, mit Augustin sehr viele Ähnlichkeit hatte, und ebenfalls Selbstbekenntnisse schrieb, welche auf den Glauben und die Richtung der neueren Zeit bedeutenden Einfluß gehabt haben.

Augustin will durch eine genaue Geschichte seines inneren Lebens die Entstehung seines Glaubens und der darauf gegründeten Lehre anschaulich machen; ganz auf dieselbe Weise sucht Rousseau die Entstehung seiner Philosophie, die Quelle seiner Ansicht von göttlichen und menschlichen Dingen zu erklären. Der Letztere, welcher für ganz andere Zeiten und Menschen schrieb, als der Erstere, macht oft die äußere Geschichte zur Hauptsache, und webt unterhaltende Anekdoten ein, während Augustin, den vorzugsweise die innere Geschichte beschäftigt, alles Äußere nur im Vorbeigehen berührt. Augustin kennt und beurtheilt außerdem sein Inneres viel besser, als Rousseau, der sich selbst misversteht, Liebe und Lust, Eitelkeit und Unbehaglichkeit mit Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl verwechselt, und die Ursachen seiner Unzufriedenheit, welche in ihm selbst lagen, außer sich sucht. Demuth und Einfalt des Herzens glauben Beide sich zu eigen gemacht zu

haben; da aber Rousseau dem Publikum, Augustin dagegen Gott beichtet, so merkt man dem Letzteren weniger Eitelkeit und falsche Einbildung an, als dem Ersteren. Beide sind übrigens oft gerade an den Stellen am meisten gekünstelt, wo wir den ungesuchten Ausdruck für wahre Gefühle oder für wirklich große Gedanken am unangenehmsten vermissen. In der That sind auch Augustins Selbstgeständnisse in Hinsicht auf die Behandlungsweise ebenso ein rhetorisches Kunstwerk, wie sein Buch vom Staate; doch hat an der Originalität der ersteren Schrift das Herz ebensoviel Antheil, als der Kopf. Jedenfalls gehören seine häufigen Ausrufungen und Anrufungen, sein Spielen mit Worten, die stete Wiederkehr wirklicher oder scheinbarer Gegensätze, die nicht seltenen Anspielungen und die Spitzfindigkeit mancher Sätze einer Art von Schriftstellerei an, die auch in neueren Zeiten von guten Köpfen meisterhaft getrieben worden ist, und zahlreiche Leser gefunden hat.

Als Beispiel dessen, was zur Vergleichung beider Männer und ihrer Bestrebung im Allgemeinen bemerkt worden ist, können ihre Aussprüche über ihre erste Erziehung dienen. Augustin, der Vertheidiger der Erbsünde, der schon im Kinde und seinem Weinen die Spuren der künftigen wirklichen Sünde wahrnimmt, findet ebenso, wie Rousseau, der Vertheidiger des Naturmenschen, die Erziehung seiner Zeit durchaus fehlerhaft. Beide misbilligen die Strenge, mit der man sie zum Lernen anhielt, und zwar aus dem gleichen Grunde, weil sie eine Wissenschaft verachteten, die durch Schläge in den Knaben hineingequält wird. Augustin will nur von Glauben und Andacht, von Beten und Beschaulichkeit wissen, Rousseau dagegen nur von brauchbaren und anschaulichen Kenntnissen; Beide glauben aber ihren Zweck dadurch zu erreichen, daß man die Jugend mit der Wahrheit, nicht mit der Dichtung beschäftige, daß man nur den Verstand, nicht die Phantasie und das Gedächtniß übe. Beide Schriftsteller verkennen dabei, daß die Phantasie allein den Mensch über die Scholle erhebt, und ihm Seligkeit oder Unglück des Lebens verschaffen hilft. Es ist in Augustin's und Rousseau's Ansichten über Erziehung und Jugendbildung viel Wahres; aber beide Männer wirkten durch das Misverständniß und die üble Anwendung ihrer Klagen sehr nachtheilig. Die Leser des christlichen Kirchenvaters, wie die des französischen Philosophen nahmen als unumstößliche Wahrheit und als praktische Regel an, was nur für eine geistreiche Be-

merkung oder für eine theologische Betrachtung hätte gehalten werden sollen. Es erfolgte daher eine Umänderung der ganzen Erziehung der nächsten Generationen, und zwar nach Augustin's Zeit zum Verderben aller praktischen und nützlichen Wissenschaften, nach Rousseau's Auftreten zum Nachtheile der Religion und der Begeisterung für Güter, die der blos sinnliche Mensch weder kennt noch anerkennt. Wollte man übrigens aus dem Resultate, zu welchem der Genfer Philosoph und der Kirchenvater für ihr eigenes Innere gelangt sind, auf die Wirkung der Philosophie bei dem Einen und des unbedingten Glaubens bei dem Andern schließen, so würde der Schluß unstreitig sehr zum Vortheile des Kirchenvaters ausfallen; doch wäre eine solche Folgerung ungerecht oder wenigstens übereilt, weil es dabei sehr viel auf den Charakter der Männer ankommt, welche sich mit Philosophie abgeben oder über ihren Glauben beichten. Jenes Resultat besteht indessen darin, daß Rousseau an sich und an der Menschheit verzweifelt, Augustin dagegen immer größeres Vertrauen auf die Gottheit und auf ihre Leitung der menschlichen Angelegenheiten gewinnt.

Um auch noch ein Beispiel von der Wirkung zu geben, welche Augustin's vielgelesene Schrift nicht blos im Allgemeinen, sondern sogar durch ihre Einzelnheiten auf die Nachwelt ausübte, wollen wir die Art, wie er vom Tode seiner Mutter redet, bezeichnen. Diese fromme Frau, welche ihr ganzes Leben hindurch mit der größten Ängstlichkeit, Anstrengung und Aufopferung bemüht war, ihren Sohn für ihre Vorstellungen von Seligkeit zu gewinnen, starb gerade zur Zeit der völligen Bekehrung desselben. Augustin widmet ihr daher da, wo er von seinem endlichen Durchdringen zum wahren Glauben handelt, eine Reihe anziehender Kapitel. Er preist ihren Charakter, beschreibt ihre rastlosen Bemühungen um den Sohn, schildert seinen Schmerz über ihren Verlust und erklärt zum Schlusse, er sei überzeugt, daß Fürbitten anderer Christen ihr auch im anderen Leben zur Seligkeit verhelfen könnten. Er bittet daher seine Leser, wenn er anders als Schriftsteller und Lehrer ihnen irgendwie nützlich geworden sei, der Gebete für seinen Vater und seine Mutter nicht zu vergessen. Man sieht hieraus, daß Augustin's schwärmerische Ansichten dem Mittelalter in einem vielgelesenen Buche empfohlen wurden, und mit dazu dienten, aus dem Gottesdienste einen todten Mechanismus zu machen.

Augustin schrieb unter dem Titel Selbstgespräche eine Art Fort-

setzung seiner Selbstgeständnisse. Dieses Werk hat den Hauptzweck, zu zeigen, daß jedes Glück von den sogenannten theologalen Tugenden, Glauben, Liebe und Hoffnung, ausgehen müsse. Da dasselbe Angelegenheiten des Herzens vorträgt, so müßte man eigentlich tadeln, daß es ebenso, wie die Selbstgeständnisse, in einer gekünstelten und weder einfachen noch würdigen Sprache verfaßt ist; allein man darf nicht übersehen, daß zu Augustin's Zeit der antike Geschmack und der Styl der alten Klassiker weder passend noch erreichbar waren, daß daher jene Künstelei dem Zeitgeiste und der herrschenden Schulbildung entsprach. Augustin's Schriften sind dieser Rücksicht angepaßt, und äußerten gerade dadurch ihre große Wirkung.

Zum Schlusse muß von den vielen Werken Augustin's noch eines besonders hervorgehoben werden, da dasselbe mehr der allgemeinen, als der wissenschaftlichen oder gelehrten Literatur angehört, und einen großen Einfluß auf die nachfolgenden Zeiten gehabt hat. Dies ist die Schrift von der wahren Religion. Sie ist für uns auch deswegen wichtig, weil sie von Seiten der katholischen Kirche noch jetzt benutzt wird, um fromme Protestanten für die Lehre von Tradition und Kirchengewalt zu gewinnen. Augustin hat dieses Buch zur Bekehrung der Ketzer geschrieben, und sich durch dasselbe sein Bemühen, christliche und kirchliche Wahrheit als gleichgeltend darzustellen, erleichtert. Er will das Wesentliche der christlichen Lehre seinen Lesern vortragen, als dieses Wesentliche stellt er aber mit Hülfe der Rhetorik und einer schwärmerischen Philosophie nicht die sittlichen Zwecke des Christenthums hin, sondern blos die Geschichte der Offenbarung und der Ertheilung der göttlichen Gnade, sowie eine ganz unbestimmte und unbestimmbare Tradition, die Zeichen der Gottheit in den Propheten und in den Wundergaben. Die inneren Beweise göttlicher Wahrheit müssen also den äußeren nachstehen. Indessen lehrt er keineswegs einen bloßen Autoritätsglauben, sondern er trägt eine Religionsphilosophie vor, die von den crassen Lehren der damaligen griechischen Kirche und ihrem Götzendienst mit Reliquien und Märtyrern weit entfernt bleibt. Streng logische Ordnung, Schärfe und Bestimmtheit, ein gedrängter, zusammenhängender Vortrag sind natürlich in diesem für den allgemeinen Gebrauch geschriebenen Buche nicht zu finden; die Unbestimmtheit der Sätze und die Allgemeinheit der Behauptungen vermehren aber die Wirksamkeit

solcher Schriften, wiewohl sie freilich auch auf ähnliche Weise und mit gleicher Dreistigkeit der Behauptungen bekämpft werden. Die äußersten Extreme berühren sich auch hier, wie überall. —

Nach Augustin's Zeit nahm die Welt einen ganz theologischen Charakter an; die Menschen wurden nicht mehr durch Verstand und Lehre oder überhaupt durch rein geistige Interessen geleitet, sondern durch Aberglauben, durch Gewalt und durch die Bedürfnisse des äußeren Lebens. In diesen traurigen Zeiten erhielt die Bildung, Wissenschaft und Literatur den eigenthümlichen Charakter, welcher hauptsächlich durch Augustin's Wirksamkeit hervorgerufen und fest bestimmt worden war. Um dies zu erkennen, ist es nöthig, unseren Blick noch der Literatur des ostgothischen Zeitraums zuzuwenden, und die Schriften zweier Männer zu betrachten, welche die alte Literatur völlig zu dem Studium des Mittelalters hinübergeführt, und den Charakter der Bildung und des Unterrichts abgeschlossen haben. Diese Männer waren Cassiodorus, der Minister der ostgothischen Könige bis auf die Einnahme von Ravenna durch Belisar, und Boëthius, der erste und angesehenste der römischen Senatoren zu Theodorich's Zeit. Die alten weltlichen Studien und Lehranstalten für Rhetorik, Philosophie und Rechtswissenschaft, welche noch unter Theodorich in großer Blüthe gestanden hatten, gingen mit dem ostgothischen Reiche unter, weil das Studium der Alten keinen Zweck mehr hatte, die Lehrer desselben beim Publikum keine Aufmunterung mehr fanden, und die weltliche Macht die Anstalten fallen ließ. Neben ihnen hatte Cassiodor die erste eigentlich theologische Schule des Westens gegründet, in welcher die Reste der alten Bildung mit den blos theologischen Zwecken der neuen Zeiten nothdürftig verbunden wurden. Diese Anstalt ward das Muster der geistlichen Schulen des Mittelalters, ja, die ganze neuere Schuleinrichtung ging aus Cassiodor's Unterrichtsplan hervor, und die gelehrte Bildung des Occidents ward auf die Lehrbücher gegründet, welche er und Boëthius verfaßt hatten. Diese beiden Männer haben also, als die Schöpfer des Schulwesens und des Lehrsystems der mittleren Zeiten, eine sehr große Bedeutung.

Cassiodorus, der sich am Ende seines Lebens, nachdem er seine schönsten Hoffnungen hatte hinwelken sehen, selbst in ein Kloster zurückzog, stiftete in der Nähe seiner Vaterstadt Squillaci in Calabrien ein Kloster, welches lebensmüde Männer zum Genusse eines ruhigen Lebens und zur Beschäftigung mit geistlichen Dingen und

mit nützlichen Arbeiten aufnehmen, zugleich aber auch das Muster einer geistlichen Schule werden sollte. Für diese Männer schrieb er ein Werk, das ihnen Anweisung geben sollte, wie sie die dürftige allgemeine Bildung jener Zeit oder die Pflege gewisser Theile der antiken Wissenschaft mit einem ascetischen und beschaulichen Leben und mit nützlichen körperlichen Arbeiten verbinden könnten. Sein Plan beruhte darauf, daß die Schulen der früheren Zeit vor seinen Augen untergingen, und daß das Christenthum und das Mönchswesen zu ihren eigenen Zwecken doch wenigstens eines Theiles der schwindenden Kenntnisse und Studien bedurften. Auf diese Schrift Cassiodor's ward später die Einrichtung des ganzen besseren Mönchswesens im Abendlande gegründet. Aus der Art, wie in ihr die weltliche Bildung und Wissenschaft dargestellt und anempfohlen wird, läßt sich der Geist jener Zeit und der Charakter der neuen Cultur aufs deutlichste erkennen. Die Bildung, durch welche damals die Reste der alten Cultur völlig verdrängt wurden, war so sehr eine geistliche und theologische, daß Cassiodor in seiner Schrift sich und seine Mönche gegen den etwaigen Vorwurf der Weltlichkeit ihres Wissens vertheidigen zu müssen glaubt, und daß die von ihm vorgebrachten Gründe, durch welche er einen Theil der Wissenschaft den Geistlichen zu empfehlen sucht, für uns im höchsten Grade auffallend sind. Er sucht nämlich nachzuweisen, daß die weltlichen Kenntnisse einem christlichen Theologen als solchem nützlich und unentbehrlich seien, stützt aber seine Behauptung hauptsächlich auf Gründe des Aberglaubens und auf das Beispiel der Heiligen und der angesehensten Kirchenväter. Die Mathematik z. B. empfiehlt er dadurch, daß er ausführt, wie einzelne Kirchenväter die Beschäftigung mit ihr für ein Mittel erklärten, die Seele vom Sinnlichen abzuziehen und auf das Übersinnliche zu richten. Sogar Moses dient ihm als Beispiel und Beweismittel, weil derselbe sich in der Egypter Weisheit habe unterrichten lassen. Bezeichnend ist außerdem, daß Cassiodor selbst ausspricht, er gebe nur Regeln, um sie dem Gedächtniß anzuvertrauen, ohne den Verstand zu belästigen, und daß er den Geistlichen vorzugsweise die Sorge für das Gedächtniß, sowie für Stimme und Vortrag empfiehlt, für jenes, weil man es zum Behalten der heiligen Schrift brauche, für diese, weil sie beim Predigen und beim Absingen der Psalmen nöthig seien. Das ist freilich eine traurige Art von Empfehlung: aber jede Zeit hat ihren eigenen

Charakter und ihren eigenen Maßstab. Im Grunde ist auch den Mönchen des Mittelalters durch solche Anweisungen zur Wissenschaft nichts Anderes gegeben worden, als eine Methode, vermöge deren sie ihre Unwissenheit hinter Notizen-Kram und leere Grübeleien verstecken konnten. Übrigens sind die von Cassiodor bezeichneten Schulwissenschaften dieselben, die wir vorher (s. oben S. 574) von einem heidnischen Grammatiker als den Inbegriff aller nöthigen Kenntnisse haben darstellen sehen, das sogenannte Trivium und Quadrivium oder die sieben freien Künste, welche man nach Cassiodor's Vorgang im ganzen Mittelalter in den Klöstern und in Schulen lehrte, und die auch nachher noch bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein in katholischen Ländern als Inbegriff der Schulwissenschaften beibehalten worden sind. Das Trivium oder die Wissenschaften der unteren Klassen sind Grammatik, Rhetorik und Dialektik, das Quadrivium oder die Lehrgegenstände der höheren Klassen sind Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie.

Außer den dürftigen Resten der alten Wissenschaft empfiehlt Cassiodor auch die Beschäftigung mit Landwirthschaft und Gartenbau. Die von ihm dafür angeführten Gründe sind vortrefflich, und haben im Mittelalter manchen Mönch bewogen, der Welt noch auf andere Art nützlich zu werden, als durch Beten. „Die Sorge für Landwirthschaft, Viehzucht und Obst-Cultur, sagt er, scheint zwar irdisch, sie wird aber himmlisch, wenn man bedenkt, welche Erquickung der Mensch dadurch Fremden und Kranken verschaffen kann. Wie erfreulich ist es, den schmachtenden Wanderer mit lieblichem Obst zu erquicken, oder den Reisenden mit jungen Trauben zu erfreuen, mit guten Fischen zu speisen und mit süßem Honig zu laben!" Von den rein mechanischen Arbeiten stellt er das Bücherabschreiben oben an. Bei seiner Empfehlung desselben zeigt sich die Geschmacklosigkeit des Mittelalters recht deutlich in der gesucht frommen Antithese oder Gegenüberstellung des Rohres, durch welches Christus am Kreuz mit Galle gedrängt ward, und des Rohres, mit welcher der Abschreiber himmlische Worte auf das Pergament bringt.

Von den übrigen Schriften Cassiodor's ward besonders seine Chronik im Mittelalter sehr wichtig, weil sie hauptsächlich zum Behufe der Zeitrechnung geschrieben war, und das Gerüste der historischen Wissenschaft sicherte, die bereits zur bloßen Sagenerzählung und zum Ritter-Roman geworden war. Cassiodor hat auch eine

Kirchengeschichte geschrieben, oder vielmehr die Schriften von drei griechischen Kirchenhistorikern ins Lateinische übersetzt und zu einem einzigen Werke vereinigt. So mangelhaft dieses Buch auch in Betreff des Ausdruckes und der Form ist, so hat es doch den Werth, belehrend und auf bestimmte Quellen gegründet zu sein; und es wäre zu wünschen gewesen, daß die klösterlichen Schriftsteller des Mittelalters in Betreff der Sache selbst das ihnen hierin aufgestellte Muster befolgt hätten. Cassiodor's vermischte Briefe und Abhandlungen endlich sind in doppelter Hinsicht wichtig: sie liefern uns ein treffliches Material, um die Bildung der letzten römischen Zeiten und ihr Verhältniß zum Leben zu erkennen, und wurden im Mittelalter das Muster des Geschäftsstyls. In letzterer Hinsicht ist nur zu bedauern, daß man zwar das Geschraubte der Schreibart Cassiodor's angenommen, nicht aber zugleich die Reinheit der Sprache und die Feinheit der Wendungen aus dieser Schrift erlernt hat.

Weit bedeutender und umfangreicher ist der Einfluß des zweiten Hauptschriftstellers der ostgothischen Zeit, Boëthius. Er hat die meisten Schulwissenschaften des Mittelalters so ausführlich behandelt, daß Cassiodor in seiner Anweisung zum Unterricht die Lehrer vorzugsweise auf ihn verwies, und daß die Mönche neben seinen Schriften andere Bücher entbehren zu können glaubten. Er hat nämlich die Geometrie, Arithmetik, Musik, Rhetorik und Dialektik nicht, wie Cassiodor, blos übersichtlich und in Abrissen, sondern in besonderen Schriften speciell dargestellt, und diese Bücher bildeten im Mittelalter die Grundlagen des Schulunterrichts. Dies ist jedoch nur ein Theil der Verdienste, die sich Boëthius um das Schulwesen der neuen christlichen Staaten erwarb. Er hat außerdem viele Schriften des Aristoteles ins Lateinische übersetzt, und die Schulen des Mittelalters begnügten sich mit diesen Übersetzungen, die sie dem Original gleich achteten, bis man gegen das zwölfte Jahrhundert durch die Araber auch mit den anderen Schriften des Meisters der Philosophie bekannt wurde. Boëthius hat endlich auch die Lehre von der Dreieinigkeit und von den Naturen in Christo, auf welche sich im Mittelalter die ganze Theologie beschränkte, in besonderen Schriften behandelt, und diese haben hauptsächlich bewirkt, daß die christliche Religionswissenschaft jene enge Begrenzung erhielt. Ja, Boëthius ist durch diese Schriften und durch seine Übersetzungen des Aristoteles sogar der Schöpfer der eigenthümlichen Philosophie des Mittelalters oder der sogenannten Scholastik geworden.

So bedeutend die Wirkung aller dieser Arbeiten des Boëthius auch war, so hat doch keines seiner Bücher, ja fast kein Werk eines anderen Schriftstellers des Alterthums einen so wohlthätigen Einfluß auf die Menschheit im Mittelalter gehabt, als die Schrift über den Trost der Philosophie, die er kurz vor seiner Hinrichtung (s. oben S. 541) im Kerker geschrieben hat. Boëthius war der angesehenste unter den römischen Senatoren seiner Zeit, besaß glänzende Talente, war der glückliche Gatte des besten Weibes, hatte den ausgezeichnetsten Bürger der Stadt Rom zum Schwiegervater, und erschien in seinem Alter als Consular in der Mitte von zwei Söhnen, welche Consuln waren. Von dieser Höhe des Glückes ward er durch den Neid der Hofleute und durch Theodorich's Argwohn plötzlich in den Abgrund des Unglücks hinabgestürzt. Er fand bei seinem unverdienten traurigen Geschicke Beruhigung in der Erhebung und Kraft eines gebildeten Geistes, und schrieb die Gedanken, die ihm Trost und Halt gewährten, in einem Buche nieder, welches er Tröstung der Philosophie im Unglück betitelte. Diese Schrift ist das einzige lateinische Buch, welches neben ähnlichen Schriften Cicero's, Seneca's und Augustin's Erwähnung verdient. Was aber noch weit wichtiger ist, Boëthius philosophische Tröstung im Unglück ist die einzige Populärphilosophie des Mittelalters geworden, die darin vorgetragenen Ansichten sind in die Volksbildung übergegangen, und haben bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein Tausenden von Menschen wirkliche Erhebung und Beruhigung gewährt. Alle die Seelen, denen weder die dürre Scholastik, noch der mechanische Gottesdienst des Mittelalters Befriedigung gewährte, fanden in Boëthius Schriften eine wahre Erquickung des Herzens und Geistes. Sein Werk hat auf diese Weise Jahrhunderte lang einen Platz neben der Bibel eingenommen und es muß als eine besondere Fügung der Vorsehung angesehen werden, daß gerade ein solches Buch sich neben dem gehaltlosen Wust theologischer und scholastischer Schriften erhalten und verbreitet hat. Der tief fühlende und wahrhaft gebildete Boëthius erscheint uns daher ganz anders, als alle die unzähligen Büchermacher des untergehenden Alterthums und der mittleren Zeit, welche blos für ein leeres Wissen, für unfruchtbare Spitzfindigkeiten und für gelehrte Klopffechtereien Sinn hatten. Boëthius hat, als die alte Cultur vernichtet wurde, für das neue Geschlecht den Samen einer wahrhaft schönen und edlen Schwärmerei ausgestreut, durch welche später Barbarei und Fanatismus gemildert

wurden; er hat in den rohen Zeiten des Mittelalters Tausenden von Leidenden der Weisheit Trost ins Herz gegossen und, wenn harte Gewalthaber sie wie ihn mit grausamem Tode vertilgten, ihnen den Himmel offen gezeigt, den jeder Edle in sich trägt; er allein hat die Unglücklichen in den öden Steppen roher Wirklichkeit auf das selige Land der Möglichkeit hingewiesen, und ihnen da, wo die Selbstsucht der Halbbarbaren eine furchtbare Wüste schuf, ewig grünende Auen der Hoffnung und der Liebe bereitet.

Die Schrift ist in der Form eines Zwiegespräch abgefaßt, welches Boëthius im Kerker mit der als Person erscheinenden Philosophie hält. Die Sprache besteht abwechselnd aus einer rhetorischen und oft poetischen, nie aber schwülstigen Prosa und aus Versen, so daß das Gemüth in ganz eigener Weise bewegt wird. Es werden nämlich nicht allein alle Seelenzustände, die sich nicht prosaisch beschreiben lassen, dichterisch dargestellt, sondern Boëthius behandelt auch das, was in der Prosa bewiesen worden ist, auf poetische Weise, und fast die Wirkung desselben lyrisch auf. Sehr befremdend ist, daß derselbe Mann, der das ganze Christenthum in der Dreieinigkeits-Lehre fand und den Charakter der mittelalterlichen Theologie bestimmen half, in diesem Buche weder von einer Stelle der Bibel Gebrauch macht, noch Christus oder irgend einen christlichen Märtyrer als Beispiel der Standhaftigkeit des wahren Weisen anführt, daß er überhaupt die eigentlich christliche Philosophie und die Grundsätze, auf welchen der Trost der Christen beruht, nicht im mindesten berücksichtigt. Es ist in seinem Buche jede Spur des Christlichen vermieden, und nur von demjenigen Troste die Rede, den die wissenschaftliche Philosophie unabhängig von aller Religion dem Menschen gewährt. Wahrscheinlich liegt der Grund davon nicht sowohl in der gewählten Form der Einkleidung, zu der das Christliche freilich nicht gepaßt haben würde, als vielmehr in dem Charakter der Geistesbildung und in der gewohnten Beschäftigung des Verfassers; denn wir finden in der Schrift selbst einen Vorwurf angedeutet, den die Gläubigen seiner mönchischen Zeit ihm gemacht zu haben scheinen, daß er sich nämlich nicht mit mechanischen Andachtsübungen, sondern mit philosophischen Studien beschäftige.

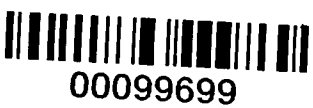
Auch in Betreff dieses Werkes gestattet die Rücksicht auf den Raum und auf die Bildungsstufe unserer Leser keine Darstellung des Inhalts und des Zusammenhanges, in welchem die Ideen desselben zu

den herrſchenden Anſichten der damaligen und der folgenden Zeiten ſtanden. Nur einige Andeutungen, die den Geiſt des Werkes im Allgemeinen bezeichnen, können gegeben werden. Boëthius verſchmäht die gewöhnlichen Gemeinplätze, vermittelſt deren man den Leidenden durch die Erinnerung an vergangene Freuden und durch andere Beziehungen ähnlicher Art zu beruhigen ſucht. Er erweckt ſtatt deſſen zuerſt den Gedanken an die Menſchenwürde und Seelengröße, die ſich im Unglück offenbaren, und belebt dieſen Gedanken durch das Beiſpiel einiger großen Römer der Vorzeit. Dann ordnet er ſeine Tröſtungen ſo, daß er zuerſt das Herz durch ein Ausſprechen der Klage zu erleichtern ſucht. Dies gibt ihm Gelegenheit, die Geſchichte ſeiner eigenen Leiden zu erzählen, und was er hierbei über die oſtgothiſche Herrſchaft in Italien ſagt, zeigt uns aufs klarſte den traurigen Zuſtand eines Landes, das unter einer halb römiſchen, halb barbariſchen Regierung ſtand. Hierauf bereitet Boëthius die Seele durch leichteren Troſt und durch die gewöhnlichen Beſänftigungsmittel beſſerer Art auf die tiefere Betrachtung des göttlichen und menſchlichen Weſens und auf die daraus hervorgehende Beruhigung vor. Er ruft dem Leidenden die Erinnerung an das erworbene Verdienſt zurück, er macht ihn auf die Hand der Vorſehung, auf den Gang irdiſcher Dinge und auf den verſchiedenartigen Werth menſchlicher Güter aufmerkſam. Er ſpricht von dem, was ihm ſelbſt auch im Kerker noch geblieben ſei, von dem Ruhme ſeines Namens, von der Liebe ſeiner edlen Gattin und von anderen unzerſtörbaren Gütern. Alles dies wird zwar auf ſchöne und geiſtreiche Weiſe, aber durchaus ohne die zu ſeiner Zeit ſo gewöhnliche Spielerei und Künſtelei vorgetragen, und gerade deshalb mußte ſein Buch in den troſtloſen Zeiten des Mittelalters auf alle beſſeren und edleren Gemüther um ſo erhebender und erquickender einwirken. Dann geht Boëthius zur tieferen Betrachtung über; er redet vom Ziel und Zweck des Daſeins, vom wahren Glück des Menſchen, von der Nichtigkeit der äußeren Güter und des eingebildeten Glückes, von dem Unterſchied zwiſchen Schein und Wahrheit, zwiſchen der äußeren ſinnlichen Welt und dem unſichtbaren Reiche des Geiſtes. Hierbei ſtützt er ſich hauptſächlich auf Plato, und was dieſer in ſeiner Politik von dem Tyrannen und ſeiner jammervollen Lage ſagt (ſ. Th. II. S. 265 f.), wird von Boëthius auf die Böſen überhaupt angewendet. Schon hieraus allein kann man erkennen, warum ſeine Schrift in dem ganzen langen Zeitraum, wo Gewalt gegen Recht

und Gesetz geltend gemacht wurde und fast immer obsiegte, so viel gelesen worden ist. Es war den Leidenden und Unterdrückten ein Trost, zu erfahren, wie leicht sich beweisen lasse, daß jeder Tyrann und Unterdrücker unglücklich sei. Der Gedanke, daß der Schlechte stets unglücklich ist, daß also Schlechtigkeit eine Strafe, die Tugend aber an und für sich selbst ein Gut ist, wird nachher weiter ausgeführt, um zu zeigen, daß der Gute seinen Lohn und sein Glück in sich selbst trage. Dies leitet den Verfasser in den beiden letzten Abschnitten seines Werkes zu einem Gegenstande, der nachher der Hauptpunkt der Weisheit des Mittelalters, sowie der besseren und höheren Dichtkunst desselben geworden ist, bei dessen Entwickelung wir ihm aber hier nicht folgen können, weil sie uns in das Gebiet der streng wissenschaftlichen Theologie ziehen würde. Es ist die Frage über das Verhältniß der menschlichen Willensfreiheit zu der göttlichen Weisheit und ihren ewigen Rathschlüssen.

Die Tröstung der Philosophie fand während des Mittelalters überall, besonders aber in Italien, Niederdeutschland und England, sehr viele Leser, und ward häufig übersetzt und bearbeitet. Von diesen Bearbeitungen ist die des angelsächsischen Königs Alfred des Großen, der im neunten Jahrhundert lebte, die bei weitem interessanteste, weil sie uns am besten zeigen kann, wie man Boëthius Schrift auf die verschiedenartigsten Verhältnisse und Zustände des Lebens anwandte. Alfred befand sich, obgleich Boëthius nie König gewesen war, in einer ziemlich ähnlichen Lage, wie der römische Senator: er hatte den Gipfel der Ehre und Macht unter seinem Volke erreicht, und ward durch das Unglück von dieser Höhe ins Elend hinabgestürzt. Er arbeitete deswegen Boëthius Schrift von neuem aus, um sich durch den darin gebotenen Trost in seinen eigenen Widerwärtigkeiten zu erbauen, und zugleich die praktische Philosophie der besten heidnischen Weisen seinen Angelsachsen zugänglich zu machen, welche von ihren gelehrten Geistlichen durch Spitzfindigkeiten aller Art um das eigentliche Christenthum betrogen wurden. Alfred hat also für seine Zeit und sein Volk aus Boëthius Schrift eine populäre Philosophie gebildet, was nachher in ähnlicher Weise noch öfters im Mittelalter gethan worden ist, und noch heutiges Tages in Italien geschieht. Solche Bearbeitung mußte auf die eigentliche Volksbildung und auf die Poesie der christlichen Welt weit mehr Einfluß haben, als hundert gelehrte Abhandlungen. Es würde daher für die Erkenntniß des ver

ſchiedenen Charakters und der verſchiedenen Bedürfniſſe der Zeiten ſehr belehrend ſein, wenn wir die Art, wie Alfred bei ſeiner Bearbeitung verfuhr, vergleichend darlegen könnten; dies würde aber nur durch eine ſpecielle Verfolgung des Inhalts der Werke beider Männer und durch die Anführung und Gegeneinanderſtellung ganzer Stellen möglich ſein. Im Allgemeinen iſt zu bemerken, daß Alfred dem heidniſchen und ſtreng philoſophiſchen Werke des Boëthius einen chriſtlichen und gewiſſermaßen theologiſchen Charakter gegeben hat. Es galt ihm nämlich darum, des Boëthius Anſichten und Troſtgründe dem Gemüthe und der Faſſungskraft ſeiner halbgebildeten Angelſachſen nahe zu bringen. Er erweitert und umſchreibt daher die Gedanken, kleidet ſie in ein für ſeinen Zweck mehr paſſendes Gewand ein, und ſchiebt manchmal auch ſeine eigenen Gedanken unter. Boëthius Rede wird auf dieſe Weiſe zwar ſchwächer, aber auch einfacher und verſtändlicher, zugleich wird der Vortrag chriſtlich, was er bei Boëthius nicht iſt, und die philoſophiſchen Lehren werden zu einer Art von Volksmoral umgeſtaltet. Alfred's Bearbeitung zeigt aber deutlich, daß ihn dabei Erfahrung und Gemüth geleitet haben; auch huldigt der angelſächſiſche König, trotz der chriſtlichen Beziehung, die er den Worten des Boëthius gibt, der Mönchsanſicht vom Leben keineswegs unbedingt. Boëthius hat z. B. den Ruhm bei Menſchen nicht beſprochen; Alfred dagegen, der in einem heroiſchen Zeitalter lebte, zieht die Lehre des beſſeren heidniſchen Alterthums der Menſchenverachtung der Klöſter vor: er fügt einen Satz ein, in welchem er den guten Ruf als ein koſtbares und unvertilgbares Gut darſtellt. Kurz, des Boëthius tief durchdachtes Werk wird unter Alfred's Hand zu einem Volksbuch, ſeine philoſophiſchen Bemerkungen werden zu moraliſchen Betrachtungen, und das Buch mußte in dieſer Bearbeitung wie eine verſtändige erbauliche Predigt auf die Zeit einwirken.


00099699

Digitized with financial assistance from

HT Parekh
FOUNDATION

An Initiative by
HDFC
WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018